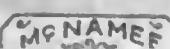
Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...





Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Achtzehnter Jahrgang. — Erster Band.
(Januar bis März 1893.)



Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XVIII.

(Januar bis März 1893.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

Achtzehnter Jahrgang

Preis vierteljährlich 6 Mark



Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

1893. Januar

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

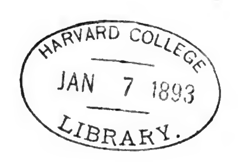
Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

1845

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Januar 1893.



Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

13./25. August. Trotz der großen Hitze läßt der Fürst die Garnison von Bukarest auf dem Felde bei Cotroceni manövrieren. Ein zahlreiches Publikum hat sich eingefunden, und die rumänische Begrüßung, mit welcher der Fürst an die Truppen heranreitet, ruft große Begeisterung hervor.

Der englische Generalkonsul Green stellt dem Fürsten den Baronet Moses Montefiori vor, der aus England eingetroffen ist, um sich über die Lage seiner israelitischen Glaubensgenossen in Rumänien zu unterrichten; derselbe muß eingestehen, daß nach seinen Ermittelungen keine Judenverfolgungen im Lande stattgefunden haben, und als Fürst Karl ihm zum Überfluß die Versicherung giebt, daß er religiöse Verfolgungen auch niemals dulden werde, und ihm dann eine Schilderung der moldauer Juden macht, verzichtet Montefiori auf eine Reise in die Moldau, welche ihm auch bei seinem vorgerückten Alter höchst beschwerlich geworden wäre.[1])

Mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit lädt Fürst Karl Sir Moses Montefiori für den folgenden Tag zur Tafel. —

Da viele hervorragende Politiker dem Fürsten ihre Mitwirkung bei der Bildung eines neuen Ministeriums versagen, dauert die Krisis fort.

15./27. August. Kirchweihfest in Cotroceni. Fürst Karl wohnt dem Gottesdienst daselbst bei und zieht den Metropoliten, die Minister und mehrere Militärs zur Frühstückstafel zu.

Weil es Marientag, also ein allgemeiner großer Feiertag ist, hat sich eine sehr zahlreiche Volksmenge eingefunden; der Fürst läßt derselben die Thore seines

[1]) Später, nach seiner Rückkehr nach England, hat Sir Moses Montefiori durch die Presse erklärt, daß man die rumänischen Zustände in zu düsteren Farben dargestellt habe: von Mißhandlungen der Juden könne dort keine Rede sein; denn der Fürst sowohl als die Minister seien von größter Toleranz, auch habe er und seine Mission daselbst das weiteste Entgegenkommen gefunden.

Parkes öffnen und begiebt sich mehrmals ohne Begleitung in ihre Mitte. Man begrüßt ihn mit brausendem Jubel, und er muß sich wiederholt auf dem Balkon des Schlosses zeigen.

Nachmittags spielt die Militärmusik, und im Gewühl des Marktes, der auf dem Plateau von Cotroceni abgehalten wird, sieht man zahlreiche Gruppen Hora tanzen.

17./29. August. Erst heute ist nach schweren Kämpfen das neue Ministerium zu stande gekommen. Niemand jedoch bringt demselben Vertrauen entgegen, und man weissagt ihm allgemein eine kurze Lebensdauer; die Presse des Inlandes begrüßt es höchst unsympathisch, und auch dem Auslande gegenüber ist es ohne Ansehen. Bis auf den Finanzminister sind alle seine Mitglieder der Linken entnommen: den Vorsitz führt St. Golesku; D. Bratianu und General Adrian sind mit Beibehaltung ihrer Portefeuilles aus dem letzten Ministerium verblieben. Der Finanzminister Steege ist ein siebenbürger Sachse, der mit einer Moldauerin verheiratet und in Rumänien naturalisiert ist; er ist Protestant, von deutscher Bildung und viel Verständnis in Finanzsachen. — Weniger glücklich ist die Wahl des Justizministers Arion und des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Terakiu. — Gusti, der bisherige Bürgermeister von Jassy, übernimmt Kultus und Unterricht, ein Mann von vortrefflichem Charakter, jedoch ohne Energie; gleich den beiden Letztgenannten besitzt er keinen politischen Einfluß.

Das Ministerium betont in seinem Programm die Absicht, die Landwirtschaft zu heben und die Verwaltung zu dezentralisieren.

J. Bratianu verabschiedet sich vom Fürsten; er gedenkt nach Paris zu gehen, da er die Nachricht bekommen hat, daß die Salzburger Kaiserbegegnung (Napoleon hat dort vom 18.—21. August dem Kaiser Franz Joseph einen Besuch abgestattet) für Rumänien von verhängnisvollen Folgen sei: man habe sich darüber geeinigt, Rumänien der großen Politik zum Opfer zu bringen, und Frankreich stehe darüber mit Österreich in Unterhandlung! — In bezug auf die inneren Schwierigkeiten rät Bratianu dem Fürsten zu baldiger Einberufung der Kammern.

22. August/3. September. Unter den Sträflingen, die unterhalb der Stadt an der Regulierung der Dimbowitza arbeiten, ist eine Meuterei ausgebrochen, bei deren Unterdrückung zwei Rädelsführer erschossen worden sind; Fürst Karl reitet selbst hin, um an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen und die Fortschritte der Arbeiten in Augenschein zu nehmen.

27. August/8. September. Der Fürst empfängt die Litterarische Gesellschaft, die ihm ihre Statuten unterbreitet und ihn bittet, ihr Ehrenpräsident zu werden.

Nachmittags unternimmt der Fürst mit allen Kavallerieoffizieren der Garnison einen Ritt, dessen Ziel ein Kiosk bei Panteleimon; hier bewirtet er dieselben sämtlich an seiner Tafel. Rückkehr zu Pferde spät abends bei Mondschein.

Die Ministerkrisis droht aufs neue auszubrechen: Steege und Terakiu wollen ihre Entlassung einreichen, weil der Justizminister eine große Anzahl von Richtern abgesetzt hat, und zwar mit motivierten Rapporten, die für die Betreffenden wenig schmeichelhaft sind. Nur wenn der Justizminister sich zur Zurücknahme

dieses Schrittes herbeiläßt, wollen die beiden (moldauischen) Minister im Amte bleiben.

29. August/10. September. Der Justizminister zieht vor, seine Entlassung zu geben; Fürst Karl nimmt sie an und überträgt das Portefeuille Herrn Argiropolu, einem Manne ohne Einfluß und politische Bedeutung.

30. August/11. September. Ermüdet durch diese Kämpfe und Schwierigkeiten verläßt der Fürst auf 8 Tage die Hauptstadt und macht einen Ausflug ins Oltthal. Bei seiner Rückkehr empfängt er folgenden Brief Kaiser Napoleons:

Paris, 5. Septembre 1867. pr. Bucarest, 5./17. Septembre 1867.

Mon cher Prince.

J'ai reçu la lettre que V. A. a bien voulu m'écrire au moment où je partais pour Salzbourg; depuis cette époque nous avons été toujours en voyage, c'est ce qui m'a empêché de vous répondre plus tôt.

J'ai parlé en effet au Prince votre Père de l'effet produit en France par certains actes du gouvernement de V. A., mais je ne me suis jamais cru autorisé à influencer votre décision quant au choix de vos ministres. Tout ce que je désire c'est que votre pouvoir se consolide, et que le peuple que vous avez été appelé à gouverner, soit prospère.

On est inquiet à Vienne des menés d'un certain parti qui voudrait lier des relations avec des coreligionnaires de la Transilvanie; je crois que votre gouvernement n'a rien à gagner en protégeant cette dangereuse propagande.

J'aurais été charmé de vous voir, mon Prince, mais nous partons demain pour Biarritz et nous ne reviendrons qu'à la fin d'Octobre.

Je vous prie de croire aux sentiments d'estime et de sincère amitié avec lesquels je suis de Votre Altesse

le bon Cousin

Napoléon.

Das in des Kaisers Briefe angedeutete Mißtrauen Österreichs gegen den rumänischen Nachbarn hat seinen Grund in dem seit der Februar-Revolution überall beobachteten Aufflackern des Nationalitätsgefühls; man fürchtet, daß die separatistischen Gelüste der ungarländischen Rumänen insgeheim von der rumänischen Regierung unterstützt würden, und dieses Mißtrauen hat naturgemäß eine Veränderung erfahren, seitdem nach den mißlungenen Experimenten mit dem Föderalismus und dem Zentralismus der österreichische Kaiserstaat nunmehr (im Frühling und Sommer 1867) zum Dualismus übergegangen ist und sich durch den Ausgleich mit Ungarn in die Österreichisch-Ungarische Monarchie verwandelt hat: die Magyaren in Pest, die um jeden Preis ihre ausschließliche Herrschaft über die transleitanische Reichshälfte sichern und behaupten wollen, zeigen sich noch weit nervöser in allen nationalistischen Fragen, als man es je in der Wiener Zentralregierung war. Die ungarländischen Rumänen aber, so kaisertreu sie sind, wollen den ungarischen Druck nicht dulden, und die Reibereien mehren sich täglich.

10./22. September. Fahnenweihe auf dem Felde von Cotroceni, daran sich schließend Verteilung der Fahnen an die gegen 5000 Mann zählende Nationalgarde. Der Fürst, welcher der Nationalgarde diese erste Fahne mit der Aufschrift: Mein Vaterland und mein Recht! verleiht, hebt in seiner Ansprache hervor, daß, wie das Heer, so auch die Nationalgarde berufen sei, die Stütze des Thrones zu bilden; es herrscht große Begeisterung unter der aus allen Kreisen der Hauptstadt rekrutierten Schar, so daß diese Feier nicht ohne Bedeutung für die allgemeine Stimmung der Bukarester Bevölkerung bleibt.

Am Nachmittag ist Preisschießen, an dem auch Abordnungen aus andern Distrikten Teil nehmen. Abends vereint der Fürst an seiner Tafel die Minister und die Offiziere der Nationalgarde; sein Toast wird von General Golesku erwidert.

12./24. September. J. Bratianu tritt seine geplante Reise nach Paris an; es wird seiner sympathischen Persönlichkeit sicher gelingen, die gegen ihn in den maßgebenden Kreisen bestehenden Vorurteile zu beseitigen.

15./27. September. Der Fürst wohnt im Saale des „Athenäums" der Schlußsitzung der Litterarischen Gesellschaft bei und wird von ihr zum Ehrenpräsidenten ausgerufen.

16./28. September. Plötzlich über Nacht ist Kälte und Schneefall eingetreten! Die ganze Landschaft ist weiß, und schwer drückt die vorzeitig gekommene Last auf die noch in vollem Blätterschmuck stehenden Bäume.

17./29. September. Die Kälte dauert an, der Schnee bleibt noch liegen, und viele große Äste im Park brechen ab. Der Fürst sieht das mit großem Bedauern, denn schon ist jeder Baum ihm bekannt und lieb.

Am heutigen Tage Anfrage nach Berlin in wichtiger Angelegenheit: da der Fürst beschlossen hat, das Heer mit Zündnadelgewehren zu bewaffnen, so ist es sein Wunsch, die Ausführung der Bestellung durch preußische Offiziere überwachen zu lassen.

Das rumänische Heer besitzt nur für 15 000 Mann Minié-Gewehre; der Rest ist mit ganz veralteten Schußwaffen verschiedener Kaliber und Systeme ausgerüstet. Munition ist in so geringer Menge vorhanden, daß man fast sagen könnte, es wäre keine vorrätig; Pulver wird nur in kleinen Quantitäten im Lande bereitet.

18./30. September. Der Schnee ist — unerhört für diese Jahreszeit — immer noch nicht weggetaut. Gegen Abend jedoch setzt milderes Wetter ein.

Die politische Lage ist außerordentlich schwierig. Der Fürst erhält aus Berlin die Nachricht, daß es in Frankreich einflußreiche Persönlichkeiten giebt, welche Kusa zu Wühlereien in Rumänien ermuntern. Auch die innere Lage wird durch eine latente Ministerkrisis zu einer unerquicklichen. Der Finanzminister Steege will zurücktreten, da die Kredite zur Bestreitung der dringendsten Ausgaben fehlen. — So haben die zur Disposition (nonactivité) stehenden Offiziere seit zwei Monaten ihre Bezüge nicht erhalten! — Auch im Handel macht sich große Geldknappheit fühlbar. All' das hat eine allgemeine Unzufriedenheit her-

vorgerufen, die sich in geheimen Umtrieben gegen die Regierung Luft macht, da man natürlich die letztere und sogar den Fürsten für die oben erwähnten Unzuträglichkeiten verantwortlich macht. Außerdem die ausgesprochene Feindseligkeit der österreichischen und der französischen Presse, sowie die von Rußland geschürte antidynastische und separatistische Bewegung in der Moldau! — Der Fürst braucht wahrlich das ganze feste Vertrauen in die Zukunft, das ihn immer noch beseelt, und seine ganze Ruhe dazu, um all' den Schwierigkeiten stand zu halten. — Daß er, nur von Mißtrauen und Übelwollen umgeben und des Ernstes der Lage sich voll bewußt, den Mut doch nicht sinken läßt, ist ihm sehr hoch anzurechnen.

23. September/5. Oktober. Ein wahrer Trost und eine freudige Ermutigung wurde dem Fürsten heute durch folgende, Burg Hohenzollern datierte Depesche König Wilhelms zu Teil:

„Am heutigen Einweihungs-Feste unserer Stammburg Hohenzollern verleihe ich Dir das Groß-Komthur-Kreuz des Hohenzollern-Ordens. Herzliche Grüße von Augusta, Deinem Vater, Fritz-Wilhelm, Leopold, Antoinette und Fritz. Die Einweihung ist glücklich vollzogen. —

Wilhelm."

Der König und die Königin von Preußen haben sich, begleitet vom Kronprinzen, am 4. Oktober von Baden-Baden nach Hechingen begeben, wo sie mit den Mitgliedern der Fürstlich-Hohenzollern'schen Familie zusammentrafen; am folgenden Tage erfolgte die Einweihung der Zollernburg, die auf gemeinschaftliche Kosten des Königs von Preußen und der beiden süddeutschen Zweige des Hohenzollern-Hauses (Sigmaringen und Hechingen) vollständig wieder hergestellt worden ist. — Die erste Anregung zu dieser That geschichtlicher Pietät hatte noch König Friedrich Wilhelm IV. gegeben, als er 1850 auf der Burg Zollern die Huldigung entgegennahm; bald darauf war auch die Arbeit begonnen worden.

24. September/6. Oktober. Fürst Demeter Ghika hat Audienz beim Fürsten, um ihm seine Befürchtungen über die innere Politik zu unterbreiten; er glaubt, daß das Ministerium der sehr ernsten Lage nicht gewachsen ist: In der Moldau greift die antidynastische Bewegung rasch um sich, die Separatisten veranstalten Demonstrationen, die über ihre Ziele keinen Zweifel mehr lassen. — Nur energische Maßregeln können eine Katastrophe abwenden, meint Fürst Ghika, und allein ein Ministerium, das den beiden Parteien des Landes entnommen ist, vermag Herr der Lage zu bleiben.

In Bakau sind Unruhen ausgebrochen, welche unangenehme Auseinandersetzungen mit dem österreichischen Generalkonsulate zur Folge haben. Zur Zeit des ungarischen Aufstandes nämlich war in Bakau ein Waffendepot errichtet worden; dasselbe sollte jetzt nach Bukarest geschafft werden, aber die Nationalgarde von Bakau, die sich die Waffen selbst aneignen will, zeigt sich widersetzlich.

30. September/12. Oktober. Finanzminister Steege giebt seine Demission. Dadurch wird das Ansehen des Ministeriums noch weiter geschwächt und die Schwierigkeit der Lage erhöht.

P. Mavrogheni, der frühere Minister des Äußern, stellt dem Fürsten den Vertreter eines Konsortiums österreichischer und englischer Kapitalisten, von Ofenheim, vor; das Konsortium hat den Bau einer Eisenbahn durch die Bukowina übernommen und erbietet sich, dieselbe nach Rumänien hinein, vorläufig durch die Moldau bis nach Galatz, fortzuführen.

Da der Fürst seit seiner Ankunft sich ernstlich mit der Frage der Aufschließung des Landes durch Schienenwege beschäftigt hat, bringt er diesem Vorschlage ein wohlwollendes Interesse entgegen und fordert die Detailpläne ein, um sie persönlich zu prüfen, bevor sie dem Ministerrat zur Beschlußfassung vorgelegt werden.

1./13. Oktober. Einweihung der restaurierten Antimskirche (in Bukarest) durch den Bischof von Argesch; der Fürst wohnt der Feierlichkeit bei.

Nachmittags begiebt er sich nach Panteleimon zur Prämienverteilung der Ackerbau- und Viehzucht-Ausstellung, der ersten, die bisher im Lande stattgefunden. Dankbar heben es die Ansprachen der Komiteemitglieder hervor, daß der Fürst es war, der die Anregung zu diesem für die Hebung der Landwirtschaft wichtigen Unternehmen gab. —

Im Orient dreht sich die Politik immer noch um den Aufstand auf Kreta; im Westen fängt die römische Frage an, die Gemüter zu beunruhigen.

Die Zustände auf Kreta sind so ziemlich die nämlichen geblieben: Die Kandioten verlangen jetzt nichts Geringeres als die Einverleibung in Griechenland; letzteres unterstützt die Aufständischen nach Kräften und wird selbst wieder von Rußland unterstützt; König Georg fand zwar beim offiziellen England und Frankreich eine kühle Aufnahme, doch erhielt er von Kaiser Napoleon allerlei Zusicherungen, und der Hof von St. Petersburg, an dem er wegen seiner bevorstehenden Vermählung weilt, nimmt sich der griechischen Sache warm an. — Die Türkei aber hatte den Großvesier Ali Pascha selbst mit den weitestgehenden Vollmachten nach Kreta gesandt, um die Insel zu pazifizieren — sogar zur Konzession eines christlichen Generalgouverneurs hatte sie sich entschlossen —; da jedoch vollzog sich in Konstantinopel ein Umschwung in bezug auf diese endlose Frage: der Sultan hat die Einmischung der Fremden und die Politik des Nachgebens, die zu nichts führt, endlich satt und gedenkt sich nun sein Recht mit Waffengewalt wieder zu erobern. Augenblicklich, beim Herannahen des Winters, sind die türkischen Truppen allerdings in großem Nachteil gegen die ortskundigen und im Gebirgskriege sehr erfahrenen Einheimischen, aber der Sultan hat beschlossen, seine Streitkräfte daselbst bis auf 80000 Mann zu bringen, — das wird jedenfalls genügen, um die Ruhe wiederherzustellen. Schwer verständlich ist nur, woher die Mittel zu solcher Kriegsrüstung genommen werden sollen. Dazu kommt, daß Griechenland eine Übereinkunft mit Serbien abgeschlossen hat, sodaß die Pforte auch von jener Seite bedroht wird. —

Vom 2.—3. (14.—15.) Oktober finden die ersten planmäßigen und die Kriegstüchtigkeit der Truppe wirklich erhöhenden Manöver statt.

2./14. Oktober. Die Garnison Bukarests, zwei Infanterie-Regimenter zu zwei Bataillonen, ein Jägerbataillon, drei Batterien zu vier Geschützen und ein

Ulanenregiment, steht in Rendezvousstellung auf dem Felde von Cotroceni, wo das Manöver, nach der vom Fürsten gegebenen Disposition, seinen Anfang nimmt, um sich in drei verschiedenen Gefechtsbildern abzuspielen. Nach einem Marsche von 30 km wird bei einbrechender Nacht ein Biwak bezogen; der Fürst vereinigt sämtliche höheren Offiziere an seiner Tafel und biwakiert dann inmitten seiner Truppen.

3./15. Oktober. Rückmarsch nach Bukarest unter stetem Geplänkel und Manövrieren. Vor den Thoren der Stadt beruft der Fürst die Offiziere zur Kritik: Es hat sich ein großer Mangel an Schulung bemerkbar gemacht, und der Fürst hat sehen können, wie viel noch zu leisten ist, bis sein Heer ein kriegstüchtiges sein wird, doch vergißt er nicht, entschuldigend hervorzuheben, daß bisher den Offizieren noch niemals Gelegenheit gegeben worden, Gefechtsbilder im Terrain zur Darstellung zu bringen und sich in der Führung zu üben.

In Anlaß dieser ersten Manöver befördert der Fürst mehrere Offiziere in höhere Chargen; in politischen Kreisen ist man darüber unzufrieden, weil der Fürst auch einige der Regierung nicht genehme Männer in die Beförderungsliste mit aufgenommen hat, und der Kriegsminister stößt sich daran, daß sein Rat nicht vorher eingeholt wurde. Der Fürst aber hat absichtlich diese Ernennungen selbständig vollzogen, um manche Ungerechtigkeiten gutzumachen, die ohne sein Vorwissen aus politischen Beweggründen begangen wurden. In der Armee hat das einen sehr günstigen Eindruck gemacht und die Hoffnung hervorgerufen, fortan nicht mehr wie früher in die Kämpfe der politischen Parteien mithineingerissen zu werden.

4./16. Oktober. Mit von Ofenheim wird ein provisorisches Abkommen wegen des Baues der Eisenbahn Suceawa — Jassy — Galatz — Bukarest abgeschlossen. Schon 1862 waren mit demselben Unternehmer Verhandlungen gepflogen worden, hatten aber einen so schleppenden Verlauf genommen, daß darüber der richtige Zeitpunkt für den englischen Geldmarkt versäumt wurde; letzterer zeigte sich damals der geplanten Unternehmung überhaupt nicht günstig wegen der noch nicht gesicherten Anschlüsse an ein ausgebautes, österreichisches Bahnnetz.

Obwohl nun seither die Eisenbahnen Österreichs in starker Zunahme begriffen, und eine Anschlußbahn bis an die rumänische Grenze bereits in Bau genommen ist, haben die finanziellen Verhältnisse sich nicht gegen 1862 gebessert: die Materialienpreise sind gestiegen, und das Publikum ist nach den großen Verlusten, die es bei englischen Bahnbauten erlitten hat, nicht mehr geneigt, seine Kapitalien an derartige Unternehmungen zu wagen; daher sind die Bedingungen des Konsortiums Ofenheim keine besonders günstigen, wenn auch immerhin ähnliche, wie sie Österreich für die Rudolfs-, Franz-Josephs- und Siebenbürgener Bahnen bewilligt hat.

Die Bahn soll abschnittsweise gebaut werden und mit der Strecke Suceawa — Jassy — Roman (172,6 km) beginnen.

Ofenheim unterzeichnet das Abkommen im Namen von Fürst Sapieha, Graf Borkowski, Dr. Giskra (Österreicher) und Th. Brassey, L. M. Rate, Drake (Engländer). — —

16./28. Oct. Der Fürst empfängt Herrn Cogalniceanu, welcher, gleich dem Fürsten Ghika, die Lage in der Moldau für sehr ernst hält; außerdem befürchtet derselbe gefährliche Verwickelungen der auswärtigen Politik, da Frankreich, Rußland und Österreich Rumänien feindlich gesinnt sind. — Der Besuch des Kaisers Franz Joseph in Paris hat die nach der Salzburger Zusammenkunft verbreiteten Gerüchte wieder auftauchen lassen, daß Frankreich geneigt sei, Rumänien zu opfern.

Augenblicklich dreht sich jedoch das Hauptinteresse der Westmächte um die römische Frage: Frankreich hat dem Papste seinen unbedingten Schutz zugesagt, aber Garibaldi mit seinen Freischärlern steht bereits an der Grenze des Kirchenstaates. —

Fürst Karl Anton schreibt seinem Sohne, daß Bratianu ihn aufgesucht, und daß er mit ihm mancherlei interessante Dinge besprochen habe; Bratianu sei ihm wiederum als ein Mann von hoher Begabung, wirklicher Herzensbildung und scharfem Verstande erschienen, und er habe die Überzeugung, daß er seinem Herrscher wahrhaft anhänglich und ergeben sei. „Er bleibt jedenfalls nach wie vor der Mann der Situation und der Zukunft. Da er jetzt vielleicht sich nicht zum Premierminister eignet, wegen des immer noch zu menagierenden französischen Einflusses, kann er dem Lande hinter den Kulissen besser dienen als auf der politischen Bühne selber!" —

18./30. Okt. Das französische Expeditionskorps landet in Civitavecchia; Garibaldi steht vor Rom, obgleich der König von Neapel in einem Manifest von jedem Unternehmen gegen den Papst abgemahnt hat.

25. Okt./6. Nov. Die rumänischen Kammern treten zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, die der Ministerpräsident im Namen des Fürsten eröffnet. Die Thronrede sagt, daß die gesetzgebenden Körperschaften berufen seien, um verschiedene Kredite zu bewilligen, ohne welche die Verwaltung nicht weiter zu führen sei; außerdem wären mehrere notwendige Gesetze zu votieren: in erster Linie ein solches über die Heeresorganisation, über die Vermehrung des Materials und die Verbesserung der Bewaffnung, ferner über die Konzession der Bahnlinie Suceawa — Jassy — Galatz — Fokschani — Bukarest, die besonders für die Moldau von Wichtigkeit sei und für die das Ministerium schon einen provisorischen Vertrag abgeschlossen habe; ferner läge der Kammer noch die Entscheidung ob über verschiedene andre von der früheren Regierung bewilligte Konzessionen, welche sofortige Erledigung verlangten. — Zum Schluß fordert die Regierung Indemnität für die außerordentlichen Kredite, die sie hat eröffnen müssen, um der Gefahr vorzubeugen, daß die Verwaltung lahmgelegt werde.

J. Bratianu ist aus Paris zurückgekehrt. Er rät dem Fürsten zu baldiger Auflösung der Kammer: nur dadurch sei die Lage zu klären.

26. Okt. /7. Nov. Demetertag. Wie alljährlich große Feierlichkeit in der Metropolie. Der Fürst wohnt dem Gottesdienste bei und lädt den greisen Metropolit-Primas abends zur Tafel. Letzterer bringt einen Trinkspruch auf den Fürsten als Schutzherrn der rumänischen Kirche aus.

28. Okt./9. Nov. Der Fürst ernennt J. Bratianu zum Finanzminister! — Es entspricht dem mutigen Charakter des jungen Landesherrn. daß er zwar dem französischen Kaiser die formale Genugthuung nicht verweigerte, aber dem energischen Bratianu wieder eine leitende Stellung überweist, sowie das Bedürfnis der inneren Politik es erheischt.

Das Finanzdepartement hat sich in den letzten Wochen nicht bessern können, sondern ist in wahrhaft desolatem Zustande: seit zwei Monaten überhaupt kein Gehalt mehr ausbezahlt! Das Geld mangelt überall; die Rural-Bons, zehnprozentige Obligationen, welche der Staat zur Zeit der Bauernemanzipation als Entschädigung für die von den Grundbesitzern abgetretenen Ländereien ausstellte, werden zu 65 notiert!

Jetzt sollen zur Deckung der allernötigsten Zahlungen zehn- und zwölfprozentige Schatzscheine ausgegeben werden.

31. Oktober/12. November. Der Ministerrat beschließt mit motiviertem Rapport die Auflösung der Kammer, welche erst vor einem Jahre unter derselben politischen Konstellation gewählt wurde; Teriakiu reicht infolge dessen seine Entlassung ein, und der Ministerpräsident übernimmt ad interim dessen Portefeuille.

1./13. November. Die Kammerauflösung wird dekretiert. Der Fürst hat sich durch all' die Warnungen, die ihm von seiten vieler Politiker noch in letzter Stunde zugekommen sind, nicht beirren lassen, er will diesem unerträglichen Zustande ein Ende machen. Um ihn einzuschüchtern, weissagt man ihm, daß es bei den Neuwahlen zum förmlichen Bürgerkriege kommen werde; der Fürst aber, der das Land jetzt aus eigener Erfahrung kennt, hat festes Vertrauen zu seiner politischen Reife und zu Bratianu's Mäßigung.

Der Rapport faßt die Motive, die den Ministerrat zu seinem Schritte bewogen, ungefähr folgendermaßen zusammen:

Die gegenwärtige Kammer ist bald nach der Thronbesteigung des Fürsten und nach der Einführung der Konstitution gewählt worden, d. h. zu einer Zeit, wo das Volk weder die Richtung kannte, die sein Herrscher einzuschlagen gedachte, noch sich genügend mit der neuen Verfassung hatte vertraut machen können; die Folge dieser Unkenntnis und dieser Verwirrung der politischen Begriffe war zunächst eine verkehrte Anwendung des Wahlgesetzes: bei strenger Wahlprüfung hätte die volle Hälfte der Gewählten gleich kassiert werden müssen! — Diese Verwirrung aber ermöglichte es vielen unlauteren Elementen, ihre persönlichen Interessen zu verfolgen oder ihren politischen Leidenschaften Luft zu machen.

Schon beim Zusammentritt der Kammern war es der Regierung ersichtlich geworden, daß deren Zusammensetzung stets die Bildung einer festen Mehrheit vereiteln werde, für die eine Parteifärbung wie für die andre: Das in drei Fraktionen zerfallende Haus legte die Regierung fast vollständig lahm. So wurde die Budget-Beratung, die vor dem Schluß des Jahres hätte beendet sein sollen, erst im Januar begonnen, und selbst dann wurden die Verhandlungen so schleppend geführt, daß das Budget mit schweren Unzulänglichkeiten ins Leben trat, und daß viele der wesentlichsten Gesetzesanträge, deren Erledigung im dringendsten Landes-

interesse lag, überhaupt nicht auf die Tagesordnung kamen. Endlich, Ende Februar, hatten die Fraktionen sich wenigstens so weit geeinigt, um dem Kabinet ein Mißtrauensvotum zu geben. Infolgedessen entnahm, der Verfassung gemäß, der Fürst sein neues Ministerium der eben gebildeten Majorität, — aber ohne daß dadurch der Zustand gebessert ward, denn die Mehrheit von gestern zerfiel heute wieder in jene drei Fraktionen. So wurde die Tagung geschlossen, ehe die Kammer ihre Pflichten dem Volke gegenüber erfüllt hatte.

Jetzt, im Herbst, bei der Wiedereröffnung der Kammer, durfte das Ministerium sich also nicht wundern, wenn es sich von neuem vor diesem Geist der Parteiintrige und der Negation fand. Wäre die letztere nicht soweit gegangen, in einer Interpellation dem Landesherrn das Recht zu bestreiten, seine Minister sich zu wählen, ja, wäre die Parteiintrige nicht zum offenen Angriff gegen die Basis des Staates, die Vereinigung der Moldau und der Walachei, ausgeartet, so hätte das Ministerium vorgezogen, seine Entlassung zu geben und dem Fürsten zu raten, ein neues Kabinett sich aus der Kammer zu wählen. — Da jedoch durch Mitglieder dieser Kammer das Land vor ganz Europa derart kompromittiert ward, daß man geneigt sein konnte, Rumänien die Fähigkeit abzusprechen, sich selber zu regieren, und da keine Hoffnung blieb, ohne einen neuen Appell an die Wähler irgend ein Werk zu einem gedeihlichen Ende zu führen, und schließlich der Kredit des Landes hierdurch aufs bedenklichste erschüttert wurde, so haben die Minister den Fürsten um das Auflösungsdekret ersucht und dasselbe erhalten. — — —

Dem Senate wird in diesem ministeriellen Berichte vorgeworfen, daß er die Zeit mit unnützen Zänkereien verloren, Obstruktionspolitik getrieben habe und in dieser Sitzungsperiode noch nie beschlußfähig gewesen sei.

Daher wird, wie die zweite Kammer, so auch der Senat aufgelöst. —

Die Erregung ist für den Augenblick sehr groß. Selbst des Fürsten Vater in Düsseldorf ist durch den früheren Minister D. Sturdza, der aus Paris dieser Angelegenheit wegen zu ihm geeilt ist, in große Unruhe versetzt worden.

„Beweggrund seines Kommens ist einzig und allein, mich auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche Dein Ministerium durch die Kammerauflösung und die Neuwahlen über das ganze Land heraufbeschworen hat. Sturdsa sieht ungemein schwarz in die Zukunft, hält die Stellung der Moldau für sehr zweifelhaft und glaubt an eine Aufregung, die wohl leicht zu erzeugen war, schwer aber zu dämpfen sein wird. Rosetti im Hintergrunde, Bratiann auf der Schaubühne, und die Allianz mit den Kusisten sind ihm gefahrdrohende Erscheinungen und Thatsachen.

„Er spricht von seiner dynastischen Ergebenheit und Anhänglichkeit für Dich, bekennt sich zur liberalen Partei und redet der Versöhnung der Parteien das Wort. Er macht einen guten Eindruck und scheint Land und Leute zu kennen.

„Ich nehme seine Mitteilungen als dankenswerte Auffassung, konnte mich aber in keine Diskussion einlassen, weil ich erstens großes Vertrauen in Bratianu setze, und dann, weil ohne Kenntnis der Verhältnisse in einem von Parteien

aller Art geteilten Lande aus großer Entfernung jedes Urteil ohne Fundament erscheinen muß.

„Meiner Ansicht nach sind Konsequenz und Energie in den Bestrebungen der gouvernementalen Thätigkeit die ersten Haupterfordernisse — ob man noch Besseres thun könnte, wenn man davon überzeugt ist, daß man das Gute erstrebt, ist am Ende gleichgültig, wenn die Mittel immer loyal und gerecht, gesetzlich und moralisch sind! Denn wo hört das Gute auf und fängt das Bessere an?

„Ich habe mich deshalb nicht von der Auffassung Sturdsa's allarmiren lassen, obgleich ich ihm dankbar war, daß er fortwährend Teilnahme für Deine Person beweist. Ich forderte ihn auf, die mir gemachten Mitteilungen und Wahrnehmungen in Form eines Memoire's Dir zu übersenden, indem es Dir nur höchst dienlich und von hohem Interesse sein könne, divergirende Ansichten, wenn sie auf Überzeugung beruhen, auch von andrer Seite, zumal von einer uneigennützigen, zu hören. Ein Fürst und Regent muß alle Ansichten in Erfahrung bringen, handeln aber muß er nach bester eigener Erkenntnis und nach Maaßgabe des in seine Organe gesetzten Vertrauens.

„Jedenfalls war mir die Konversation Sturdsa's interessant, und in manchen Dingen mag er richtig sehen. Sollte man sich mit den Kusisten versöhnen wollen, um mit ihnen zu gehen, so läge darin die Allianz der Moral mit der Immoral; — will man sie aber unschädlich machen und nicht mit ihnen regieren, so ist ersteres eine politisch erlaubte Selbsthülfe.

„Ich überlasse Dir, ob Du Bratianu von diesem Vorfall Kenntniß geben willst; — vielleicht ist es besser, daß er es ignorirt, um die politischen Feindschaften nicht zu vermehren.

Gott erleuchte Dich!"

3./15. Nov. Der Fürst empfängt den neu ernannten preußischen Generalkonsul Grafen Keyserlingk-Rautenburg, der bisher Botschaftsrat in St. Petersburg war; er bringt aus Berlin warme Empfehlungsschreiben, darunter eins vom Kronprinzen, mit und macht einen angenehmen Eindruck.

5./17. Nov. Bei den heutigen Sonntagsaudienzen geben viele Politiker dem Fürsten ihre kaum zu bemeisternde Erregung über die Kammerauflösung kund; einige erklären dieselbe für einen inkonstitutionellen Akt.

7./19. Nov. Feierlicher Empfang, mit hergebrachtem Zeremoniell, des Grafen Keyserlingk, der nicht nur für Preußen, sondern für den Norddeutschen Bund akkreditiert ist. Herr v. Rundstedt, Leutnant von den preußischen Gardehusaren, ist dem Generalkonsulat attachiert worden, um der Norddeutschen Vertretung in Bukarest erhöhten Nachdruck zu geben.

9./21. Nov. Das Kabinett wird modifiziert: den Vorsitz behält St. Golesku, das Innere übernimmt J. Bratianu; letzterer ist die Seele des Ministeriums, seine Kollegen haben geringen Einfluß. — Die öffentlichen Arbeiten übernimmt der Ingenieur Donici, ein Moldauer und politisch wenig bekannter Mann. —

J. Bratianu's Bruder Demeter geht ins Ausland, zunächst nach Wien, um Stimmung für Rumänien zu machen. Freilich leugnet der rumänische Vertreter am Pariser Hofe, daß man in Wien Rumänien feindlich gesinnt sei: er habe seine Informationen direkt von der französischen Regierung.

19. Nov./1. Dez. Bei herrlichem Wetter Jagd an der Donau mit zahlreichen geladenen Teilnehmern. Fürst Karl erlegt einen Wolf und verbringt die Nacht mit seiner Gesellschaft in einem Dorfe.

20. Nov./2. Dez. Ein abermaliges Treiben wird veranstaltet. Im ganzen kommen fünf Wölfe, ein Wildschwein, mehrere Füchse und vierzig Hasen zur Strecke. Abends sechs Uhr Rückkehr nach Bukarest.

30. Nov./12. Dez. Fürst Karl besucht das pädagogische Institut, ein Volksschullehrer-Seminar, welches der Anregung und größtenteils auch der Freigebigkeit des Fürsten sein Entstehen dankt: Um diese sogenannte Normalschule, die seinen Namen trägt, ins Leben zu rufen, hat er 12000 Dukaten (150000 Frcs.) gespendet. Einstweilen, bis zur Fertigstellung eines eigenen Gebäudes, ist dieselbe in einem gemieteten Hause untergebracht, welches für die Aufnahme von 120 Zöglingen eingerichtet wurde. Letztere erhalten daselbst Unterricht, Nahrung und Kleidung; nach abgelegtem Examen werden sie als Volksschullehrer hinausgeschickt werden.

Das Schulwesen, vor allem auf dem platten Lande, liegt noch sehr im argen; kaum zehn Prozent der Bevölkerung können lesen und schreiben. Dieser traurige Zustand wird sich aber nun bessern, da aus der Normalschule fortan ein jährlich sich mehrender Stamm tüchtig vorgebildeter Lehrer hervorgehen wird. — Der Fürst ist fest entschlossen, dem Schulwesen alle mögliche Sorgfalt zuzuwenden, denn er ist überzeugt, daß die Hebung des allgemeinen Bildungsgrades das sicherste Mittel ist, um die Schäden, die er im Leben des rumänischen Volkes gewahrt, allmählich verschwinden zu lassen.

10./22. Dez. Beginn der Wahlen im vierten (bäuerlichen) Kollegium. Viele Proteste wegen Wahlbeeinflussung gehen an den Fürsten ein; die Wahlbewegung ist überhaupt eine sehr erregte.

13./25. Dez. Wahlen im 3. Kollegium (städtischer Mittelstand). In Bukarest verläuft alles ruhig: Die Liberalen haben gesiegt und alle ihre Häupter, die beiden Bratianu, Rosetti, N. Golesku ꝛc., durchgebracht.

Im Senat, dessen Kollegien dem Großgrundbesitz gehören, ist die liberale Mehrheit weniger überwältigend, doch immerhin eine festgeschlossene.

So endet das Jahr mit einem großen Wahlerfolge des Ministeriums! —

(Fortsetzung folgt.)



Geteilte Liebe.

Erzählung
von
Heinrich von Anzenberg.

Es sind jetzt vier Jahre her, daß mich das schwere Leiden eines meiner Angehörigen zwang, meinen Urlaub in Aussee zuzubringen, das sich wegen seiner köstlichen Luft, Höhenlage und prachtvollen Umgebung mehr und mehr zu einem Kurorte ersten Ranges zu erheben strebt.

Meinem Pflegebefohlenen war die strengste Ruhe verordnet; nur wenige Stunden des Tages war es mir im ganzen vergönnt, seine Gesellschaft zu teilen. Die Besuchsstunden waren aber ungünstiger Weise so eingerichtet, daß ich niemals weitere Ausflüge unternehmen konnte; meine Ausgänge beschränkten sich darum meist auf den Kurplatz, woselbst zweimal des Tages ein kleines, aber gut geschultes Orchester konzertierte. Dort konnte man alles mustern, was Aussee faßte; die Gesunden und Lebensfrohen bildeten das Hauptkontingent, daneben gab es freilich auch viel blasse Gesichter, da der Ort gerade seit einiger Zeit von den Ärzten mit Vorliebe den Nerven- und Brustkranken empfohlen wurde.

Besonders erregte meine Aufmerksamkeit ein schwer kranker, in der Mitte der Vierziger stehender Mann, welcher im Gegensatz zu den andern Leidensgenossen nicht auf dem Rollstuhl bewegt, sondern in einer uralten, geschlossenen Sänfte — ich glaube, es war die einzige im Orte — hin- und zurückgetragen wurde. War das Wetter nur etwas erträglich, so fehlte er niemals beim Konzert; dabei nahm er fast immer auf derselben, etwas abgelegenen Bank Platz, um von dort den Klängen der Musik zu lauschen. Die Kleidung war der vornehmen Haltung der ganzen Figur angemessen. Das von einem dunklen Vollbart umrahmte Gesicht trug die Spuren einer furchtbaren Krankheit. Todesbläſſe, tiefliegende Augen, der Hals geschwunden, wie ich es als sicheres Anzeichen schwerer Lungenkranker kannte. So oft ich den Leidenden sah, ergriff mich das tiefste Mitleid und die lebhafteste Teilnahme an seinem Schicksal. Von seinen Trägern konnte ich nur soviel herausbringen, daß es ein Deutscher sei, der in die bekannte Dr. Schreiber'sche Nervenanstalt „Alpenheim" seine Zuflucht genommen. Um mehr zu erfahren, war ich schon angewiesen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. In dieser Absicht ließ ich mich eines Tages zur Musikzeit auf der Bank nieder, die er sich als Lieblingsaufenthalt ausgewählt hatte. Bei seinem Nahen einen scheuen Blick auf mich werfend, war er bereits im Begriffe zurückzutreten, als er sich überzeugte, daß auch die Nachbarplätze nicht mehr völlig frei seien. Dies bestimmte ihn, nun doch neben mir Platz zu nehmen. Ich wollte ihn an diesem ersten Tage erst vertrauter machen und richtete deshalb absichtlich kein Wort an ihn, ganz in die Lektüre meines Buches versenkt. Am folgenden Tage saßen wir daselbst wieder nebeneinander; er hatte sich der Bank dies Mal

mit einem Gruße genähert und brach zu meiner Überraschung auch selbst das Schweigen, wozu ein ihm unbekanntes Musikstück den Anlaß bot. Von da ab wurden wir jeden Tag bekannter. Schon am dritten Tage wagte ich es, das Gespräch auf seinen Gesundheitszustand zu lenken. Er war, was ich geahnt, ein völlig aufgegebener Lungenkranker, dessen Leben nur noch an einem schwachen Faden hing. Zu seinem Hauptleiden hatten sich alle jene gesellt, welche diese Krankheit mitunter zu einer so verheerenden machen: äußerste Blutarmut, hochgradiges Fieber, Appetit- und Schlaflosigkeit, verminderte Herzthätigkeit, ein wahrer Rattenkönig von Krankheitserscheinungen. Alle medizinischen Fakultäten der Welt hätten diesem ganz gebrochenen Körper nicht wieder Lebenskraft einflößen können.

Sein Arzt, der auch meinen Pflegebefohlenen behandelte, bestätigte mir noch mehr, als der Kranke wußte. Er sei ein unrettbarer Todeskandidat, sein Leben zähle nicht mehr nach Monaten, nur nach Wochen. Nur infolge seiner riesigen Energie sei er noch so weit auf dem Posten. Die Todesursache könne schon mit mathematischer Sicherheit prognostiziert werden. Das letzte, noch nicht angegriffene Läppchen Lunge würde wohl noch die Reise nach dem Süden aushalten und daher gestatten. Das Schlimmste seien aber die Geschwüre, die sich bei dem Kranken periodisch bildeten. Den letzten operativen Eingriff habe der Patient noch überstanden. Bei dem Versuche einer nächsten Operation würde derselbe aber unter dem Messer liegen bleiben. Wie es ende, wolle er mir lieber gar nicht sagen.

Bei dieser schrecklichen Perspektive faßte mich nur noch größeres Mitleid mit dem Ärmsten, und ich beschloß, alles zu thun, was nur immer geeignet war, die letzten Tage desselben noch mit einigen Lichtblicken zu versehen. Die Disposition des Kranken begünstigte mein Vorhaben. Seit seiner Anwesenheit in Aussee hatte derselbe niemanden gefunden, an den er sich hätte anschließen wollen. Der Verkehr mit den Kranken im „Alpenheim" hatte ihn keine sympathische Persönlichkeit kennen lernen lassen. Ich war der Erste, der ihm eine wahre Freundeshand hinstreckte und aus dessen ganzer Haltung er lesen konnte, wie aufrichtig es mich verlangte ihm meine schwachen Liebesdienste anzutragen. Seine Mittel schienen ihm nicht zu gestatten, mit einem Begleiter oder Krankenpfleger zu reisen; dies erhöhte sein Bedürfnis nach einer fremden Stütze. Schon nach Verlauf von acht Tagen durfte ich mir denn auch die Erlaubnis erbitten, ihn in seinem Heim besuchen zu dürfen; gern wollte ich ihm bei Erledigung seiner Korrespondenz behilflich sein, ihm die Mühe, die Feder selbst noch zu führen, ersparen. Ich konnte mir wohl denken, daß er manches zu ordnen, manches zu schreiben habe, was er nicht einem jeden Dritten anvertrauen oder diktieren könne.

Mein Anerbieten wurde denn auch dankbar angenommen, und seit dieser Zeit war ich jeden Tag zum mindesten zwei bis drei Stunden sein Gesellschafter. Nach Erledigung der Briefschaften las ich ihm meist die Zeitungen vor; demnächst begleitete ich ihn zum Konzert, half ihm beim Verlassen und Betreten des

alten Rumpelkastens und folgte dann mit ihm den Aufführungen der Kurkapelle, die seinem armen Herzen die Leiden der Gegenwart verscheuchen zu wollen schienen. Als eines Tages ein flotter Walzer von einem Potpourri aus Carmen abgelöst wurde, erschrak ich über die Aufregung, in die ihn diese Konzertnummer versetzte. Sein Auge glänzte plötzlich zu wildem Feuer auf; er hob den Stock, als wolle er den Takt zu dem Stücke schlagen, und begleitete die wild-melancholischen Stellen mit seiner dünnen, sterbenden Stimme. Als das Stück zu Ende war, brach er förmlich in sich zusammen; ich glaubte ihn einer Ohnmacht nahe. Ich zog deshalb rasch das Kognakfläschchen, das ich auf ärztlichen Rat stets mitführen mußte, stärkte ihn daraus und drängte nach Hause, um den Folgen des Vorfalls eventuell dort besser begegnen zu können. Dagegen wagte ich nicht, den Ärmsten über den Grad seiner Aufregung zu befragen, um nicht die Seelenqualen, unter denen er litt, noch zu vermehren.

Der Weg wurde schweigend zurückgelegt, und ich war schon im Begriffe, mich dieses Mal vor dem Hause zu verabschieden, um ihm die zur Erholung nötige Ruhe nicht zu beeinträchtigen, als er mich zurückhielt und bat, ihm auf das Zimmer zu folgen. Der herbeigerufene Arzt konstatierte eine hochgesteigerte Temperatur, reichte sofort eine starke Dosis Antipyrin und verlangte dringend die größte Ruhe des Patienten, sei es auch nur für einige Stunden. Nach Tisch könne ich wieder vorkommen, um mich nach dem Befinden zu erkundigen. „Ich entlasse Sie ungern“ — bemerkte mein Freund — „ich habe das Interesse, das Sie an den Gründen meines Anfalls zur Schau trugen, wohl bemerkt und bin Ihnen dankbar, daß Sie nicht mit Fragen in mich gedrungen sind, dafür sollen Sie alles erfahren, sobald ich mich kräftig genug fühle Ihnen meine traurige Geschichte zu erzählen. Sie sind Schriftsteller; vielleicht dünkt sie Ihnen bedeutsam genug, um damit die Menschheit eine Stunde zu unterhalten. Mich aber drängt's förmlich, noch einmal mein ganzes Glück und Elend vor einer mitfühlenden Brust zu entrollen, ehe mich der kalte Rasen bedeckt. Kommen Sie heute Abend um sechs Uhr, bis dahin will ich mich sammeln und sehen, ob ich überhaupt noch im stande bin, alles so wiederzugeben, daß Sie ein treues Bild von meinem tragischen Geschicke erhalten.“

Als ich zur festgesetzten Stunde wiederkam, traf ich ihn auf seine Chaiselongue hingestreckt, in den Händen ein paar rote Rosen, die seine kreideweiße Hautfarbe nur noch schärfer hervortreten ließen. Auf einem vor ihm stehenden Tische lag ein von einem vergilbten rosa Bande zusammengehaltenes, zwei Finger dickes Paket, mit dem er sich unausgesetzt zu schaffen machte, wie um seiner Nervosität einen Spielball zu geben.

* * *

Wenn Sie den Mut haben — so hob er nach kurzer Begrüßung an — einen Blick in den Abgrund meines Lebens zu werfen, so hören Sie zu. Ich will mich kurz fassen, ja ich muß es, soll ich überhaupt mit meiner Erzählung zu Ende kommen. Meine Vorgeschichte bietet nicht viel Eigenartiges. Ich bin

der zweite Sohn wohlhabender Eltern, verlebte die Jugendjahre in glücklicher Familiengemeinschaft, die Studienjahre mit Fleiß und Ernst, und hatte das Glück, als ich die Mitte der Zwanziger erreicht hatte, in den diplomatischen Dienst übernommen zu werden, dem ich zwanzig Jahre angehörte. An den verschiedenen Posten, die ich bekleidete, war ich meist das Arbeitstier. Legten die Kollegen mehr Wert darauf, in den Salons zu glänzen und die Sonnenseiten ihrer beneideten sozialen Stellung zu genießen, so faßte ich meine Stellung mehr von der ernsten, von der geschäftlichen Seite auf. Gab es eine größere Frage zu bearbeiten, die ein eingehendes Vorstudium erforderte und die Kenntnis von Land und Leuten voraussetzte, so wurde sie regelmäßig mir zugeschoben, der darum gar bald den Ruf eines Gelehrten, wohl gar eines Grüblers erhielt, weil ich an den seichten Gesprächen meiner Kollegen keinen Gefallen zu finden vermochte und es vorzog, in den vier Pfählen mich zu beschäftigen, statt draußen über Pferde, Weiber, Orden, Vorder- und Hinterleute, Diners und allerlei Festveranstaltungen zu sprechen. Ob man am geschäftlichen Brennpunkte, in Berlin, meinte, ich habe meinen Beruf verfehlt — ich weiß es nicht. Mit meinen Elaboraten glänzte nicht ich, sondern der Chef, und die Stellen, die ich der Reihe nach zu bekleiden hatte, waren jedenfalls nicht die, um welche sich ein Wettrennen der Altersgenossen zu entwickeln pflegte.

Wie die Mehrzahl meiner nicht von Hause aus sehr reichen Standesgenossen war ich zum Cölibat verurteilt. Frauen aus fremden Ländern dürfen wir, wie Sie wissen, nicht heiraten, und um den Anschluß an eine Tochter des Vaterlandes zu gewinnen, reicht ein Urlaub von ein bis zwei Monaten selten aus. Vielleicht war ich mit meiner mehr nach innen gekehrten Natur überhaupt zur Ehe nicht recht geschaffen. Mein vorletzter Posten war Petersburg, wohin ich im Herbst 1885, also vor drei Jahren, versetzt wurde. Daß meine nicht eben sehr starke Konstitution dem dortigen Klima nicht gewachsen sei, sollte ich schon im ersten Jahre erfahren. Ich kränkelte den ganzen Winter, kam mit meinen Nerven herunter und war schließlich gezwungen, im Sommer zu meiner Erholung in verschiedenen Bädern einen längeren Urlaub mir zu erbitten. Wie mein Gasteiner Arzt vorausgesagt hatte, hielt der Erfolg der dortigen Kur bis Weihnachten vor. Von da ab ging es aber mit meiner Gesundheit schnell bergab. Infolge ungenügender Ernährung, nervöser Erregungen, vielleicht auch zu großer dienstlicher und gesellschaftlicher Anstrengungen gingen meine Kräfte unaufhaltsam zurück, bis ich schließlich einer akuten Lungenentzündung zum Opfer fiel. Die Kunst der Ärzte wußte zwar die Katastrophe von mir noch abzuwenden. Es blieb aber eine starke Affektion der Lunge zurück, die das Aufsuchen eines milden Klimas und eine längere Enthaltung von allen Geschäften gebieterisch verlangte. Zur Wiederherstellung wurde ich im Frühjahr 1887 nach Reichenhall geschickt, von dort nach Kreuth und im Spätherbst nach Montreux, das den Übergang zu einem Aufenthalt in Palermo oder Ägypten bilden sollte.

*
* *

Ich hatte die Krankheit, als ich an den Ufern des Genfer Sees ankam, bereits überwunden, genoß das ganze Behagen der fühlbar wiedererwachenden Kräfte und sehnte mich danach, wiederum unter Menschen zu kommen, die ich Monate lang nur vom Ruhebette aus, von der Höhe des Balkons beobachtet hatte.

Als ich in Montreux ankam, fand ich in meinem Hotel zwar eine Unzahl von Menschen, aber nichts Ansprechendes vor. Bereits schien es, als sollte mein Verlangen nach einem mir sympathischen Verkehr ungestillt bleiben, als ich eines Abends, die Blätter im gemeinschaftlichen Salon durchfliegend, plötzlich eine wundersame Frauengestalt eintreten sah. Wäre ich der Einzige im Raum gewesen, so hätte ich die Bewegung, die der unverhoffte Anblick in mir verursacht, wohl kaum zu verbergen vermocht, — ich weiß nicht, ob ich mich der unbekannten Schönen nicht genähert und ihr entdeckt hätte, sie sei es, die ich just hier erwartete, für deren Kommen ich den Göttern Dank wisse. So aber mußte ich mich zurückhalten, ich konnte nur an der Anmut der Erscheinung still mich weiden und nur mein Auge auf das ihrige heften, ob es nicht gelänge, darin, sei es auch nur ein Wort, zu lesen.

Wie große Ereignisse ihre Schatten voraus werfen, so geht es auch mit der Liebe. Einer starken Leidenschaft gehen gewöhnlich Ahnungen voraus, unbestimmte Gefühle, daß das Herz vor einer Wendung stehe. Es bedarf alsdann nicht erst einer allmählichen Entwickelung; im Gegenteil sich sehen und lieben ist in Fällen, wo bei zwei Personen die Anlage zu einer kräftigen Neigung vorhanden ist, die Sache eines Augenblicks. Der große englische Dramatiker hat in Romeo und Julie den hier ausgesprochenen Gedanken scharf zum Ausdruck gebracht.

In unserm Falle gab es aber nur einen Romeo. Meine unbekannte Schöne hatte für mein starres Anblicken nur das Gefühl der Verwunderung darüber übrig, beim Eintritt in das Haus sofort einer Persönlichkeit zu begegnen, die ihr so großes Interesse entgegenbrachte. Sie war und blieb kalt, und wenn ihr Blick ab und zu über ihre Lektüre hinwegglitt, so war es nur, um festzustellen, ob ich nicht endlich mich satt gesehen hätte.

Es wird mir, seitdem ich jenes wundersame Frauenbild gesehen, förmlich schwer, ein andres als schön anzuerkennen, weil ich an jedes den Maßstab des ersteren lege, und nicht leicht eines den Vergleich aushält. Ich frage mich, was denn gerade dieses Weib in meinen Augen so bezaubernd erscheinen ließ. Alsdann nenne ich der Reihe nach die einzig feinen Linien des griechischen Näschens, die hochgewölbte Stirn, das runde Kinn, die wunderbare, frische Gesichtsfarbe, endlich den liebreizenden Mund. Ich habe ihn lachen und weinen gesehen, und stets hat er mich in Bewunderung versetzt. Die Grazien hatten dort entschieden ihr Bestes zusammengetragen, ein Meisterstück in ihrer Art geschaffen. Wie muß es, dachte ich an jenem Abende, dem ums Herz sein, den diese Lippen aus tiefster Liebe küssen! All' das, und noch das sprechende Auge, die Göttergestalt, den Geist und den Geschmack, wo findet man das wieder? Jahrelang kann man umsonst auf die Suche gehen.

Bei dem sich an die erste Begegnung anschließenden Abendessen blieb mein Auge unverwandt auf mein neues Vis-à-Vis geheftet. Für mein Leben hätte ich gern ergründen mögen, welchen Eindruck meine offen zur Schau getragene Bewunderung auf die Tischgenossin machte.

Eine Begegnung, wie sie sich hier eben abspielte, möchte ich mit einem Vorpostengefechte vergleichen. Jeder Teil verlegt sich aufs Rekognoszieren. Man steckt ein Fühlhorn nach dem andern aus. Man möchte wissen, wer der andre ist, weß Geistes Kind, welche Verhältnisse ihn an den Ort getrieben, was man von einander hoffen, was erwarten darf. Man schärft unwillkürlich das Auge, und in Ermangelung andrer Anhaltspunkte will man alles aus dem Äußeren ablesen. Die Konzentration der Sinne führt alsdann nicht selten zu scharfen, und gelungnen Beobachtungen. Mir sagte beim ersten Sehen eine innere Stimme, daß dieses Weib wie kein zweites in meine Geschicke eingreifen würde.

Denselben Abend bot sich noch Gelegenheit, mich der Dame flüchtig zu nähern. Schon nach wenigen Minuten hatte ich wahrgenommen, daß ich nicht einer kalten Schönheit gegenüber stand. Bei jedem Register der Konversation, das ich anzog, bot sich mir eine Fülle der ansprechendsten Beobachtungen dar; in jeder Beziehung Originalität der Gedanken und eine frische und liebenswürdige Wiedergabe derselben. Die Masse des Erlebten, Gesehenen, Überdachten setzte mich in Erstaunen. Wenn an mir noch etwas zu erobern übrig geblieben war, so hatte die Neuangekommene es im Sturme genommen.

Die nächsten Tage brachten etwas Licht über die Heldin unsrer Geschichte. Sie war die Tochter wohlhabender Eltern und trotz ihrer zwanzig Jahre schon Witwe. Ihr Gatte hatte den Bau einer ägyptischen Eisenbahnlinie zu leiten und in Kairo seinen Wohnsitz gehabt. Schon nach sechsmonatlicher Ehe war er der Cholera zum Opfer gefallen, seine blutjunge Frau der Verzweiflung und Ratlosigkeit inmitten eines beuteluftigen, fremden Landes überlassend. Ihr Bruder war nach Ägypten geeilt, um ihren Hausstand aufzulösen und sie, einer Schiffbrüchigen gleich, in das elterliche Haus zurückzuführen, das sie vor kurzem noch als glückliche Braut verlassen hatte.

Der Zusammensturz ihres Besitzes und ihrer Hoffnungen hatte die junge Frau in einen Zustand trüber Melancholie geworfen; als bestes Gegenmittel wurde eine Reise in ein südlicheres Klima, die Gewinnung neuer Eindrücke und eine gewisse Selbständigkeit betrachtet, welche die Menschen zwingt, auf eignen Füßen zu stehen. So kam es, daß sie, nur von einer Kammerjungfer begleitet, die Reise nach der südlichen Schweiz antrat. —

Die Tage, die nun folgten, werde ich nie vergessen. Bei Tische konnte ich meine neue Freundin — ich darf sie fortan bei ihrem Vornamen, Mercedes, nennen — wegen der Entfernung der Plätze nicht sprechen; desto begieriger suchte ich zu den andern Tageszeiten die Gelegenheit auf, mich ihr zu nähern. Beim Konzert, im Salon, im Garten hatte ich mein Auge nur auf ihr Kommen gerichtet. War sie dann endlich erschienen, so verging die Zeit in Sturmeseile, und nimmer konnte ich mich an ihrem himmlischen Wesen sättigen. Mit Andacht

lauschte ich den schönen Lippen und bald wußte ich nicht mehr, was mich an ihr mehr bezauberte, der Geist oder seine formvollendete Hülle. War ich der Holden nahe, so war mir's, als beschiene mich die Sonne; war ich ihr fern, so war's trübe und kalt um mich her.

Es war an einem der ersten Tage dieser keimenden Freundschaft, da ich das Glück hatte, Mercedes im Salon allein anzutreffen. Ich setzte mich ihr gegenüber, und das Gespräch streifte zuerst Dinge, an die ich nicht weiter dachte; lag mir doch wichtigeres auf dem Herzen, wofür das richtige Wort zu finden der nächste Augenblick die Gelegenheit bieten sollte.

Seine Liebe einem Mädchen zu bekennen, wird einem in den Jahren der ersten Jugend nicht leicht. Man drückt sich von einem Tag zum andern um den springenden Punkt. Endlich giebt man sich die Sporen; man denkt sich Zeit und Ort für die Erklärung aus; steht man aber endlich dem angebeteten Wesen gegenüber, so erstirbt das wohl vorbereitete Wort auf den Lippen, vor Furcht, am Ende mit einem Lächeln nach Hause geschickt zu werden. In späteren Jahren kommt man zu der Erfahrung, daß es keine Schande ist einseitig zu lieben. Geraten wir doch oft vor leblosen Dingen, vor Meisterwerken der Kunst oder Schönheiten der Natur einseitig in Verzückung. Und dann ist die Nichterwiderung der Liebe doch stets nur in dem Falle eine Enttäuschung, wenn Gegenliebe erhofft wurde. An letztere konnte ich, der Natur der Sache nach, so schnell gar nicht denken; ich durfte mir Glück wünschen, wenn man mich nur nicht ungnädig anhörte, wenn Liebe mit Wohlwollen erwidert wurde, unbekümmert darum, was später die Zeit bringen würde. — In dieser Stimmung sagte ich meiner Schönen, wie es um mich stand.

Wenn Mercedes meine Verliebtheit auch kein Geheimnis hatte bleiben können, so kam ihr doch das Geständnis derselben nach so kurzer Zeit der Bekanntschaft überraschend. Sie dürfe das Gesagte nicht hören, sagte sie, indem sie sich vom Sitze erhob. Ich solle doch Vernunft annehmen; für wen ich sie denn eigentlich hielte; ich schiene mich in ihr gewaltig zu täuschen u. s. w. Indessen waren diese abwehrenden Bemerkungen ohne Bitterkeit gesprochen, es lag darin mehr der Ton der Mutter zum verzogenen Kinde, und als ich die Angebetete vermocht hatte, wieder ihren Sitz einzunehmen, da fiel doch auch manches Wort, das ich wie Nektar von ihren Lippen sog. Ich müsse doch längst beobachtet haben, daß ich ihre Sympathie zu erwerben verstanden hätte, das sei nach so kurzer Bekanntschaft kein kleines Stück. — „Und“ — so fuhr Mercedes fort — „haben Sie aus dem Umstande, daß ich mich Ihrem Verkehre so willig hingebe, nicht entnommen, daß ich an Ihrer Unterhaltung einen seltenen Genuß finde? Verlangen Sie doch nicht zu viel auf einmal.“ Jetzt wagte ich zum erstenmal ihr Händchen zu ergreifen. Ich möchte dem Künstler, der sich die Aufgabe stellt, das Vollendetste in seiner Art wiederzugeben, diese Hand als Vorbild empfehlen, es ließe sich darüber allein ein kleines Buch schreiben, wollte man Vollkommenheit nach Gebühr würdigen. Die Haut war so weich wie köstlicher Samt und schimmerte in dem zartesten Rot; mit dem Handschuh bekleidet, hätte man eine Kinderhand darunter vermutet,

entkleidet wuchs sie aber zur ausdrucksvollen Form. Die Finger waren von ausgesuchtem Ebenmaß, und die Spitzen derselben gepflegt wie die einer Königin. Und diese Hand, die schon durch den bloßen Anblick begeisterte, konnte so beredt sprechen als der Mund. Ein Druck von ihr, wie er mir später wohl zu Teil geworden, strömte wahre Seligkeit aus.

Die erste Aussprache, die wir gepflogen, wirkte auf unsre Beziehungen reinigend und klärend wie ein Gewitter. Ich denke noch der Tischstunde, die sich unmittelbar daran schloß, wo sich unsre Blicke häufiger als bisher begegneten. In den Augen meiner Angebeteten spiegelte sich dieses Mal eine unbeschreibliche Harmonie, als wollten sie herübersagen: Du Guter, ich zürne dir bereits nicht mehr ob deines Geständnisses, du hast damit eine Saite meines Herzens angeschlagen, die ich fortklingen lassen will. Ja, blick' nur immer wieder herüber, schon wird mir wohl in deiner geistigen Umarmung; mich zieht's zu dir!

Das, was sich in mir damals abspielte, war wirklich nichts Alltägliches, es war keine Liebe von heute oder morgen, es war eine Gefangennahme all' meiner Sinne. So engelsgleich das Wesen der Teuren war, so sehr sich in ihr die vollendetste Weiblichkeit verkörperte, eine so dämonische Kraft wußte sie auf mich auszuüben. Mit einem einzigen Blick wußte sie Wünsche in mir wachzurufen, wie ich sie nie gekannt; wir hatten uns erst ein paar Tage gesehen, und schon war ich ihr verschrieben mit Leib und Seele. Tag und Nacht füllte sie buchstäblich alle meine Gedanken aus. Wenn ich beim Konzert der Kurkapelle saß, so blickte ich wie hypnotisiert nach der Richtung, von der sie kommen mußte. Kam dann das zierliche Figürchen mit dem rosa Kleide und dem Strohhute mit buntem Bande zum Vorschein, wie hämmerte es dann in meinem Herzen!

Ich weiß noch ganz genau die Stelle zu bezeichnen, wo ich des andern Tages am Ufer des Sees aufs neue Mercedes sagte, was mich so ausschließlich bewegte: Mir sei, als wenn ein jahrelang Gefangener das Licht der Freiheit erblicke; sie, die Süße, hätte es mir förmlich angethan; ich fühle mit meiner Liebe meine bislang schlummernden Kräfte wiederkehren, mein ganzes Ich strebe nach ihr. Ein Leben ohne sie sei mir ein Kerker, der Gedanke, sie zu verlieren, könne mir den Verstand rauben. „Oh, daß Sie mir gut sein, daß Sie mich lieb haben möchten!"

Aus der Erwiderung klang mehr der Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner Beteuerung durch als ein Unmut darüber. Wie viel Schönen hätte ich schon dasselbe gesagt? Es käme übrigens demnächst einer, der sie ebenso lieb habe als ich; der würde fast ausschließlich um sie sein wollen, und nur kurze Augenblicke würden mir noch vergönnt sein können. Dies war die erste Ankündigung des Rivalen, der in die Art und Weise unsers Verkehrs bald mit rauher Hand eingreifen sollte. — — —

Die Tage, von denen ich Ihnen bisher erzählte, waren der Lenz unsrer Freundschaft. Wie im Frühling die Natur zu neuer Pracht sich schmückt, so schmolz auch in meiner Brust das Eis unter dem von der Geliebten ausgehenden Zauber. Ich kam mir vor wie ein zweiter Faust, der ein halbes Menschen-

alter hinter traurigen Folianten versessen hatte und der nun plötzlich aus seinem düsteren Museum heraus in die Welt getreten war, von dem schönsten Frauenbilde geblendet, ihm nachjagend, dem Leben ein ganz neues Ziel setzend. Was hatte ihm all' seine Philosophie eingebracht, was mir ein rastloses Kämpfen um die Anerkennung der Mit- und Nachwelt? An derselben Stelle waren wir beide angelangt, an der Lebensmüdigkeit, an der Verzweiflung, welche die Hand nach dem Schierlingsbecher ausstrecken heißt. Da erschien mir mein herrliches Gretchen, dem sich die Goethe'sche Frauengestalt nicht an die Seite zu stellen wagen darf. Faust's Liebchen besaß wohl die Jugend, die echte Weiblichkeit, die hingebende Liebe; es war aber bei alledem ein Kind aus dem Volke, ein gar einfältig, unerfahrenes Ding, das einen Faust wohl sinnlich zu berücken, aber nimmermehr zu fesseln verstand. Wie anders stand mein Gretchen da! War es nicht — neben seiner unvergleichlichen Schönheit — das richtige Kind fin de siècle? Bedarf es nicht einer Kultur von Jahrhunderten um solch' ein durchgeistigtes Wesen in die Welt zu setzen! Welch' hochentwickelte Eltern sind nötig, um ein Wesen mit solchen Anlagen auszustatten, mit einem so feingegliederten Nervensystem! Was hatte sich in der Geliebten für eine Fülle von Kenntnissen aufgestapelt, welch' ein Geschmack, welch' ein Sinn für alles, was eine große Seele zu begeistern vermag! Hätte Faust dich getroffen, er würde dich nicht verlassen haben. Denn just da, wo Gretchens Macht zu Ende, da hätte deine Gewalt erst recht eingesetzt; er hätte sich verirren können, jedoch nur, um dann erst recht in deinen Ketten zu liegen!

Tags darauf ging ich des Nachmittags zum Konzert, in der frohen Erwartung, den Lichtblick meines wiedergewonnenen Lebens dort begrüßen zu können. Ich wandelte noch am Strande des blauen Sees, als ich Mercedes in Begleitung eines Unbekannten auf mich zukommen sah. Wir gingen hart an einander vorüber, trotzdem sah sie mich nicht. Ihr Blick war eben zu Boden gesenkt, als lauschte sie den Ausführungen ihres beredten Begleiters. Einen Augenblick dachte ich, es möchte eine flüchtige Bekanntschaft sein, die Mercedes bei der Musik gemacht; dann aber stieg bald riesengroß der Argwohn in mir auf, das sei der kommende Mann, der dieselbe nach ihren eigenen Worten so vollends in Beschlag nehmen würde, daß mir nur wenig von ihr bliebe. Es war ein Mann, der die Dreißiger kaum überschritten haben mochte, von schlankem Körperbau, tadellosem Äußeren und männlichen, sympathischen Zügen. Das Paar wandte sich vom Konzerte ab, so daß ich nichts weiter beobachten konnte. Um so lebhafter beschäftigte mich der Gedanke, was ich wohl von dem neuen Gaste zu erwarten hätte; in welchem Verhältnis stand Mercedes zu demselben? War er, der kräftig und blühend aussah, nicht augenscheinlich um ihrethalben nach dem Kurorte gekommen? Mercedes hatte mir ein paar Tage vorher die Andeutung gemacht, daß sie sich am Ende wohl gar bald verheiraten könnte. Sollte er der Beneidenswerte sein, der sich dereinst des Besitzes ihrer Hand rühmen dürfte? Mich überlief es kalt bei diesem Gedanken. So wenig hatte ich mich der Gegenwart Mercedes' erfreuen können, und schon sollte der Traum

in den ich mich so sehr hineingelebt hatte, in nichts zerfließen? Mir ließ es keine Ruhe, und mechanisch trat ich den Rückweg an, hoffend, noch vor dem Souper im Salon die Antwort auf alle die Fragen zu erlangen, welche mich so sehr aus dem Gleichgewicht brachten. Wer sich aber — entgegen der bisherigen stillschweigenden Abrede — heute nicht einfand, war die abgöttisch Verehrte. Endlich erschien sie zu Tisch, das Kleid mit frischen Blumen geschmückt, in bester Laune. Doch wie groß war meine Überraschung, als bald darauf von der andern Seite der Begleiter vom Nachmittag eintrat, den Platz neben ihr einnahm und bald in lebhafte Unterhaltung mit Mercedes sich verwickelte! Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Das war also wirklich der Erwartete, der mir den Platz streitig machen sollte, das war der Teure, dem sie bereit war, zum Altar zu folgen? Das war der Zerstörer meines jungen Glücks, der Totengräber unsrer Freundschaft. Ich hätte in dem Augenblick, da er mit der Sicherheit eines alten Bekannten neben Mercedes Platz nahm, keinen Tropfen Blut gegeben, so sehr strömte es zum Herzen zurück, es gierig überschwemmend, gleichwie die Flut den Ufersand. Ich glaubte, es habe eine Schlange sich in mein Herz genistet! Wie beschreibe ich Ihnen mein Unglück, das Gefühl meiner Verlassenheit, den Schmerz über den jähen Zusammenbruch meiner Hoffnungen . . . Ja, hätte ich zu Mercedes nur emporgeblickt, sicher würde sie mir alsdann einen Trostesblick gespendet haben, denn ich war ihr schon damals wert, und sie hätte es nicht ansehen können, daß ich eine Beute der Verzweiflung würde. Ihr Auge hätte mir gewißlich gesagt, daß noch nicht alles für mich verloren sei, ich möchte doch erst ihre Aufklärungen abwarten, die Flammen der Eifersucht ersticken und nicht in dem Ankömmling durch mein unmännliches Benehmen Argwohn erwecken. Ich aber war jeder besseren Einsicht unzugänglich. Wie ein Trotzkopf hob ich das Auge nicht mehr vom Tische auf; ich konnte die Geliebte gar nicht mehr sehen, noch weniger den Anblick des Rivalen ertragen. Es war für mich das reine Henkersmahl!

Nach Tisch empfahl er sich förmlich von seiner schönen Nachbarin, um sich ins Billardzimmer zu begeben, während Mercedes den Abend wie üblich im Salon zubrachte. Ich würde dort jetzt die beste Gelegenheit gehabt haben, mich aus ihrem Munde über die Sachlage zu vergewissern. Aber ich verschmähte es. Ich wollte es sie fühlen lassen, mit welcher Wucht mich der Schlag getroffen, und daß ich lieber jeden Gedanken an sie aufgäbe als darein willige, mich mit einem Zweiten in ihre Freundschaft zu teilen. Ich zog mich also auch meinerseits zurück und, auf meinem Ruhebett hingestreckt, nahm ich mir vor, in aller Objektivität die Ereignisse zu überdenken, welche sich in jüngster Zeit abgespielt hatten. Ein solcher Rückblick schien mir sehr am Platze, hatte ich doch bisher mich rein dem Augenblicke hingegeben, ohne mich zu fragen, wohin das Schifflein treiben möchte. Hätte ich in den verschiedenen Stadien nur einigermaßen die Vernunft zu Rate gezogen, so hätte sie mir anempfehlen müssen, so schleunig als möglich die Flucht zu ergreifen. Was sollte mir eine zu solcher Flamme auflodernde Leidenschaft? Wie konnte ich auch nur eine Minute daran denken, es mit einem

Manne aufzunehmen, welcher der Geliebten Jugend, Reichtümer und einen hohen Namen — er war rumänischer Prinz — anzubieten in der Lage war. Stand ich nicht ihm gegenüber ohnmächtig da mit leeren Händen? War es nicht Wahnsinn, unter diesen Umständen an Gegenliebe zu denken? Unter hundert der Bestsituierten konnte Mercedes wählen, wen sie wollte. Ich hatte eben eine schwere Krankheit hinter mir. Durfte ich mich da den zahllosen Seelenaufregungen aussetzen, die ein Liebesverhältnis, mochte es enden wie es wollte, im Gefolge haben mußte?

Am meisten erschrak ich über meine plötzlich zur Riesengröße emporgewachsene Eifersucht. Konnte ich nicht daraus auf den Grad meiner Leidenschaft schließen, die an Wahnsinn zu grenzen schien? Hatte die Angebetete nach kaum vierzehn Tagen nicht von meiner letzten Faser Besitz ergriffen? Wie völlig hatte ich den alten Verstandesmenschen ausgezogen, auf den ich so gern zu pochen liebte! Ich, der ich die Liebesthorheiten so oft verspottet und der ich mich mit Emphase gerühmt hatte, jedem Einfluß des schönen Geschlechts entrückt zu sein und mich für frühere Fehlschläge durch eine souveräne Verachtung der weiblichen Macht rächen zu wollen, gerade mir mußte Amor einen so tückischen Streich spielen. Ich dachte, in Montreux unter wolkenlosem, stets blauem Himmel Tage der größten inneren Seelenruhe zu verleben, und nun bebte in mir jeder Nerv unter dem Einflusse der jungen Liebe. Ja, hätte ich nur einen Freund zur Stelle gehabt, dem ich mich hätte anvertrauen können; er hätte mich sicher wieder mir selbst gegeben, die Vernunft wieder auf den Thron gesetzt. So aber rannte ich wie ein Blinder in die Welt hinein. Und war es nicht der Gipfel der Thorheit, mich jetzt im stillen Kämmerlein in die Liebe erst recht zu verrennen, statt hinunter zu gehen, um anzusehen, mit welchem Gleichmut Mercedes jetzt die Bewerbung Zweier aufnahm? War das nicht der richtigere Weg, mich aus ihren Banden zu befreien, wenn ich sie als eine Kokette entlarvte, als ein Wesen ohne Herz, als eine Sirene, welche die Geliebten nur anzieht, um sie nach vier Wochen dem Untergange preiszugeben?

Während ich so mein Gehirn marterte, wurde ich mir mehr und mehr des Abgrundes bewußt, vor dem ich stand. In der Verfolgung des eingeschlagenen Weges sah ich nirgends einen rettenden Pfad. Nur eins blieb mir noch übrig: umwenden, und zwar so schnell als möglich. Montreux, das ich behufs meiner Genesung aufgesucht hatte, zu verlassen, ging nicht an. Blieb nur noch die Wahl, das Hotel zu wechseln, oder Mercedes einfach nicht wieder zu sehen und mich so vollständig als möglich zurückzuziehen. Nichts leichter als diesen Vorsatz auszuführen. Bei Tische brauchte ich nur die Rolle von heute fortzuspielen. Zum Konzert konnte ich ein Buch mitnehmen und mich, wenn die Verführung nahte, in dasselbe vertiefen. Den gemeinschaftlichen Salon endlich wollte ich meiden wie das Zimmer eines Pestkranken. Ich möchte wissen, wo sonst noch eine Anfechtung vorhanden war. La Bruyère sagt an einer Stelle seines unsterblichen Werkes „Les Charactères“, es gebe nichts, was das Herz mehr erfrische, als das Gefühl, einen thörichten Streich unterlassen zu haben. Dies war ungefähr

die Stimmung, die mich nach Aushecking dieses famosen Planes beschlich. Ich kam mir sehr klug und überlegen vor; die ganze Liebe hatte ich schlankweg über Bord geworfen. Ich war wieder der alte Realist, war wieder ich selbst. Mich da länger noch nasführen lassen, um am Ende in weiß Gott was für Händel verwickelt zu werden, das hätte mir gerade gepaßt. Adieu, mein schönes Fräulein! Mich haben Sie gesehen!

Während ich so räsonnierte, hatte Mercedes sicher im stillen über mein mannhaftes Gebahren sich ins Fäustchen gelacht; denn sie war sich wohl bewußt, daß ich nicht stand halten, vielmehr weh- und demütig zu Kreuze kriechen würde. Meine Tapferkeit hat denn auch in der That nicht lange vorgehalten. Schon in der Nacht begann die Krisis; in den langen, schlaflosen Stunden ergriff mich eine jeder Schilderung spottende Sehnsucht nach der Geliebten. Eines Umschwunges von Liebe zu Haß wäre ich allenfalls noch fähig gewesen, aber plötzlich Gleichgültigkeit für sie zu heucheln, sie wie Luft zu behandeln, alle Phantasien, die ich mir ausgemalt hatte, wie Seifenkugeln zerplatzen zu sehen und das alte prosaische Leben von vorn anzufangen, das ging über meine Kräfte.

Zum erstenmal begriff ich an diesem Abend, daß man an gebrochenem Herzen sterben könne. Ich fühlte schwere Beklemmungen, als ob es mir den Herzmuskel zusammenschnürte, dann plötzlich wieder ein Gefühl trostloser Leere, das mir den Schweiß auf die Stirn trieb.

Nicht qualvoller kann ein zum Tode Verurteilter die letzten Stunden vor der Hinrichtung zubringen als ich diese Nacht. In fieberhafter Unruhe wälzte ich mich auf dem Lager umher, die Hände ausstreckend, wie nach einem entschwundenen Phantom ringend. Um mir die Geliebte aus dem Sinn zu schlagen, nahm ich mir vor, sie mir mit den schwärzesten Farben auszumalen. Wenn ich aber an die Arbeit ging, um mühsam ihre Schattenseiten zu entdecken, dann spielte mir die Phantasie den schlimmsten Streich. Denn plötzlich stand wieder das engelsliebe Gesichtchen vor mir, mich schalkhaft anlächelnd, als wollte es sagen: Was trägst du Sand zum Meere, laß doch das unfruchtbare Beginnen. Schon fühlte ich mich wieder schwach, und der ganze Aufbau drohte zusammenzubrechen wie ein Kartenhaus. Ich wußte sicher, daß ich nicht die Kraft haben würde, die mir zugedachte gleichgültige Rolle auch nur einen Tag über durchzuführen.

In meiner Not machte ich Licht, um wenigstens die Schatten der Nacht zu verscheuchen, die meine Beängstigung erhöhten. Ich griff nach einem Buche, ob es gelänge, die Gedanken von dem einen Punkte abzulenken; umsonst, das Gelesene blieb nicht haften. Den Stunden schien ein Bleigewicht anzuhangen, so langsam verstrichen sie mir, und als endlich der Morgen graute, da waren meine Glieder matt und das Gehirn ausgebrannt wie nach einer durchschwelgten Nacht.

Die grauen Wolken, welche am nächsten Tage den Himmel bedeckten, gaben ganz meine Morgenstimmung wieder. Gleichwohl fühlte ich in mir die Fähigkeit, die abends vorher beschlossene Rolle durchzuführen. Ich wollte mir meine Verliebtheit schon austreiben und nötigenfalls Geduld haben wie bei Belagerung einer Festung durch Aushungern. Es ging zunächst alles programmmäßig von

statten. Zum Konzert ging ich mit einem mächtigen Quartfolianten, der alten Ausgabe eines spanischen Ritterromans, der mir als Kulisse dienen sollte, um dahinter nach Belieben zu verschwinden; bei den Mahlzeiten spielte ich den Vogel Strauß. Dies dauerte zwei Tage lang, in deren Verlauf ich mir immer jämmerlicher vorkam. Am dritten Tage konnte ich es nicht verwinden, Mercedes beim Eingang und beim Aufheben der Mahlzeiten wieder zu begrüßen und auch sonst ab und zu einen heimlichen Blick hinüberzuwerfen, der aber auf Eis zu fallen schien. Dies machte mich erst recht unglücklich; denn einesteils wurde ich aufs neue von ihrer Schönheit geblendet, anderseits mußte ich mir sagen, daß ich mit meiner Haltung eigentlich nur die Interessen meines Rivalen förderte; ihm hatte ich das Feld ganz preisgegeben und nicht bloß auf ihre Vertiefung einer keimenden Freundschaft verzichtet, sondern überdies in den Augen meiner Geliebten mich lächerlich gemacht und als einen Menschen gezeigt, der sich nicht zu beherrschen weiß, und mit dem darum nichts anzufangen ist.

Meine Verwirrung stieg noch in der Nacht, wo sich die Szenen der verflossenen erneuerten. Ich kam mir in meiner Unentschlossenheit vor wie ein Schiff, welches mast- und steuerlos auf dem Meere umhertreibt, wie ein halb zu Tode gehetzter Hirsch, der die labende Quelle so zu sagen vor sich hat, aber nicht mehr die Energie besitzt, dieselbe zu erreichen.

Ich hatte seit meinem zwanzigsten Lebensjahre keine Thräne mehr vergossen und pflegte in Stücken, wo so zu sagen jeden die Rührung übermannte, mit einem Lächeln auf den Lippen dazusitzen, stolz auf meine starke Natur und meine Selbstbeherrschung. Diese Nacht zerfloß ich in Thränen, ich fühlte, ich war am Ende meines Widerstandes. Ja, zu ihr zurückzukehren, und zwar so schnell als möglich, das war meine einzige Rettung. Der bisherige Weg drückte entweder einem Lebensmüden das Pistol in die Hand, oder er führte sicher zum Wahnsinn. Besser noch, alles auf eine Karte zu setzen als so zu Grunde zu gehen. Ja, morgen wollte ich sie wieder aufsuchen, ihr zu Füßen fallen und Trost und neuen Lebensmut von ihren Lippen empfangen.

Jetzt waren mit einem Male alle bösen Geister verscheucht, die feuchten Augen blickten dankerfüllt für die gute Eingebung nach oben, und bald umfing mich der Schlaf, jenes größte Geschenk der Natur, gleich heiß ersehnt von dem Glücklichen und Unglücklichen.

Ich kannte die Gewohnheit von Mercedes, täglich schon frühzeitig das Haus zu verlassen und sich im Freien zu ergehen, bevor dieselbe mit dem Prinzen zusammentraf. Diese Zwischenzeit benutzte ich, um mich derselben wieder zu nähern. Sie hat mir die Rückkehr leicht gemacht und jede Beschämung erspart. Nun ging es an das Ausschütten des Herzens, als ob wir uns Monate lang fremd gewesen wären. Nur um meine brennende Liebe zu ersticken, hätte ich mich zurückgezogen; dieselbe Liebe habe mich wieder in ihre Arme geführt; nun wollte ich sie freiwillig nie mehr verlassen und mich in die Verhältnisse besser schicken.

Aus ihren Augen durfte ich lesen, wie freudig sie die Worte des Verlorengeglaubten bewegten, wie wert, ich will nicht sagen, wie unentbehrlich ich ihr

schon geworden war. Was mich am meisten interessierte, waren ihre Mitteilungen über den neuen Ankömmling. Er sei allerdings so gut als ihr Verlobter, sie sei ihm auch aufrichtig zugethan, das sei indessen für unsern Freundschaftsbund nicht von Bedeutung, denn es bliebe ihr noch Zeit genug, mich zu sehen. Er kenne gottlob die Eifersucht nur dem Namen nach, baue ganz auf sie und gönne ihr jeden erlaubten Verkehr mit andern.

Das waren goldene Worte, die mir die Zukunft weit hoffnungsvoller erscheinen ließen, als sie sich bisher angesehen hatte. Unser Verkehr nahm nunmehr die alten Formen wieder an, nur die Stunden vor Tisch und des Nachmittags nahm der Prinz ausschließlich für sich in Anspruch. Diese weise Beschränkung konnte uns beide in der Annahme, daß derselbe in der That jedweder Eifersucht unzugänglich sei, nur bestärken. Wie sehr uns dieser Glaube verhängnisvoll wurde, haben wir bald erfahren müssen.

Es war noch keine Woche vergangen, da wir eines Morgens unsern Spaziergang absichtslos weiter ausdehnten und nach Durchquerung verschiedener Weinberge in einem Haine Halt machten, welcher, erhöht dastehend, noch weithin eine Aussicht gewährte. Er war von mächtigen Kastanienbäumen gebildet, die sich in üppigster Pracht befanden und zum Verweilen unter ihrem schirmenden Dache einluden. In Ermangelung einer Bank mußten wir uns auf dem Rasen lagern, den ich zur Aufnahme seiner süßen Last mit meinem Überrock bedeckte. Ich streckte mich zu den Füßen Mercedes' hin, um mich an ihren von der Promenade belebten Gesichtszügen nach Herzenslust satt sehen zu können. Das Gespräch lenkte sich alsbald auf ihren Zukünftigen, dem sie mich inzwischen vorgestellt hatte und über den sie nun mein Urteil zu hören begehrte. Ich verhehlte ihr nicht, wie unnatürlich mir ihre Verbindung mit einem Manne von fremder Nationalität, grundverschiedener Anschauungsweise und nicht hinlänglich geprüften Charaktereigenschaften erscheine. Den Wert seines Prinzentitels wollte ich nicht prüfen, sein Adel mochte hinaufreichen bis zur Urzeit, könne dieser Zauber sie auch nur eine Woche über für das entschädigen, was dem Träger desselben sonst abgehe. Nirgends mehr als in der Ehe komme es darauf an, was der Mensch als solcher sei, losgelöst von seinen Titeln, Würden, Reichtümern und Äußerlichkeiten. Wenn dann nicht eine gesunde Seele in einem gesunden Körper, mens sana in corpore sano, übrig bliebe, dann sei der Bankrott der Ehe nur eine Frage der Zeit. Das alles sei freilich eine Weisheit, die in das System eines jungen Guck-in-die-Luft schlecht passe; auch sei ja bei ihr die Kuh schon aus dem Stalle. Darum sei es für sie eine Lebensfrage, einen pfadkundigen Führer und guten Berater zur Seite zu haben. Ich hätte heute nur die eine Bitte, mich als solchen zu wählen, mich überhaupt nie ganz aus dem Gesicht zu verlieren. Das müsse sie mir versprechen, solle ich überhaupt noch den Wunsch haben, mich wieder gesund zu machen und noch weiter zu vegetieren. Ein Leben sei es ja — getrennt von ihr — doch nicht zu nennen. „Ja, so glühend wie ich, wird Sie wohl noch mancher verehren. In bezug auf die Bereitwilligkeit, in Ihrem Dienste ganz aufzugehen, lasse ich mich aber von keinem übertreffen.

Stoßen Sie einen so einzig dastehenden weißen Sklaven nicht von sich, fesseln Sie ihn vielmehr noch enger an sich, indem Sie ihm die Perspektive Ihrer unerschütterlichen Freundschaft eröffnen."

Ich fand die Teure tief gerührt. Wie könnte ich doch nur Zweifel darüber hegen, ob sie mein Anerbieten annehme. Ich möchte nur immerdar leben und mich vollends gesund machen, im übrigen aber auf unsern guten Stern vertrauen. Er habe uns zusammengebracht und so weit geführt, er werde schon noch weiter leuchten. — —

Beseligt erhob ich mich, und Mercedes mit einem Blick voll Dankbarkeit betrachtend, erwiderte ich: „Wenn diese Worte Ihnen aus der Seele kommen, so darf ich diese Stunde eine der schönsten meines Lebens nennen. Lassen Sie uns an dieser Stelle ein Denkmal unsrer Freundschaft errichten. Am liebsten grübe ich jedes Ihrer Worte in die Rinde; lassen wir es aber, da dies nicht angeht, mit einem brennenden Herzen bewenden, das unsre Namenszüge umschließen soll."

Und noch ehe ich ihre Zustimmung besaß, hatte ich schon das Messer an einen der Baumriesen gelegt, und so, wie ein bekanntes Bild es darstellt, grub ich ein verschlungenes M. und H. in die Mitte einer Herzform ein. Darunter die Jahreszahl 1887 und das Wort semper setzend.

Schweigend standen wir noch eine Weile an der Stätte, bis Mercedes zur Rückkehr drängte, da die Stunde ihres Freundes schon angebrochen sei.

Bei meiner Geschichte werde ich an das spanische Stück Galeoto erinnert, das uns Paul Lindau in guter Überarbeitung bekannt gemacht hat. Sie erinnern sich noch der Handlung.

Ein vornehmer, reicher Spanier lebt in glücklicher Ehe mit seiner jungen Frau. In seiner Großmut nimmt er einen talentvollen Jüngling zur Ausbildung in sein Haus auf und behandelt ihn wie ein Kind desselben. Sie leben zu dritt im idealsten Verkehr. Der junge Mann nimmt mit dem Paare an allen Vergnügungen, Gesellschaften und Theatern teil, er schenkt der Frau seines Gönners die respektvollste Aufmerksamkeit und ist nur bedacht, die erhaltenen Wohlthaten durch seine musterhafte Haltung zu lohnen.

Doch die Welt betrachtet das Verhältnis der Drei mit andern Augen, sie kann sich in dessen Reinheit nicht hineindenken; ihr scheint es nicht bloß ausgemacht, daß sich der junge Mann und die Frau lieben, sie müssen auch in einem sträflichen Verhältnis zu einander stehen. Wie eine böse Schlange erhebt der Klatsch sein Haupt und zischelt die Verleumdung zuerst Dritten, alsdann dem jungen Manne, zuletzt dem Ehegatten ins Ohr. Mit mathematischer Sicherheit ist die Wirkung der Prozedur vorauszusehen. Die jungen Leute werden zuerst der Möglichkeit sich bewußt, einander zu lieben, das weitere besorgt der Mann. Durch seine namenlose Eifersucht zwingt er die junge, schuldlose Frau, bei dem jungen Manne Schutz gegen die ihr angethanen Unbilden zu suchen. Sie muß sich ihm nähern und, schließlich von dem rasenden Gatten vor die Thür gesetzt, in seine Arme werfen, mit ihm fliehen. Der Klatsch hat das erzielt, was der Liebe unmöglich war.

Hier schließt der Dichter, und der Vorhang fällt, der Zuschauer aber bleibt vor einem großen Fragezeichen stehen. Was wird aus dem durch das Gerede zusammengeschweißten Paar? Werden sie sich angehören, oder werden sie, nachdem das treibende Motiv, der Klatsch, weggefallen, wieder in die alte Gleichgültigkeit zu einander verfallen? Hier ist Stoff zu einem neuen Roman, dessen Ausmalung ich Ihrer reichen Phantasie überlasse, um wieder zu meiner eigenen Geschichte zurückzukehren.

Ich werfe aus einem Grunde, den Sie bald einsehen werden, gerade im jetzigen Moment unsrer Geschichte die Frage auf, was wohl aus uns beiden geworden wäre, wenn nicht im entscheidenden Augenblicke Galeoto wie ein Deus ex machina erschienen wäre. Ich würde unserm Freundschaftsverhältnisse eine kurze Dauer prognostiziert haben. In Montreux würde sich ja meine Liebe, so lange Mercedes am Orte weilte, unzweifelhaft auf der alten Höhe erhalten haben. Aber dann? Ja, hätte dieselbe die Liebe leidenschaftlich erwidert, hätte sie mich das ganze Glück derselben genießen lassen, dann würden sich unsre Wege wohl immer wieder gekreuzt haben. Platonische Liebe hält aber erfahrungsgemäß nicht lange stand, und wenn die Liebe eine einseitige ist — Mercedes hatte damals doch nur eine aufrichtige Zuneigung zu mir — dann hat sie ganz kurze Beine. Sie kann den Kampf mit den Sinnen, welche früher oder später ihre Rechte geltend machen, nicht mit Erfolg aufnehmen. Nur die sinnliche Liebe hat eiserne Ketten, die platonische nur Bindfäden.

Mercedes wollte sich nach ihrer Verheiratung in Brüssel niederlassen; dort hätte sie mich Zugvogel wohl bald vergessen, und ich, im Strudel der Geschäfte, das Lieb aus den Bergen. —

Galeoto wollte es aber anders. Unwürdiges Gerede hatte den Prinzen eifersüchtig gemacht und demselben am Tage unsres letzten Morgenspazierganges den teuflischen Gedanken ins Ohr geblasen, uns heimlich nachzugehen und zu belauschen. Er folgte unsrer Spur auf gewundenen Wegen, sah uns dem Plateau zustreben, dort niederlassen und etwas in den Baum schnitzen. Nach unserm Weggehen zu dem Denkmal unsrer Freundschaft eilen und es mit profanen Blicken entweihen, war eins. Er löste gerade das Stück Rinde, worauf die Buchstaben semper standen, und eilte dann, wie von einem bösen Geiste verfolgt, auf sein Zimmer.

Die folgenden Tage war es mir weder vergönnt Mercedes zu sehen, noch erhielt ich ein Lebenszeichen von derselben. Meine Aufregung und meine Ungeduld, über ihr Schicksal etwas zu erfahren, wuchs, da ihr allein zu Tische kommender Anbeter auf Befragen von dritter Seite bemerkte, dieselbe sei durch ein Unwohlsein gezwungen, das Zimmer zu hüten. Ihre zarte Gesundheit war also den Quälereien, vielleicht gar den Mißhandlungen ihres Verlobten zum Opfer gefallen. Er, der die heilige Pflicht hatte, die Geliebte auf den Händen zu tragen, ihr jedwelche Aufregung zur Seite zu schieben, er hatte sie mit seiner Eifersucht aufs Krankenlager geworfen, sie mit der tollen Ausgeburt seiner Phantasie halb zu Tode gemartert. Und dabei saß er bei Tische, eine eiserne Gleichmut in

seinen Zügen zur Schau tragend, kein Mitleid, keine Reue über sein Betragen verratend.

Ich hatte erwartet, er würde mir sofort auf das Zimmer rücken, mich zur Rede stellen, Aufklärungen verlangen, mich als den vermeintlichen Zerstörer seines Glücks zum Zweikampf auf Leben oder Tod herausfordern. Aber nichts von alledem! Nichts verriet in seinem Benehmen gegen mich eine Veränderung. Entweder war er der geborene Schauspieler, der bei blutendem Herzen noch die äußere Gleichmut zu bewahren versteht, oder er mußte sich inzwischen eines Besseren überzeugt, den Irrtum eingesehen und zu Mercedes' Füßen um Verzeihung gebeten haben.

Mein brennendes Verlangen, den Schleier der letzten Tage zu enthüllen, wuchs so stark, daß ich mir das Zimmer nicht mehr zu verlassen getraute, aus Furcht, eine Nachricht von Mercedes oder den Besuch des Prinzen zu verfehlen.

Am Morgen des dritten Tages wurde ich endlich erlöst. Ich lag auf meiner Chaiselongue hingestreckt, in meinen Plaid gewickelt, als sich plötzlich die Thür öffnete, und ich das süßeste aller Gesichtchen im Rahmen derselben erblickte. Aber mit welch' blassen Zügen, mit welch' verzweifeltem Ausdruck! Ich wäre Mercedes am liebsten zu Füßen gesunken und hätte Galeoto gedankt, daß er sie mir zugeführt. Indessen verließ mich glücklicher Weise auch nicht einen Augenblick das Bewußtsein, in dieser ernsten Stunde nicht dem Herzen, sondern nur dem Verstande folgen zu müssen, und dieser riet, über ihre Not an einem dritten Orte, im Salon, zu beraten, wohin ich der Liebsten alsbald folgte.

Niemals ist es mir klarer gewesen, daß guter Rat teuer ist, als bei dieser Konferenz. Wenn ich Mercedes wie aufgelöst in ihrem Schmerze sah, die Augen noch rot von Thränen, so überlief es mich kalt bei dem Gedanken, der Zerstörer ihres Glückes zu sein. Und doch durfte ich mir bei ruhigem Nachdenken weit eher Glück wünschen, ihr noch in letzter Stunde über die Charaktereigenschaften ihres Bewerbers die Augen geöffnet zu haben.

Fürwahr, sein jüngstes Verhalten ließ tief blicken. Hartherzig bis zur Unmenschlichkeit, kein Verzeihen selbst für einen nicht kapitalen Fehler, volles Vertrauen heucheln und den andern Teil in falsche Sicherheit einwiegen, dabei aber mißtrauisch sein wie ein dutzendmal hinter das Licht geführter Ehemann, Bedientenvolk als Aufpasser bestellen und schließlich selbst sich auf das Spionieren verlegen — was ließ das nicht für eine kranke Seele vermuten. Hätte die Ehe mit einem solchen Manne von Bestand sein können?

Ich glaube aber nicht, daß diese Gesichtspunkte, die ich damals in den Vordergrund rückte, augenblicklich in den Augen von Mercedes sehr überzeugend waren. Im Momente überwog der Schmerz, einen Lebenspfad, den dieselbe bereits betreten hatte, wieder aufgeben zu müssen. Und wenn sie in dem unbehaglichen Gefühl, nun plötzlich wieder vis-à-vis de rien zu stehen, auf mich, den Anstifter, tüchtig losgedonnert hätte, ich würde es begreiflich, verzeihlich gefunden haben. Aber es fiel von ihrer Seite auch nicht ein Wort, das einem

Vorwurf ähnlich schien. Die Geliebte hat in diesen ernsten Tagen mir gegenüber eine Großmut bewiesen, für die ich ihr nie genug danken kann.

Im übrigen kamen wir uns in jener Stunde vor wie zwei abgefaßte Verbrecher, ja es fehlte nicht viel, daß wir selber an unsre Schuld glaubten. Hatten doch angeblich zwei Zeugen es gesehen, wie ich mich des Morgens in Mercedes' Zimmer geschlichen. „Sie sind doch mit keinem Fuße bei mir gewesen," sagte sie zu mir, als ob sie sich selbst vergewissern müßte, daß nichts passiert sei.

Was mich heute noch mit Scham erfüllt, ist, daß ich in jenen peinlichen Stunden wohl Worte des Trostes, aber auch nicht ein Wort der Liebe für Mercedes übrig hatte; es mußte ihr vorkommen, als hätte sie mit einem Mal zwei Freunde verloren. Ich reime mir nachträglich meinen Stumpfsinn damit zusammen, daß die Gefühle des Schmerzes, der Überraschung und der Entrüstung momentan meine Liebe vollständig überwucherten. Dieser peinliche Zustand hielt etwa fünf Tage an, so lange liefen wir neben einander her wie zwei Menschen, die sich gegenseitig Leiden bereitet haben. Meine Liebe sollte freilich bald wieder erwachen, um wie ein Phönix aus der Asche zu ungeahnter Kraft und Höhe sich zu erheben.

In der Sache selbst wurde beschlossen, daß der Abreise des aus einem Lamm in einen Wolf umgewandelten Bewerbers kein Widerspruch mehr entgegenzusetzen sei. Er hatte nunmehr zwei Tage lang Zeit gehabt, die Ungeheuerlichkeit seiner Verdächtigung einzusehen. Wenn er den Schwüren Mercedes', die ich jederzeit zu bekräftigen bereit war, nicht glauben wollte, so blieb nur die Annahme übrig, daß er entweder aus Eifersucht den Verstand verloren habe, oder daß er sich gewissermaßen nur einen Vorwand erdichtet hatte, um seinen Rückzug zu motivieren. In beiden Fällen war sein baldiges Verschwinden ein Gewinn.

Mittags kam meine Leidensgenossin und zwar zum erstenmal wieder allein zu Tisch; ich nahm an, daß sich der Abschied ohne Zwischenfall vollzogen habe. Wie erstaunt war ich darum, als ich Mercedes auf meinem Nachmittag-Spaziergang bei einem abscheulichen Wetter plötzlich auf mich zukommen sah, die helle Verzweiflung auf ihrem Antlitz. Auf Befragen über den Grund ihres verstörten Aussehens erfuhr ich, daß der Prinz erklärt hatte, die Mercedes gegenüber gemachte unwahre Äußerung auch ihren Eltern gegenüber aufrecht zu halten. Jetzt war unsre beiderseitige Geduld erschöpft; ich eilte sofort nach Hause, lud den bereits Reisefertigen auf mein Zimmer ein und teilte ihm mit, die ihm hinterbrachte Behauptung, daß ich je den Fuß über die Schwelle von Mercedes' Zimmer gesetzt, sei eine niederträchtige Verleumdung, die ich im Interesse ihrer und meiner Ehre mit aller Entschiedenheit zurückweisen müsse. Nach dieser Erklärung wagte er nicht mehr, die sinnlose Behauptung aufrecht zu halten, er empfahl sich vielmehr unter Beteuerung seiner Liebe zu Mercedes, die zu beweisen doch gerade jetzt der richtige Augenblick gewesen wäre. —

Sie nehmen sicher an, meine Liebe zu Mercedes müsse, als das Feld wieder frei geworden war, einen starken Impuls erhalten haben, ich hätte wieder, wie ehemals, jeden ihrer freien Augenblicke mir zu Nutzen gemacht, mich wieder an

ihre Fersen geheftet, zu Hause und beim Spaziergang. Aber nichts von alledem! Das in den letzten Tagen Erlebte lastete noch wie ein Bleigewicht auf mir, es war wie ein Mehltau auf meine Liebe gefallen. Überall witterte ich Spione des abgezogenen Feindes, Fallen, die derselbe uns beiden gestellt, um schließlich doch über uns triumphieren zu können.

Mercedes war in diesen Tagen hilfs- und trostbedürftig wie noch nie, die Seelenaufregungen hatten augenscheinlich ihrer Gesundheit einen starken Stoß versetzt. Außer mir war niemand zur Stelle, dem sie sich hätte anvertrauen können, und dieser Eine, statt gerade jetzt ganz sich zur Verfügung zu stellen, zog sich unter Hinweis auf kalte Vernunftgründe zurück. „Wir sind auf Schritt und Tritt beobachtet“ — lautete meine Antwort — „wir dürfen uns um keinen Preis allein sehen lassen. Er kehrt sicher in einigen Tagen reuerfüllt zurück, flehentlich um Ihre Verzeihung bittend.“ — Die Angeredete schüttelte bei diesen Einwänden ungläubig das Köpfchen, nicht wenig verwundert über die Metamorphose, die mit mir vorgegangen.

Uns zunächst jedenfalls beim öffentlichen Konzert nicht mehr zu sprechen, war eine meiner hyperklugen Verhaltungsmaßregeln. Wer aber dort plötzlich zu mir kam und sich zu mir setzte, nahezu um Verzeihung bittend, daß sie die strenge Klausur durchbrochen, das war mein Liebchen; so mächtig zog es dasselbe nach einer Aussprache mit mir. Mein Verstandesmensch ärgerte sich über die Programmwidrigkeit, dem Herzen that es aber ungeheuer wohl. Mercedes hatte jetzt selbst die Barriere durchbrochen, die ich gegen sie aufgerichtet hatte. Wie hätte ich dieselbe wieder aufbauen können?

Die Liebe hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Elektrizität. Hier wie dort können die stärksten Elemente jahrelang neben einander ruhen, ohne daß dieselben auf einander wirken. Ist aber erst einmal durch Berührung der Strom erzeugt, dann sprühen die Funken, es wird Licht, und die stärksten Hindernisse können von der gewonnenen Kraft hinweggeräumt werden.

In unserm Falle genügte das erste Wiedersehen unter vier Augen, um meine ganze ausgetüftelte Taktik über den Haufen zu werfen. Mercedes war in ihrer Hilflosigkeit so himmlisch entzückend zu mir, daß ich ein Schuft oder ein Dummkopf gewesen wäre, wenn ich mich noch länger hinter den Ofen hätte verkriechen wollen. Sie würde mir, wie ich ihren Stolz kenne, auch nicht lange Gelegenheit gegeben haben, den Überlegenden zu spielen. Wir blieben also ruhig nebeneinander sitzen, fanden, daß es so gut sei, und traten auch den Rückweg gemeinschaftlich an. Von Liebelei war allerdings in unserm Zwiegespräche noch nicht die Rede. Es bewegte sich in der Hauptsache in Kombinationen über die Rachepläne des Fahnenflüchtigen, denn daß wir uns von dieser Seite des einen oder andern noch zu versehen hätten, galt uns beiden zweifellos. Jedenfalls konnten wir des Gefühles, uns wieder wie ehedem ungestört zu sehen, nicht froh werden. Die Luft schien uns noch gewitterschwül. Bei jeder neuen Begegnung sahen wir einander fragend und ängstlich an, die Ankunft einer schlimmen Nachricht vermutend, das Entzünden einer Mine, welche die Eifersucht gelegt haben mochte.

Die nächsten Tage brachten äußerlich nichts Neues; um so mehr ging in unserm Innern vor sich. Die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr des Friedensstörers schwand immer mehr; er hatte offenbar auf den Besitz des kostbarsten Kleinods vollends verzichtet. Nun, da er sich nicht wieder blicken ließ, gingen auch Mercedes die Augen über diesen seltsamen Menschen auf. Sein Scheiden bereitete ihr schon keinen Schmerz mehr; in mir sah dieselbe nicht mehr, wie noch kürzlich, den Zerstörer ihres Glückes, im Gegenteil den treu ergebenen Freund, die kräftige Stütze, den nie verlegenen Berater.

Mit der Abreise des Prinzen war in Mercedes' Herzen ein leerer Raum entstanden, welcher sich nach den Gesetzen der Naturwissenschaft ausfüllen mußte. Was Wunder, wenn sie nach mir griff, der ihr vom ersten Tage an sympathisch erschien, von dem sie sich heiß geliebt wußte.

Der Gedanke, mich in ihr Herz zu schließen, wäre Mercedes vor vierzehn Tagen noch unmöglich erschienen, nun hatte er es ihr hundertfältig vorgeworfen, daß wir ein Liebespaar seien, ja, daß wir einander schon angehört hätten. Lag es nicht in der Natur der Sache, daß sie sich mit dem Gedanken befreundete?

Nachdem das Eis einmal gebrochen, nahm die Zurückhaltung, die wir unserm Verkehr auferlegt hatten, schnell ab. Eines Morgens machten wir in Gesellschaft eines jungen Engländers einen Spaziergang in die Berge. Der Weg wurde uns leicht, und wir merkten kaum, wie weit wir die Entdeckungsreise ausgedehnt hatten, so sehr überraschte uns der Charakter der Landschaft, der von der des Seeufers grundverschieden war. Die Weinberge traten hier ganz zurück, dafür gab es aber üppige Wiesen und ganze Wälder von Obstbäumen, zu deren Füßen die Landleute die reiche Ernte auflasen. Wir waren, die Angebetete stets in der Mitte, etwa eine Stunde weit gegangen, da ihr Füßchen Halt zu machen begehrte. Mercedes setzte sich auf einen Stein und lud mich mit einem Blicke ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Der Sitz war aber weit schmaler, als sie sich vorgestellt hatte, er faßte uns nur mit Mühe und ich mußte, um die Einladung annehmen zu können, hart an ihrer Seite Platz nehmen. Was waren das für beneidenswerte, einzige Minuten, den Umrissen des schönsten Körpers so nahe, daß es mich heiß und kalt überlief! Ich fühlte, jetzt war's um mich geschehen, der elektrische Strom war zwischen uns beiden hergestellt. Er entfesselte ein verzehrendes Feuer, das Tag und Nacht nicht erlöschen wollte. —

Als wir nach Hause aufbrachen, war ich ein andrer als auf dem Hinweg. Mein Auge leuchtete von heißem Verlangen, und Mercedes rettete mehrfach vergeblich ihr Händchen vor meinem Versuche, es unbemerkt zu erfassen und mit leisem Drucke zu sagen, was die Zunge nicht aussprechen durfte.

Wenn wir uns auch denselben Tag vor dem Abendessen im Salon noch trafen, so bot sich doch keine Gelegenheit, Mercedes zu bekennen, wie es mich in Erinnerung an die „steinerne Bank" noch durchschauerte. Wir waren um diese Stunde in dem Raume, der zugleich als Musikzimmer diente, niemals ohne Zeugen. Für die Zurückhaltung, die sich dadurch gebot, entschädigte mich aber die Teure reichlich, als sie an das Klavier trat und auf Bitten mehrere ihrer

Lieder zum besten gab. Wie erfreute sie da den Zuhörer mit ihrem formvollendeten und feinfühligen Vortrage; welche einschmeichelnden Töne entströmten den Lippen, zu welcher Vollkommenheit hatte sie alles gebracht, was sie nur irgendwie erfaßte. Ein Lieb von so seltener Art zu besitzen — wird mancher sagen — welch' ein Glück! Fast fragte ich mich aber, ist so viel des Vollkommenen überhaupt für einen Mann geschaffen, muß sein Besitz einen Mann nicht erdrücken? Ist er für alles Schöne und Hohe, das die Geliebte verkörpert, empfänglich, so muß er sie vergöttern, er wird in der Hingebung und Aufopferung für sie so völlig aufgehen, daß ihm so zu sagen nichts mehr übrig bleibt als ein erdrückender Liebesdienst und eine quälende Angst, sie schließlich zu verlieren. Welche Gespenster müssen ihm nach einer Ballnacht erscheinen, wenn er sich der lüsternen Blicke erinnert, die das Liebchen zur Zielscheibe gewählt, wenn er es in den Armen eines Dritten dahintanzen sieht, wenn er sieht, wie die Schlange der Verführung sich zu ihr emporwindet, ihr just das zu Füßen legend, was sie vielleicht vermißt.

„Ja, wenn Sie" — so sagte ich zu Mercedes, als ich mich ihr gegenüber gelegentlich in diesem Gedankengang bewegte — „auf die Anerkennung und Bewunderung der großen Welt verzichten könnten! Ist aber nicht gerade darin, daß Sie das nicht können, ein Grundzug Ihres Charakters zu finden? Kann man sich Sie vorstellen als eine Frau, die nur im Innern des Hauses waltet? Drängt vielmehr nicht alles bei Ihnen zur reichen Entfaltung der Ihnen in so seltenem Maße verliehenen Vorzüge? Kann man es nicht selbst bei der Natur verfolgen, daß das zur höchsten Vollkommenheit Gelangte nicht verborgen blühen will? Sie werden mir gewiß nicht aus dem kleinen Veilchen einen Einwand ableiten wollen. Wer möchte Sie, die Königin unter den Frauen, überhaupt damit vergleichen?"

Es mochten seit der Abreise des Prinzen etwa acht Tage verflossen sein, als ich des Morgens durch zwei Zeilen von Mercedes' Hand verständigt wurde, daß sie mich wichtig zu sprechen hätte. Auch ohne daß dieselbe den Mund öffnete, wußte ich, was sie so sehr bewegte, denn in den zitternden Händchen hielt sie ein Blatt Papier, das nur von den Ihrigen herrühren konnte und offenbar die Frucht der Verdächtigungen war, welche der Prinz verbreitet hatte.

Meine Ahnung sollte sich nur zu schnell erfüllen. Nach der Abreise von Montreux hatte derselbe in Genf zwei Tage in Verwirrung und offenbarer Ratlosigkeit zugebracht. In dem Kampfe, den hier der Rest seiner edlen Gefühle mit der Eifersucht zu bestehen hatte, trug die letztere den Sieg davon. Mit kalter Überlegung entsandte er den Pfeil, der uns vernichten, das heißt von einander trennen sollte. Nun sollten wir uns rechtfertigen.

Mir stieg bei Durchlesung des Briefes die Zornesröte ins Antlitz. War das Maß des Sträflichen bei diesem Unfriedenstifter nicht bereits bis an den Rand gefüllt? Hatte er nicht schon bisher namenlose Pein geschaffen? Brauchte er noch die Fackel des Mißtrauens in den Kreis einer ganzen Familie zu schleudern?

In kürzester Frist wollte ich Mercedes den Entwurf einer Rechtfertigung fix und fertig zur Ansicht vorlegen. Ich hatte freilich leichtes Spiel; was sich zwischen uns zugetragen hatte, konnte offen eingestanden und mußte von jedem entschuldigt werden, der nicht Virtuos im Splitterrichten war. Was andeutungsweise von einem unerlaubten Verkehr zwischen uns insinuiert wurde, mußte als grobe Unwahrheit zurückgewiesen werden; der Pfeil fiel auf den Schützen zurück.

Ich hatte das Glück, mit Kraft und Überzeugung zu schreiben und ungeteilten Beifall für meine Zeilen zu erlangen. Als ich des Abends den Brief zur Post beförderte, da atmeten wir beide auf, es war uns ein Alp vom Herzen genommen, wir waren siegesbewußt; denn wir glaubten sicher annehmen zu dürfen, daß die Antwort zu Hause befriedigen, und daß auch diese letzte gegen uns gesponnene Intrige bald in nichts zusammenfallen würde.

Von der Stunde an, da dieser Brief den Weg in Mercedes' Heimat antrat, war unsere Sache eigentlich bereits besiegelt.

Wir hatten an demselben Nachmittag wieder in Gesellschaft unsres Engländers einen Ausflug gemacht, von dem wir bei vorgerückter Dämmerung zurückkehrten. Kurz vor unserm Hotel erhebt sich ein steiler Hügel, den der Müdegewordene nicht gern umsonst hinansteigt und bei dessen Nahen sich auch unser Begleiter regelmäßig zu empfehlen pflegte. Als wir wieder unter vier Augen waren, da ließ sich meine Liebe in die bisherigen Schranken nicht länger mehr zurückhalten. Und als ich, begünstigt von dem eintretenden Dunkel der Nacht, meinen Arm sanft um sie schlang, da durchströmte mich wieder der süße Schauer, den ich kürzlich an der „steinernen Bank" gekostet hatte. Während aber damals ein stiller Händedruck mir alles sagen mußte, wurde mir diesmal Mercedes selbst die Verkünderin meines Glückes. „Sie Bester! Nun kommen Sie also doch wieder zu der Ihrigen, die Sie eine Zeitlang so schnöde von sich gestoßen. Vergessen kann ich Ihnen das nie, meine Verzeihung aber sollen Sie haben, weil ich Ihnen nun einmal doch gut sein muß."

Meinen Arm in den ihrigen gelegt, so schlenderten wir durch den sich an das Hotel anschließenden Park, dem Seiteneingange desselben zu. An Mercedes' Thür angelangt, pflegten wir uns sonst, um nicht etwa gedungenen Leuten Wasser auf die Mühle zu gießen, rasch und förmlich zu verabschieden; dieses Mal wollt's gar nicht gehen. „Darf ich?" Die Thür öffnen und hinter uns schließen war das Werk eines Augenblicks. Es war ein Raum wie die andern in dem von uns bewohnten Seitenflügel, nur etwas umfangreicher, mit einem anstoßenden, breiten Balkon, ganz umrankt von wildem Wein, wovon noch kein Blättchen die herbstliche Blutfarbe angenommen hatte. Links in der Ecke stand der Geliebten schmuckloses Ruhebett, am Eingange das Waschgerät, der Thür gegenüber der Schreibtisch und eine Chaiselongue, in der Mitte ein ovaler Tisch. So etwa würde ein Dritter den Raum beschrieben haben, für mich aber war er das Tabernakel, darin das Liebste und Werteste, das ich kannte, ruhte; es war der Raum, in dem auch der profanste Gegenstand durch die Berührung der Geliebten geweiht worden war.

Ich habe mir oft als Devise das Horaz'sche nil admirari vorgehalten; wie sollte ich aber jetzt die Ruhe bewahren, wie nicht in Erstaunen geraten, wie nicht die Geistesgegenwart verlieren? Bewältigt sank ich auf einen Stuhl, ganz in Beschauung und Gedanken versunken, alles vergessend, was ich mir in betreff unsers ersten, trauten Zusammenseins jemals ausgemalt hatte.

Als das Tischzeichen der kurzen Zusammenkunft ein Ende bereitete, raffte ich mich mit Mühe auf, um der Thür zuzueilen. „Und Sie erbitten sich nicht einmal einen Kuß von mir?“ Wirklich, ich hatte es ganz vergessen. Ich flog an die Lippen der Geliebten und drückte dieselbe in minutenlanger Umarmung an mein Herz, dann sank ich vor ihr nieder, umfaßte mit Inbrunst ihre Knie und stürmte ohne Abschied zu nehmen ins Freie.

Die nächsten Tage flossen träge dahin. In dreimal vierundzwanzig Stunden konnte nach meiner Berechnung die Antwort der Angehörigen Mercedes' auf unser Rechtfertigungsschreiben frühestens eintreffen. Fiel sie schlecht aus, wurde sie zurückberufen, so hatte ich mein Todesurteil in den Händen; dann lebe wohl, du junge Liebe, lebt wohl, ihr schönen Reisepläne. Wozu dann überhaupt noch durch Aufsuchen eines geschützten Winterkurorts ein Leben fristen wollen? War es dann nicht besser, den Tod im Herzen, die Brust den heimatlichen Nordwinden preiszugeben?

Am vierten Tage kam richtig der ersehnte Brief von Hause an. Wieder hielt Mercedes mir denselben entgegen, dieses Mal aber wie der Überbringer einer frohen Botschaft. „Viktoria“ — rief ich nach Durchsicht der Zeilen — „Sieg auf der ganzen Linie.“ Wir standen gerechtfertigt da, sie überaus bereichert mit einem ganzen Schock guter, mütterlicher Ratschläge. „Sie Meister“ — bemerkte mein Liebchen — „wie haben Sie es nur fertig gebracht, mich aus dieser tödlichen Lage zu befreien? Nun seien Sie auch dafür bedankt aus ganzer Seele, belohnt mit dem Höchsten, was ich Ihnen geben kann, mit meiner Liebe.“

„Dank dir, Galeoto,“ rief ich, „wie hat sich doch deine Kraft wieder einmal so glänzend erwiesen! Wie hat sie alle Berechnungen über den Haufen geworfen, die wir in Kurzsichtigkeit gemacht! Eifersucht und falsche Nachrede wollten uns zerschmettern, nun haben sie uns zusammengebracht. Dank dir, Galeoto, du Stück von jenem Geiste, der stets das Böse will und das Gute schafft!“

An dieser Stelle seiner Erzählung hielt mein Freund inne; er bedeckte die Augen mit der linken Hand und fuhr dann nach einer Pause fort: Wenn Sie wüßten, wie furchtbar es mich angreift, wenn ich mich in diese Zeit zurückversetze. Meine Pulse müssen jetzt fliegen, und der Arzt wird sich schön wundern, wenn er heute meine Temperatur feststellt. Auf dem Punkte aber, wo ich angelangt bin, kommt es auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht an. Es ist doch nur eine Galgenfrist, die mir hienieden gegönnt ist. Verraten Sie mich also nicht dem Arzte, er würde doch machtlos sein.

Und dann, hören Sie wohl, noch eins: wenn Sie die Sache dereinst zu Papier bringen, so müssen Sie dem heute zu Ende gebrachten Abschnitte ganz das Kolorit lassen, das ich ihm gegeben habe. Er muß sich lesen wie eine in sich

abgeschlossene Geschichte. Aus inneren Gründen lege ich Wert darauf, daß Mercedes hier gerade so erscheinen soll, wie sie sich mir in dieser Frühlingszeit gezeigt hat. Ich will nicht, daß von dem Bilde, das ich Ihnen später entrollen werde, Flecken auf ihr erstes Auftreten fallen. Der Leser soll sie ganz in dem reinen Lichte kennen lernen, wie sie sich mir damals vorstellte, als eine Fee, die vom Himmel kommt, um über einen Armen und Verschmachtenden das Füllhorn reichster Gnade auszugießen. (Fortsetzung folgt.)



Briefe über wichtige Zeitfragen.

Die soziale Gefahr in England.

Ein Brief von John E. Gorst an den Herausgeber der Deutschen Revue.

Geehrter Herr!

Sie fragen mich, welche Maßregeln die englische Regierung ergreift, um die Gesellschaft gegen die Gefahren zu schützen, welche ihr von seiten des Anarchismus und der Sozialdemokratie drohen. Darauf läßt sich nur antworten, daß wir noch nicht über den Zustand der Diskussion und der Beratungen in den Königlichen Kommissionen hinausgekommen sind. Keine der beiden Parteien, welche sich die Führerschaft des Staates streitig machen, hat bis jetzt irgend welche Fähigkeit gezeigt, die Frage zu verstehen, noch weniger sie erfolgreich zu lösen. In Großbritannien und Irland besteht die große Gefahr, welche der Gesellschaft droht, in der fluktuierenden Masse unbeschäftigter Arbeiter, welche in unsern großen Städten Überhand nimmt. Dieselben haben, selbst wenn die Geschäfte gut gehen, nur vorübergehende Beschäftigung: lange Zeit finden sie oft keine Arbeit und sind zum Müßiggang verurteilt; sie und ihre Familien sind fast immer dem Hungertode nahe. Sie sind der geeignete Boden für die Saat der Lehren der sozialen Revolution, und wenn sie nur besser organisiert wären, so würden sie eine schreckliche Gefahr für die soziale Ordnung heraufbeschwören.

Die Anhäufung halbbeschäftigter Arbeitskräfte in unsern großen Städten wird durch einen Vorgang hervorgerufen, welcher seit mehr als einer Generation in England sich bemerkbar macht — nämlich durch die Entvölkerung unsrer Dörfer und Landdistrikte und die Übervölkerung unsrer Städte. Die Ursache dieser Erscheinung ist klar. Der Nutzen, den die Landwirte aus der Landwirtschaft ziehen, nimmt beständig ab. Bei der Konkurrenz, die durch die Einfuhr von Lebensmitteln aus dem Auslande hervorgerufen wird, und bei den billigen Preisen ist die Landwirtschaft, die sich Arbeitskräfte mieten muß, nicht mehr lohnend. Die Landwirte wenden daher möglichst wenig Arbeitskräfte an. Ferner

kann die Industrie in den Dörfern infolge der allgemeinen Abnahme der Wohlhabenheit auf dem Lande nicht gedeihen und geht infolge der Konkurrenz, die ihr durch die Fabriken in den Städten gemacht wird, vollständig zu Grunde. Da die jungen ländlichen Arbeiter auf dem Lande keine Beschäftigung finden und sich keinen Hausstand gründen können, so ziehen sie in die Städte, wo sie zuerst die älteren und weniger brauchbaren Arbeitskräfte verdrängen, und wo sie nach einigen Jahren, wenn sie selbst älter und weniger leistungsfähig geworden sind, wieder durch frische und jüngere Kräfte verdrängt werden.

Es sind gerade die älteren, ungeschickten, abgenutzten Arbeiter, die nichts verstehen und die vom Lande in die Stadt kommen, welche die große Masse der „Arbeitslosen" stellen. Der unheilvolle Charakter dieser Symptome des sozialen Elends wird von britischen Staatsmännern allgemein anerkannt. Aber keiner hat bis jetzt ein praktisches Hilfsmittel in Vorschlag gebracht. Wir haben selbst keine offiziellen Büreaus zur Registrierung der Arbeitslosen; obgleich derartige Einrichtungen wohl dazu angethan wären, das Übel zu mildern und seine Ausdehnung abzuschätzen. Die Vorschläge, welche die maßgebenden Politiker gemacht haben, sollten meist nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit des Publikums von der Gefahr abzulenken, oder dazu, um eine temporäre Abhilfe zu gewähren.

Der „Liberale" spricht im allgemeinen nur gedankenlos von Wahlreform, die ihm jedem sozialen Übel gegenüber als das allgemeine Heilmittel erscheint. Der „Konservative" fürchtet gemeinhin, daß jede Veränderung dazu beitragen werde, die soziale Ordnung, die er bedroht sieht, zu zerstören. Während die beiden Hauptparteien so die Lösung der Frage nicht in die Hand nehmen wollen und fürchten, sich mit dieser schwierigen und gefahrdrohenden Frage zu beschäftigen, schlagen die Sozialdemokraten vor, sie dadurch zu lösen, daß durch Gesetz die Arbeitszeit begrenzt und Gemeinde-Werkstätten errichtet werden sollten. Ohne den Wert dieser Vorschläge weiter zu betrachten, will ich nur bemerken, daß in unserm Lande, wo die industriellen Verhältnisse so kompliziert sind, und wo der Charakter unsres Volkes so konservativ ist, diese Vorschläge, wenn es überhaupt möglich ist, nur allmählich und versuchsweise ausgeführt werden können.

Aber selbst wenn dieselben ausgeführt werden sollten, so würden sie nicht die Frage der „Arbeitslosen" lösen. Die heranwachsende Landbevölkerung ist, so zu sagen, immer auf dem Sprunge dorthin zu gehen, wo Arbeit ist, und jedes Angebot der Arbeit, welches die städtischen Behörden machen mögen, anzunehmen.

Dem Übel kann dauernd nur abgeholfen werden, wenn man die Ursache dazu aus dem Wege räumt. Die Leute müssen wieder zurück aufs Land, indem man entweder den Zug der Arbeiter von dem Lande nach der Stadt verhindert oder indem man umgekehrt Arbeiter veranlaßt, aus der Stadt nach dem Lande zu ziehen. Beides sind Fragen von großer Schwierigkeit; aber das letztere scheint nicht ganz hoffnungslos zu sein. Bei den Arbeitern Englands zeigt sich der Wunsch, ein Stück Land zu besitzen und selbst die Früchte ihrer Arbeit und Geschicklichkeit zu ernten, eine Erscheinung, die man wohl bei allen Menschen beobachten kann. Wenn nun unsre Regierung und unsre Gesetzgeber aus dieser Neigung des Arbeiters Vorteil

ziehen würden, so möchte ein beträchtlicher Teil unsrer Stadtbevölkerung wieder aufs Land wandern.

Wenn die Arbeiter und Arbeiterinnen noch jung sind, können sich dieselben in England vor ihrer Heirat ein kleines Kapital zusammenbringen. Würde es nun den Leuten leicht gemacht, ein solches Kapital in Landbesitz anzulegen, anstatt daß ihnen jetzt die Erwerbung von Grundbesitz so schwer als nur möglich gemacht wird, so würden viele von denen, die in übervölkerten Städten wohnen, zu einem solchen Zwecke Geld sparen und bei Zeiten aufs Land ziehen, wo sie heiraten und sich auf ihrem eigenen Grund und Boden niederlassen könnten; sie und ihre Familie würden ihr eigenes Land bebauen und sie würden selbst die Früchte ihrer Mühen ernten. Ihre Arbeit würde nicht mehr vergeblich sein, ihr Leben nicht mehr hoffnungslos und elend, und weit entfernt, daß sie eine beständige Gefahr für das Gemeinwesen wären, würden sie nunmehr eine feste Stütze der menschlichen Gesellschaft sein.

Genehmigen Sie 2c.

25. November 1892. John E. Gorst.



Die ersten Spuren von Organismen auf der Erde.

Von

W. Dames.

Hat von jeher der Versuch, in das mystische Dunkel der Zeiten, die vor dem Erscheinen des Menschen auf der Erde liegen, einen Blick zu werfen, den Geist der Gebildeten angeregt, hat Staunen und früher auch wohl abergläubischer Schreck die Aufdeckung von Skeletten längst ausgestorbener Tiere begleitet, so steigert sich dieses Interesse, diese berechtigte Neugier, je weiter wir hinabsteigen in die Gesteinsmassen unsrer Erdkruste, welche solche Organismen führen und uns mehr und mehr solche kennen lehren, welche in der Jetzwelt kaum direkte Verwandte mehr besitzen, aber Kunde davon ablegen, wie formen- und gestaltungsreich einzelne, heute völlig ausgestorbene, oder nur noch in vereinzelten Ausläufern, wie Denkmäler aus grauen Vorzeiten, in die Jetztwelt hineinragende Tier- und Pflanzensippen einst waren. Je tiefer wir in die früheren Formationen eindringen, desto fremder und ungewohnter wird das Bild im Vergleich zu dem, welches uns Pflanzen und Tiere heute zeigen. Tauchen schon in der der Jetztzeit mit dem sogenannten Quartär zunächst vorhergehenden Tertiärformation mancherlei Tiere auf, die sich den übrigen fremdartig gegenüberstellen, wie namentlich Säugetiere, so läßt sich doch in den meisten Fällen unschwer eine Verbindung von damals zu jetzt herstellen, wir erkennen wenigstens unschwer, ob wir ein Säugetier, ein Reptil u. s. w. vor uns haben; und die größte Zahl der tertiären Lebewesen steht den heutigen so nahe, daß die letzteren sich als die geraden Abkommen der ersteren ungezwungen hinstellen. Schon in den sekun-

dären Formationen (Trias, Jura, Kreide) wächst die Zahl der erloschenen und fremdartigen Wesen, weniger für die Meeresfaunen, obwohl auch hier mancherlei nicht mehr mit den jüngeren Zeiten in Einklang zu bringen ist. Vornehmlich aber bergen die sekundären Schichten eine bis zur Erschließung des westlichen Nordamerika nur aus vereinzelten Bruchstücken zu ahnende, nun aber in einer fast vollkommenen Weise bekannte Gesellschaft der wundersamsten Riesentiere aus der Ordnung der Dinosaurier, Reptilien, von denen heutzutage keine Spur mehr vorhanden ist, ebenso fremdartig in ihrem Äußeren, aber weit vielgestaltiger als die Reptilien der damaligen Ozeane, die Ichthyosaurier, die Sauropterygier, die Mosasaurier, und wie sie alle heißen, die größten unter ihnen auch diese Meeresriesen weit übertreffend, zum Teil wohl, außer den Walen, die größten Tiere, die je gelebt haben. In ihrer verschiedenen Lebensweise, Organisation u. s. w. spielten sie im Haushalt der Natur damals dieselbe Rolle wie heute die verschiedenen Säugetier-Ordnungen.

Steigen wir nun noch einen Schritt weiter hinab bis zur palaeozoischen Zeit, so umgiebt uns eine vollkommen fremde Welt. Abgesehen von einigen, recht wenigen Formen, wie Lingula, Rhynchonella u. s. w., die, durch ihre Langlebigkeit ausgezeichnet, bis zum heutigen Tage alle Wandelungen der Meere mitgemacht und überstanden haben, ist keine Gattung, geschweige die Art mit den heute lebenden identisch. Aber ganze Scharen von Kopffüßlern, Arthropoden und Crinoiden haben in unglaublicher Formen- und Individuenfülle die damaligen Meere bevölkert, welche, wenn auch als den genannten Ordnungen angehörig erkannt, doch schon mit Eintritt in die Triasformation verschwunden sind, z. B. Trilobiten, Merostomen, Lituiten, Blastoideen, Cystideen; andre, wie Graptolithen, Receptaculiten, besitzen so seltsame Organisation, daß auch heute noch über ihre systematische Stellung keine Einigung erzielt ist.

Doch hat man es wenigstens hierbei immer noch mit Dingen zu thun, die sich sofort als Reste früherer Tiere erweisen; denn es liegen uns die Gehäuse der Mollusken, die Kalk- oder Hornschalen der Crustaceen, die Stöcke der Korallen in versteinertem Zustande selbst oder in ihren Abdrücken im Gestein bezw. der Ausfüllung ihrer inneren Hohlräume durch Gesteinsmasse — den sogenannten Steinkernen — vor. Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn wir den Schleier noch weiter zu lüften streben, wenn wir uns dem organischen Inhalt der ältesten Schichten zuwenden, welche solchen überhaupt beherbergen, wenn wir eben den ältesten Spuren organischen Lebens auf der Erde nachgehen.

Hier drängen sich von selbst drei Fragen auf:

1. Wo und wie finden sich Spuren der ältesten, uns bekannten Organismen und welchen Pflanzen- oder Tierklassen gehören sie an?

2. Sind die bei Beantwortung der ersten Frage zu schildernden Organismen die ältesten, die überhaupt gelebt haben?

3. Ist Aussicht vorhanden, falls die zweite Frage mit „nein“ zu beantworten ist, die letzteren jemals aufzufinden und der Beobachtung und Untersuchung zugänglich machen zu können?

Gerade die letzten Dezennien haben für die Erörterung dieses Kapitels der Paläontologie äußerst wichtige und interessante Beobachtungen und Vermehrungen unsrer Kenntnisse gebracht, die ihren Ausgang nehmen von der Entdeckung des Eozoon und der sich an dieselbe knüpfenden, mit ungemeiner Energie geführten Diskussion. Nachdem Darwin's Riesenwort von der Veränderlichkeit der Art und der stetigen Entwickelung der Lebewelt aus wenigen ursprünglichen Organismen zu dem, was uns heute davon umgiebt, einen mächtigen Widerhall gefunden hatte, nachdem sich ebenso strenge Gegner mit ebenso begeisterten Verteidigern desselben theoretisch herumgestritten hatten, nachdem das den letzteren von den ersteren oft zugerufene: „Hic Rhodus, hic salta!“ lange Zeit unbeachtet hatte bleiben müssen, glaubte man nun in dem Eozoon den glänzendsten Beweis für die Richtigkeit der Darwin'schen Theorie gefunden zu haben. Dasselbe wurde 1858 in Kanada entdeckt. Es besteht aus mehr oder minder großen Knollen, die im Gneis der laurentischen Formation liegen und durch ein eigentümliches System von Serpentin- und Kalkspathstreifen durchzogen sind. Sofort nach der Entdeckung dieser Massen glaubte man in ihnen organische Beschaffenheit zu sehen, und zwar deuteten sie Dawson und Carpenter, zwei der namhaftesten Forscher auf dem betreffenden Gebiet, für riesige Foraminiferen. Der Kalkspath sollte die ursprüngliche Schale sein, die Serpentinstränge in ihm wurden als Ausfüllungen der Kammern, welche ehemals das Protoplasma des Lebewesens erfüllt hätte, und eine dünne Asbest- oder Chryscotilfaser-Schicht, die die Wände auskleidete, als die Porenwand der Kammern bei andern Foraminiferen angesehen. Später fand man gleiche Gebilde auch im Gneis zahlreicher europäischer Gebiete (Böhmen, Schlesien, Bayrischer Wald, Irland). Die Ansichten Dawson's und Carpenter's wurden von einer bedeutenden Zahl der angesehensten Geologen und Paläontologen zu den ihrigen gemacht und den immerhin nicht weniger angesehenen Gegnern, wie King und Carter, gegenüber wacker verteidigt. Und wie hätte das, namentlich bei etwas sanguinischen Naturen, anders sein können! Hier hatte man ja das Urwesen, aus dem die ganze übrige Lebewelt abgestammt sein konnte, greifbar und leibhaftig vor sich! Alles paßte so wunderbar und die kühnsten Hoffnungen noch übertreffend zu einander! Der Gneis, der älteste Teil der archäischen Formation, die noch nie die Spur einer Versteinerung hatte erkennen lassen und daher auch a z o i s c h e genannt wurde, hatte nun aufgehört „azoisch“ zu sein, sie barg ein Wesen und zwar — wie es die Entwickelung der Lebewelt im Darwin'schen Sinne verlangt — ein solches der niedrigsten Organisationsstufe, ein Foraminifer, dessen gesamte Lebensfunktionen von der gleichartigen Protoplasma- oder Sarcode-Substanz ausgeführt werden, aus deren späterer Differenzierung dann die einzelnen getrennten Organe der höheren Tiere sich entwickeln konnten!

Zwanzig Jahre hat der Streit um das Eozoon gewährt; dann wurde es still zu Grabe getragen. Möbius wies überzeugend nach, daß von Resten eines ehemaligen organischen Wesens bei Eozoon keine Rede sei und alles Beobachtete durch eigentümliche Mineralaggregate und Zersetzungserscheinungen erklärt werden

könne. So groß die Begeisterung bei seinem Erscheinen, so tief der Schmerz bei seinem Verschwinden! Zwar giebt es auch heute wohl noch einige, und zwar bedeutende Forscher, die an des Eozoon Wiederauferstehung glauben, weil sie dasselbe für ihre Hypothesen über die Entstehung der Gneise und der übrigen Gesteine der — nunmehr wieder — azoischen Formation gebrauchen, aber für die überwiegende Mehrzahl, zu welcher auch fast alle früheren Verfechter des organischen Eozoon gehören, ist es endgültig abgethan. Es ruht nun an der Seite des ebenso glänzend eingeführten, geheimnisvollen Tiefmeer-Schlammes mit seinen Coccolithen und Coccosphären, des Bathybius, der als der noch in die Jetztwelt hineinragende Rest des Urschleims angesehen wurde, mit dem die ganze Schöpfung der Organismen ihren Anfang genommen habe. Auch er ist als anorganisches Gebilde aus dem Reiche der Lebewelt verschwunden.

Wollen wir nun unser Forschen nach den ersten Geschöpfen fortsetzen, so müssen wir uns nach dem ersten Mißerfolge in jüngeren Schichten umsehen, und zwar in den die azoische Formation zunächst überlagernden, ältesten, echten Niederschlägen und Absätzen aus Meerwasser. Man nennt die Periode, zu welcher diese als Basis gehören, nach dem Auftreten der ältesten Tiere die paläozoische, und die erwähnte älteste Abteilung derselben die cambrische Formation, nach der von den alten Cambrern bewohnten Landschaft in England, von welcher die Kenntnis der Formation ihren Ausgang nahm. Über die ganze Welt verbreitet, ist sie in Europa namentlich in England, Skandinavien, Esthland, Böhmen, Spanien, Portugal und Sardinien anzutreffen, und zwar in recht mannigfacher Entwickelung. Gewöhnlich beginnt das cambrische Schichtensystem mit mehr oder minder mächtigen Konglomeratlagern und Sandsteinschichten, die stellenweise durch plastische Thone ersetzt werden; darüber folgen dann Thonschiefer, mit oder ohne Kalkkonkretionen, und einzelne Kalkbänke, welche hier und da eine nicht unbeträchtliche Mächtigkeit erreichen. Uns interessieren nur die unteren, sandigen oder thonigen Schichten, in welchen die ersten Spuren von Lebewesen gefunden sind. Diese liegen allerdings nicht, wie man wohl bis vor kurzem noch glaubte, in den ältesten Schichten, welche überhaupt zum Absatz kamen, sondern neuere Untersuchungen haben in Europa wie in Nordamerika das Ergebnis gehabt, daß zwischen der azoischen Formation und den ältesten, versteinerungsführenden Schichten noch mächtige, mehrere 100 m mächtige Sedimente eingeschaltet sein können, meist auch Konglomerate, Sandsteine und Quarzite, welche noch keine Spur von Versteinerungen geliefert haben. Auf diese noch versteinerungsleere Basis der gesamten Sedimentformationen wird bei Beantwortung der dritten der oben gestellten Fragen noch eingehender zurückzukommen sein.

Die ältesten Organismen der Erde sind erst vor wenigen Monaten in Frankreich entdeckt worden. Professor Barrois, einer der bedeutendsten Geologen seiner Heimat, fand nämlich in graphit-führenden Schiefern und Quarziten, welche in der Bretagne seit langer Zeit bekannt sind, kleine, nur in Dünnschliffen unter dem Mikroskop beobachtbare, rundliche, scharfbegrenzte Körper, welchen er eine zweifellos organische Entstehung zuschreibt und den zu den Protozoen gehörigen, durch

überaus zierliche Kieselschalen ausgezeichneten Radiolarien zuzählt, was ein bekannter Kenner dieser Wesen, Cayeux, bestätigt. Das Schichtensystem, zu welchem die fraglichen Gesteine mit ihren Radiolarien gehören, wird von Barrois noch der oberen Abteilung der azoischen Periode zugerechnet. Wir hätten dann also doch schon in dieser Lebewesen. Das ist aber gerade die schwache Seite dieser unter allen Umständen hochinteressanten Entdeckung. Daß die betreffenden Schichten ein sehr hohes Alter besitzen, kann allerdings keinem Zweifel unterliegen, daß sie aber der azoischen Periode angehören, ist nicht über jedes Bedenken festgestellt; es scheint vielmehr, daß sie ihre petrographischen Eigenschaften, welche sie den azoischen Gesteinen so ähnlich erscheinen lassen, der Veränderung durch Granitdurchbrüche verdanken. Ja, man könnte gerade aus dem Vorkommen von Radiolarien in ihnen den umgekehrten Schluß ziehen, daß sie jünger als azoisch oder archäisch sind, weil eben noch nie in Gesteinen, welche unzweifelhaft dahin gehören, Versteinerungen gefunden wurden. So wichtig und beachtenswert also auch die Barrois'sche Entdeckung ist, so können wir sie bei Beantwortung der vorhin gestellten Frage nur bedingt verwerten, jedenfalls sie nicht in Hinblick auf das unsichere Alter der betreffenden Schichten zum Ausgangspunkt unsrer weiteren Ausführungen nehmen.

Wenn wir diejenigen Gegenden aufsuchen wollen, wo über das Alter der Gesteine sowie über die organische Natur der in ihnen geborgenen Körper nicht der geringste Zweifel herrschen kann, so müssen wir uns nach Schweden wenden. Namentlich eine in der geologischen Welt seit langer Zeit berühmte Fundstelle ist es, Lugnaas im Bezirk Mariestad (Westgotland), welche uns Aufschluß über die ältesten Organismen bringt. Ein bei Lugnaas sich hinziehender, kleiner Bergrücken besteht nämlich in seinen unteren Teilen aus einem Gneis, welcher durch Verwitterung eine größere Weichheit, als dem Gneis sonst zukommt, erlangt hat und dadurch zu Mühlsteinen vortreffliche Verwertung finden kann. In großen Steinbrüchen wird derselbe gewonnen, und dabei ist man dann auch genötigt gewesen, die ihn bedeckenden Schichten als Abraum aufzudecken und fortzuführen, und diese letzteren sind es, die für uns hier in Betracht kommen. Sie bestehen zum Teil aus einer Bank von Quarzgeröllen, darüber folgt ein feiner Sandstein, ebenfalls ganz aus Quarzkörnchen zusammengesetzt. Seine Schichten sind meist durch dünne Zwischenlagen eines grauen Thons getrennt. Wegen eigentümlicher, weiter unten noch genauer zu besprechender Körper, welche auf den Schichtflächen des Sandsteins sich ausbreiten und Eophyton benannt sind, heißen die Geologen den ganzen Schichtenkomplex „Eophyton-Sandstein.“ Daß dieser der cambrischen Formation angehört und zwar dem älteren Teile derselben, kann nicht zweifelhaft sein, da er von ihren jüngeren Gliedern direkt überlagert wird. Wir stehen vor dem Fundort der ältesten, sicher als organisch erkannten Lebewesen! Schon in den sechziger Jahren wurden sie von Torell beschrieben und abgebildet, aber irrig gedeutet. Das Eophyton sollte Blätter von Dikotyledonen sein, die man doch erst von der Kreide an kennt, und so manches andre! Erst Nathorst, der erste Geolog und Paläontolog, den Schweden heute besitzt, hat die richtige

Deutung gegeben. Nach ihm besteht diese älteste Fauna der Erde aus einem Brachiopod, das mit seiner Schale erhalten ist, aus Medusen, welche nur in Abdrücken und Ausfüllungen der Magenhöhle vorkommen, und in Kriech- und Schwimmspuren andrer Tiere, die wir selbst nicht kennen, die aber durch diese Fährten ihre Natur als Krebse und Würmer wahrscheinlich machen. Die Zusammensetzung dieser Fauna ist hochbedeutsam, denn wir sehen hier schon vier ganz verschiedene Typen des Tierreiches neben einander existieren, Brachiopoden als ein selbständiger Typus, der früher im System mit den Mollusken, den Muscheln und Schnecken, verbunden war, Medusen oder Quallen, zu den Cölenteraten gehörig, wohin auch Schwämme und Korallen gerechnet werden, und endlich Krebse und Würmer! Die Wichtigkeit dieser Tiergesellschaft wird später noch genügend erörtert werden müssen, hier sei sie nur als Thatsache hervorgehoben. Das einzige Tier, das uns als richtige Versteinerung, d. h. mit der Substanz seiner hornig-kalkigen Schale erhalten ist, ist das erwähnte Brachiopod, Obolus monilifer genannt und zu einer Familie dieser Tiergruppe gehörend, welche sich vor allen andern durch Langlebigkeit auszeichnet, nämlich zu den Linguliden, von denen die Gattung Lingula selbst schon in cambrischen Schichten auftritt und alle Aeonen hindurch bis in die Jetztzeit sich erhalten hat. Das Lugnaas-Brachiopod hat eine runde Schale, etwa wie ein 10 Pfennigstück groß, und auf derselben zahlreiche radiale Körnchenreihen. Da man schon lange wußte, daß die Brachiopoden zu den ältesten Tieren auf der Erde gehören, so konnte ihr Auffinden in diesem altcambrischen Sandstein auch kein großes Befremden erregen, es war von vornherein zu erwarten. Anders mit den Medusen! Der Nachweis ihres Auftretens in dieser ersten bekannten Fauna der Erde erregte in den weitesten Naturforscherkreisen erklärliches Aufsehen. Jeder, der einen Meeresstrand mit seinem anziehenden Wechsel des Wogenspiels, seinen Muscheln und Rollsteinen beobachtet hat, kennt die glockenförmigen, durchsichtigen, aus nur wenig tierischer Substanz und zu mehr als 90 Prozent Wasser bestehenden Quallen, welche mitunter, wenn der Wind landeinwärts weht, in großen Massen an den Strand geworfen werden, dort absterben und bald gewissermaßen in nichts zerfließen. Es ist nun leicht einzusehen, daß so weiche und jeder Hartgebilde entbehrende Tiere sich als Versteinerungen nicht erhalten können und man günstigsten Falles höchstens einen Abdruck auf einer Gesteinsschicht zu bekommen erwarten darf. Und in der That kennt man seit langer Zeit aus den der oberen Juraformation zugehörigen lithographischen Steinen von Solenhofen in Bayern solche Quallenabdrücke als größte Seltenheiten. Diese Solenhofener Quallen waren denn auch in der That die bis dahin ältesten bekannten, und in allen Lehrbüchern wurde das Erscheinen des ganzen Medusen-Zweiges der Cölenteraten auf der Erde in das Ende der Jurazeit verlegt. Und nun wurde dieser Termin mit einem Schlage von diesem Ende bis an den Anfang der cambrischen Formation zurückverlegt, also um viele, viele Millionen von Jahren! Kaum hat die neuere Zeit eine Entdeckung auf dem Gebiete der Paläontologie gemacht, welche lauter und eindringlicher zu Vorsicht bei Spekulationen über Entwickelung und Stammes-

geschichte unsrer Tierwelt gemahnt hätte! Wie kommen nun diese Quallen bei Lugnaas vor? Als Ausfüllung ihrer Magenhöhle! Das klingt wunderbar, ist aber von Nathorst über jeden Zweifel erhaben bewiesen. Schon lange kannte man von dort eigentümliche Körper, bestehend in vier- oder fünfseitigen, kleinen Sandsteinpyramiden, deren Basis polsterartig verdickt ist. Annähernd dieselben Körper kann man gewissermaßen experimentell herstellen, wenn man eine Qualle mit ihrer Unterseite so fest auf feuchten Strandsand drückt, daß derselbe in die Mundöffnung und die Magenhöhle eindringt. Dieser Ausguß giebt die Form des ursprünglichen Hohlraums wieder, und nichts andres haben wir in den kleinen Sandsteinpyramiden von Lugnaas vor uns, von denen sich manche sogar noch im Zentrum einer flachen, schüsselförmigen Vertiefung erheben, dem Abdruck der Quallenglocke in dem ehemals sehr feinen und gleichmäßigen Sande des Meeresstrandes. Neben der Pyramidenform kommt, wenn auch weit seltener, eine zweite vor, auch einer Qualle angehörig, aber einer andern Sippe derselben, mit zirkelrunder Magenhöhle, von deren Rand schmale Furchen auslaufen, deren Verzweigung denselben in polygonale Felder einteilt. Nathorst hat nun erkannt, daß die ersteren (Medusites Lindströmi) der von Häckel aufgestellten Sippe der Craspedota, die zweiten (Medusites favosus), der der Acraspedota angehören, daß also zu diesen uralten Zeiten die beiden Sippen, in die man die heute lebenden, sowie auch die in den oberjurassischen Solenhofener lithographischen Schiefern gefundenen Quallen einteilen kann, schon ebenso scharf geschieden neben einander lebten, ein — wie wir sehen werden — für die Beurteilung der ältesten Fauna äußerst wichtiger Fingerzeig. — Neben den Quallen kommen häufig kleine, wurmförmige, gekrümmte, von Torell denn auch für Würmer gehaltene und Spiroscolex spiralis genannte Körper vor, welche Nathorst als die Ausgüsse von Quallententakeln ansieht, wie solche in derselben Dicke und Stärke z. B. die heute noch lebende Periphylla hyacinthina besitzt.

Die übrigen Reste, die wir im Lugnaas-Sandstein antreffen, sind nun weder Schalen, noch Ausgüsse von Tierkörpern, sondern es sind von jenen erzeugte Kriech- oder Schwimmspuren. Um sie als solche zu deuten, muß man sich wiederum der Erscheinungen erinnern, welche an dem Strande unsrer Seen leicht beobachtet werden können. Jeder weiß, wie die Bewegung der Wellen sich auf dem Strande in parallelen kleinen Erhebungen und Senkungen widerspiegelt, jeder weiß, wie die Eindrücke eines am Strande laufenden oder hüpfenden Tieres, z. B. eines Hundes oder einer Krähe, deutlich sichtbar sind, wie endlich der von den Wellen strandaufwärts und -abwärts bewegte Tang von parallelen Rändern begrenzte Furchen und Streifen in den Sand eingräbt. Aber nicht nur Wellen, Tang und größere Tiere vermögen solche Eindrücke zu erzeugen, auch die kleineren Meerestiere nehmen an ihrer Herstellung teil und zwar auf die mannigfachste Art. Schnecken, Muscheln, Krebse, Taschenkrebse, Flohkrebse, Würmer, alle haben ihre besondere Art der Fortbewegung in der Strandregion des Meeres, alle hinterlassen bestimmte, für jede einzelne Tierform charakteristische und leicht wieder zu erkennende Kriechspuren, deren Studium die Forscher schon oft beschäftigt hat.

Und solche Spuren sind es, welche bei Lugnaas vorkommen und das wesentlichste Kontingent zur dortigen Fauna stellen. Warum können sie nicht wirklich Pflanzen sein, wofür sie doch mit so großer Sicherheit zuerst angesprochen wurden? Weil, wie Nathorst auch zuerst nachgewiesen hat, die Hautreliefs auf der Unterseite der Schichten liegen, also Ausfüllungen von Hohlräumen auf der Oberfläche der unterliegenden Schicht sind. Sie entstehen so, daß über die frisch erzeugten Kriechspuren, die bei Ebbe vielleicht trocken gelegt wurden und an der Oberfläche erhärteten, beim Wiederansteigen des Meeres neuer Sand gebreitet wurde, welcher die Eindrücke ausfüllte. Hebt man nun die zuletzt gebildete Schicht von der vorletzten ab, so trägt erstere die Ausgüsse der Vertiefungen der letzteren als Erhöhungen auf der Unterseite an sich.

Einige der häufigsten Spuren dieser Art sind folgende. Zunächst eine der häufigsten aller bei Lugnaas vorkommenden Formen überhaupt, Eophyton Linneanum genannt, und ein System von mehr oder minder scharfen, parallelen Leisten und Furchen darstellend, wird entstanden gedacht als die Furchen, die ein vom Meere am Strand auf und abgezogener Tang erzeugt. Andre Ausgüsse haben die Form von zweisträhnigen Zöpfen oder Lycopodium-artigen Gewächsen, die denjenigen Spuren am meisten gleichen, welche heutzutage Krebse (Corophium, Idothea) beim Kriechen auf dem Meeresboden hinterlassen. Fehlt uns auch die Kenntnis der Tiere selbst, so läßt doch die verschiedene Beschaffenheit der zahlreichen Spuren einen sicheren Schluß darauf zu, daß die Erzeuger derselben recht verschiedene Tiere gewesen sein müssen, von denen aber der größere Teil doch wohl den Crustaceen angehört haben wird, einmal, weil ihre Spuren denen heutiger Crustaceen am meisten ähneln, anderseits, weil wir solche Kerbtiere in den nächst höheren Schichten über dem Eophyton-Sandstein in großer Formenfülle versteinert antreffen.

So sieht es in Schweden aus! Besuchen wir das Gestade der Ostsee an ihrem östlichsten Ausläufer, dem finnischen Meerbusen, und zwar im Süden, also an der Küste Esthlands, so begegnen wir dort Schichten, welche auf den ersten Anblick von den eben besprochenen Sandsteinen recht verschieden zu sein scheinen, bei genauerer Prüfung sich aber als zeitliche Äquivalente erweisen. Es handelt sich hier um eine mächtige Ablagerung von Thon, der unmittelbar auf den azoischen krystallinischen Gesteinen, wie Gneis und Granit, aufruht, lebhaft grün gefärbt und so plastisch ist, daß er ein ausgezeichnetes Material für Ziegel- und Zementfabrikation abgiebt, ein ziemlich isoliert dastehendes Beispiel dafür, daß so alte Thone durch den Druck der darüber liegenden Gebirgsschichten in ihrer petrographischen Beschaffenheit gar nicht verändert wurden, also nicht erhärteten und Thonschiefer bildeten. Die einzelnen Schichten dieses Thones werden durch dünne Sandsteinbänkchen getrennt, gerade wie die Schichten des Eophyton-Sandsteins durch dünne Thonschichten. Die Verschiedenheit der beiden Gebiete beruht also lediglich auf der Quantität des Materials, nicht auf der Qualität: Thon und Sand wechseln hüben und drüben mit einander ab, nur wiegt in Schweden ersterer, in Esthland letzterer bedeutend vor. Daß beide Gebilde aber gleichalterig sind, wird

nicht nur dadurch wahrscheinlich gemacht, daß sie beide dem azoischen Urgebirge unmittelbar auflagern, sondern direkt bewiesen durch die Auffindung eines Exemplares von Medusites Lindströmi in Esthland, also derselben Qualle, welche für die schwedischen Ablagerungen derselben Periode so bezeichnend ist. Sonst allerdings weicht das Bild der Tierwelt, welche uns die esthnischen Schichten aufbewahrt haben, recht erheblich von den schwedischen ab, und das hängt eben damit zusammen, daß wir in ihnen nicht Strandabsätze, sondern solche aus tieferen Meeresregionen überkommen haben, wie aus der Mächtigkeit der Thonlager unmittelbar abzuleiten ist. Man kennt aus ihnen kleine, kaum 1 mm lange, plattgedrückte, bisweilen deutlich gegliederte Röhrchen, möglicherweise zu einer längst ausgestorbenen Familie der Crinoiden oder Haarsterne — den Cystideen — gehörig. Man hat ihnen den Namen Platysolanites gegeben. Dann kommen darin deutliche Algenreste vor und endlich grüne, zu verschiedenen Agglomeraten verbundene Körnchen, die Ehrenberg als Steinkerne resp. Kammerausfüllungen von Foraminiferen deutete. Andre kleine, gekammerte Körper, die man für die ersten Kopffüßler (Cephalopoden) aus der in den höheren Ablagerungen des Untersilur so verbreiteten und wichtigen Gattung Orthoceras hielt, können übergangen werden, weil es nicht unzweifelhaft feststeht, ob sie dem blauen Thon oder den ihn bedeckenden, jüngeren Schichten angehören.

Mehr wissen wir aus europäischen Ablagerungen von Spuren der ältesten Organismen nicht, und die geringe Kunde, die wir aus andern Weltteilen, wie Amerika, haben, erweitert unsre Kenntnisse derselben kaum. Aber auch das Wenige genügt zu weitergehenden Schlüssen über das erste Auftreten von Organismen überhaupt. Bevor wir uns dieser Frage zuwenden, sei nur noch darauf hingewiesen, daß über den oben geschilderten, die ersten Organismen beherbergenden Schichten ein System von Schiefern und Kalken, in seltenen Fällen von lockeren Sanden folgt, in welchen die Organismen nunmehr in ihrer Substanz versteinert gefunden werden. Man hat erst in neuester Zeit den Reichtum dieser auf die älteste Fauna folgenden, nach einem Kruster aus der schon am Ende der paläozoischen Periode erloschenen Ordnung der Trilobiten Olenellus-Zone benannten Schichtenfolge in Europa und Amerika kennen gelernt, sowie auch ihre Verbreitung. Hat doch ein nordamerikanischer Paläontolog, Walcott, in einer umfassenden Abhandlung über die Olenellus-Zone nachweisen können, daß über 150 Arten bis jetzt aus derselben bekannt geworden sind, und zwar aus allen Ordnungen der wirbellosen Tiere, doch so, daß Brachiopoden und Trilobiten das Hauptkontingent stellen. So stellt sich die Fauna der Olenellus-Zone in scharfen Gegensatz zu der erstgeschilderten aus den Sandsteinen von Lugnaas und den gleichalterigen Thonen Esthlands, und deren Gegensatz führt naturgemäß zu dem Schluß, daß die letzgenannten nur ein schwaches Abbild von der damaligen Lebewelt geben und uns deren bedeutendster Teil noch unbekannt ist. Denn es ist nach allen Erfahrungen der Entwickelungs- und Abstammungsgeschichte der Pflanzen- und Tiere ausgeschlossen, daß in einer bestimmten, geologischen Zone, in diesem Falle der Olenellus-Zone, Vertreter aller wirbellosen Tiere gelebt haben sollten, während

in der unmittelbar darunter liegenden nur 4 Ordnungen vertreten gewesen wären, daß also die in der unteren noch fehlenden bis zur Ablagerung der oberen gewissermaßen entstanden oder geschaffen seien. Wir müssen im Gegenteil annehmen, daß auch Vertreter der bisher noch nicht nachgewiesenen wirbellosen Tiere schon damals existiert haben, uns aber aus verschiedenen Ursachen nicht überkommen sind. Solche Ursachen findet man ungezwungen in geringer Zahl der Fundorte, da sie zusammengenommen doch keine erschöpfende Ausbeute an Resten der Organismen der damaligen, weit ausgedehnten Ozeane liefern können, und sodann in der erwähnten Art der Absätze, die sich unmittelbar am Strande oder in geringer Entfernung davon gebildet haben. Die Niederschläge aus den zentralen Teilen der altcambrischen Ozeane kennen wir noch nicht; erst wenn diese aufgefunden sein werden, wird man den Reichtum der ersten, uns erhaltenen Fauna der Erde annähernd übersehen können.

Mit Absicht ist eben gesagt worden, der ersten, uns erhaltenen Fauna, denn es drängt sich die Frage auf: ist denn nun die Fauna von Lugnaas und Esthland die älteste überhaupt? Hierauf kann man mit einem sehr bestimmten „Nein" antworten. Wie wir gesehen haben, besteht die in Rede stehende Tiergesellschaft aus Foraminiferen, vielleicht Cystideen, sicher noch aus Quallen und Brachiopoden, wozu zahlreiche Spuren kommen, die meistens so direkt auf Crustaceen weisen, daß auch deren Existenz als unzweifelhaft gelten kann; es sind also fünf Ordnungen wirbelloser Tiere vertreten, von denen keine, wie entwickelungsgeschichtlich festgestellt scheint, sich aus der andern entwickeln kann. Wollen wir aber die Stammesgeschichte im Sinne Darwin's verfolgen und sie bei unsern Auseinandersetzungen stets im Auge behalten, wie es wohl von jedem einsichtigen Naturforscher heutzutage verlangt werden kann, so müssen wir eine gemeinsame Abstammung der wirbellosen Tiere, und um diese allein handelt es sich hier, aus einer gemeinsamen Wurzel- oder Stammform, die durch primitive Organisation und Fähigkeit zu vielgestaltiger Entwickelung ausgezeichnet war, annehmen, wie das thatsächlich auch ein Grunddogma der tierischen Stammesgeschichte ist. Ist dem aber so, so muß die älteste uns bekannte Fauna zahlreiche Vorläufer gehabt haben, von denen jede ihr ferner stehende aus Lebewesen niedrigerer Organisation bestand, bis endlich in den ersten überhaupt auf der Erde erschienenen Wesen diese vorausgesetzte Stammform erreicht ist. So wenig also auch die erste uns bekannte Fauna ein Gesamtbild dessen giebt, was damals schon gelebt hat, so genügt doch dieses Fragment vollständig zur Berechtigung der Annahme, daß dasselbe nicht die erste Seite im geologischen Archiv der Lebewelt ist, sondern daß ihr zahlreiche Seiten und Kapitel voran gestanden haben, von denen wir nur ahnen können, womit sie beschrieben waren, ohne die Schriftzüge selbst zu kennen.

Und somit kommen wir zur dritten der oben aufgeworfenen Fragen: dürfen wir hoffen, jemals von diesen — auf den ersten Seiten des Archivs verzeichneten Organismen Kunde zu erhalten? Auch hier lautet die Antwort ebenso bestimmt wie vorher „Nein". — Wir können dieses Nein durch beobachtete Thatsachen

und durch Deduktion begründen. Es hat sich nämlich, wie oben schon erwähnt, im Laufe der letzten Jahrzehnte herausgestellt, daß sich zwischen die ältesten, versteinerungsführenden Schichten und das azoische Grundgebirge noch mächtige Ablagerungen einschalten, welche sicher sedimentären Ursprungs, also Absätze aus dem Meere, sind, aber noch nie Versteinerungen geliefert haben. Man hat diese Ablagerungen insgesamt nicht unpassend als die prä- oder altcambrischen bezeichnet, weil sie vor denjenigen entstanden, welche die cambrischen Versteinerungen enthalten; für die einzelnen Gebiete in verschiedenen Ländern wurden Lokalnamen eingeführt. So sind in Schweden drei verschiedene Komplexe unterschieden, Dal-, Almesaakra- und Wisingsö-Formationen nach ihrer Verbreitung in Dalsland, sowie in der Umgebung und auf den Inseln der Wetternsees, zu denen letzteren Wisingsö gehört, benannt. Die Dalformation besteht zumeist aus Sandsteinen, Thonschiefern, Grauwackenschiefern, sehr oft metamorphosiert. Kalk ist darin selten und stets wenig mächtig. Auch die Almesaakra-Formation ist hauptsächlich aus Sandsteinen und Konglomeraten, nebst Thonschiefer und etwas Kalk aufgebaut, während die Wisingsö-Formation, im übrigen ähnlich wie die beiden älteren zusammengesetzt, auch Knollen und dünne Lagen von thonigem, bisweilen bituminösem Kalk enthält. Dieses Bitumen zusammen mit einem unbedeutenden Gehalt an Phosphorsäure, sowie einige kleine undeutliche Objekte, die vielleicht organischen Ursprungs sind, könnten Hinweise auf Organismen sein, wie ja deren Vorhandensein als sicher anzusehen ist, obwohl wir keine strikten Beweise besitzen. Alle drei Formationen zusammen besitzen eine ungefähre Mächtigkeit von 2400 m; es muß zu ihrem Absatz also eine enorme Zeit in Anspruch genommen werden. Im skandinavischen Hochgebirge, das teils zu Schweden, teils zu Norwegen gehört, sind ähnliche Ablagerungen in großer Verbreitung nachgewiesen: die Sevegruppe ist als ein mächtiger Schichtenkomplex erkannt, der in zahlreiche Unterabteilungen (Sparagmitetage, Hochgebirgs-, Wermdal-, Langaa-Quarzit u. s. w.) gegliedert wurde. In England sind gleich alte Schichten namentlich in Nord- und Süd-Wales entwickelt, in Böhmen werden sie durch sandige und konglomeratische Lager zwischen dem Urgebirge und den ältesten versteinerungsführenden Thonschiefern von Ginetz und Skrey vertreten, und in gewaltiger Ausdehnung sind sie in Nord-Amerika aufgefunden worden, hier als Algonkian-Formation bekannt. — Abgesehen von den genannten Anzeichen, welche nur die jüngste, die Wisingsö-Formation, für das Vorhandensein von Organismen geliefert hat, ist in keinem andern Gebiet und keinem Gliede dieser altcambrischen Sedimente auch nur eine Spur eines Organismus gefunden worden. Sie sind also nach unsern heutigen Erfahrungen versteinerungsleer. Anderseits sind wir zu der Annahme gezwungen, daß auch in den Ozeanen, in denen sie zum Absatz kamen, Organismen existierten, daß in diese Zeit das Entstehen organischen Lebens auf der Erde fällt; denn, wie wir gesehen haben, enthält die älteste bekannte Fauna so viel verschiedene Tiertypen, daß notwendigerweise Faunen mit weniger spezialisiertem Charakter vorangegangen sein müssen, aus welchen jene sich entwickeln konnten. Welchen Grund dürfen wir nun dafür anführen, daß die ältesten Sedi-

mente keine Reste von Organismen enthalten, wiewohl deren doch unzweifelhaft zur Zeit ihrer Entstehung vorhanden waren? Ihr Versteinerungsmangel kann einzig und allein nur darauf zurückgeführt werden, daß die Organismen der damaligen Zeit sich in fossilem Zustande nicht erhalten konnten. Die Versteinerungen sind doch nichts andres als die mineralisierten Hartgebilde der verschiedenen Tiere und Pflanzen: die Schalen der Krebse, Muscheln, Schnecken und Seeigel, die Kalkstöcke der Korallen, das ist es, was uns versteinert vorliegt. Von Tieren, die solcher Hartgebilde bar sind, haben wir deshalb auch nur unter besonders günstigen und deshalb recht seltenen Umständen Spuren überkommen, wie z. B. von den oben beschriebenen Quallen. Nun ist durch die Entwickelungsgeschichte der heute lebenden Tiere zur Gewißheit erhoben, daß die Schale als etwas Erworbenes, als durch Anpassung an eine bestimmte Lebensweise, in den meisten Fällen wohl zum Schutz des weichen Tieres, Entstandenes aufzufassen ist. Nicht das Schneckenhaus war zuerst da, in das die Schnecke einzog, sondern die zuerst nackte Schnecke suchte sich durch Ausscheidung kohlensauren Kalks, der dem Meerwasser mechanisch oder chemisch beigemengt ist und von ihr demselben entnommen wurde, eine schützende Hülle zu bilden; die Korallen, welche die Tendenz hatten, gemeinschaftliche Arbeit zu verrichten und ihre eigenen Wohnungen auf denen ihrer abgestorbenen Eltern aufzubauen, konnten solche Bauten nur ausführen, wenn sie feste Stützen dafür erzeugten, und das geschah ebenfalls durch Kalkabsonderung. Aber für alle diese Hartgebilde erzeugenden Wesen müssen, eben weil jene erst später erworben wurden, Stammeltern ohne solche angenommen werden, und diese sind es, welche zur Zeit der Ablagerung der oben geschilderten altcambrischen Gesteine gelebt haben müssen. Sie besaßen weiche, nackte Körper von niedriger Organisation, durch keinen Kalk geschützt oder gestützt, sodaß sie beim Absterben schnell der Verwesung anheimfielen und keine Spur ihres Daseins in den Absätzen, auf oder in welchen sie gelebt hatten, zu hinterlassen vermochten. Sogar Abdrücke oder Kriechspuren zu erzeugen war ihnen augenscheinlich versagt, da man thatsächlich bisher nie eine Spur davon angetroffen hat. Aber auch wenn deren einmal entdeckt werden sollten, würden es doch niemals die Tierkörper oder Teile von solchen sein. Sie jemals kennen zu lernen, wird uns also stets versagt bleiben.

So kommen wir auch auf diesem Gebiet zu dem berühmten Ignorabimus unsres großen Physiologen, nur mit dem Unterschied, daß in unserm Falle nicht die Unzulänglichkeit unsrer Sinnesorgane, sondern die Beschaffenheit des Materials dieses selbst der Beobachtung entzogen und für ewige Zeiten in undurchdringliches Dunkel gehüllt hat!



Die Lage in Marokko.[1]

Von

Walter B. Harris.[2]

In letzter Zeit wurde die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt durch drei durchaus nicht miteinander in Verbindung stehende Ereignisse auf Marokko gelenkt: erstens durch die Sendung eines besonderen Gesandten der Königin von England, Sir Charles Evan-Smith, nach Fes an Mulai Hassan, den Sultan von Marokko, zweitens durch die Kämpfe, welche zwischen den Truppen des Sultans und dem Anghera-Stamme nahe bei Tanger stattgefunden haben, und drittens durch den Tod des Sayid el-Hadsch Abdes-Salam, des Großscherifs von Wasan.

Bevor wir diese Ereignisse näher betrachten, mögen einige Worte zur allgemeinen Orientierung betreffs der marokkanischen Verhältnisse hier ihre Stelle finden. Die westliche Berberei, die bis in die neueste Zeit am wenigsten bekannt geworden ist und die unter allen mohammedanischen Staaten heutzutage am fanatischsten ist, hat nie die Beachtung gefunden, welche sie verdient. Allerdings ist dieselbe nicht wie Persien oder der Orient im allgemeinen mit großen historischen Ereignissen in Verbindung zu setzen, auch ist sie nicht im farbenreichen Gewande der Poesie verherrlicht worden. Mit der Dichtung und den großen Heldenthaten hörte es auf, als die Ahnen der heutigen Mauren Spanien verließen. Dort allerdings blühte eine Zeitlang eine arabische Herrschaft zweifelsohne von der höchsten Bedeutung. Die Künste wurden gepflegt; die Wissenschaften machten große Fortschritte; Thaten der Ritterlichkeit wurden vollbracht. Aber von dem Tage an, wo die Mauren Spanien verließen, scheinen sie für immer ihre Kraft und Größe verloren zu haben. So lange ihnen beständige Gefahren drohten, waren sie sich bewußt, daß sie dieselben nur durch stete Übung im Waffenhandwerk besiegen konnten; als sie aus den Kämpfen siegreich hervorgegangen waren, ließen sie die Waffen ruhen und pflegten die Künste und Wissenschaften, bis sie bei überhandnehmendem Luxus in einer erstaunend kurzen Zeit von der Höhe, auf welcher sie damals standen, herabsanken, um reine Wüstlinge zu werden. Wir besitzen noch einen Gesang, der dies besser schildert, als irgend welche andre Worte es vermögen. Der Inhalt desselben ist der folgende. „Wir gingen nach Spanien, und seine Weinberge und Oliven-Haine breiteten sich vor uns aus, um uns aufzunehmen. Die Ungläubigen fielen vor den Waffen derer, die im Namen Gottes und seines heiligen Propheten kämpften. Wir erbauten Paläste, und unsre Gärten wurden erleuchtet von den feurigen Augen unsrer Frauen. Musik, Gesang und Tanz erheiterten uns in unsern Mußestunden. Unsre Waffen rosteten; denn der, welcher früher mit kräftigem Arme ehrenvoll das Schwert geschwungen hatte,

---

[1]) Sir Charles Evan-Smith hat die Anregung und die Direktive für diese Abhandlung gegeben. Der Verfasser Sir Walter B. Harris in Tanger steht in nahen Beziehungen zu dem englischen Gesandten in Marokko. Die Redaktion der Deutschen Revue.

[2]) Aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Ehrenthal.

spielte jetzt mit seinen Fingern auf den Saiten einer Guitarre. Da fielen die Christen über uns her und trieben uns hinaus." Dies ist der Gesang, und keiner weiß besser als die, welche ihn singen, daß gerade die Siege, über welche sie in den Anfangsworten ihre Freude ausdrücken, ihren Fall zu wege gebracht haben. Sie hatten gesiegt und ruhten von ihren Eroberungen aus. Das Leben des Islams aber ist beständiger Krieg. Der Islam im Kriege ist mit dem wütenden Löwen zu vergleichen, der trotzig den Jäger herausfordert. Der Islam im Frieden ist gleich dem Kadaver eines Löwen, den der Jäger erlegt hat. Er ist eine Religion, für welche Fortschritt eine Lebensbedingung ist, und von der Zeit, daß die Mauren aus Spanien geflohen waren, hatte jede Bewegung, außer einer rückschreitenden, aufgehört. An ihren Grenzen liegen keine Länder, die ihre Eroberungssucht anfachen könnten, wie Spanien mit seinem Reichtum, seinen Palästen und seinen Frauen gethan haben muß. Im Bewußtsein dessen, daß ihre Größe verschwunden sei, haben sie an sich selbst verzweifelt und sich jeder Art ausschweifenden Luxus und Schwelgerei hingegeben, bis in dem heutigen Marokko es schwer ist, ein Bindeglied zwischen der glanzvollen Zeit der Vergangenheit und der gegenwärtigen Mißwirtschaft zu finden: vielleicht in keinem Staate der Welt sind solche elenden Verhältnisse als in Marokko. Selbst die kleinen Neger-Staaten Zentral-Afrikas werden durch die Stammes-Zusammengehörigkeit und durch gleiche, oft uralte Gebräuche zusammengehalten. In Marokko existiert kein solches Gefühl der Zusammengehörigkeit. Es ist ein Land, welches in tausend Parteien zerstückelt ist, und jede Partei enthält ebenso viele Unterabteilungen als Mitglieder. „Jeder für sich, mag auch der Nächste schimpflich zu Grunde gehen", ist das Motto der Mauren. Jahrhunderte der Erpressung, der Grausamkeit und der Barbarei haben das Volk erbittert, und nicht nur erbittert, sondern so zerrüttet, daß seine Thatkraft vollständig gebrochen ist. Sie sind so lange geknechtet worden, bis ihr Charakter, wie beschaffen er auch immer einst gewesen sein mag, in elende Kriecherei mit einem Gefühl des Hasses und des Mißtrauens verwandelt worden ist. Der Vater fürchtet seinen Sohn, der Sohn seinen Vater; alle hassen auf gleiche Weise jedwede Form der Regierung, unter welcher sie stehen, und doch bezahlen sie ruhig die ungeheueren Abgaben, wenn sie das Geld dazu haben, sie zu bezahlen, und wenn nicht, so werden sie körperlich gezüchtigt und ins Gefängnis geworfen. Was die Unterdrücker betrifft, so gleicht ihr Leben dem der Unterdrückten. Sie saugen aus, werden aber auch wieder ausgesogen; sowie sie die unter ihnen Stehenden ausplündern, so werden sie wieder von ihren Vorgesetzten ausgeplündert, bis wir zuletzt auf seinem Throne den großen Unterdrücker finden, nämlich den Sultan, der das Blut seines Volkes trinkt, dessen Walten dem des Würgengels zu vergleichen ist. In den Augen seines Volkes ist er eine Art Gottheit, unverletzbar, unergründlich, mehr gefürchtet als geliebt, dessen Wort keinen Widerspruch erfahren darf und dessen Handlungen zu kritisieren — Tod ist.

Dies also ist der politische Zustand Marokkos: Zügellosigkeit, Lügenhaftigkeit und Bestechungen: Ein Land der Sklaverei und unzähliger Grausamkeiten:

Ein wie schmaler Streifen Wasser trennt jedoch nicht diese Sitten-Verderbnis von Europa! und doch sind die Gesandten der Großmächte Europas in Marokko anwesend und scheinen durch ihr Stillschweigen diesen Zustand zu sanktionieren. Ob diese oder ihre Regierungen zu tadeln sind, daß man nicht schon längst eingegriffen hat, um denselben zu verändern, ist schwer zu sagen; wer aber auch immerhin zu tadeln sein mag, das Resultat ist, daß die maurische Regierung ungestört nichts ist als ein Abbild der Verkommenheit und Unfähigkeit.

Wer, wie der Referent, die Marokko-Frage von einem unparteiischen Standpunkte aus betrachtet und das Wohl des Landes und seiner Bewohner für wichtiger ansieht, als durch wessen Hilfe ein Wechsel herbeigeführt wird, muß bedauern, daß die vor kurzem von der englischen Regierung abgeschickte Gesandtschaft des Sir Charles Evan-Smith, welche die Zustimmung der meisten europäischen Regierungen gefunden hatte und deren Zweck gewesen war, bessere Beziehungen zwischen Europa und Marokko herzustellen, kein günstigeres Resultat erreichte. Nach feierlichen Versprechungen von seiten des Sultans, daß das kaiserliche Siegel am folgenden Tage unter den Handelsvertrag von Sir Charles gesetzt werden solle, brach Mulai Hassan sein Wort, und bis zum heutigen Tage ist der Vertrag noch nicht unterzeichnet. Mit den Bedingungen dieses Vertrags brauchen wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen; es mag genügen zu sagen, daß durch denselben die Interessen des Fortschritts und der Zivilisation wieder weiter gefördert worden wären als durch den vor zwei Jahren von dem gegenwärtigen deutschen Gesandten, dem Grafen Tattenbach, erlangten Vertrag; es genüge ferner zu sagen, daß durch den Zusatz der meist begünstigten Nationen in dem „Madrider Vertrage“ die Vorteile, welche aus ihm entstanden wären, allen größeren Staaten Europas auf gleiche Weise zu gute gekommen wären. Es war vor allem ein Handelsvertrag, und selbst die französische Presse konnte, so sehr dieselbe auch den Vertrag angriff, nicht einen Punkt finden, welcher Frankreich nicht ebenso sehr zu Nutzen gekommen wäre als England. Man hat berichtet, jedoch mit Unrecht, daß der Graf d'Aubigny, der französische Gesandte, dazu beigetragen habe, daß das Unternehmen Sir Charles Evan-Smith's scheiterte und daß der Sultan den Vertrag nicht unterzeichnete. Daß der Graf d'Aubigny mit dem Sultan schon gegen den ersten Schritt, der im Interesse des Fortschritts und der Zivilisation gemacht worden war, intrigiert haben sollte, ist unglaublich; es ist sogar falsch. Daß die Franzosen dazu beitrugen, daß der Vertrag nicht unterzeichnet wurde, ist wahr; aber die Schuld darf durchaus nicht dem Grafen d'Aubigny zugeschrieben werden, der zur Zeit, als die englische Gesandtschaft vergangenen April Tanger verließ, gar nicht in Marokko war. Das Auftreten der Regierung des Sultans gegenüber dem Gesandten und seinem Gefolge ist noch in aller Gedächtnis, so daß ich nur kurz darüber zu sprechen brauche. Die Veröffentlichung der offiziellen Depeschen zwischen dem Marquis von Salisbury und Sir Charles Evan-Smith haben die Mittel ans Licht gebracht, welche Mulai Hassan und seine Wesire anwandten, um das englische Unternehmen zu vereiteln. Man nahm seine Zuflucht zu Ausreden, Lügen, Verrat, selbst zu offener Feindseligkeit und Be-

schimpfungen. Es würde hier nicht am Platze sein, die Handlungsweise des englischen Gesandten zu kritisieren. Es genüge zu sagen, daß er gegenüber den ihm angethanen Beleidigungen so handelte, wie es sich geziemte, und daß er in Fes auf seinem Posten so lange blieb, bis er einsah, daß man auf das Wort des Sultans sich nicht verlassen könne und daß er sich zwecklos den Beleidigungen aussetze. Als er zuletzt die Stadt verließ, war die letzte Handlung von Mulai Hassan, daß er ihm für den Abbruch der Verhandlungen eine ungeheure Bestechungssumme anbot. Nach seiner Abreise aus der Hauptstadt fühlte sich die marokkanische Regierung wieder wohl und konnte ungestört ihre Politik der Grausamkeit und Unterdrückung fortsetzen; somit war fast der einzige Versuch, der gemacht worden ist, in Marokko Zivilisation einzuführen, gescheitert. Wie schwierig es sein muß, irgend welche Änderung in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Marokko herbeizuführen, wird man klar einsehen, wenn man nur darauf hinweist, daß es kaum einen einzigen Mauren giebt, der irgend welche Neuerungen überhaupt einzuführen geneigt wäre. Tanger wird mit elektrischem Lichte erleuchtet, seine Häuser stehen in telephonischer Verbindung mit einander, jedoch sofort außerhalb der Thore der Stadt finden wir, wie die Eingeborenen mit einem veralteten hölzernen Pfluge von fast prähistorischer Konstruktion pflügen. Ein unternehmender Europäer brachte einen leichten, zweihändigen eisernen Pflug aus England. Obgleich die Eingeborenen, denen er gegeben wurde, wohl erkannten, daß er besser als der ihrige sei, so ließen sie ihn doch auf dem Felde verrosten und gebrauchten ihn niemals. Als Pflug war er dem ihrigen vorzuziehen; jedoch als eine Neuerung durfte er nicht benutzt werden. So sieht man klar, daß vom Sultan bis zum Bauern, mit Ausnahme einer einzigen Klasse, die Mauren insgesamt gegen jede europäischer Mächte sind, selbst wenn dadurch ihre Lage verbessert würde. Die Klasse, welche ich ausnehme, sind die Kaufleute, von denen viele in europäischen Gegenden gereist sind und die genug gesunden Menschenverstand haben, um die Wohlthaten zu würdigen, die aus einer Änderung der gegenwärtigen Lage Marokkos entstehen würden. Von dieser Klasse erhielt Sir Charles Evan-Smith die aufrichtigste Unterstützung. Was den Bauernstand betrifft, so müßte man demselben zu beweisen suchen, daß unter der Kontrolle einer europäischen Macht seine Lage hunderttausendmal besser sein würde. Bis jetzt ist der den Mahommedanern angeborene fanatische Haß gegen den „Nazarener" noch zu groß. Wie entschieden nun auch die Einwohner von Marokko sind, die Fremden fern zu halten, so wird jedoch durch dieses gemeinsame Gefühl kein stärkeres Band der Zusammengehörigkeit geknüpft und durchaus nicht der Friede erhalten. Bei der Bevölkerung Marokkos kann man drei große Abteilungen unterscheiden. Erstens die Araber, welche die Ebene bewohnen und ihren Ursprung von den wilden Horden Arabiens herleiten, die im 7. Jahrhundert n. Chr. in das Land einfielen; zweitens die Bergbewohner, eine schöne Rasse, welche feste Wohnsitze haben und ihre arabischen Brüder verachten; sie haben keine historischen Traditionen außer, daß sie nicht von arabischer Abstammung

sind; drittens die Berbern, deren Sprache das Schellogh[1]) ist, und die ein wildes Nomadenleben führen und die Ureinwohner des Landes sind; sie leben auf Kriegsfuß mit jedermann. Zur Zeit der arabischen Invasion wurden sie zum Teil in die Berge und Wälder des Atlas und in das Thal Sus, zum Teil in das nördliche bergige Küstenland, von den Berbern Rif genannt, vertrieben. Über alle diese Völker, die arabischen Gebirgsbewohner und die Berbern, ist, mit Ausnahme eines Teiles der Bewohner der Ebene und der Städte, die Herrschaft des Sultans rein nominell, und die Steuern, welche er von Zeit zu Zeit einsammelt, müssen mit dem Schwerte in der Hand eingetrieben werden. Viele Stämme sind vollständig unabhängig. Da keine Regierung da ist, an welche sie sich in streitigen Fällen wenden können — denn die Regierung Mulai Hassan's ist ihr Feind — so ist die Folge, daß die Stammesgenossen in beständiger Fehde unter einander leben und daß die einzelnen Stämme beständig unter einander Krieg führen.

Großes Aufsehen hat vor kurzem der sogenannte „Anghera-Aufstand“ verursacht, und die europäischen Zeitungen sind mit Telegrammen sensationellen Charakters überschwemmt worden. Daß ein solches Interesse an dem Aufstande genommen wurde, rührt daher, daß das Anghera-Land nahe bei Tanger liegt. Der ganze Aufstand war jedoch im Vergleich mit andern Empörungen, die gegenwärtig in Marokko stattfinden, von der geringsten Bedeutung. Derselbe entstand aus einem rein privaten Streit zwischen zwei Männern, Kaïd Dris Amkischat und Walad el-Haman, und ist durch die falsche Darstellung des erstern zu einem Kriege zwischen den Truppen des Sultans und dem betreffenden Stamm gemacht worden. Kaïd Dris Amkischat wurde zum Gouverneur von Anghera ernannt und fing, wie alle maurischen Beamten, sogleich an, die unter seiner Verwaltung Stehenden zu besteuern und auszusaugen. Die Verhältnisse wurden derartig, daß das Leben in Anghera unerträglich wurde. Der Anghera-Stamm bewohnt die Gebirge nördlich der Linie, welche man sich von Tanger nach Tetuan gezogen denkt. Derselbe lebt hauptsächlich von Viehzucht und war, bei seiner Armut und seinen dürftigen Mitteln, nicht im stande, die übertriebenen Forderungen eines habgierigen Gouverneurs zu befriedigen. Zuletzt zogen die Männer von Anghera unter Führung von Walad el-Haman nach Tanger, um ihrem Kaïd zu melden, daß sie unfähig seien, seine letzten Geld-Forderungen zu erfüllen. Die Unterredung endete mit hitzigen Worten zwischen Haman und dem Kaïd. Da Amkischat sah, daß seine Autorität nicht geachtet und daß sein unrecht erworbenes Einkommen wahrscheinlich sehr vermindert werde, schrieb er an den Sultan, daß Anghera unter der Führung von Walad el-Haman sich empört habe. Niemals wurde schimpflicher gelogen. Unter allen Unterthanen des Sultans sind die Bewohner von Anghera vielleicht die treuesten. Durch Hinterlist bemächtigte sich Amkischat der Person des Haman. Der Plan war seines Urhebers würdig.

[1]) Die Sprache der Berbern, das Schellogh, auch Schloh, Schluh genannt, ist von der semitisch-arabischen gänzlich verschieden, hat jedoch viele arabische Wörter aufgenommen. Siehe Horwitz, Marokko, S. 42. — Der Übers.

Er lud sein Opfer zum Mittagessen ein und nahm ihn während des Essens gefangen. In Ketten wurde er nach der südlichen Hauptstadt Marokko geschickt; als er sich aber der Stadt näherte, gelang es ihm fast wie durch ein Wunder zu entkommen, und nach vielen Abenteuern und Gefahren kehrte er zu seinem Stamme zurück, voll Rachegedanken gegen den Mann, der ihn auf eine so verräterische Weise gefangen genommen hatte, und durch dessen Schuld er in den unterirdischen Gefängnissen Marokkos elendiglich zu Grunde gegangen sein würde, wenn es ihm nicht geglückt wäre zu entkommen. Als Amkischat von seiner Rückkehr hörte, schrieb er aus Furcht vor der Rache des Haman wieder an den Sultan, daß der Anghera-Stamm einen Aufstand vorbereite, und daß er deshalb um Hilfstruppen bäte, um den Aufstand zu unterdrücken. Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß an der ganzen Depesche kein Wort Wahres war. Truppen kamen aus Fes unter dem Befehle des Sayid Walad el-Muchtar Ghamai an. Das Resultat war, daß sie beständig von den Anghera-Truppen geschlagen wurden. Als ihnen der Kampf aufgenötigt wurde, verteidigten die Männer von Anghera tapfer ihr Land, und schließlich wurde Mulai Hassan genötigt, Friedensbedingungen anzubieten, die angenommen wurden, indem der Stamm eine gewisse Geldsumme zahlte und versprach in Zukunft treue Unterthanen zu bleiben. Walad el-Haman floh, man weiß nicht wohin. So haben infolge eines Privatstreites zwischen einem Bergbewohner und einem ungerechten Kaïd die Europäer und die Mauren in Tanger auf gleiche Weise monatelang die größten Unannehmlichkeiten von seiten der marokkanischen Truppen, einer schlecht genährten, zügellosen, schmutzigen Bande, ertragen müssen. Unterdessen fanden überall Aufstände statt. Während acht Monate war eine Truppenabteilung unter Mulai el-Emin, dem Sohne des Sultans, nahe bei Alkazar[1]) gelagert und versuchte vergebens in das Land des Ahl Serif-Stammes einzudringen. Bei Udschda nahe der algerischen Grenze haben Kämpfe zwischen den Rif-Stämmen und Truppen unter einem andern Sohne des Sultans stattgefunden. Die Beni Hassan bekämpfen die Simmuri, die Gharb, die Mdschat, die Beni Msara die Msmoda; und jedesmal wenn die Regierung des Sultans an einem Kampfe teil nimmt, geschieht es, um Geld zu erpressen. Der Krieg ist eines der Mittel, welches der Sultan anwendet, um seine Kasse zu füllen. Ihn rührt es nicht, wie viele sterben oder verwundet werden, wie viele elendiglich im Kerker verschmachten, wie vielen Frauen Gewalt angethan wird, wie viele Kinder gestohlen werden, wie viele Häuser niedergebrannt werden. „Gebt mir Geld," scheint er zu sagen, „und kümmert euch nicht um die Mittel, wodurch ihr es erhaltet." Dies ist also die Politik, welche man die marokkanische Regierung ruhig hat ausüben lassen. Aber die Zeit kommt, daß solche Verhältnisse aufhören müssen und daß der Ruf um Hilfe von seiten des unterjochten Volkes gehört werden wird.

Das dritte Ereignis, welches vor kurzem die Aufmerksamkeit Europas auf Marokko gelenkt hat, ist der im Monat September dieses Jahres eingetretene Tod

[1]) Alkazar (arab. Kasr el Kebir, „das große Schloß") ist eine Stadt im nördlichen Marokko.

des Sayid el-Hadsch Abdes-Salam, des Großscherifs von Wasan.[1]) Was die europäische Politik Marokkos betrifft, so nahm er nur geringen Anteil daran; obgleich er naturalisierter französischer Unterthan war, so mischte er sich nur selten in die auswärtigen Angelegenheiten. Ein Nachkomme des Propheten durch dessen Tochter Fatimah und Schwiegersohn Ali, wurde er nicht nur in ganz Marokko, sondern auch in ganz Nordafrika verehrt. Sein Einfluß hatte allerdings in letzter Zeit etwas abgenommen. Seine Voreingenommenheit für Tanger und seine Vorliebe für den Luxus Europas hatte einigermaßen seinem Ruhme Abbruch gethan, wie vor allem auch seine Heirat mit einer Engländerin vor ungefähr zwanzig Jahren. Trotz aller dieser Thatsachen war er der Zielpunkt vieler Pilger, die jeden Herbst nach Wasan, einem dem Mohammedaner heiligen Orte, kamen, wo er dieselben mit ihren Opfergaben in Empfang nahm. Bei den Europäern hatte er geringen Einfluß. Gastfreundlich und gefällig, wurde er von allen geliebt, welche ihn kannten, aber deren waren wenige. Von Natur war er zurückhaltend und mischte sich nie in europäische Gesellschaft; er lebte den größten Teil des Jahres auf seinem großen Gute außerhalb Tangers. Er reiste viel in Algerien und der Sahara, wo sein Ruf der Heiligkeit vielleicht größer war als in Marokko. Noch vergangenes Jahr besuchte er im Interesse der französischen Regierung die Oase Tuat. Er hinterläßt fünf Söhne, die beiden jüngsten von seiner englischen Gemahlin. Sein Nachfolger in dem „Baraka“ oder „heiligem Erstgeburtsrecht“ ist der älteste, Mulai el-Arbi, ein religiös gesinnter Mann, ein Freund der Litteratur, der gegen jedermann zuvorkommend ist und seinen Feinden gern verzeiht; in seinen Händen wird der religiöse Charakter seiner Stellung würdig aufrecht erhalten werden. Die Zuvorkommenheit des Mulai el-Arbi und seines Bruders Mulai Muhammed gegen die wenigen Europäer, welche Wasan besuchen, ist wohlbekannt und sehr geschätzt. Die Stadt Wasan, der Heimatsort ihrer Vorfahren, wo der neue Großscherif auch residieren wird, liegt ungefähr hundert englische Meilen von Tanger, tiefer in das Land hinein, mitten in der wildesten und romantischsten Gebirgslandschaft. Die Stadt ist groß und liegt an einem steilen Abhange. Der niedriger gelegene Teil wird fast vollständig von dem „Sawijah“ oder dem heiligen Bezirke eingenommen, welcher Moscheen und die Paläste der Scherife enthält. Für die wilden benachbarten Stämme, die keinen Sultan anerkennen, ist ihr Wort Gesetz. Ohne ein Heer beherrschen sie ein größeres Gebiet als der Sultan mit allen seinen Truppen. Auf ihre Worte hören die wilden Stämme mit andachtsvoller Aufmerksamkeit, als ob ein großes Orakel spräche. Der Tod des Hauptes des Hauses von Wasan versenkte das ganze Land in tiefe Trauer. Im Innern des Landes wurde tagelang nichts gehört als das Weinen und Klagen der Frauen. Der Handel stockte, und eine Zeitlang war das Volk ganz außer Fassung gebracht, als ob es irgend ein großes Unglück erwartete.

---

[1]) Der Großscherif von Wasan ist das geistliche Oberhaupt Marokkos.

Dies sind die Ereignisse, welche vor kurzem die öffentliche Aufmerksamkeit auf Marokko gelenkt haben, und es ist im Interesse der Zivilisation zu wünschen, daß für das Land, nachdem einmal die Verhältnisse näher bekannt gemacht worden sind, eine neue Ära heranbrechen möge.



Felix Mendelssohn und Wilhelm Taubert.

Mit ungedruckten Briefen von Felix Mendelssohn.

Es ist die anziehendste und lehrreichste Aufgabe der Geschichte der Kunst, die mannigfachen Fäden, die sich von Meister zu Meister hinüberschlingen, mit liebevoll prüfendem Auge zu verfolgen. Was der Genius aus ureigenem Borne schöpft, ist die unmittelbare Offenbarung seiner künstlerischen Berechtigung; aber die Form, in der er seine Ideen kleidet, die Gestaltung, in welcher er dieselben sich entwickeln und sich ausleben läßt, stehen zu den reichen, klassisch gewordenen Überlieferungen der Vergangenheit und zu den Wechselwirkungen, welche die gleichstrebenden Meister der Mitwelt auf einander ausüben, in innigster Beziehung. Tritt nun ein Band der Feindschaft hinzu, welches zwei Zeitgenossen verknüpft, so ergeben sich bei aller Verschiedenheit der Begabung verwandtschaftliche Züge, die auf gegenseitige Anregung und Befruchtung zurückzuführen sind. Wie auf dem Gebiet der Malerei und Skulptur, so kommt das Verhältnis auch in der Dichtkunst und Musik zur Erscheinung.

Felix Mendelssohn und Wilhelm Taubert sind durch treue, jahrelange Freundschaft verbunden gewesen. Ehe sie ihr Lebensweg zu persönlicher Begegnung zusammenführte, hatten sie einander bereits durch ihre Kompositionen liebgewonnen und in freudiger, neidloser Bewunderung schätzen gelernt. Eduard Devrient teilt zu seinem Buche „Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn und seine Briefe an mich" ein aus der Schweiz datiertes Schreiben Mendelssohn's mit, aus dem hervorgeht, wie der um zwei Jahre ältere Tonkünstler (geb. 3. Februar 1809 zu Hamburg, Taubert geb. 23. März 1811 zu Berlin) aus einem Liederheftchen des jüngeren Kunstgenossen das eigenartige Talent desselben erkannte und seine künftige Bedeutung vorausahnte. Die liebenswürdigen Zeilen lauten:

„Neulich traf ich hier den Kupferstecher Schmidt, den ich bei Dir in Gesellschaft gesehen hatte. Seine Frau hatte Lieder von Taubert mit, und weil Du mir davon geschrieben hattest, so ließ ich sie mir leihen. Da habe ich eine ganz absonderliche, große Freude gehabt; denn da steckt Gemüth und Seele in jedem Liede drin, und es ist keins, worin nicht wenigstens eine Stelle, ein Zug wäre, in dem ganz klar stände, daß es von einem Musiker komponirt

ist. Auch meinetwegen freute mich die Sache; denn ich hatte gedacht, daß ich ein Brummbär geworden sei und mich an nichts Neuem mehr erfreute; aber nein! Denn wenn das Rechte kommt, so bin ich wahrhaftig heilfroh, und gebe Gott, daß Taubert der Mann sei oder würde, der aus seinen Liedern hervorguckt. Aber er muß andere Sachen machen, als Lieder, und nicht so süße, sondern recht feurige, entsetzlich ungeschlachte oder wilde, er muß einigermaßen brennen und wüthen, und dann, glaube ich, entscheidet es sich erst. Aber grüß mir den Mann und sage ihm Dank und sage ihm, ich hätte ihm wegen seiner Lieder schreiben wollen und ihm ein Bravo über die Alpen zurufen und einige Randglossen dazu machen. Nachher fiel mir aber leider ein, daß in Berlin viel höfliche Leute sind, die so Etwas nicht leiden können und sich darüber aufhalten, kurz ich that es nicht. Darüber wirst Du mich wahrscheinlich wieder schelten, aber schreib' mir nur was über ihn, wie er denkt und Musik macht und ob er weiter will und muß. Das Ende vom Bächlein, „Sag', Bächlein, liebt sie mich?" wo der Bach immer nickt und sagt „o ja!" ist wunderlieb." —

Darauf schrieb Taubert an Mendelssohn einen wohl noch etwas zurückhaltenden und in höflicher Bescheidenheit sich bewegenden Brief, gleich als wenn er es noch nicht glauben könne, daß der junge Meister ihm rückhaltlos sein ganzes Vertrauen schenken wolle. Aber wie überaus herzlich und herzgewinnend war die Antwort, die ihm Felix aus Luzern nach Berlin sandte! Der vom 27. August 1831 datierte Brief läßt uns den Schreiber und den Empfänger gleich lieb gewinnen, läßt sie beide wie für einander bestimmt erscheinen und nimmt durch die offenen künstlerischen Selbstbekenntnisse seines Verfassers unsre vollste Teilnahme in Anspruch. Der lange, trockene Brief, wie ihn Mendelssohn am Schlusse nennt, ist durchaus nicht trocken, sondern die Zeilen quellen aus einem überströmenden Empfinden und zeigen den schaffenslustigen Künstler, der sich nach einem guten Opernbuche sehnt, während er an der Komposition der Goetheschen Kantate arbeitet, im wundervollen Gegensatze zu der gespreizten, hoffärtigen und unfruchtbaren Ästhetik und Kritik des Tages. Es ist ein Tagebuchblatt von allerpersönlichstem Reiz, das uns das beifolgende Schreiben bietet.

Luzern, d. 27. August 1831.

„Wenn ich Ihnen nun meinen Dank sagen will, so weiß ich nicht wofür erst? ob für die Freude, die Sie mir in Mailand durch Ihre Lieder gemacht haben, oder für Ihre lieben Zeilen, die ich gestern in Eduards Brief erhielt; es gehört aber Beides eben zusammen, und so denke ich, wir haben Bekanntschaft angeknüpft. Es ist doch wohl eben so gut, wenn man einander durch Notenblätter vorgestellt wird, wie wenn es in einer Gesellschaft durch den dritten Mann geschieht, und man kommt gleich näher und vertraulicher an einander. Dazu sprechen noch die Leute, die einen vorstellen, gewöhnlich die Namen so undeutlich aus, daß man selten weiß, wen man vor sich hat, und ob der Mann gar freundlich oder lustig oder betrübt und finster sei,

das sagen sie niemals. Da haben wir es denn doch noch besser, Ihre Lieder haben Ihren Namen ganz deutlich und klar ausgesprochen; es steht auch darin, wie Sie denken und sind, und daß Sie die Musik lieb haben und daß Sie weiter wollen, und so kenne ich Sie vielleicht schon besser, als hätten wir uns öfters gesehen. Was das nun für eine Freude, wie wohlthuend es ist, einen Musiker mehr in der Welt zu wissen, der dasselbe vorhat und ersehnt und dieselbe Straße geht, das können Sie sich vielleicht gar nicht so denken, wie ich es jetzt empfinde, da ich aus dem Lande komme, wo die Musik unter den Leuten nicht mehr lebt. Ich hatte mir das bis jetzt von keinem Lande denken können, am wenigsten von Italien, in der blühenden, reichen Natur und der anfeuernden Vorzeit, aber die letzten Ereignisse, die ich leider dort erlebt, haben mir wohl gezeigt, daß noch mehr ausgestorben ist, als nur die Musik; es wäre ja ein Wunder, wenn es irgendwo eine Musik geben könnte, wo keine Gesinnung ist. Da wurde ich denn am Ende ganz irre an mir selbst und dachte, ich sei ein Hypochonder geworden; denn mir gefiel doch all das Possenwerk gar zu wenig und ich sah doch eine Menge ernsthafter Leute und gesetzter Bürger mit einstimmen, wenn sie mir etwas vom Ihrigen vorspielten und meine Sachen nachher lobten und ehrten, war es mir mehr zuwider, als ich sagen kann — kurz, ich wollte eigentlich ein Einsiedler werden mit Bart und Kutte, und die Welt war mir nicht recht. Da lernt man es eigentlich erst schätzen, wie viel ein Musiker werth ist, d. h. einer, der an Musik denkt und nicht an das Geld oder die Orden oder die Damen oder den Ruhm; da freut es einen erst doppelt, wenn man sieht, daß auch anderswo, ohne daß man es dachte, dieselben Ideen leben und sich entwickeln; da haben mich dann aber Ihre Lieder sehr erfreut, weil ich herauslesen konnte, daß Sie ein Musiker sein müßten, und deren giebt es gar nicht so viel. So wollen wir uns denn über die Berge hinüber die Hand geben, und ich will mich freuen, daß Mde. Schmidt sich den klaren Bach aus e dur und die Neugierige und der Mondschein [1]) mußte abgeschrieben haben. Aber nun bitte ich Sie auch gleich, mich ebenfalls als einen näheren Bekannten zu betrachten und nicht so höflich zu schreiben von meinem „Rathgeben" und „Lehre"; es macht mich das fast ängstlich in diesem Briefe, und ich weiß nicht recht, was ich darauf sagen kann. Das Beste ist aber, daß Sie versprochen haben, mir etwas nach München zu schicken und mir viel zu schreiben; da werde ich Ihnen so recht vom Herzen weg sagen, wie mir es dabei zu Muthe war, und Sie werden mir von neueren Sachen dasselbe sagen, und da denke ich, geben wir uns gegenseitig Rath. Auf diese versprochenen neueren Compositionen von Ihnen bin ich nun gar sehr begierig; denn gewiß werd' ich eine große Freude dadurch haben und so manches, was sich in den älteren Liedern überall ahnden läßt, wird da gewiß recht klar und deutlich hervortreten. Darum kann ich Ihnen auch kein Wort über den Eindruck sagen, den Ihre Lieder auf mich gemacht haben, weil es

---

[1]) Drei Lieder von Taubert.

leicht sein könnte, daß irgend ein Einwurf oder eine Frage, die ich mache, schon im Voraus durch Ihre Sendung beantwortet wären. Nur möchte ich Sie bitten, mir recht viel und ausführlich über sich zu schreiben, damit wir einander immer näher bekannt werden; ich schreibe Ihnen dann auch, was ich vorhabe und ich höre und denke, und da bleiben wir in Verbindung. Lassen Sie mich wissen, was Sie neues componirt haben und componiren, wie Sie in Berlin leben, welche Pläne Sie für später haben, kurz Alles was Ihr musikalisches Leben angeht — es wird für mich vom größten Interesse sein. Freilich wird auch das schon in den Noten stehen, die Sie mir freundlich versprochen haben, aber zum Glück geht es ja beides zusammen. Haben Sie denn bisher nichts Größeres componirt? eine recht tolle Sinfonie? oder Oper? oder dergleichen. Ich meines theils habe jetzt eine unbezwingliche Lust zu einer Oper und sogar kaum Ruhe, irgend etwas anders kleineres anzufangen; ich glaube, wenn ich heute den Text hätte, wäre morgen die Oper fertig, denn es treibt mich gar zu sehr dahin. Sonst war der bloße Gedanke an eine Sinfonie etwas so hinreißendes, daß ich an gar nichts anders denken konnte, wenn mir eine im Kopfe lag; der Instrumentalklang hat doch auch gar so was Feierliches, Himmlisches in sich; und doch habe ich jetzt schon seit mehrerer Zeit eine angefangene Sinfonie liegen lassen, um eine Cantate von Goethe zu componiren, blos weil ich da noch Stimme und Chöre dazu hatte; die Sinfonie will ich freilich auch beendigen, aber ich wünsche mir doch nichts mehr, als eine rechte Oper. Wo aber der Text herkommen soll, weiß ich noch weniger, seit gestern Abend, wo ich zum Erstenmal seit mehr als einem Jahre ein deutsches Ästhetik-Blatt wieder in die Hände bekam. Es sieht wahrhaftig auf dem deutschen Parnaß eben so toll aus, als in der Europäischen Politik; Gott sei bei uns; ich mußte den gespreizten Menzel verdauen, der damit auftrat, bescheidentlich Goethe schlecht zu machen, und den gespreizten Grabbe, der bescheidentlich Shakespeare schlecht machte, und die Philosophie, die Schiller doch zu trivial findet — da möchte ich gar zu gern gleich darunter schlagen. Ist Ihnen denn dies neue hochfahrende unerfreuliche Wesen, dieser widerwärtige Cynismus auch so fatal wie mir, sobald ich davon hören muß? Und sind Sie mit mir einer Meinung, daß die erste Bedingung zu einem Künstler sei, daß er Respect vor dem Großen habe, und sich davor beuge und es anerkenne, und nicht die großen Flammen auszupusten versuchen, damit das kleine Talglicht ein wenig heller leuchte? Wenn einer das Große nicht fühlt, so möchte ich wissen, wie er es mich will fühlen lassen, und wenn all die Leute mit ihrer vornehmen Verachtung endlich selbst nur Nachahmungen dieser oder jener Äußerlichkeit hervorzubringen wissen, ohne Ahndung von jenem freien, frischen Schaffen, unbesorgt um die Liebe und die Ästhetik und die Urtheile und die ganze Welt, soll man da nicht schimpfen? Ich schimpfe. Aber nehmen Sie mir es nicht übel, es schickt sich wohl eigentlich nicht, ich hatte nur lange dergleichen nicht gelesen und da machte es mich grimmig, daß das Unwesen immer noch fortgeht, und daß der Philosoph, der

behauptet, die Kunst sei nun aus, immer noch fortbehauptet, die Kunst sei aus, als ob die überhaupt aufhören könnte.

Das ist nun einmal aber eine tolle, wilde, durch und durch erregte Zeit, und man fühlt, die Kunst sei aus, oder lasse sie doch um Gotteswillen ruhen. Aber wenn all' das Unwetter sich von draußen auch noch so wild ausnimmt, so reißt es doch einmal die Häuser nicht gleich um, und wenn man drinnen ruhig weiter fortarbeitet und nur an seine Kräfte und seinen Zweck, nicht an die der andern denkt, so geht es auch wohl oft vorüber, und man kann sichs nachher gar nicht so toll wieder vorstellen, wie es einem damals erschien. Ich habe mir vorgenommen, so lange ich kann, es so zu machen und ruhig meines Weges zu gehen; denn daß es Musik giebt, wird mir am Ende keiner abstreiten, und das ist die Hauptsache. Wie erfreuend es da nun ist, jemand zu finden, der denselben Zweck und dieselben Mittel sich wählt, und wie erquicklich da jede neue Bestätigung dazu ist, das möchte ich nun eben sagen und weiß es nicht recht zu machen. Sie werden sich es denken, wie Sie sich denn überhaupt das Beste an diesem Briefe hinzudenken müssen, und somit leben Sie mir wohl, und lassen Sie bald und viel von sich hören. Bitte, sagen Sie unserm lieben Berger meine besten Grüße; ich wollte ihm immer schreiben und bin nicht dazu gekommen, doch soll es in diesen Tagen geschehen.

Entschuldigen Sie den langen, trocknen Brief; er soll ein Nächstesmal schon besser werden, und nochmals leben Sie wohl

Ihr Felix Mendelssohn.

Nach diesen ersten, über die Alpen gewanderten Bewillkommnungsgrüßen der Taubert'schen Liedermuse durch Mendelssohn vermittelte in der Folge das gastliche Künstlerheim von Eduard Devrient die Bekanntschaft und den freundschaftlichen Verkehr beider Komponisten. „Mit dem damals noch nicht zwanzigjährigen Taubert," so erzählt Devrient, „der fast täglich in unserm Hause war, verständigte sich Felix rasch und in der liebenswürdigsten Weise. Der Anflug eines Mißtrauens in seine künstlerische Richtung war vor Taubert's offener Hingebung schnell verschwunden. Felix erkannte seine Fähigkeiten sehr bestimmt, spielte viel mit ihm Klavier, teils wechselweise, teils vierhändig. Wir sangen beider Lieder, sie phantasierten über gegenseitige Themata, ja einmal trieb sie die Tollheit so weit, ein vierhändiges Phantasieren zu versuchen, was eine geraume Zeit lang — durch abwechselndes Überlassen der Führung und aufmerksames gegenseitiges Begleiten — wirklich bewunderungswürdig gelang, bis es dann in die unausbleibliche Verwirrung geriet und mit dem wildesten Gelächter endigte."

Welch' ein köstliches Bild künstlerischer, jugendfroher Gemeinsamkeit in gegenseitigem Geben und Empfangen! Und der Berührungspunkte gab es genug. Verehrten doch beide junge Männer in dem trefflichen Ludwig Berger ihren musikalischen Erzieher, entwickelte sich doch in den Liedern beider die zwar seelenvolle, aber gleichsam noch in der Knospe geschlossene Gesangsweise des Lehrers zu herr-

lichster Blüte! Beide waren Meister des Klavierspiels, und ihre formgewandten Improvisationen auf dem Piano wurden ihnen zu Monologen in Tönen, in denen sie, nur ihrem Ohre vollkommen vernehmbar, das Allerheiligste ihres Strebens, Sehnens und Wünschens sich offenbarten. Dazu kam die umfassende Bildung, die beide trotz des frühen Entschlusses, sich ganz der Musik zu widmen, sich angeeignet hatten, und die sie vor engherziger Einseitigkeit auf das glücklichste bewahrte, eine Bildung, die den einen in der Folge befähigte, die Musik zur Antigone und zum Ödipus in Kolonos des Sophokles zu schreiben, und dem andern die Kraft gab, eine von Mendelssohn selbst für unausführbar erklärte Aufgabe zu lösen, die Frauenchöre zur Medea des Euripides musikalisch zu fassen, sowie eine Fülle horazischer Oden zu komponieren. Freilich erschien wohl der Enkel des berühmten Philosophen Moses Mendelssohn dem nachstrebenden Kunstgenossen als ein bevorzugter Liebling des Glückes, dem ein gütiges Schicksal die Lebenswege ebnete, und dem in dem begüterten Vaterhause die sorgfältigste Erziehung zu teil geworden war, während Taubert als Sohn eines schlichten Kanzleidieners im Kriegsministerium sich aus dürftigen Verhältnissen hatte herausarbeiten müssen. Doch die Gönnerschaft des Generals von Witzleben hatte es dem Knaben ermöglicht, das französische Gymnasium zu besuchen, und der Jüngling, nachdem er sich im 16. Jahre das Zeugnis der Reife erworben, bezog auf 3 Jahre die Berliner Universität. So begegneten sich die Künstler, mit ebenbürtigem Wissen ausgestattet, und dem künstlerischen Sturm und Drang gesellte sich die Besonnenheit der Betrachtung.

Beide Komponisten wurden auf sinnigem Kleingebiete der Musik zu Schöpfern einer neuen Gattung. Mendelssohn komponirte 1831 in Rom sein erstes Heft „Lieder ohne Worte“; im Jahre 1840 entstand das erste Heft der Taubert'schen „Kinderlieder“. Die Lieder ohne Worte, Perlen der Klaviermusik, in denen der Gesang der Tasten die menschliche Stimme ersetzt und die Seele der Melodie die wortlose Sprache der Empfindung redet, blieben augenscheinlich nicht ohne Einfluß auf Taubert's schöpferische Tonphantasie und erhielten in dessen ungemein innigen „Minneliedern“ für Pianoforte ein wertvolles Seitenstück. Den Kinderliedern, Taubert's eigenartigster Schöpfung, brachte der Freund die lebhafteste Teilnahme entgegen und erfreute sich an dem reizvollen Ausdruck des Naiven und an der entzückenden Kleinmalerei der Begleitung, die von dem feinsten Kunstsinn Zeugnis giebt. Besonders das rührende Lied vom Jakob erregte Mendelssohn's Freude.

Nach seiner durch die Steitigkeiten mit Immermann getrübten Dirigententhätigkeit in Düsseldorf, nach seiner Berufung zum Dirigenten der großen Gewandhauskonzerte in Leipzig, nach der Vollendung des Oratoriums Paulus folgte Mendelssohn im Jahre 1841 dem Rufe des Königs Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin. Hier hatte Taubert indessen seine ersten, von seinem Freunde Eduard Devrient gedichteten Opern „die Kirmes“ (1832) und „der Zigeuner“ (1834) im Königlichen Theater zu Gehör gebracht. Das letztere Werk leitete der Komponist selbst, der zum erstenmale in seinem Leben am Dirigentenpulte stand, und zwar

mit einer Umsicht und Sicherheit, die ihm die laute Anerkennung Mendelssohn's eintrug. Im Jahre 1842 wurde er, nachdem er schon 1831 zur Leitung der Hofkonzerte am Piano berufen worden war, zum Musikdirektor der Königlichen Oper und Kapelle, sowie zum Nachfolger des pensionierten Kapellmeisters Möser ernannt. So kamen beide Künstler wieder in regeren Verkehr, der noch dadurch gesteigert wurde, daß hauptsächlich durch Taubert's Bemühungen im Winter 1842 zu 1843 die Sinfonie-Soireen der Königlichen Kapelle ins Leben traten, deren Leitung in den ersten drei Jahren gemeinschaftlich in den Händen Mendelssohn's, Taubert's und C. W. Henning's lag. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen des jungen Kapellmeisters geben von diesem mannigfachen Verkehr ein anschauliches Bild.

1843: In einer großen Abendgesellschaft bei dem Musikverleger Schlesinger treffen Spontini, Meyerbeer, Mendelssohn und Taubert zusammen. Das damalige musikalische Berlin in seinen Gipfelpunkten! — Bald darauf, im Februar, komponieren beide Freunde mit einander in Mendelssohn's Wohnung und plaudern über Taubert's einaktige Oper „Marquis und Dieb." — Die erste Aufführung des „Sommernachtstraum" im Oktober giebt dem begeisterten jüngeren Freund Veranlassung, dem Meister persönlich in neidloser Bewunderung für seine herrliche Musik zu danken. Trauliche Wechselgespräche bringen die folgenden Besuche. — Im Dezember erfreut sich Taubert an der behaglichen Wohnlichkeit des Arbeitszimmers Mendelssohn's, das von der Hand seiner Cécile mit reizenden Kleinigkeiten geschmückt ist. Die Elfen des Sommernachtstraums scheinen das sonnige Künstlerheim mit sinniger Hand geweiht zu haben. — In demselben Monat sitzt Taubert in einem Concert der Singakademie neben Mendelssohn und wird Zeuge, wie dessen Geduld bei den den Intentionen des Meisters wenig entsprechenden Tempis seines vierten Psalms zu Ende geht. — Da Mendelssohn nach seiner 1842 erfolgten Ernennung zum Kgl. General-Musik-Direktor auch zur Vervollkommnung der kirchlichen Musik mit der Oberleitung derselben und besonders der des Kgl. Domchors betraut worden war, konnten Unterhaltungen der beiden Künstler über das Domorchester ꝛc. nicht ausbleiben, wie denn überhaupt künstlerische Fragen aller Art in lebendigem Meinungsaustausch verhandelt wurden. — In der dritten Sinfoniesoiree spielte Mendelssohn am 20. December, während Taubert das Orchester leitete, unter großem Jubel der Hörer sein Klavierkonzert in g moll. Den Beschluß bildete Beethoven's Sinfonie in c moll. Das Tagebuchblättchen des Dirigenten schließt mit den Worten: „Meine liebe Kapelle machte mir die meiste Freude." — Tags darauf schickte Taubert mit Dankesworten seine Musik zur Euripideischen Medea und „Klänge aus der Kinderwelt" an den Freund, der mit seinem Besuche dankte.

1844. Im Januar sehen wir die Freunde in eifriger Kunstplauderei und eifrigem Musizieren in Mendelssohn's Wohnung vereint, dessen Duo zu vier Händen sie gemeinsam spielen. In einer Abendgesellschaft bei Taubert, der auch die Devrients beiwohnen, wird das Duo von beiden Künstlern wiederholt. Der Sänger Härtinger singt Lieder von Taubert, dieser selbst trägt seine Campanella

und seine Najade auf dem Flügel vor, und Mendelssohn entzückt durch den Vortrag drei neuer Lieder ohne Worte, von denen eines in a dur besonderen Beifall erweckt. — Unterhandlungen über die Feststellung des Sinfonierepertoirs bringen die nächsten Zusammenkünfte. — Ende Januar gelangt ein neues Streich-Quartett in es dur von Mendelssohn an einem der Quartettabende des Konzertmeisters Zimmermann zur Aufführung. Taubert begleitet unter Gesprächen über die neue Komposition den Meister nach Hause, der den vielbeschäftigten Kapellmeister vergebens zum Milchreis (Mendelssohn's Lieblingsspeise) mitzunehmen versucht. — Im Februar in der sechsten Sinfonie-Soiree spielt Taubert unter Mendelsohn's Direktion sein prächtiges Klavierkonzert in e dur. Bald darauf musizieren die Freunde wieder gemeinsam und teilen sich ihre künstlerischen Pläne mit. Taubert, damals mit der umfangreichen Musik zu Tieck's „Blaubart“ beschäftigt, stellt die Ouvertüre dazu in Aussicht, ein Orchesterwerk, das sich durch die charakteristische Eigenart der melodischen Erfindung auszeichnet, und in dessen zweitem Thema, wie der Musikhistoriker Ambros hervorhebt, das prickelnde, musikalisch so schwer auszudrückende Element der Neugier eine unnachahmlich reizvolle, gleichsam zitternde Verlebendigung erfahren hat. — Von dem schönen, offenen Vertrauen, das Felix auf das Urteil des Genossen setzte, zeugt der Umstand, daß er ihm im März sein „grünes Buch“ mit seinen Kompositionen schickte, die Taubert mit großer Verehrung für den Verfasser studierte. — Im April nimmt Mendelssohn Abschied, trifft im Oktober mit dem Freunde im Dom zusammen und wandert nach der Liturgie stundenlang mit ihm unter Besprechung aller künstlerischen Verhältnisse durch die Straßen. Bei dem nächsten Besuche schreibt sich Taubert nach vertraulichen Herzensergießungen in das Album des Meisters ein. — Nach dem ersten Sinfoniekonzert des Winters teilt Mendelssohn dem Kapellmeister mit, daß er sich entschlossen habe, Berlin zu verlassen. Die Berliner Stellung, welche allerdings mehr ein Titel als eine einflußreiche Sphäre war, und aus welcher er sich nach dem thätigen Wirkungskreis, den er in Leipzig gehabt, mit Ungeduld zurücksehnte, erweckte sein Mißbehagen und trieb ihn von der Spree nach der Pleißenmetropole zurück, wo er, von einzelnen Ausflügen abgesehen, bis zu seinem Tode verblieb. Taubert war von tiefer Trauer über den Entschluß des einzigen Mannes erfüllt, den er nicht zurückzuhalten vermochte, und dessen letzte Besuche ihm eine mit Wehmut gemischte Freude bereiteten. An einem späten Novemberabend spielte er dem Meister sein Klavierstück Silvana vor, nahm mit ihm Teile der Blaubartmusik und die Oden aus Horaz durch, die bei den durch den Universitätsprofessor Geppert veranstalteten Studentenaufführungen Plautinischer Komödien zum Vortrag gelangten, und erfreute den Gefährten durch den Gesang mehrerer Kinderlieder, die er, obwohl seine Stimme ohne besonderen Wohlklang war, mit der herzgewinnendsten Anmut, bald mit der fröhlichsten Schalkheit, bald mit einem Lächeln unter Thränen zu singen wußte. Der Humor seines Vortrags war geradezu köstlich, und in Gesellschaften erregte derselbe, so oft er die eigenen Kinderlieder zum besten gab, ein wonniges Behagen. In solchen Augenblicken, wenn er wie ein seliges Kind mit leuchtenden Augen im Saale stand, pflegte er sich plötzlich

des sächsischen Dialekts zu bedienen und in heiterster Laune in demselben zu plaudern, eine Gewohnheit, die für die Seinen zum Gradmesser seines Glücks und seines Behagens in sorgenvollen Zeiten wurde.

1845. Mendelssohn, der inzwischen nach Leipzig übergesiedelt war, hatte Taubert durch die Dedikation eines Musikstücks erfreut. Der folgende, aus Bad Soden im Taunus vom 6. Juli 1845 datierte Brief giebt davon Kunde und zeigt zugleich, welch' innigen Anteil der Freund an dem Familienleben des Freundes nahm. Ein echter und rechter Künstlerbrief!

„Liebster Taubert! Sie haben mir durch Ihren Brief eine sehr, sehr große Freude gemacht und mich eigentlich beschämt; denn ich hätte zuerst an Sie schreiben müssen und nicht mit meiner Zuneigung wie mit der Thür in's Haus fallen sollen. So haben Sie denn doppelten Dank, daß Sie es so freundlich auf- und angenommen haben. Wissen Sie, wie es damit zuging? Als ich an dem einen Abend zu Ihnen kam und wir zusammen Musik machten, da hatte ich das Stück mit bei mir, und wollte es auf Ihr Ge- oder Misfallen ankommen lassen, ob ich es drucken ließe oder nicht; aber wir geriethen den Abend so tief in's Musiciren und Plaudern über das, was Sie mir und ich Ihnen spielte, daß ich das kleine Ding gar nicht aus dem Hut herausnahm, und beim Zuhausegehen dachte ich, es sollte auch ungedruckt bleiben. Aber am andern Morgen spielte ich eines durch und dachte gerade das Gegentheil und dachte, ich müßte es Ihnen dediciren, weil es doch an dem vergnügten Abend gegenwärtig war, und das ist wohl das Beste daran. Nun soll's aber recht gelobt sein, da mir's solch einen lieben Brief von Ihnen eingebracht hat; ja freilich kann ichs Ihnen nicht verargen, wenn Sie mich um diese ruhigen, ungestörten, gar zu vergnügten Tage beneiden. Beneide ich doch mich selbst darum, wenn ich mal wieder mitten im Gewühl stecke und an das Leben in Feld und Wiese und unter Obstbäumen und ohne Besuche und ohne Fremde und ohne Lärm zurückdenke. Es wird mir schwer werden, mich dann jemals wieder zu entwöhnen, und ich hoffe, ich brauche es nicht sobald wieder mit den Gesellschaftszimmern zu vertauschen. Aber zum Besuch denke ich recht bald nach Berlin zu kommen. Wenige Tage nach Ihrem lieben Brief kam einer des Herrn v. Küstner, der mir sagt, daß der Ödipus in Kolonos gegeben werden soll, und dazu soll ich in Berlin sein. Aber das „wann“ hat H. v. K. nicht geschrieben, und somit können Sie es jetzt besser wissen, wenn wir uns wiedersehen werden, als ich. Doch hoffe ich's auch bald zu erfahren, denn ich habe eingehend H. v. K. gebeten, mir es umgehend zu sagen, damit ich mich auch darauf einrichten kann. Patschke (Theaterkopist) hat gewiß die Partitur meines Bruders in Händen; daß es mir aber eine Freude ist, wenn Sie sie ansehen wollen, sei es bei Patschke oder bei meinem Bruder, sei es diese oder irgend eine andre Partitur, die ich in meinem Leben schreiben werde, das brauche ich Ihnen doch wohl nicht erst zu versichern? Nun aber vor allem meinen Glückwunsch, den besten, herzlichsten zur glücklichen Entbindung Ihrer lieben Frau. Ja wohl ist einem da noch einmal so froh und zuversichtlich

zu Muth, wenn Gott diese Zeit zum Guten und Segensvollen gewendet hat; hoffentlich ist Ihre Frau doch wieder ganz wohl und hergestellt! Die ältesten Kinder, die ich kenne, haben mir immer so gut und nett geschienen, an denen werden Sie gewiß Freude erleben, so Gott will. Ich bitte Sie aber, versäumen Sie die Reise nicht, die Sie vorhaben, und sei es auch auf noch so kurze Zeit und noch so spät im Jahre. — Als neulich ein Bekannter hier mit mir spazieren ging und mir sagte „vorgestern in Berlin" — da unterbrach ich ihn und lobte die Eisenbahnen; Leute reisen heut ab und sind übermorgen Nachmittag in Baden-Baden — oder in Moskau, was weiß ich? Das interessirt mich wenig, wenn ich hier unter den Äpfelbäumen bin, aber sehr vielfach, wenn ich in Berlin bin. — Die Meinigen sind alle Gottlob wohl, meine Frau vereinigt ihre Grüße und Glückwünsche mit den Meinigen. Auf Wiedersehen, daran denke ich sehr, darum will es mit dem Briefschreiben heut nicht recht gehn. Auf Wiedersehen denn!

Immer Ihr Felix Mendelssohn Bartholdy.

Der Rat des Freundes, Taubert solle eine, wenn auch noch so kurze Reise zu seiner Erholung unternehmen, war nicht so leicht zu befolgen. Damals gab es noch keine Sommerferien für die Königlichen Theater, deren Pforten sich auch in der Siedeglut des Juli und August nicht schließen durften, und so konnte es vorkommen, daß gelegentlich einmal unserm Kapellmeister der Urlaub verweigert wurde, weil niemand da sei außer ihm, der den Freischütz dirigieren könne.

Der Ödipus auf Kolonos führte Mendelssohn nach Berlin zurück. Am 12. September besuchte er das Künstlerhaus, dessen große und kleine Insassen ihm, wie der obige Brief zeigt, lieb und wert waren.

Taubert war seit dem Jahre 1834 mit Wilhelmine Schechner aus München verheiratet, einer jüngeren Schwester der durch Macht und Klang der Stimme und durch ihre ungemein seelenvolle, aus innerster Begeisterung hervorquellende Vortragsweise hochberühmten Sängerin Nanette Schechner. Wilhelmine, der ebenfalls eine sehr ausdrucksvolle Stimme zu eigen war, sang des Gatten Lieder und war der schönste Schmuck des Hauses. Die Ehe, der eine kleine Schar blühender Kinder entsproß, bot ein Bild sonnigen Friedensglückes. Wie oft spielte nicht der Vater mit den aufgeweckten Kleinen, selber ein großes Kind! Der Verkehr mit seinen Mädchen und Buben war der unversiegliche Jungbrunnen, dem er die Weisen zu seinen Klängen aus der Kinderwelt entschöpfte.

An jenem Septembertage trat Mendelssohn als ein deus ex machina in den Kreis der Kinder. Franz, Taubert's ältestes, im Jahre 1843 gebornes Söhnchen, hatte den unwiderstehlichen Trieb, alle ihm geschenkten Spielsachen auf ihr Inneres hin zu untersuchen. Ein prächtiger, aus papier maché geformter Hahn, den er durchaus zur Lösung seines Innenrätsels hatte öffnen müssen, war der kindlichen Forschbegier kläglich zum Opfer gefallen. Mendelssohn, der Zeuge des Grames des kleinen Spielverderbers geworden war, rief den Knaben zu sich, nahm die Miene eines Zauberers an und schälte unter den feierlichen Worten „Hokus Pokus"

den gleichsam wiederbelebten alten Hahn in Gestalt eines neuen, stattlichen Exemplars aus den Falten seines Überrockes hervor. Nicht der Hahn, aber Fränzchen krähte vor Vergnügen.

Die Freunde nützten die Zeit der Wiedervereinigung. Bei dem Musikverleger Bock, bei dem Intendanten der Hofmusik, Grafen von Redern, trafen sie zusammen und tauschten ihre künstlerischen Erlebnisse aus; Taubert kündigte eine neue Symphonie an, und Mendelssohn beglückte ihn durch die Zusage, sein Klavierkonzert in Berlin oder Leipzig zu spielen.

Am 1. November fand die erste Aufführung des Ödipus im Neuen Palais zu Potsdam statt, der Taubert zum Leidwesen des Komponisten wegen Unpäßlichkeit nicht beiwohnen durfte. Kurz darauf nimmt er die Partitur des Werkes mit dessen Schöpfer durch und betrachtet das von Hensel gemalte Porträt desselben. Am 9. November spielt ihm Mendelssohn sein neues, geistvolles Trio in C moll vor, woran sich ein vertrautes Gespräch über Meyerbeer und neuere Komponisten knüpft. Am folgenden Tage wohnt Taubert mit den Freunden des Künstlers der von diesem selbst geleiteten Aufführung des Ödipus im königlichen Theater bei, begleitet Mendelssohn nach der Vorstellung nach Hause und schildert ihm den schönen, harmonischen, beruhigenden Eindruck des Ganzen. Rücksprachen über die Proben zu der bevorstehenden Aufführung der Athalia von Racine mit der Musik von Mendelssohn und die Proben selbst beschäftigen die Freunde. Der nach Leipzig zurückgekehrte Meister empfiehlt in einem Briefe vom 21. Dezember den Geiger Léonard mit folgenden, aus Rücksicht und Vertrauen gepaarten Worten:

„Lieber Herr Kapellmeister. Der Überbringer, Herr Léonard, ein sehr ausgezeichneter Belgischer Violinspieler, möchte gern in Berlin bald auftreten, möchte namentlich mein Violinconcert, das er sehr schön spielt, mit gutem Orchester ausführen können, möchte namentlich gut berathen und gut unterstützt sein bei seinem dortigen Aufenthalt. Darf ich Sie darum recht dringend bitten? Soll ich mich wegen der Belästigung entschuldigen? Werden Sie mir deshalb zürnen? Aber er ist ein sehr ausgezeichneter Musikus, also setze ich kein Wort weiter hinzu und hoffe, daß Sie mir meine Bitte mit gewohnter Freundlichkeit erfüllen werden. Immer Ihr aufrichtig ergebener

Felix M. B.

Wie charakteristisch für des Schreibers Kunstsinn! Der empfohlene Musikus ist ausgezeichnet — und darum wird ihn ein echter und wahrer Musikus unterstützen!

1846. Im Januar kehrt Mendelssohn nach Berlin zurück. Die schon am 1. Dezember des vorigen Jahres im Hoftheater zu Charlottenburg erfolgte Aufführung der Athalia soll jetzt in Potsdam wiederholt werden. Der Komponist ist über die Öffentlichkeit der Athaliaprobe so ergrimmt, daß er in verzweifeltem Unmut Taubert ersucht, die Proben zu einsamer Mitternacht anzusetzen. Am 8ten des Monats leitet Taubert in Potsdam die Generalprobe. Der Komponist ist unter den Zuhörern und erfreut sich der kongenialen Wiedergabe seiner Schöpfung.

In der Aufführung führt er selbst den Taktstock. In der Musenstadt des großen Friedrich sind die Künstler bei dem Gartendirektor Lenné mit der Sängerin Jenni Lind, der Schwedischen Nachtigall, zu Gast, welche damals mit dem von Taubert für sie komponierten Liede: „Ich muß nun einmal singen" allenthalben Triumphe feierte.

Am 11. Februar 1846 führte Taubert seine neue Symphonie in F dur zum ersten Male in Berlin auf. Das Werk, das durch Frische der Erfindung, kunstreiche Arbeit und symphonischen Stil das Wachstum der Kraft seines Urhebers bekundete, gefiel dem Freunde in Leipzig dergestalt, daß er zu Taubert äußerte, er solle nur im regen Fortschreiten ein halbes Dutzend solcher Arbeiten schaffen, und sofort beschloß, eine Aufführung unter persönlicher Leitung des Komponisten in dem Gewandhauskonzert zu Leipzig zu veranlassen. Die Einladung ist in einem Schreiben vom 7. Februar enthalten:

Mein sehr lieber Taubert.

Ihrem Brief zu Folge habe ich Ihre Symphonie nur in das Concert vom 5. März herüber geschrieben. Vorher sprechen wir uns noch; denn ich denke gegen Ende des Monats auf ein Paar Tage Gevatter zu stehen in Berlin. Aber bitte, schicken Sie Partitur und Stimme der Symphonie unmittelbar nach der Berliner Aufführung, also wo möglich schon am 12. hierher; wir haben zuweilen plötzlich Extraproben, in denen Zeit übrig bleibt, und das ist immer für das Kennenlernen neuer Sachen sehr wichtig. Am Ende könnten wir die Aufführung gar für den 10. d. M. ansetzen? Würden Sie dann können? Aber selbst dirigiren müssen Sie — nicht aus Faulheit von mir — sondern aus wichtigen (Leipziger) Gründen: — Das Publikum sieht es nämlich gar zu gern. — Aber genug; ich muß schließen und bin doch immer der Ihre F. M. B.

Nachdem Mendelssohn darauf den königlichen Kammermusikus Grimm in einem Schreiben requiriert hatte, überraschte er am 11. März durch einen zweiten Brief den Freund mit der ehrenvollen Einladung, nicht nur seine Symphonie selbst zu dirigieren, sondern auch ein Klavierkonzert von Beethoven oder Mozart als Spieler zum Vortrag zu bringen.

Lieber Herr Kapellmeister!

Heut muß ich abermals im Auftrag der Concertdirection schreiben, die eben eine lange Conferenz gehalten hat. Zweierlei soll ich Ihnen sagen: 1. daß das Armen-Concert nächsten Montag nicht sein kann, (aus 25 Gründen), daß ich Sie also bitte, Herrn Grimm, im Falle er wirklich Sonnabend reisen wollte, nicht reisen zu lassen, sondern ihm zu sagen, daß erst Montag d. 23. (8 Tage später) besagtes Concert Statt finden kann. Ich fürchte eigentlich, er will weder diesmal noch in 8 Tagen kommen — indeß wärs doch möglich, daß er oder Sie morgen bejahend antwortete; daher die Bitte. 2) aber, hauptsächlich soll ich Sie im Namen der Conzert-Direction sehr angelegentlich

auffordern und ersuchen, am nächsten Donnerstag uns außer Ihrer Symphonie noch etwas auf dem Piano hören zu lassen! Am liebsten ein Concert von Beethoven (am liebsten das aus es, hier lange nicht gehört;) oder eins von Mozart (am liebsten das aus D moll, hier auch lange nicht gehört.) Vielerlei hätte ich zur Unterstützung dieser Bitte anzuführen: die Freude, die ich dabei hätte, vor allem; dann, daß es so hübsch und nobel aussähe, wenn Sie zugleich die eigne Symphonie gäben und ein solches Concert spielten; dann, daß es die Leute hier sehr dankbar aufnehmen und Ihnen gewiß sehr hoch anrechnen würden ectr. — Ich wollte, Sie sagten ‚Ja'.

Bitte antworten Sie mir auf diese Bitte (wenn auch nur durch eine Zeile), noch ehe Sie kommen. Denn sollte es Ihnen durchaus unmöglich sein, unsern Wunsch zu erfüllen, so müßten Vorbereitungen wegen eines andern Solostücks getroffen werden. Aber ich hoffe, Sie thun es — zu studiren brauchen Sie es wahrhaftig nicht mehr! — das Beethovensche Concert am Schluß des ersten Theils, das wäre grade das rechte — und dann bildet Ihre Symphonie allein den zweiten Theil, und das nähme sich trefflich aus und klänge noch besser und wäre sehr schön für uns alle — und auch für Sie, glaub' ich, lustig. Deshalb hoffe ich, Sie sagen zu, und in dieser Hoffnung schließt der Concertsecretär seinen Brief.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

N. S. Noch eine Bitte: bringen Sie mir wohl die Partitur meiner Chöre zum Oedipus vom dortigen Theater mit? Ich habe sie nicht und will sie hier abschreiben lassen und dann gleich zurücksenden." — —

Taubert reiste ab und feierte am 16. März das Wiedersehen mit dem Freunde in Leipzig. Am folgenden Tage fand eine Probe des Konzerts im Gewandhaus statt. Mendelssohn stellte den Berliner Kapellmeister den Künstlern vor, unter deren Beifall die Symphonie in F dur vom Stapel lief. Das ihm so eng befreundete Ehepaar Devrient, das sich damals in Leipzig aufhielt, um dem ersten Auftreten seiner Tochter Marie als Gretchen im Faust beizuwohnen, besuchte Taubert in Mendelssohn's Begleitung. Ein Diner bei dem um das Leipziger Musikleben hochverdienten Kunstmäcen, dem Kaufmann Voigt, der der Familie Taubert bis an seinen Tod auf das innigste verbunden blieb, beschloß den Tag.

Nach einer erneuten Symphonieprobe am 17. war der Berliner Gast mit Devrient und dem kunstsinnigen Ehepaar Schleinitz bei Mendelssohn zu Tisch. Nach Aufhebung der Tafel spielten die beiden Kunstgenossen eine neue vierhändige Sonate von Moscheles, dessen Unterricht der junge Felix einst genossen hatte. Während Mendelssohn durch eine Amtspflicht abgerufen wurde, sang Taubert den Kindern desselben, wie so oft in der Heimat den seinigen, die schönsten seiner Kinderlieder vor, besuchte dann mit dem Freunde das Theater und später eine glänzende Gesellschaft in dem Voigt'schen Hause, in welcher die Kunstkoryphäen der Stadt vereinigt waren und einem Trio und Liedern des Gastes mit einstimmiger Freude lauschten.

Der 19. März war der Tag der Aufführung, in welcher sich Taubert als Komponist und Dirigent mit seiner Symphonie, deren Wiedergabe vorzüglich gelang, und als Pianist in dem Beethoven'schen Konzert in Es dur vor den anspruchsvollen Hörern glänzend bewährte. Der Abend des freudigen Tages gehörte der Familie Mendelssohn und ihrem Kreise.

Am folgenden Tage trafen die Freunde bei der Frau Professor Hensel in einer erlesenen Assemblee zusammen, in welcher Felix mit den Künstlern Ernst und Ganz sein Trio in C moll zu Gehör brachte. Dann trennte der Abschied das Paar.

Ob auch räumlich getrennt, blieben die Freunde im Herzen verbunden. Bei der rastlosen Thätigkeit, die beide zu entfalten hatten, wurden die brieflichen Mitteilungen sparsamer. Einen merkwürdigen Beweis, wie den vielbeschäftigten Meister Mendelssohn auch in den Tagen des Geplagtseins der gute Humor nicht verließ, geben die Leipziger Zeilen vom 11. Juli 1846:

„Liebster bester Taubert! Hier kommt eine Frage und Bitte. Wie singt Fräulein Zschirsche, Tochter des dortigen Bassisten, und eignet sie sich vollkommen zu einer Leipziger Concertsängerin? Und wenn Sie das nicht wissen, so bitte ich Sie, lassen Sie sich (aber ohne desgleichen zu thun und mich oder jemand zu nennen) etwas von ihr vorsingen und schreiben Sie mir dann Antwort. Aber um Gottes Willen sprechen Sie kein Wort von mir oder Leipzig oder dergl. dabei. Sapienti diplomatico sat! — Und was macht die neue Leipziger Symphonie? Und was macht ihr Komponist? — Ich bin jetzt wie ein gehetztes (nicht Reh) wildes Schwein, aber in Hetze und Muße unveränderlich der Ihre F. M. B.

Das letzte Schreiben, das Taubert von Mendelssohn empfangen sollte, ist datiert vom 7. Dezember desselben Jahres und spricht in einfachen Worten die freudige Hoffnung auf eine baldige Wiederbegegnung aus:

Sehr geehrter Herr Kapellmeister.

Der Schreiber dieses heißt Felix Mendelssohn-Bartholdy. Er kommt am nächsten Freitag nach Berlin, und da will er Sie mündlich bitten, die Ouvertüre der Athalia nicht in der Sinfonie-Soiree zu geben, und will Ihnen sagen, warum er diese Bitte an Sie thut, und weshalb er die Stimmen nicht zu Ihrer Disposition stellen kann. Einstweilen müssen Sie diese flüchtigen Zeilen entschuldigen, die ich nur schreibe, damit Sie Ihr Repertoire nicht aufzuschieben brauchen, und nun noch die Versicherung, daß Sie sich gewiß nicht so sehr auf Wiedersehen und Wiederplaudern freuen, wie der Schreiber dieses, welcher wie oben heißt

Felix Mendelssohn-Bartholdy,
der Ihrige.

Bald sollte es mit „Wiedersehen“ und „Wiederplaudern“ für immer vorbei sein. Der unerbittliche Tod, der das des Lebens Würdigste so oft mitten in

der vollen Blüte knickt, raffte den herrlichen Tondichter unerwartet dahin. Der heißgeliebten, talentvollen, durch musikalische Begabung doppelt mit ihm verknüpften Schwester Cäcilie Fanny, der Gattin des Professors und Hofmalers Hensel, die am 14. Mai 1847 zu Berlin plötzlich am Schlagflusse während einer Musikprobe verschied, folgte schon am 4. November desselben Jahres Felix Mendelssohn nach kurzem Krankenlager in die Gruft. Der Genius des Todes stürzte die Fakel um; aber an ihren sprühenden Funken entzündeten sich die hellen Flammen des Nachruhms, der fortwirkenden Begeisterung und der herzlichsten Verehrung.

Der Verlust des Freundes schlug dem Freunde tiefe Wunden. Den besten Trost suchte und fand Taubert in der Verherrlichung des großen Toten und in der hingebenden Pflege seiner Werke. Am 27. November veranstaltete er eine des dahingeschiedenen Meisters würdige Aufführung des „Elias" in der Singakademie. Fortan fehlte in keinem Jahre in den von ihm geleiteten Sinfoniesoireen der königlichen Kapelle, die sich eines immer gesteigerten Aufschwungs erfreuten, der Name Mendelssohns auf den Programmen. Diese Konzerte, die den Mittelpunkt des Berliner Musiklebens und nach den eigenen Worten ihres Begründers und Leiters gewissermaßen ein Museum des Klanges bildeten, in welchem die Schöpfungen der Klassiker mit Berücksichtigung der hervorragendsten Leistungen der Mitlebenden in mustergültiger Ausführung vereinigt wurden, trugen hauptsächlich dazu bei, das Bewußtsein der Bedeutung Mendelssohn's als Instrumentalkomponisten lebendig zu erhalten.

Die nach Berlin übergeführte Leiche des Meisters war auf dem Dreifaltigkeits-Kirchhofe vor dem Halle'schen Thore, unweit des Grabes von Fanny Hensel, in die Erde gebettet worden. Der Hügel ist mit einem einfachen Denkmal geziert. Wie oft lenkte Taubert seine Schritte zu der weihevollen Stätte, zu geistigem Wiedersehen und geistigem Wiederplaudern! Er besaß eine ausgeprägte Neigung, die Ruheplätze der Toten in seiner Vaterstadt auf einsamen Spaziergängen zu besuchen, und die ernste Poesie des Friedhofs übte auf den Schöpfer der heiteren Kinderlieder eine magische Anziehungskraft. Oftmals äußerte er in wehmütigem Scherze, er möchte wohl, wenn ihn nicht das Schicksal an das Dirigentenpult gerufen hätte, am liebsten ein Totengräber in stiller, epheuumrankter Wohnung, in der erhabenen Nachbarschaft des ewigen Schweigens geworden sein. Der Zufall fügte es, daß der greise Kapellmeister, der am 7. Januar 1891 kurz vor Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres verschied und im Vorgefühl des herannahenden Todes wenige Stunden vor dem letzten Herzschlag in seinem Krankenstuhl die hageren, einst so feinfühlig die Mozartischen und Beethoven'schen Konzerte verdolmetschenden Finger auf der seinen Schoß umhüllenden Decke wie zum Spiel einer in seinem Geiste aufdämmernden Choralmelodie bewegte, ebenfalls vor dem ehemaligen Halle'schen Thore nicht weit von der Ruhestätte seines Freundes Felix begraben wurde. Eine Sandsteinpyramide mit dem wohlgetroffenen, in Erz gegossenen Reliefbild des Verstorbenen, die ihm die königliche Kapelle pietätvoll errichten ließ, ragt zu Häupten des Hügels auf.

Auf der Rückseite des Denkmals befinden sich die ersten Takte des von alt und jung in der weiten deutschen Welt gesungenen Taubert'schen Liedes: „Schlaf' in guter Ruh!" Der Sommerwind aber, der geheimnisvoll über die Gräber streicht, führt den Duft der Rosen und Kränze von Künstlergruft zu Künstlergruft und singt ein Lied ohne Worte vom Wiedersehen zu den Särgen der beiden Musiker hinab. Und wer von Mendelssohn's Grab sich rechts durch das Gitter nach dem an der Belleallianceſtraße gelegenen Friedhof wendet, der findet dort bald auch das Denkmal von Ludwig Berger, dem Lehrer der beiden Freunde, das durch die Bemühungen Taubert's, der in der Dankbarkeit eines echten Künstlers auch die mühevolle Arbeit der Herausgabe der Nachlaßwerke des trefflichen Mannes übernommen hatte, in der würdigsten Weise zu stande kam.

Felix Mendelssohn und Wilhelm Taubert sind als Künstler wie als Menschen einander verwandte Naturen gewesen. Die persönliche Liebenswürdigkeit, die von beiden ausstrahlte, die Herzensgüte ihres Wesens, die Offenheit und Ungeschminktheit ihres Urteils, das charaktervolle Festhalten an der künstlerischen Überzeugung, die Vornehmheit ihres idealen Sinnes, die jede sich dem Gewöhnlichen oder Gemeinen zuneigende Wirkung, jede wohlfeile Effekthascherei im redlichsten Ernst der Arbeit verschmähte, alle diese Vorzüge lassen uns beide mehr und mehr liebgewinnen. Wahrheit, Schönheit und Reinheit war die Signatur ihres Menschen- und Künstlertums. Beide waren bedeutende Pianisten, denen der echte Geist der wiederzugebenden Komposition im keuschen Nachfühlen mehr galt als die äußerliche Bravour einer blendenden Virtuosität; beide waren geniale, die Musiker des Orchesters mit sich fortreißende Dirigenten von feuriger Eigenart; beide waren in ihren Hauptwerken nicht ärmliche Anempfinder, sondern reiche Erfinder.

Hätte die Muse verzehrender Begeisterung ihrem Jünger Felix nicht allzu früh das Leben von den heißen Lippen geküßt, welche Freude würde er an dem späteren, zu immer größerer Kunstreife gedeihenden Schöpfungen seines rastlos thätigen Freundes gehabt haben! Sicherlich hätte er, der die F dur-Symphonie Taubert's so warm begrüßte, an den ferneren bedeutsameren Orchesterwerken desselben freudigen Anteil genommen; die im verwirrenden Parteigetriebe der Gegenwart leider nicht gewürdigten Opern des Genossen, sein Joggeli, sein Macbeth, dessen vierter Akt und die Nachtwandlerinszene der Lady einen Höhepunkt der modernen Opernlitteratur bezeichnet, sein überaus melodienreicher Cesario wären seines Beifalls sicher gewesen!

Der große Brite verhalf beiden Männern zu ihren vorzüglichsten und originellsten Werken. Mendelssohn's Musik zu Shakespeare's „Sommernachtstraum" fand in Taubert's reichster und eigentümlichster Schöpfung, in der Musik zu Shakespeare's Zauberkomödie „Der Sturm", eine würdige Nachfolge. Das tiefsinnige Werk erlebte noch jüngst von 1890—1892 nicht weniger als 50 Vorstellungen im königlichen Schauspielhause zu Berlin, ein Erfolg, der zu größerem Teile der reizvollen, charakteristischen und durch immer neue Melodik von Akt zu Akt überraschenden Musik zu verdanken ist. Mit beiden Arbeiten wurden

die Freunde zu Klassikern der Romantik. Hier Puck, dort Uriel, hier die Elfen dort die Nymphen! Und in beiden Arbeiten welch' eine verschwenderische Fülle der Erfindung, welche Klangschönheit und welcher träumerische Zauber der Instrumentation!

Es war die letzte Lebensfreude des greisen Meisters, nach jahrelanger Kränklichkeit wenige Monate vor seinem Tode zum erstenmal einer Berliner Aufführung des „Sturm" beiwohnen zu dürfen.

Auch darin gleichen sich beide Meister, daß viele ihrer Lieder zum Gemeingut des Volkes geworden sind. An der Wiege ihrer Kleinen singt die deutsche Mutter das einschmeichelnde „Schlaf in guter Ruh," und an der letzten Wiege der Großen auf dem Kirchhof erschallt aller Orten das ergreifende „Es ist bestimmt in Gottes Rat".

Das Rätsel des Hohenliedes.

Von

G. Stickel.

„Das Hohelied ist das allerschwierigste Buch des Alten Testaments", so beginnt Franz Delitzsch, einer der gelehrtesten Bibelerklärer, seinen Kommentar über das Hohelied und fügt dann weiter hinzu, es bleibe immer, wie man es auch auslegen möge, ein Rest undurchsichtiger Stellen und gerade solcher, welche, wenn wir sie verständen, die Lösung des Rätsels erleichtern würden.

Seine Bestätigung erhält jener Ausspruch durch die Unzahl von Schriften, welche über dieses biblische Buch, wie über kein andres, seit Jahrhunderten in verschiedenen Sprachen erschienen sind; für sich allein eine Bibliothek. Es gehört viel Selbstverleugnung und zäher Mut dazu, sich in diese Flut zu versenken.

Der Grund einer solchen auffälligen Wahrnehmung beruht in der ganz eigentümlichen, einzigartigen Beschaffenheit des Hohenliedes. Durch sie wird die Veranlassung gegeben, die Auslegung von zwei prinzipiell verschiedenen Standpunkten aus zu unternehmen. —

Wie wir gewöhnt sind, jede dargebotene Schrift zunächst zu nehmen und zu verstehen, wie sie lautet, also nach ihrem eigentlichen Wortsinne, so lag und liegt es am nächsten, auch mit dem Hohenliede zu thun, zumal in ihm selbst keine Andeutung vorkommt über irgend einen andern Sinn. — Das ist der Standpunkt der einen Klasse von Erklärern. Er entspricht den heute giltigen Grundsätzen unsrer Hermeneutik. Aber im hohen Altertum ist nicht danach verfahren worden. Ich möchte sagen, zum Glück. Denn wenn der Text im eigentlichen Sinn verstanden wird, so hat man ein Gedicht vor sich, das rein menschliche Liebe feiert, allerdings durch und durch sittlich, hochsittlich, immerhin jedoch ein welt-

liches Liebesgedicht, das bei der Sammlung der alttestamentlichen Religionsschriften sicherlich keine Aufnahme in den Kanon gefunden hätte. Wurde ja doch, noch nachdem es seine, mehrfach von Rabbinen bestrittene Stellung darin hatte, jüdischerseits untersagt, es vor dem 30. Lebensjahre zu lesen. Für so anstößig und sittengefährlich hielt man es. — Wir verdanken die Überlieferung dieser Perle von einem biblischen Buche bis zu uns nur einem, wie weiterhin zu zeigen sein wird, mehrfachen, ich wiederhole, glücklichen Mißverständnisse seines eigentlichen Sinnes und dem Namen des fälschlich für den Verfasser gehaltenen Salomo. —

Im Altertume wird Theodorus von Mopsuestia († 429), bekannter Vertreter einer streng buchstäblichen Schriftauslegungsmethode im Sinne der freien antiochenischen Theologie, genannt, dessen Kommentar das hohe Lied nach dem Wortlaute interpretierte, deshalb mit den übrigen Werken Theodor's durch die fünfte ökumenische Synode unter Kaiser Justinian (553) mit dem kirchlichen Anathema belegt wurde und infolge hiervon verloren gegangen ist. — Keinen besseren Erfolg hatte es, als nach einem Zwischenraum von tausend Jahren, im Reformationszeitalter, zuerst wieder der reformirte Humanist Sebastian Castellio (1544) wagte, das Gedicht für ein Zwiegespräch Salomo's mit einer Sulamitischen Freundin rein weltlichen Charakters zu erklären und seine Entfernung aus dem biblischen Kanon zu fordern. Dafür wurde er selbst auf Calvin's Betrieb aus Genf verbannt. — Auch eines Spaniers, Luis de Leon, wäre zu gedenken, dessen Übersetzung und Erklärung des Hohenlied's (um 1569) in klassischem Spanisch, als Thema einfach „der Liebe Glück und Leid" behandelte, beschrieben in Form eines Hirtengedichts, worin König Salomo als Hirt, seine Braut Sulamit, die ägyptische Königstochter, als Hirtin dargestellt seien. — Die Inquisition zu Valladolid ließ den Verfasser dafür fünf Jahre im Kerker schmachten. — Es hat bis in das 18. Jahrhundert gedauert, bis die eigentlich selbstverständliche buchstäbliche Deutung zu einiger allgemeineren Anerkennung kam, die aber auch heutzutage noch keineswegs in ausschließlicher Anwendung beliebt wird. Wo man sich ihrer nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft nicht ganz zu entschlagen erkühnt, sucht man auf der Unterlage des Wortsinnes seinen, wie man meint, religiösen, genauer dogmatischen Prinzipien zu Liebe noch eine tiefere oder auch höhere, heilsgeschichtliche Ausdeutung zu gewinnen, und so auch nach der zweiten Seite hin sich einigermaßen zu wahren, nämlich nach der allegorischen oder mystischen Auffassung.

Diese ist, soweit wir geschichtlich nachkommen können, die ältere und lange allein herrschende gewesen. In ihrer strengen Fassung muß alles nur als bildliche Rede, als Vergleichung verstanden werden. Schon in den Targums, jüdisch-aramäischen Textparaphrasen, bildet das Hohelied ein fortlaufendes Gemälde der Geschichte Israels vom Auszuge aus Ägypten durch die Drangsale der Weltreiche hindurch bis zur schließlichen Erlösung. Das „Zieh mich dir nach" (1, 4) geht auf den Zug des von Jahweh geführten Volkes zum Sinai, das „Seht mich nicht an, daß ich so schwarz bin" (1, 6) auf das reuige Sündenbekenntnis der

von Jahweh zum goldnen Kalbe Abgefallenen, das „Sage mir, wo Du weidest, den meine Seele liebet" (1, 7) auf Mosis Fürbitte für das gefallene Volk u. s. w. — Ein späterer berühmter Rabbi (Ibn Esra † 1167) erkennt in der Stimme des „hüpfend über Berg und Hügel ankommenden Geliebten" (2, 8) den Donner Jahweh's, der den Sinai erschüttert, einem andern (Moses Maimonides, † 1204) gilt der „Kuß seines Mundes" (1, 2) als mystische Einigung des Schöpfers mit dem Geschöpfe, und den rabbinischen Vertretern der philosophischen Exegese des mittelalterlichen Judentums ist Salomo das Bild des höchsten geistigen Willens, Sulamit Bild der niederen, bloß sinnlichen und receptiven Einsicht.

Die Väter der altchristlichen Kirche hielten im Prinzipe denselben Kurs wie ihre hebräischen Lehrmeister; nur war nun zumeist die Braut nicht mehr das israelitische Volk, sondern die christliche Gemeinde, und Salomo, der Bräutigam, nicht der Gott Abrahams, sondern Christus. Das Hohelied wurde dann die Fundgrube der heiligen Mystik, aus welcher bis heute geschöpft wird, der Mystik in ihren verschiedenen Formen, der moralischen, dogmatischen, politischen, prophetischen, ja mariologischen (Sulamit als eins mit der Gottesmutter Maria). — Man kommt, ich kann es nicht anders sagen, aus einem wahrhaft verblüffenden Staunen nicht heraus, wenn man dem nachgeht, wie der Liebesverkehr Christi mit der Kirche oder mit der Volks- oder der einzelnen Menschenseele in den seltsamsten Wandlungen geschildert und mit einer Ausführlichkeit veranschaulicht wird, vermöge der z. B. Bernhard von Clairvaux mit seinen 80 Sermonen nur bis zu Kap. 3, 1 gekommen war, als er starb, und sein Schüler, Gilbert von Hoyland, mit weiteren 48 Sermonen nur bis Kap. 5, 10, als er verschied. — Andre ersetzten die Breite der Auslegung durch Kühnheit, künstliches Raffinement und Geschmacklosigkeit. Oder ist es das nicht, wenn Hengstenberg von dem Salomo, dem (angeblichen) irdischen Verfasser des Gedichtes, den „himmlischen Salomo" als den Gegenstand der Schilderungen desselben unterscheidet, die Geliebte jenes himmlischen die Tochter Zion sein, das mit einer Ziegenherde verglichene Haar Sulamit's (Kap. 4, 1) die Menge der zur Kirche des Herrn bekehrten Völker, der Nabel Sulamit's (Kap. 7, 3) „den Becher" bedeuten soll, woraus die Kirche die Durstigen (d. i. Heilsbedürftigen) mit Labetrunk erquickt?" Es ließe sich ein dicker Strauß freilich nicht gar lieblicher, vielmehr recht stacheliger Blümlein aus dem mystischen oder allegorischen Gärtlein zusammenlesen und zur Betrachtung darbieten; allein wozu das? Für unsern Zweck genügt es, ahnen zu lassen, bis zu welchen verzweifelnden Mitteln man die Hand ausgestreckt hat, um wenigstens den Schein mittelalterlicher Rechtgläubigkeit bei der Erklärung des Hohenliedes um sich zu verbreiten.

Bedächtigere Männer jenes Standpunktes haben jedoch wegen dergleichen Stellen, wie in Kap. 6, 8, wo Salomo (allegorisch der Messias) seine sechzig Königinnen und achtzig Kebsweiber erwähnt, die Deutung aber auf die 80 Ketzereien des Christentums (Epiphanius), oder auf „die Aufnahme der ursprünglichen Heidenvölker in die Kirche" (Hengstenberg) selbst einer tapfern Rechtgläubigkeit zu gewagt erschien, noch ein klägliches Auskunftsmittel zu ersinnen

gewußt. Man unterscheidet Allegorie und Typus. Die Allegorie hat sich mit dem Abgebildeten zu decken, der Typus aber ist immer nur Typus subtractis subtrahendis und wird vom Antityp überschwenglich überboten." „Das Hohelied", schreibt Delitzsch, „feiert schöpfungsgemäße, aber doch nur natürliche Minne. Es steht auch im Kanon der Kirche, weil Salomo ein Typus dessen gewesen, der von sich sagen kann: Mehr als Salomo ist hier (Math. 12, 42). Auf ihn, den Antitypus, bezogen, erleidet der irdische Inhalt eine himmlische Wandlung und Verklärung. Wir sehen darin das Mysterium der Liebe Christi und seiner Gemeinde sich abschatten, aber nicht allegorisch, sondern typisch." — Das ist die neueste sublimierte Fassung, zu der man sich von jener der Targums, der Kirchenväter, das Mittelalters heraufgearbeitet hat. Hiermit glaubt Delitzsch statt des „bisherigen falschen den rechten Schlüssel" gefunden zu haben. Seit 20 Jahren hat er „immer von neuem wieder erkannt, daß dieser eingeschlagene Weg der richtige und der einzige zum Ziele führende" sei. Endlich erkennt auch Zöckler, einer der gründlichsten Ausleger des Hohenliedes, solches als die „alleinrichtige Auffassung" an.

So steht zur Zeit die Sache für die eine große Partei der Erklärer. Ein Doppelsinn geht also durch das Hohelied.

Fragen wir nach den Gründen für solche Behauptung, wo finden wir sie? Daß die Sammler des Kanon ähnliche Meinung gehegt haben, beweist für uns nichts; sie konnten irren und haben geirrt. In der Dichtung selbst, worauf zuletzt doch alles ankommt, wird nicht der geringste Anlaß zu einem noch andern als dem eigentlichen Wortverständnis gegeben. Kein Wort vom Messias oder Christus; keins von der israelitischen Gemeinde oder christlichen Kirche; Salomo ist nichts als der leibhaftige, menschliche König, Sulamit das Mädchen von Solam, die Töchter Jerusalems sind Harems-Frauen. — Der Typus oder der Antitypus ist sonach nichts als eine Zuthat frommer Seelen, ein Phantasma derer, die sich nicht darein finden können, daß die Verherrlichung keuscher Liebestreue unter schwerer Versuchung auch würdig ist, in unsrer Bibel zu stehen. Gönnen wir weiblichen Büßerinnen ihre Inbrunst zu ihrem Seelenbräutigam im Hohenliede; aber es scheint uns, die Zeit ist da, daß außer bei den durch Konfession oder Dogmatismus Gebundenen von allen unbefangen Wahrheit Suchenden die Dichtung des Hohenliedes nur noch in ihrem Wortverstand aufgefaßt werden wird. „Ich lese das Buch," schreibt Herder in einer seiner geistreichsten Schriften Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande, „und finde in ihm selbst nicht den kleinsten Wink, nicht die mindeste Spur, daß ein andrer Sinnzweck des Buches, erster Wortverstand Salomos gewesen wäre."

Wenden wir uns zu einer zweiten der tiefgreifendsten Hauptfragen, nach der Einheit des Gedichtes, so begegnen wir auch nur noch Unfertigem, Nichtabgeschlossenem. Die Frage selbst kann verschiedenen Sinn haben. Sie kann besagen, ob das Ganze einen einzigen oder mehrere Verfasser habe; letzteres unter Voraussetzung der Fragmenten-Hypothese. Sie kann aber auch besagen, ob, wenn nur ein Verfasser angenommen wird, der Text ein in sich zusammenhängendes,

fortlaufendes Ganzes bildet oder aus verschiedenen, losen, einzelnen Stücken ohne alle Verbindung mit einander besteht, wobei nur noch von manchen vermutet wird, daß diese in sich abgerundeten, oder fragmentarischen kleinen Gedichte (Idyllen) sich auf ein und dasselbe Liebespaar beziehen möchten, oder auf dasselbe Verhältnis, „die Liebe des Dichters zu seiner Auserkorenen“ (Reuß). Nach allen den bezeichneten Richtungen hat sich die Litteratur verbreitet und zwar nicht etwa entsprechend der vorhin dargestellten Parteigruppierung, sondern Allegoriker (Typiker) sowohl, wie deren Gegner bekennen sich, ein Teil zur Einheit, ein andrer zur Zerstückelung. — Herder, dem das Lied nur reine, schuldlose Liebe singt, zergliedert das Ganze in etwa 18 einzelne zusammenklingende Stimmen, die eine Perlenschnur von Liedern machen, von einem feinen Faden der Einheit durchzogen. — Welchen bedeutenden Einfluß das hohe Lied auf Goethe's Dichtungen gehabt hat, ist uns jüngst im Goethe-Jahrbuch 1892 von sachkundiger Hand eingehend dargelegt; auch seine Übersetzung dieser „herrlichsten Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat,“ liegt uns nun vor. Er zerlegte das Ganze in 31 Stücke, von denen jedes eine Art Liebeslied darstellen soll. Die Reihenfolge der Strophen im Original ist dabei befolgt, viele aber sind gestrichen. Später, nach dem Erscheinen von Unbreit's Lied der Lieder, das älteste und schönste aus dem Morgenlande (1820), neigte er sich mehr der Annahme der Einheit zu. Gedenke ich nun noch, daß Reuß 16 größere oder kleinere Idyllen im Hohenlied findet, dazu Kap. 6, 11—7, 1, die „keinen Sinn geben“, als verderbte Bruchstücke aus dem Text wirft, daß Magnus (1842) nicht weniger als 20 verschiedene Lieder oder Liederfragmente und eine Anzahl Glossen unterscheidet, die, aus verschiedenen Zeiten stammend, ganz anders als im Grundtext geordnet werden, und daß endlich nach Döpke (1829) manche Lieder verstümmelt erscheinen, ursprünglich gar nicht zusammen abgefaßt und schriftlich überliefert, sondern im Munde des Volkes fortgepflanzt sind; so sind damit einige der markantesten Ansichten vom Standpunkte der Zerstückelungstheorie gekennzeichnet. Das Hohelied erscheint so wie ein litterarisches Kaleidoskop; ein leichter Druck oder eine kleine Drehung — und Szenen, Bilder, Einschiebungen verändern ihre Stelle, ihren Umfang und fallen durch einander.

Gegenüber jenen Fragmentisten würde eine lange Reihe von Namen derer zu nennen sein, — zu zahlreich, um sie vorzuführen, — welche im Hohenlied ein einheitliches Ganzes anerkennen. Jedenfalls war durch den Bruch mit der Zerstückelungs-Hypothese, wie ihn Ewald, dann Umbreit und die vielen Nachfolgenden auf die Bahn brachten, ein überaus wichtiger Fortschritt geschehen, wenn auch bei der Durchführung im einzelnen soviel Kühnes, ja Ungeheuerliches gewagt wurde, daß eine nüchterne, sage ich realistische Betrachtung bis zum Jahre 1888 sich dabei nicht beruhigen konnte.

Ohne völlige Klarheit und sichere Entscheidung über die Vorfrage, ob das Hohelied eine Sammlung einzelner Gedichtchen oder ein in sich zusammenhängendes, geschlossenes Ganze sei, giebt es keine Lösung seines Rätsels.

Ich halte dafür, daß sie möglich ist.

Zu diesem Behufe möchte ich die gesamte Genossenschaft der Herren Semitisten, so viele ihrer nicht auf ein Dogma eingeschworen sind, zu einem Urteilsspruch über die Stelle Kap. 1, 7 und 8 vorladen. In diesen Versen ist zuletzt der Schlüssel zu dem richtigen Verständnis des Hohenliedes gegeben, und wer es ehrlich mit der Sache meint, hat sich vor allem mit ihnen auseinanderzusetzen.

Bis V. 6 spricht Sulamit, die sich in des Königs Salomo Gemächern befindet, sehnsüchtig nach ihrem fernen Geliebten, — wir nennen ihn Dod — und in Gegenwart der Hoffrauen, indem sie mit den Worten schließt:

> Beschaut mich nicht, weil ich schwärzlich bin,
> weil mich die Sonne gebräunt hat.
> Meiner Mutter Söhne grollten mir,
> bestellten mich zur Weinberge-Hüterin,
> meinen Weinberg, den meinigen,
> behüte ich nicht.

Dann heißt es weiter V. 7. 8:

> Thu' mir kund, den meine Seele liebet:
> Wo weidest Du?
> wo läßest Du rasten am Mittag?
> Denn warum sollt' ich wie eine Herumirrende sein
> bei den Herden Deiner Genossen? —
> Wenn Du's nicht selbst weißt,
> Schönste unter den Frauen,
> so zieh' nur hinaus auf den Spuren der Herde
> und weide Deine Zicklein
> bei den Hirtengezelten.

Vorerst wird einleuchten, daß zwischen V. 6 und V. 7 kein stetiger Gedankenzusammenhang vorliegt,[1] mit V. 7 vielmehr eine völlig neue Gedankenreihe beginnt. Ebenso einleuchtend sind V. 7 und 8 Frage und Antwort. Und wer sind die Redenden? — Unbefangener Leser, du wunderst dich vielleicht, daß ich so frage. Steht's nicht da? Wer anders könnte so sprechen als eine Hirtin und ein Hirt? Ist das nicht klar?

Da habe ich mich nun sogleich gegen eine Insinuation, bezüglich auf mein Buch über das Hohelied (1888), auf das ich nachher zurückkomme, nachdrücklichst zu verwahren, als ob die Personen, die ich nenne, nur nach individuellem Einfall von mir in das Hohelied hineingetragen, nichts weiter als eine Hypothese seien, eine Anschuldigung, die meine Auffassung zu einem subjektiven Wahngebilde bei allen macht, die eine Rezension lesen, ohne selbst zu prüfen. Solcher Prüfenden aber giebt's nicht viele. Der Fall beweist evident, wie unrecht von einer Hypothese geredet wird. Man ersieht vielmehr schon hier, wie der Dichter es versteht und beflissen ist, seine Personen durch ihr Reden und Handeln so zu kennzeichnen, daß man gar nicht im Zweifel sein kann, wer sie sind. Er *selbst* führt sie uns vor als König, Hirt, Landmädchen, deutlich, lebenswahr; man braucht nur die Augen aufzuthun, um sie zu erkennen. Nicht ich dichte sie in sein Werk hinein; er porträtiert sie uns, auch ohne ein Namensverzeichnis.

Ergeht das Urteil meiner Fachgenossen, wie ich es nicht anders für möglich halte, daß in V. 7 eine Hirtin spricht, so ist damit auch entschieden, daß nicht Sulamit die Redende ist. Denn, das ist über allen Zweifel erhaben. auch schon von manchen erkannt und in meinem Buche des weitern erwiesen, Sulamit ist keine Hirtin. Die in V. 7 Redende ist sonach eine andre Person als Sulamit; sie hat auch ihren Geliebten, den Hirten, mit dem sie ein Stelldichein verabredet. Sie hat ihre Zicklein, kann frei umherziehen, wogegen Sulamit in dem Königsgemach zurückgehalten wird. Die Situation ist völlig deutlich. Wir haben demnach ein zweites Liebespaar vor uns. Der Dichter hat diesem Paar vorerst nur zwei Verse gewidmet, die jedoch vollkommen für seinen Zweck genügen. — Er ist nun einmal durchweg sparsam mit Worten, nirgends eins zu viel.

Wohl hat man versucht die Hirtin mit Sulamit zu indentifizieren. — Aber mit welchen Mitteln! Sulamit soll in ihren Gedanken in einem Selbstgespräch in ihre Heimat zu ihren Freunden zurückkehren (Ewald). Nun kommt zwar allerdings Anrede, Aufruf an einen Fernen in diesem Gedichte, wie gleich zu Anfang, vor, aber in unsrer Stelle haben wir eine Frage und dazu auch eine Antwort auf die Frage, und, wie anderwärts von mir hervorgehoben worden, wo irgend im Hohenlied Rede und Gegenrede laut wird, sind die Sprechenden immer leiblich bei einander anwesend. Das gilt als Norm. — Die Auskunft Ewald's, auch Umbreit's hält sonach nicht Stich. — Bei Böttcher spricht Sulamit V. 7 ins Freie, bei Kämpf zum Fenster hinausblickend, und V. 8 antwortet eine ältere Fürstin, ein Chor der Haremfrauen, eine jüngere Dienstfrau und nochmals Haremfrauen; nach Delitzsch und Zöckler redet Sulamit den König Salomo als Hirten an, der seine Herde weidet und Mittagsruhe halten läßt. — Was halten Sie davon, meine Herren Semitisten? Fällen Sie ihren Spruch! — Kein Wort, kein Wink steht im Text von den inneren Gedanken, von dem Fenster, von dem König, von den Haremfrauen; das alles ist nichts als willkürliche Zuthat, subjektiver Einfall, Phantasma. — Warum nicht die Worte einfach nehmen, wie sie lauten? Aus dem Munde der Redenden tönen bündig und verständlich Stimmen von Hirten, man verstopfe nur nicht seine Ohren. Mindestens zwei Liebespaare sind demnach im Hohenlied vorhanden; das eine Sulamit mit ihrem ländlichen Dod, das andre die Hirtin mit dem Hirten. In Kap. 1 V. 7 und 8 liegt der zwingende Beweis für ein zweites Liebespaar, von dem ein Rezensent meint, daß ich ihn nicht erbringen könne.

Ich habe hierbei ausführlicher verweilen müssen, weil das eine außerordentlich wichtige, bis dahin noch nicht gefundene Erkenntnis von großer Tragweite für das ganze Gedicht ist, ein Angelpunkt, um den sich ein großer Teil desselben dreht. — Aber auch eine Gefahr ist damit bereitet zu Verirrungen.

Die Fragmentisten — so nenne ich der Kürze halber die, welche das Gedicht in einzelne Stücke, wenn auch nicht nur in Fragmente, zerlegen — haben natürlich und scheinbar mit Grund in dem deutlichen Abbrechen der Gedankenreihe bei V. 7 einen erwünschten Anhalt für ihre Zerstückelungsmethode gefunden, zumal dergleichen schroffe Einschnitte und Absätze sehr oft, wie sogleich bei V. 9, wieder vorkommen.

Aber man folgert zuviel daraus. Jene Hirtenszene muß nicht, wie man meint, ein Gedichtchen für sich sein, so wenig wie die andern untereinander dem Anschein nach nicht verbundenen Abschnitte. Der zartfühlende Herder hat zwar einen feinen Faden zwischen ihnen geahnt, ihn aber nicht zu finden vermocht. Ich möchte sagen, die Zeit, selbst die hebräische Sprachkenntnis, der exegetische Takt war noch nicht weit genug vorgeschritten dazu.

Nach zwei Seiten hin kamen die Verirrungen. Nach der einen, in jener Zerteilung des einheitlichen Ganzen in lauter vereinzelte Stücke und Stückchen, nach der andern, indem man, ohne Erkenntnis des zweiten Liebespaares, für das Ganze einen Zusammenhang erzwingen wollte, als ob es in einem Flusse fortginge oder an einem Faden an einander gereiht wäre. Man scheute nicht vor den kühnsten Behauptungen, ja ungeheuerlichsten Unterschiebungen zurück, um den zerrissenen, auseinander klaffenden Boden zu überbrücken. So ist die fast unglaubliche Verwirrung in die Erklärung des Hohenliedes gekommen und besteht annoch.

Man hat nicht gesehen, daß ebenso das Hirtenpaar wie Sulamits Liebesgeschichte, jedes für sich, aber in dieser Sonderung in sich zusammenhängend, wiederholt hervortritt. Es sind lebende Bilder, Gruppen, die reden und handeln, deren Reden die Handlungen selbst mit machen, und die, jedes für sich, ihre eigene, fortlaufende Geschichte haben. — Dem verabredeten Stelldichein der Hirtin mit ihrem Trauten, Kap. 1, 7—8, folgt, nach einer Unterbrechung, der ersten Begegnung Salomos mit Sulamit V. 9—14, die amöbäische Liebesschmeichelei, wo die Cedern und Cypressen, also der Libanon, die Umgebung des offenbar in freier Natur lebenden Hirtenpaares bilden, Kap. 1, 15—24, und nach einem weiteren Intermezzo, das Sulamit und den König betrifft Kap. 2, 5—3, 6, endlich die Brautszene, in der die Geliebte vom gefahrvollen Libanon hinabgeführt wird und sich zur Vermählung hingiebt, Kap. 4, 7—5, 1.

Das ist eine Geschichte für sich, die in drei, immer längeren Szenen sich in wohlgeordneter Folge fort- und abspielt, dann nicht weiter vorkommt. Was übrig bleibt, betrifft nur die Hauptheldin Sulamit. Die auf sie bezüglichen, scheinbar abgerissenen Stücke haben auch einen Zusammenhang unter einander. Indem die Vorgänge mit ihr durch die Intermezzos unterbrochen werden, gewinnt die Darstellung an ergötzlicher Abwechselung, und es wird auch noch ein Kontrast offenbar, der gewiß mit zu den Hauptintentionen des Dichters gehört hat. Der Hirt erreicht seinen Zweck bei der Herzliebsten, seiner Braut, der liebesbrünstige, aufdringliche, als Bräutigam geschmückte Salomo muß zuletzt die Umworbene, aber Unerschütterliche ohne Erfolg entlassen. Um dieses Kontrastes willen ist das Hirtenpaar eingeführt. — Wie mußte das in der Bevölkerung Nordpalästinas wirken, die sich vom salomonischen Königshause losgerissen hatte und unter welcher, wie hinlänglich sicher nachgewiesen ist, das Gedicht in den nächsten Dezennien nach Salomo entstanden ist! Die treue, siegende Sulamitin ist eine Nordpalästinenserin. Welchen politischen Hintergrund erhält so das Hohelied! — Alles, nach Auffindung des zweiten, gesonderten Liebespaares.

Würde anstößig befunden, daß in einem dramatischen Gedicht zwei Liebesgeschichten neben einander spielen, so haben wir des überaus dankenswerten Hinweises des Herrn Budde zu gedenken auf das gleiche Vorkommnis in dem Festspiele des Andreas Gryphius, welches zur Einholung der Braut des Landesherrn im Jahre 1660 zu Glogau aufgeführt wurde. Es besteht aus zwei in einander verflochtenen Stücken, deren Handlung ganz ohne Berührung mit einander verläuft und in vier Akten aktweise sich ablöst. — Die Personen des einen gehören den vornehmen Ständen an, die des andern sind Bauern. Die vom Dichter beabsichtigte Wirkung ist genau die von Stickel hier (im Hohenliede) vorausgesetzte. Die Übereinstimmung scheint mir schlagend; in wie viel Hinsichten, ist leicht zu ersehen; die Möglichkeit vom Stnndpunkt des Drama aus wird man daher zugeben müssen, umsomehr, da diese Ausnahmserscheinung uns auf dem Herrschaftsgebiete einer voll ausgebildeten dramatischen Theorie begegnet, während auf der terra incognita eines erst postulierenden semitischen Dramas allen Freiheiten der weiteste Spielraum gelassen werden muß." — Ich nehme gern Akt von diesem Zugeständnis des scharfsinnigen Kritikers.

Bedenken über die Unterscheidung zweier Liebespaare, davon entnommen, daß Salomo und der Dod und der Hirt dieselben Koseworte, „meine Freundin", „meine Taube", „meine Unversehrte" von der Umworbenen gebrauchen und die Hirtin ihrem anwesenden Bräutigam mit demselben „mein Geliebter", wie Sulamit ihren abwesenden Dod bezeichnen, vermag ich nicht mir anzueignen. Liebeständelei legt solche geläufige Wörtlein allen in den Mund, sie beweisen nichts für bestimmte einzelne Personen; zumal wenn die Sprache eine so arme ist wie die hebräische. — Alle Tauber umgirren die Täubin auf gleiche Weise.

Anders aber, ganz anders stellt sich die Sache, wenn in einem Abschnitt des Gedichts, wie Kap. 4, 7—5,1, und nur in diesem Abschnitt die schöne Freundin als „Braut" sechsmal benannt wird. Das ist eine ganz unabweisbare, geflissentliche Unterscheidung eines einzelnen Liebespaares, wie sie der Dichter gar nicht deutlicher bemerkbar machen konnte. Dieses Paar steht vor der Hochzeit. Die Braut lädt, in der dritten Person, ungleich verschämter als mit einem begehrlichen „Komm'" zur Vereinigung ein:

„Es komme mein Geliebter zu seinem Garten
und genieße seine köstliche Frucht!"

Er jubelt entgegen:

„Ich komme zu meinem Garten,
meine Schwester, Braut,
ich pflücke meine Myrte mit meinen Balsinen,
ich genieße meine Wabe mit Honig,
ich trinke meinen Wein mit meiner Milch,"

und jauchzt seinen Gesellen zu:

„Esset, Freunde, trinkt
und berauscht euch in Liebeswonnen."

Daß es sich hier um eine Hochzeit handelt, ist klar, auch anerkannt. Man las gewöhnlich aus den Worten heraus, daß sie eine bereits vollzogene Hand-

lung sei. Neuerlich aber hat die Erklärung (Weißbach, Zöckler) einen Forschritt gemacht, der für das Ganze von Belang ist. Die im Text stehenden Präfektformen sind „nicht präterital“ zu nehmen: „ich bin gekommen,“ sondern — nach sicherem semitischen Sprachgebrauch — „streng präsentisch als zur Angabe dessen dienend, was soeben in Ausführung begriffen ist.“ Die Vermählung soll nun sogleich vollzogen werden.

Wer ist der Redende? Gemeinhin nimmt man Salomo an. Die Stelle ist für die Erklärer eine der gefährlichsten, verhängnisvollsten Klippen. Weil Kap. 3, 11 der König Salomo kommt mit dem Kranz, „damit ihn bekränzte seine Mutter am Tage seiner Hochzeit,“ und weil Kap. 4, 8 ff. die Braut da ist und zum Genuß der köstlichen Frucht den entzückten Werber einlädt, was scheint da natürlicher, als Salomo und Sulamit als die sich Vermählenden zu denken?

Damit wird aber eine völlige Zerrüttung in die Dichtung gebracht. Salomo ist sonach in Kap. 5, 1 an das Ziel seiner Wünsche gekommen, Sulamits Widerstreben ist besiegt, sie ist seine Gemahlin, Königin. Hätte damit nicht das Ganze seinen natürlichen Abschluß? Weshalb fügte der Dichter noch weiteres hinzu und was besagt die Zuthat? — Eine Traumerzählung über Sulamits Sehnsucht nach der Heimat, wobei sie erst „ihren Geliebten ohne weiteres aus der Sphäre des königlichen in die des Hirtenlebens versetzt,“ dann „ihn wieder als Stadtbewohner und auch sich als in der Stadt nach ihm umherirrend und suchend denkt.“ Nach der Vermählungsfeierlichkeit sind Trübungen und Störungen in dem anfänglich so seligen Liebesverhältnis hervorgetreten, Sulamit befürchtet Untreue ihres Gatten, der sie wirklich auf einige Zeit verlassen hat. Salomo kommt nach längerer Abwesenheit zurück, überhäuft sie mit überschwenglichen Lobpreisungen ihrer Reize, zudringlicher als je vorher, um die Podma zu besteigen; sie erschließt ihm dann ihr Herz, weiß ihn aus „einem üppigen Sündendiener in ein harmloses Naturkind von ihrer Art“ umzuwandeln, an dessen Arm sie in ihre ländliche Heimat übersiedelt, wo sie die nötige Garantie hat für eine ungetrübte Fortdauer ihres innigen, ehelichen Liebesverhältnisses.“ — Das ist der Verlauf, z. B. nach Zöckler.

Ist das nicht, wenn man von den frommen Ausschmückungen und salbungsvollen Verbrähmungen der Erklärer absieht, wenn man einfach und nüchtern den Hergang betrachtet, eine recht unbedeutende, um nicht zu sagen armselige und unnatürliche Geschichte? Was will's besagen, wenn ein König ein widerstrebendes Landmädchen für sich gewinnt? Wenn dann Ehezwistigkeiten vorkommen und wieder Liebesbeteuerungen gewechselt werden? Klingt nicht jene herrliche Stelle: Stark wie der Tod ist Liebe, wenn ein Mann die ganze Habe seines Hauses um die Liebe hingäbe, schmählich würde er abgewiesen. Kapitel 8, 6. 7; klingt das nicht wie ein Hohn auf Sulamits Verhalten? Und wo bleibt ihre Treue in Beziehung zu dem ländlichen Geliebten, dem Dod, der sich doch nimmermehr aus der Dichtung wird wegdemonstrieren lassen, wenn man nicht den über die Berge daher springenden, über die Hügel

gleich einer Gazelle daher hüpfenden", dann hinter der Hausmauer lauschenden Geliebten, Kap. 2, 8. 9, für den König Salamo gelten lassen will? Dem Dod wird Sulamit untreu. — Und was für Hilfsmittel müssen für den Aufbau jener interesselosen Geschichte beigezogen werden! Örtliche Versetzungen der Handelnden aus Nordpalästina nach Jerusalem, von da nach Sunem, zeitliche Pausen, mehrfache Verwandlungen der Personen, des Königs in einen Hirten, des Landmädchens in eine Königin. Einkleidungen in Träume, deren Annahme ganz entbehrlich ist u. s. w.!

Wie mit einem Schlage zerrinnt solches Nebelgebilde, wenn das Hirtenpaar erkannt ist. Nun wird dem Dichter nicht das schwere Unrecht angethan, daß er seine eminente politische Begabung mit den entzückenden Naturschilderungen, den feinen Personen-Charakterisierungen, dem tief durchdachten Plan seiner Dichtung jener unbedeutenden Salomogeschichte in den Dienst gegeben habe.

Doch genug!

Als Ergebnisse der bisherigen Auseinandersetzungen folgere ich:

1. einer allegorischen oder typisch-messianischen Erklärung bedarf es nicht, sie hat keinen Anhalt im Texte, das Buch ist dem eigentlichen Wortlaut nach verständlich und als Verherrlichung keuscher Frauentreue würdig in der heiligen Schrift zu stehen;
2. es ist keine Sammlung einzelner, zusammenhangsloser Stücke;
3. seine Einheit annehmen unter Beziehung des ganzen Gedichts auf das nur *eine* Liebesverhältnis Salomos und Sulamits nötigt zu unannehmbaren Folgerungen;
4. Die Einheit aber erweist sich und wird gefordert durch das Vorhandensein eines zweiten Liebespaares, des Hirtenpaares.

Dieser letzte Punkt ist hier nicht in seiner ganzen Ausführlichkeit behandelt. Es würde hervorzuheben sein, daß noch andre, nicht gar wenige Schwierigkeiten aufgedeckt worden, die von den Vorgängern gar nicht gesehen wurden, deren Lösung jedoch in meinem Buche zu finden ist. Hier würde das zu weit und vom nächsten Zwecke abgeführt haben.

Nicht ganz mit Stillschweigen kann ich jedoch einen, wie ich meine, Fehlschluß übergehen, der hierbei gemacht worden ist. — Einige der feinfühlenden und übrigens wohlwollenden Kritiker sagen, *wenn* die Annahme eines zweiten Liebespaares zugestanden werde, so sei über die eigentlichen Schwierigkeiten des Hohenliedes hinweggeholfen, auch die schwierigsten Klüfte seien überbrückt und an der Auffassung des Ganzen kaum noch etwas auszusetzen. Meines Erachtens muß der Schluß lauten: „*Weil* durch jene Annahme die Schwierigkeiten überwunden werden, ohne diese Annahme aber immer ein Rest undurchsichtiger Stellen übrig bleibt, so ist sie die richtige und endgiltige Lösung."

Sonach hat die Frage nach der Einheit der Dichtung ihren endlichen Abschluß erlangt.

Aber noch bleibt eine andre, nicht minder wichtige übrig, die nach ihrer dramatischen Beschaffenheit.

Wenn über eine Bearbeitung des Hohenliedes geurteilt wird, sie gehöre der dramatischen Auffassung zu, so ist für gewisse Leserkreise sogleich das Verwerfungsurteil gesprochen. Denn es gilt als ein unumstößliches Axiom, daß die Semiten kein Drama hervorgebracht haben und, wie man durch die feinsten psychologischen Deduktionen darzuthun gesucht hat, aus ihrem Geiste auch nicht hätten erzeugen können. Für Herder gilt das als unanfechtbarer Grundsatz, und noch schrieb der jüngst verstorbene treffliche Orientalist A. Müller in seinem Meisterwerke „Der Islam," 1885, I. 38: „Das Hohelied als Drama aufzufassen kann ich nur als geistreiche Spielerei ansehen." — Ob das nach dem Erscheinen und Studium meines Buches geschrieben worden sein würde, möchte ich bezweifeln. Denn in einer umfänglichen Abhandlung über diesen Gegenstand findet man dort Seite 116 bis 130 alles beigebracht und sorgfältigst erwogen, was irgend hierbei in in Betracht kommen kann. Ich habe dem nichts hinzuzufügen. Ferner erwiesen worden ist, — und ich habe keine tröstliche Einwendung dagegen kennen gelernt, — daß, nachdem die Gliederung des Gedichts vollzogen worden, allen, den strengsten, formulierten Forderungen an ein Drama genügt wird, indem eine Menschengeschichte in ihrem zeitlichen Verlaufe, durch handelnde und redende Personen dargestellt, nach bestimmtem Plan geordnet, mit Verwickelung und Lösung eines sittlichen Konflikts in Akte und Szenen geteilt, den Zuschauern vorgeführt wird: so muß ich auf dem Satz bestehen, daß durch das Dasein dieses Stückes bei den Hebräern auch die Möglichkeit einer solchen dramatischen Schöpfung im semitischen Litteraturkreise dargethan ist, selbst wenn kein andres Drama darin noch nachgewiesen wurde. Das wirklich Seiende erweist die Möglichkeit des Seins. — Wenn die Dramatisierung des Hohenliedes gelungen ist, so ist jenes Axiom vernichtet, es kann nicht selbst als Gegengrund ins Feld geführt werden. Das gesteht auch Reuß zu. Meinen Gegnern fällt somit die Aufgabe zu, meine Analyse und Disposition der Dichtung zu widerlegen.

Die Schwierigkeit der Aufgabe wird am klarsten erkannt werden, wenn man unsern Litteraten irgend ein neueres Drama, sei es von Shakespeare oder Goethe, Schiller, Lessing oder einem andern vorlegt, das Personalverzeichnis aber, die Abteilung in Akte, Szenen weg — den Text ohne Trennung fortlaufen läßt und sie auffordert, die Rollen an die Handelnden und Redenden zu verteilen, ihr Aus- und Abtreten zu bestimmen und den ganzen Ausbau des Werkes zu konstruieren. Es wird sich zeigen, daß die Verschiedenheit der Meinungen und der Versuche nahebei ebenso groß sein wird, wie der biblischen Kritiker beim Hohenliede.

Aber der hebräische Dichter ist uns doch in dankenswerter Weise zu Hilfe gekommen, indem er seine Personen durch sich selbst hinlänglich erkennbar macht. Wie schon oben nachgewiesen worden, können Kap. 1, 7. 8 die Redenden nur Hirten sein. Wenn dann 1, 9 der Auftretende mit den Worten anhebt:

Meinem Roß am Pharaowagen
vergleiche ich dich, meine Freundin,

so ist nicht minder deutlich, daß ein König spricht, denn nur ein solcher besaß Rosse am Pharaowagen und, wie er 6, 8 sagt, sechzig Königinnen mit achtzig Beifrauen; wenn in der Schlußszene des Buches 8, 13 der Liebende Sulamit als „Wohnerin in den Gärten" anredet, dieselbe 6, 11 zum Nußgarten hinunter gegangen ist, so wird alsbald ersichtlich, daß sie keine Hirtin war, sondern eine Grundbesitzerstochter, und nicht weniger kenntlich macht sich der über die Berge „heranhüpfende" Bursch 2, 8, der sein Liebchen beim Apfelbaum vorbei 8, 5 in die Heimat geleitet. — In solcher Art werden durchweg die Personen uns vor Augen gestellt, wenn einer nur aufschaut; von subjektiven Hypothesen kann keine Rede sein; der Text ist zwingend.

Ungleich faßbarer noch als für uns nach ein paar Jahrtausenden die Schrift Lesenden war für die Zuschauer bei der Aufführung des Volksschauspiels das Erkennen. Die Hirten, das Bürgermädchen, der König, die Jerusalemitinnen waren, selbst in der einfachsten Kostümierung, sogleich zu unterscheiden. Sie konnten doch nicht selbst sagen, welche Rollen sie darstellten. Einer etwa beim Auftreten, er sei der König Salomo, die andern, sie sei das Mädchen aus Sumara u. s. f., das war doch nicht möglich. Für ein Personalverzeichnis war, weil das Stück nicht zum Lesen, sondern für eine Aufführung verfaßt wurde, nirgends ein Platz, ein Theaterzettel aber auch unnötig, weil es nicht, wie bei uns heutzutage, auf die Eigennamen der Agierenden ankam. — Dieses Fehlen aller Namen dient mit als schlagender Beweis dafür, daß das Stück durch Personen aufgeführt wurde und eben dafür bestimmt war. —

Eine allerdings nur etwas schüchterne Einwendung gegen meine Disposition des Dramas geht darauf, daß manche Szenen zu kurz seien. Es sind deren drei bis vier, die nur aus einigen Versen bestehen. — Auch hierfür kann die Vergleichung klassischer Dramen lehrreich werden. Man nehme zur Hand, welches man wolle, in allen kommen nicht gar wenige Auftritte vor, die im Verhältnis des Ganzen ebenso kurz, wenn nicht kürzer sind als die des Hohenliedes. Nicht auf die Wort- oder Satzzahl kommt es überhaupt an, sondern darauf, ob die Situation, der Fortgang der Handlung im Rahmen der Dichtung hinlänglich klar gezeichnet ist. Beim Hohenliede trifft das zu. Zwei Verse genügen, 1, 7. 8, das Stelldichein zu verabreden, drei für Sulamits Bitte an die Hoffrauen, 2, 3—7, und ebenso in den Szenen des letzten Aktes. Man denke sie wie lebende Bilder, die wir auch nur für eine Minute stellen, die ihren zusammenhängenden Sinn haben. Über eine türkische Theateraufführung in einem Türkendorfe bei Konstantinopel wird berichtet (Grenzboten 1887, Nr. 46, S. 350): „Es waren kurze Szenen. Natürlich siegte zuletzt die Unschuld, die Tugend wurde belohnt und der Intrigant hingerichtet." Knappe Concision in den Worten und Gedanken, wie Sparsamkeit mit Szenen, bis an das Rätselhafte streifend, gehört, wie immer B. S. 160 ff. ausgeführt ist, zur Eigenart unsres Schriftstellers. Man muß ihn nehmen, wie er ist. Er gleicht einem Maler, der mit einigen Strichen und Linien ein dennoch ansprechendes, jedenfalls hinlänglich verständliches Bild

auf die Tafel zeichnet. — Ein Einwand gegen meine Analyse der Komposition kann dadurch nicht begründet werden.

Anzuerkennen ist aber, die Fäden zur Verbindung einzelner Szenen liegen an einigen Stellen tief, so tief, daß die Fragmentisten nicht bis zu ihnen zu gelangen vermochten. Der Dichter besitzt eine außerordentliche Feinheit des Geistes und eine psychologische Kenntnis des menschlichen Herzens, die uns Staunen erregt, die man nicht mit plumpem Tasten erfaßt, sondern nur durch ein angestrengtes, scharfes Nachdenken oder, wie ein Kritiker gesagt hat, durch eine gewisse Kongenialität des Suchenden ergründet. Mag dann manchem des Scharfsinns zu viel aufgewendet scheinen; das Ergebnis bestimmt die Grenze.

Überschaut man den Verlauf der Hohenliedeserklärungen im großen und ganzen, so hat man zuerst wie einen Jahrhunderte stagnierenden Sumpf vor sich, der dann als Fluß anfängt sich fortzubewegen, sich in einzelne Rinnen und Bäche zerteilend, aber auch den alten Bodensatz mit fortwälzend, allgemach dem Ziele sich nähert, und mit geklärtem Gewässer Landschaft und Menschen erquickt. Mehr eigentlich gesprochen, der Bann der Allegorie, jüdischer und christlicher, ward gebrochen, wenn auch noch im Jahre 1781 als eine ihrer Früchte „das Einwandern der schönen Cedernstämme vom Libanon nach Jerusalem, der Bau des Tempels und der Einzug der heiligen Lade in denselben" (Geßner) dichterisch durch das Hohelied gefeiert worden sein soll. Die Fesseln des Dogma sind gelockert, der Wortverstand, das rein menschliche Liebesverhältnis, Salomos Verführungsversuch und Abweisung hat Raum gewonnen, die Worterklärung des Textes ist ziemlich abgeschlossen, die Abfassung des Buches vor 930 vor Christi, seine Einheit und dramatische Beschaffenheit, die Aufführung hat in wechselnder Zunahme Anhänger gefunden. Über die poetische Herrlichkeit des Hohenliedes, das nach Herder „im Paradies" geschrieben, nach Reuß „einer der glänzendsten Sterne am hebräischen Dichterhimmel" — ist, klingt der Chor aller Erklärer einstimmig. —

Auch in der Verteilung und Zahl der Akte nähern sich die Ansichten. Deutlich genug hat der Dichter deren fünf getrennt, indem er dreimal am Schluß im Munde Sulamits denselben Refrain wiederkehren läßt, 2, 5—7, 3, 5—8, 3. 4, der beim vierten Akt nicht wiederholt werden konnte, weil — ein weiterer Beweis seiner Existenz — das Hirtenpaar zur Hochzeit gelangt, 5, 1, und beim fünften Akt, 8, 5, die andre Lokalität der Handlung den Anfang eines neuen hinlänglich merkbarer macht.

Das Rätsel war so Schritt vor Schritt seiner Lösung näher gebracht, die Zeit war reif, sie zum Abschluß zu bringen. Durch die Auffindung des Hirtenpaares und seine Einordnung in den Rahmen des Ganzen ist das erreicht.

Ich fühle die Vermessenheit, mir diese endliche Lösung zuzuschreiben. Aber andre haben es auch gethan. Erklärt doch, wie schon erwähnt, Delitzsch, daß „der von ihm eingeschlagene Weg der rechte und der einzige zum Ziele führende sei," was er seit zwanzig Jahren immer von neuem wiedererkannt habe. Dementgegen darf ich versichern, meine Auffassung seit dreißig Jahren nicht nur bei mir bedacht, sondern auch an meinen studierenden Zuhörern geprüft zu haben,

die zu wiederholten Malen in den exegetischen Übungen über das Hohelied, nur auf die Spur gebracht, von sich aus die wechselnden Personen des Textes alsbald richtig erkannten. — Freilich liegt nahe, und ich will es niemand verargen, eine ebensolche Selbsttäuschung bei mir zu vermuten wie die, in welcher meine Vorgänger befangen waren. Vermeinten sie doch auch, das Ziel erreicht zu haben, und waren dennoch im Irrtum.

Aber die meisten meiner Kritiker haben sich meiner Auffassung geneigt gezeigt, und wenn gelungen ist, ihre noch obwaltenden, nicht gar schweren Bedenken, die Wenn und Aber, durch diese Nachricht zu beseitigen, so ist mein Anspruch gerechtfertigt; wir haben die endliche und endgiltige Lösung des Rätsels.

Die aus der Sache geschöpften Gründe wiederhole ich nicht, sie liegen in meinem Buche vor, aber das Eine darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß vermittelst einer Analyse (vgl. S. 108 ff.) selbst die Disposition der Dichtung, das Schema gefunden ist, nach dem der Dichter gearbeitet hat. Die Dreizahl liegt zu Grunde. Dreimal tritt das Hirtenpaar auf, dreimal macht sich der Dod, Sulamits Lieber, herbei, während sie sich im Königsgemach befindet, dreimal bringt der König seine galante Werbung bei ihr an, und noch im letzten Akt macht sie ihrem neckischen Frohsinn nach drei Seiten Luft. — Das ist wie die Probe auf mein Exempel. Das Werk schützt sich durch solche Regelmäßigkeit selbst gegen andre Gliederungsversuche, gegen Weglassungen, Versetzungen, Interpolationen einzelner Abschnitte; es erweist sich als ein in sich geschlossener Organismus.

Erwünscht dürfte endlich meinen Lesern doch wohl sein, zu vernehmen, was als Fazit meiner Untersuchungen der Inhalt des Hohenliedes ist. Er wird in meinem Buche folgendermaßen skizziert:

Ein Mädchen aus Solam war von den zürnenden Brüdern zur Weinbergshüterin bestellt und dadurch etwas gebräunt worden. Als es zur Jungfrau heranreifte, berieten sich die Brüder, wie seine Unschuld zu schützen sei. — Bei einem Apfelbaum erregte ein Jüngling — ihr Dod — eine Liebesneigung in ihr, die als unauslöschliche Flamme fortglühte. — Während eines Frühlings, als die vollentwickelte Jungfrau nach dem Nußgarten hinunterging, geriet sie unversehens an den königlichen vorüberziehenden Wagentroß mit den Hoffrauen aus Jerusalem. Der König ließ die Sulamitin nach Baal Hamon in seine Gemächer entführen. Die Hoffrauen waren hier ihre Umgebung. Sie sehnt ihren Geliebten herbei. — Der König kommt zu ihr; sie gefällt ihm; er bietet ihr Putzsachen; sie erklärt ihm, einen andern im Herzen zu tragen.

Nochmals eilt ihr Dod herbei, um zu erspähen, wo sie sich befindet; sie giebt sich ihm durch ein Liedchen zu erkennen; bis zum Abend aber soll er sich fortmachen. In der Nacht findet sie ihn nicht bei sich, sucht ihn auf der Straße, findet, umfaßt ihn, ohne mit fort zu können.

An einem Tage kommt Salomo, als Bräutigam von seiner Mutter geschmückt, in prächtiger Sänfte, von Trabanten umgeben, umschmeichelt sie mit Lobeserhebungen ihrer Schönheit. Sie verhält sich schweigend; er zieht sich bis zur Nacht zurück.

Wiederum klopft der Geliebte, Dod, des Nachts bei ihr an, bittet um Einlaß. Sie säumt; als sie öffnet, ist er fort. Sie sucht ihn auf der Straße, findet ihn nicht. Den teilnehmenden Hoffrauen entwirft sie ein Bild von der unvergleichlichen Schönheit ihres Jünglings, wie es nur die leidenschaftlichste Liebe eingiebt.

Der König kommt wieder, er wiederholt seine Schmeicheleien, sie sei ihm lieber als alle seine Frauen; die Hoffrauen fallen bei, locken, reizen zur Hingebung; der König wird zudringlich-begehrlich nach ihrem Genuß. Sie aber verheißt solchen ihrem Geliebten, mit dem sie fortschweifen will in die blühende Natur. — Hiermit enden die Begegnungen mit dem Könige.

Nachher erscheint sie in der Heimat, gestützt auf ihren Geliebten. Sie ist nun wieder frei, will an seiner Brust ruhen und preist die Allgewalt und Unerschütterlichkeit echter Liebe.

In einem Nachspiel läßt sie ihre neckische Schalkhaftigkeit und ihren Frohsinn an den Brüdern, ihren Spott an Salomo aus und verabschiedet ihren Teuren mit einem Liedchen. Das ist Sulamits Geschichte.

Die des Hirtenpaares ist einfacher und kürzer.

Zuerst wird nur ein Stelldichein für die Mittagszeit verabredet. — Im zweiten Auftritt sind sie beieinander und unterhalten sich mit lieblichem Gekose in amöbäischer Weise, sich gegenseitig überbietend in Bewunderung; die Hirtin preist das Glück, im Schatten ihres Hirten zu sitzen und seine süße Frucht zu schmecken. — Im dritten und letzten Auftritt führt der Hirt die Geliebte, die nun seine Braut ist, von den gefährlichen Libanonhöhen hinab. Dem Frohmut eines von Liebeswonne entzückten Bräutigams giebt er an die keusche Braut Ausdruck; sittsam verschämt lädt sie ihn zur Vereinigung ein, und sie gehen zur Hochzeitsfeier ab. — In der dramatischen Ausführung sind diese Geschichten als wechselnde Szenen wirkungsvoll ineinander geschoben.

Darin, daß diese kurze Geschichte in der Einleitung meines Buches vorausgeschickt worden, will einer meiner Rezensenten „einen schriftstellerischen Kunstgriff“ erkennen, denn „unter dem Eindruck dieser hübschen Darlegung tritt man an die Lesung und dann klappt alles.“ Mit dieser, vielleicht nur nicht hinlänglich bedachten Bemerkung wird mir eine Absicht untergeschoben, die ich als meiner unwürdig entschieden zurückweise. Ein Kunstgriff ist eine List, um an ein Ziel zu gelangen, das auf geradem Wege nicht erreichbar erscheint. Mir aber gilt die Wahrheit als eine ernste und heilige Angelegenheit, bei der Künste und Schleichwege nicht am Platze sind, und in solcher Gesinnung habe ich mich ihr ein langes Leben hindurch in den Dienst gegeben. Jene vorausgeschickte, ausdrücklich nur als eine vorläufige Behauptung bezeichnete Geschichtserzählung sollte den Leser über das Endziel von vornherein orientieren, auf das im Folgenden zugesteuert werde, sollte ihn achtsam machen und zur Prüfung der Beweisgründe veranlassen; es ist eine These, wie sie bei einer Disputation aufgestellt wird, um dann Gründe und Gegengründe gegeneinander zu wägen. Auf keinen Fall sollte meine Voranstellung die Leser berücken; auch ist ja der Rezensent

selbst nicht dadurch berückt worden. Denn ihm gilt auch weiterhin noch das Wort, welches Goethe selbst wohl nach unsrer fortgeschrittenen Erkenntnis nicht mehr geschrieben haben würde, daß „auch fernerhin ordnungsliebenden Geistern immer dieselbe Arbeit bleiben werde."

Wenn jedoch nach mir noch andre Erklärungsversuche gemacht werden, so glaube ich beanspruchen zu können, daß die Wahrheitsliebenden zuvor die Begründung meiner Auffassung zu widerlegen haben.

Diese, hat man gesagt, gehe hauptsächlich auf Fr. Böttcher's Älteste Bühnendichtungen zurück und lehne sich an diese an. Richtiger wäre vielmehr mein Buch als Gegensatz zur Schrift Böttcher's zu bezeichnen. In diesem Sinne wurde es von mir verfaßt. Denn ohnerachtet unsrer Übereinstimmung in mancherlei Einzelheiten, — als Drama hatten auch andre schon das Hohelied gefaßt — wollte ich darthun, daß in ganz andrer, einfacher Weise das Drama sich erweisen lasse, ohne daß „eine ausschweifende Phantasie völlig willkürlich Vorgänge, Personen, Affekte, Gesten und eine Menge Beiwerk hinzuthue, wodurch eine Karikatur erzeugt wird, von der man sich mit Widerwillen abwendet, und die geeignet ist, die Dramatisierung des Hohenliedes in Verruf zu bringen" (m. B. S. 121.) War das nicht deutlich genug eine Absage?

Nun zuletzt nur noch ein Selbstbekenntnis. Ich fragte mich, wie es geschehen konnte, daß, nach den fast zahllosen mißglückten Versuchen, gerade mir beschieden worden, das alte Rätsel zu lösen. Daß gegenwärtig die Vorarbeiten hinlänglich weit vorgeschritten, die Zeit reif dazu gewesen, genügte nicht, um auf meine Person zu kommen. — Die Antwort hat mir Winckelmann, wenigstens für mich einleuchtend, gegeben durch den Ausspruch, daß für eine richtige Beurteilung von Kunstwerken die Numismatik die beste Vorbereitung sei. Das ist ganz natürlich. Der Numismatiker gewöhnt sich, auf die feinsten Linien, Punkte, Spuren halbverwischter Züge zu merken, kommt dann mit den geschärften Augen an seine Vorlagen heran und entdeckt an ihnen manchmal noch etwas, das andre nicht gesehen hatten. Das gilt ebenso bei litterarischen Werken wie bei plastischen. — Von den Erklärern des Hohenlieds war meines Wissens keiner ein Numismatiker, wie ich diesem Wissenschaftsgebiete den größten Teil meines Lebens gewidmet habe. Erklärt das etwa meinen Erfolg, so eigne ich mir darum so wenig ein besonderes Verdienst zu wie durch den besonderen Studiengang, der mir für meinen Lebensweg beschieden war.

Versichern darf ich, diese Niederschrift wurde nicht aus Rechthaberei gemacht oder um persönlicher Ehre willen; darüber muß ein Achtundachtzigjähriger hinaus sein, sondern um nach meinen Kräften dem, was ich für richtig und wahr erkannt zu haben glaubte, auch in den dafür empfänglichen Kreisen Anerkennung zu verschaffen, um dem altisraelitischen genialen Dichter und seinem herrlichen Werke endlich zu ihrem Rechte zu verhelfen und dem heutigen Leser das Auge frei zu machen, damit es dessen hellleuchtenden Strahlenglanz erschaue.



Wird die Chemie den Kreis unsrer Nahrungsmittel erweitern?

Von
Justus Gaule.

II.

Wenn ich das Bild einer Unterhaltung über das Essen, welches ich in meiner ersten Hälfte gebrauchte, fortsetzen dürfte, so wäre es Zeit, jetzt an das Mittagschläfchen zu denken. Ich möchte nämlich Gelegenheit haben von dem Alpdrücken zu berichten, welches mir und auch manchem Andern ein Zukunftsbild verursacht, das ich im ersten Abschnitt schon als eine Möglichkeit besprochen, deren Verwirklichung man sich nur im Traume vorstellen kann.

Es ist das Bild einer Erde, aus der das Grün und Gelb der Getreidefelder, der Wiesen und Weiden verschwunden ist, auf der keine Viehherden mehr grasen und keine Garben mehr gebunden werden. Denn das ist alles unnötig geworden. Ungeheure Fabriken produzieren die Lebensmittel, welche die Menschen brauchen. Sie bedecken mit all' den Laboratorien, den Maschinen, den Luftfängern, den Wasserreservoiren, die zu ihnen gehören, einen ganz beträchtlichen Teil der Oberfläche. Dazwischen und darüber ist die Erde durchhöhlt von Bergwerken. Der Generation, welche jetzt lebt, ist es darum zu thun, der Erde ihre Schätze, vor allem die Kohle um jeden Preis zu entreißen, und sie dringt bis in die tiefsten Schichten vor. Alle Wasserläufe, Flüsse wie Bäche, sind einer strengen Kontrole unterworfen, sie fließen nicht mehr ungebunden daher, denn jeder Fuß ihres Falles wird benutzt um Turbinen zu treiben. Diese sind ihrerseits mit Dynamomaschinen verbunden, um die Wasserkraft sofort in elektrische Kräfte umzuwandeln, die entweder an Ort und Stelle in Akkumulatoren aufgespeichert, oder durch hochgespannte Stromleitungen in Fabriken übertragen werden.

Die Menschheit ist auf der Jagd nach Kraft, um ihre Nahrung zu bereiten. Daß sie sich ganz in den Städten angehäuft hat, kann man sich denken. Die Städte gleichen in einer, aber allerdings nur dieser einen Beziehung, den Festungen der alten Zeit. Sie enthalten nämlich große, sehr große Magazine, in denen die Lebensmittel für die Einwohner aufgespeichert sind, und zwar in bestimmten Rationen. Diese Rationen werden von den Fabriken, die Staatsanstalten sind, an die Magazine, die unter Leitung der Stadtverwaltung stehen, abgeliefert. Zu bestimmten Stunden werden die Einwohner der Stadt sich bei den Magazinen einfinden, um ihre Genuß- oder Arbeitsscheine zu präsentieren und dagegen ihre Rationen zu erhalten. Eine weitere Zubereitung derselben ist nicht notwendig, denn die Fabriken haben sie nach allen Erfahrungen der besten Ärzte bereits in die verdaulichste Form gebracht. Sie sind viel weniger umfangreich als die gegenwärtige Form unsrer Nahrung und natürlich auch bereits in die Abteilungen gebracht, in der sie bequem einzunehmen sind, also z. B. in eine Anzahl Gelatinekapseln von je 30 gr. Niemand braucht sich auch mit

Nachdenken darüber zu ängstigen, wie viel er essen dürfe, denn auf seinem Schein steht vermerkt, wie viel ihm nach seinem Alter, seinem Gesundheitszustand, seiner Beschäftigungsweise, seiner Arbeitsleistung, der herrschenden Temperatur und Feuchtigkeit u. s. w. zukommt. Etwa so:

Nahrungsschein für N. N. Alter 42 Jahre.
Gesundheitsklasse A 2. Beschäftigungsklasse 11. Für den 11. Juni.
Mittlere Temperatur und Feuchtigkeitszahl n.

1. 3 Kapseln N (Stickstoff) haltige Substanz N. 1.
2. 5 Tabletten N (Stickstoff) haltige N. 2.
3. 15 Krystalle C (Kohlenstoff) haltige, O (Sauerstoff) reiche Substanz.
4. 2 Krystalle C (Kohlenstoff) haltige, O arme Substanz.

Ist die Temperatur und Feuchtigkeitszahl um 1/n tel unter das Mittel gesunken, so ist die Zahl unter 3 um eins zu vermindern, unter 4 um eins zu vermehren. Ist umgekehrt ein Steigen um 1/n tel eingetreten, so ist die Zahl unter 4 um eins zu vermindern und die unter 3 um eins zu vermehren.

Alles was also, mit diesem Schein in der Hand, der Staatsbürger zu thun hat, ist, seine Kapseln und Tabletten in Empfang zu nehmen und hinunterzuschlucken. Dann kann er sich wieder an die ihm vom Staat vorgeschriebene Arbeit begeben oder seine Mußestunden mit Nachdenken ausfüllen.

Brillat-Savarin hatte sich die Zukunft etwas anders gedacht, als er in seinem liebenswürdigen Buche von der Physiologie des Geschmacks den Tempel schildert, welchen unsre Nachkommen der Göttin des Geschmacks errichten würden, und die anmutigen Feste beschrieb, die man dort feiern würde. Ich muß gestehen, daß mir dieser Traum auch Alpdrücken verursacht, nicht bloß bei dem Nachmittagschläfchen. Jedesmal wenn ich ein schönes Buch lese und die Schilderung eines heiteren Daseins, wie es sich vollzieht in unsrer gegenwärtigen Mannigfaltigkeit von Stadt und Land, in den Reizen unsrer im Grün prangenden Natur, in dem Wettstreit unsrer Lebensinteressen, der unsere Geister belebt und spornt, dann frage ich mit einem gewissen Schauder: „wie wird das in der Zukunft sein?" Indessen den großen ökonomischen Umwälzungen gegenüber hilft kein Wünschen und Empfinden. Es hilft nicht, weil es der schwächere Teil ist. Die ökonomischen Veränderungen vollziehen sich nach notwendigen Gesetzen der wirkenden Kräfte, sie sind starr und unabänderlich wie diese; unser Empfinden aber ist plastisch und paßt sich an. Wer weiß, ob dem wild umherschweifenden Jäger und Ritter vor tausend und mehr Jahren nicht unser gegenwärtiger Zustand, mit seinem genau geregelten Besitz, mit der Verteilung alles Landes zwischen geometrisch festgelegten Grenzsteinen, mit seinem Leben in den Städten, wo jedes Waffentragen, jeder Tumult, jeder ruhestörende Lärm verboten ist, mit seinem Arbeiten in den Fabriken oder den Schreibstuben, in denen der Mensch den ganzen Tag festgebannt an derselben Stelle an derselben Arbeit bleibt, ob mit einem Wort dieses ganze Los der jetzigen Menschheit einem unsren Vorfahren

nicht ebenso unerträglich erschienen wäre wie uns jetzt eine Zukunft, die ich soeben angedeutet habe? Vielleicht ist der Schritt von jener Vergangenheit zu dieser Gegenwart größer als derjenige, den wir in die Zukunft zu machen haben. Doch liebte die Menschheit einst die Vergangenheit, liebt sie heute ihre Gegenwart, warum sollte sie nicht lernen auch die Zukunft zu lieben? Zumal da, wie man gestehen muß, den Schattenseiten auch einige Lichtseiten gegenüber stehen würden. Wenn auch die Vegetation der Felder und Wiesen z. B. verschwände, so ist damit nicht gesagt, daß auch die Schatten und Kühle spendenden Wälder verbannt werden würden. Es ist sogar möglich, daß diese Wälder in einer größeren Ausdehnung als jetzt dem Vergnügen des Menschengeschlechts dienen würden. Wenn ferner niemand mit einer besonderen Freude an seine Mahlzeit denken würde, so ist es daneben beinahe gewiß, daß sie auch niemandem Schmerzen oder Reue verursachen würde. Unverdaulichkeiten, Magenbeschwerden würden unbekannt sein. Wenn die Pracht und der schöne Luxus verschwänden, mit dem heute die Reichen und Wohlhabenden ihre Mahlzeiten ausstatten, so würde auch der Neid und die Enttäuschung verschwinden, mit denen die Armen diesen Unterschied betrachten. Wenn so mancher Gegenstand des Interesses, des Wetteifers und der Unterhaltung wegfiele, so würde doch im ganzen die Muße der Menschheit, die Zeit und Möglichkeit, sich einer intellektuellen Beschäftigung hinzugeben, sich steigern, und neue Aufgaben würden ihr durch die immer wachsende Beherrschung der Naturkräfte in Menge zuwachsen. Unser Empfinden also würde sich mit einem solchen Zustand vielleicht doch versöhnen, und wir würden auch eine so beschaffene Welt, wenn wir uns ihr einmal erst angepaßt hätten, wohl für die „beste der möglichen Welten" halten.

Die Frage, ob die Zukunft uns eine solche Veränderung bringen wird, ist also nicht durch unser Empfinden, nicht durch unser Wünschen und Hoffen zu entscheiden. Man muß untersuchen, ob ihr wirklich ein ökonomischer Vorteil zu Grunde liegt. Wenn das der Fall ist, wird sie sich trotz allem Sträuben vollziehen. Das ist es, was ich jetzt versuchen will auseinanderzusetzen. Die Betrachtungen des ersten Teils haben uns das Menschengeschlecht gezeigt, wie es die Produkte der ganzen Erdoberfläche sich zur Beschaffung seiner Nahrung dienstbar macht. In der großen Mannigfaltigkeit der anscheinend von der freien Wahl beherrschten Ernährung offenbart sich doch das Gesetz, daß der Kräfteverbrauch aller Menschen, abgesehen von den Schwankungen, die eine über das gewöhnliche Maß gesteigerte Thätigkeit oder ein ebenso darüber hinausragendes Körpergewicht bedingen, gleich ist, weil ihr Lebensprozeß gleich ist. Diesem gleichen Kräfteverbrauch muß eine gleiche Nahrungszufuhr entsprechen, weil die Bedeutung der Nahrung in dem Ersatz der Kräfte durch die in ihr aufgespeicherten Spannkräfte liegt. Diese Spannkräfte können in der Form von Eiweiß, von Kohlenhydraten, von Fetten zugeführt werden. Die Verhältnisse, in welchen die Erdoberfläche diese drei Gruppen von Körpern hervorbringt, führen dazu, daß von dem am schwierigsten hervorgebrachten nur das notwendige Minimum in der Nahrung enthalten ist und daß im allgemeinen die Mischung sich so vollzieht,

daß auf jeden erwachsenen Menschen pro 24 Stunden 100—125 gr Eiweiß, 400—500 gr Kohlenhydrate. 50—90 gr Fette kommen. In welchen Speisen diese chemischen Substanzen drinstecken, ist dabei gleichgiltig, sobald diese Speisen so leicht verdaulich sind, daß der Organismus aus ihnen diese Substanzen entwickeln kann.

Unsre Frage formuliert sich daher jetzt so: Kann die Chemie die Erdoberfläche ersetzen in dem Hervorbringen dieser für jeden Kopf des Menschengeschlechts notwendigen 100—125 gr Eiweiß, 400—500 gr Kohlenhydrate, 50—90 gr Fette? Darauf sind wir die Antwort schuldig. Im Hintergrund taucht dann noch eine andre, aber weit entferntere Möglichkeit auf. Man könnte sich nämlich auch denken, daß die Chemie vielleicht auch Mittel findet, die dem Organismus notwendigen Spannkräfte in Gestalt andrer Substanzen als den genannten zuzuführen. Auch diese Frage soll besprochen werden.

Eine Reihe von Vorteilen, welche die chemische Ernährung mit sich brächte, habe ich schon ins Licht gesetzt. So die genaue Dosierung der jedem einzelnen zukommenden Menge, die kompakte Form, die absolute Reinheit und Verdaulichkeit, das Wegfallen aller Bemühungen des Einerntens, des Zubereitens u. s. w. Ich bin auch ausgegangen von dem eigentlichen Motiv, welches uns dazu treiben konnte, einen solchen Weg zu versuchen, nämlich der Befürchtung, daß die Erdoberfläche eines Tages nicht genug Nahrung hervorbringen möchte für die steigende Menschenmenge.

Jetzt also soll die Möglichkeit der Durchführung untersucht werden. Daß die Chemie eines Tages im stande sein werde, jede der drei grundlegenden Substanzgruppen herzustellen, gilt jedem begeisterten Chemiker als selbstverständlich. Noch aber ist sie es nicht. Es möchte daher unsre Diskussion über die Möglichkeit der chemischen Herstellung der Nahrung erscheinen, wie die über die Verteilung des Felles des Bären, welcher noch nicht erlegt ist. Indessen wenn man den sicheren und stetigen Fortschritt der Chemie kennt, beurteilt man die Sache doch anders. In bezug auf die Kohlenhydrate ist durch die glänzenden Erfolge E. Fischer's und seiner Schüler die künstliche (synthetische) Hervorbringung einzelner Glieder dieser Gruppe bereits gelungen, für die ganze Gruppe ist sie nur noch eine Frage verhältnismäßig kurzer Zeit. Für die Fette scheint eine besondere Schwierigkeit in der Sache selbst nicht zu liegen, wohl aber in dem Umstande, daß die Chemiker sich schwer für diese Körper interessieren und deshalb Methoden zur synthetischen Herstellung derselben vernachlässigen. Die Eiweißkörper haben vor wenigen Jahren als unangreifbar gegolten. Sie verdankten dies teils einer gewissen mystischen Scheu, welche ihre hohe biologische Wichtigkeit, ihre Beteiligung an allen Lebensvorgängen einflößte, teilweise aber auch der Erfolglosigkeit aller seitherigen Versuche, ihre Konstitution zu ergründen. Seit dieser Zeit hat man gelernt, die Eiweißkörper oder wenigstens einige derselben krystallisiert darzustellen. Damit ist ein Haupthindernis beseitigt. Diese krystallisierten Körper bieten einen reinen Ausgangspunkt für die Untersuchung; sie sind aus dem Sturm und Drang des Lebens, in dem sie geboren wurden, in einen

ruhigen, klaren Endzustand übergegangen, in dem sie der Chemiker mit jenen Methoden der Spaltung und Analyse anfassen kann, wie er andre Körper auch anfaßt. Diese Spaltung der Eiweißkörper hat auch schon erhebliche Fortschritte gemacht und hat schon mit einer gewissen Sicherheit die Bausteine ergeben, aus denen das Eiweißmolekül aufgebaut ist. Diese Bausteine an sich haben nichts, was uns fremdartig wäre, einige derselben können wir bereits synthetisch darstellen. Die Schwierigkeit liegt jetzt nur darin, daß das Molekül des Eiweißes ein so sehr großes ist, d. h. ein solches, in welchem sehr viele dieser einzelnen Atomgruppen „Bausteine", wie ich sie eben genannt habe, Platz haben, daß daher sehr viele Möglichkeiten, sie zu ordnen, existieren, und daß das richtige Gesetz dieser Ordnung noch nicht gefunden ist. Das aber ist auch nur eine Frage der Geduld und Zeit, und es liegt nichts Unbesonnenes darin, sich auf den Standpunkt zu stellen, daß auch diese Aufgabe gelöst sei, daß wir die Konstitution des Eiweißes kennten und wir im stande wären, es synthetisch herzustellen. Synthetisch herzustellen, was heißt das? Nun es heißt Zusammensetzen aus den chemischen Urelementen, aus denen es besteht. Diese sind für die Eiweißkörper C oder Kohlenstoff, N oder Stickstoff, H oder Wasserstoff, O oder Sauerstoff, S oder Schwefel. Einige wichtige Eiweißkörper wie z. B. der Käsestoff in der Milch, enthalten auch P oder Phosphor. Die Kohlenhydrate und Fette sind im allgemeinen einfacher zusammengesetzt, indem sie nur C, H und O enthalten, mit Ausnahme des Lecithins, welches ich im ersten Teile schilderte, das außer C, H und O auch noch N und P besitzt. Diese Elemente müßte sich also die Chemie in genügender Menge verschaffen, um aus ihnen die Nahrungsmittel zu bilden. Man könnte auf den ersten Blick denken, daß darin eine große Schwierigkeit läge bei den enormen Massen von Substanzen, die gebraucht werden. Schlägt man die Menge der Menschen auf 1200 Millionen an, so wäre ihr täglicher Bedarf an Kohlenhydraten allein 600 Millionen kg, und da die unter den Kohlenhydraten am meisten genossene Stärke $^{72}/_{162}$ Teile Kohlenstoff enthält, also rund etwa die Hälfte, so würden täglich 300 Millionen kg Kohlenstoff nötig sein als Rohmaterial für die Nahrung. Unsre Kohlenlager würden das nicht lange aushalten, das ist klar. Aber es braucht uns in der Beziehung nicht bange zu sein. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, daß von den Nahrungsmitteln ja nur ein kleiner Teil zum Aufbau des Körpers verwendet wird, der größere Teil aber nur zur Umwandlung von Spannkräften in lebendige Kräfte. Von diesem Teil verlassen also die Atome der Elementarbestandteile den lebendigen Organismus wieder, nachdem sie aus dem gespannten Zustand in den entspannten Zustand übergegangen sind. Dies geschieht für den Kohenstoff und Sauerstoff in der Form der Kohlensäure, für den Wasserstoff und Sauerstoff in der Form des Wassers, für den Stickstoff und Wasserstoff in der Form des Ammoniaks und ähnlicher Verbindungen, für den Schwefel und Phosphor in der Form von Schwefelsäure und Phosphorsäure. Keines der Elementarbestandteile, welche den Organismus auf diese Weise passieren, geht also verloren, er geht nur in andre Form über. Aber auch diejenigen, welche den Organismus selbst aufbauen, werden nach dem Tode desselben durch

die Verwesung oder Verbrennung wieder frei und zwar wesentlich in derselben Verbindung wie während des Lebensprozesses. Abgesehen von einem gewissen Bestande, der sich stets in dem lebenden Wesen finden muß, sind also die Elementarteile des C, des H, des O, des N, des S, des P in einem Kreislauf begriffen, indem sie fortwährend von den lebenden Wesen aufgenommen, auch fortwährend aus denselben frei werden. Die Aufgabe der Chemie würde es also sein, sich dieser Elementarbestandteile in der Form zu bemächtigen, wie sie aus dem Stoffwechsel des Menschen frei werden, und sie in die Form überzuführen, in der sie in den menschlichen Organismus wieder eingehen. Ein Mangel an Stoff kann hierbei nicht eintreten, weil bei diesem Kreislauf kein Stoff verloren zu gehen braucht. Die Elementarbestandteile der Materie sind ja unzerstörbar. Was aber fortwährend verbraucht wird, das ist Kraft. Denn diejenige Kraft, welche aus den Verbindungen der Elementarbestandteile in dem Menschen durch unsern Stoffwechsel frei wird und um derentwillen wir, wie ich es im ersten Teil schilderte, die Nahrung genießen, die muß immer wieder demselben zugeführt werden, wenn sie aus dem Stoffwechsel als Ausscheidungen frei geworden ist und wieder in Nahrung zurückverwandelt werden soll. Die Chemie muß das besorgen durch eine Umgruppierung der Atome, indem sie die Verbindungen der Kohlensäure, des Wassers, des Ammoniaks u. s. w. wieder spaltet und den Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff u. s. w. wieder in die Verbindungen der Kohlenhydrate, Fette und Eiweißkörper überführt. Eben in dieser verschiedenen Gruppierung der Atome beruht es, daß diese Stoffe einen Kraftvorrat besitzen. Durch die Art derselben erlangen sie die innere Spannung, die dann in dem Menschen als „lebendige Kraft“ frei wird, während die Atome in die entspannte Lage übergehen. Daß die Chemie, sobald sie weiß, wie die Atome in jedem der Körper gruppiert liegen, Mittel besitzt, sie aus der einen in die andre Lage überzuführen, habe ich schon erwähnt; die ganze Frage reduziert sich also jetzt darauf, „woher sie den Kraftvorrat nimmt, den sie dabei jedesmal in der spannkräftigen Atomgruppierung aufspeichern muß?“ In dieser Beziehung befindet sich die Chemie in derselben Lage wie die an unsrer Erdoberfläche wirkende Natur. Auch diese hat fortwährend die aus den Menschen und Tieren freiwerdenden Ausscheidungen der Kohlensäure, des Wassers, des Ammoniaks u. s. w. aufzunehmen und in die Nahrungsmittel zurückzuführen. Wie verfährt nun die Natur, wie verfährt die Chemie?

Die Art und Weise der Natur ist oft beschrieben worden von Dichtern wie von Naturforschern. Es ist ein lustiges, feines Verfahren, ein grünes Hälmchen, ein grünes Blättchen nach dem andern dem Sonnenstrahl in den Weg zu stellen, um damit die Kräfte, welches das ferne, unerschöpfliche Zentrum unsres Weltsystems erzeugt, für unsre Erde einzufangen. Wie schön wird unsre Erde durch diese feine, grüne Haut, und wie nützlich ist sie ihr!

Es ist nicht leicht, die Kräfte des Lichtes in Spannkräfte umzuwandeln. Wir Menschen haben noch keinen praktischen Weg dazu gefunden. Aber die Pflanzenwelt vermag es. Jedes grüne Blatt, jeder grüne Halm enthält einen grünen Farb-

stoff, den wir Chlorophyll nennen, und der die Fähigkeit hat den Lichtstrahl aufzunehmen, zu absorbieren. Dieser Farbstoff ist ein Produkt des lebendigen Elementes der Zelle, es liegt in den kleinen, unendlich zahlreichen Kämmerchen, welche diese Pflanzenzellen bilden. Jedes dieser Kämmerchen ist ein kleines Laboratorium, welches seine wesentlichsten Kräfte aus dem Sonnenlicht bezieht. Darum blinken und wehen alle die grünen Blätter und Halme im Sonnenschein, weil sie alle fortwährend beschäftigt sind, ihn einzusaugen. Aber gleichzeitig mit der Kraft müssen sie auch die Stoffe empfangen, auf die sie die Kraft wirken lassen. Die Kohlensäure können sie unmittelbar aufnehmen, da sie, von den Atmungsorganen der tierischen Wesen ausgeschieden oder aus der Verbrennung der Kohle hervorgegangen, in der Luft sich verbreitet. Das Wasser und die Salze nehmen sie aus dem Boden auf und ebenso das Ammoniak, nachdem das letztere im Boden durch die Thätigkeit der kleinsten Lebewesen, der sogenannten Bakterien, die Nitrifikation, eine Umwandlung in salpetrige und Salpetersäure erlitten hat. Bei dieser Aufnahme leistet ihnen die zweite große Kraft, welche uns die Sonne sendet, die Wärme, große Dienste, indem sie den Transport aus dem Boden herauf in die Zellen der Blätter und der Halme vermittelt. Sind dort alle die Rohstoffe zusammengetroffen, so werden die von dem Chlorophyll zurückgehaltenen Kräfte des Lichtes zuerst verwendet, um die in der Kohlensäure, dem Wasser, dem Ammoniak u. s. w. verbundenen Elemente wieder von einander zu trennen. Ist das ganz oder teilweise geschehen, so ist jetzt wieder eine ungeheure Spannung zwischen den einzelnen Atomen gewonnen, die sich in dem Bestreben äußert, sich aufs neue zu verbinden. Aufgabe der lebendigen Elemente der Pflanzenzelle ist es nun, diese Verbindung so zu leiten, daß dabei die Atomgruppierungen der Kohlenhydrate, der Eiweißkörper, der Fette zu stande kommen. Die ersteren entstehen zuerst und in der größten Menge, sie bilden die eigentlichen Vorratsstoffe der Pflanze, die sie namentlich in ihren Samen (z. B. den Getreidekörnern) niederlegt, während Eiweißkörper und Fette mehr zum Wachstum, d. h. zur Vermehrung der lebendigen Substanz verwendet werden. Ein Teil der Kohlenhydrate spielt aber auch bei dem letzteren eine große Rolle, nämlich das unlöslichste derselben, die Cellulose, welche zum Aufbau der Wände der einzelnen Kammern, der Zellmembranen, verwendet wird. So verfährt die Natur, indem sie ein eigenes Reich von Wesen schafft, welches durch seine Lebensthätigkeit die Stoffe hervorbringt, welcher ihrerseits Tiere und Menschen bedürfen, um ihr Leben zu fristen.

Was könnte die Chemie als Rivalin dem entgegensetzen? In bezug auf die Rohstoffe müßte dieselbe zunächst auf ein Herbeischaffen und Ansammeln derselben in den Fabriken bedacht sein, denn die Art ihres Vorgehens würde den Großbetrieb erfordern. Sie könnte nicht, wie das die Natur thut, mit Billionen kleiner Laboratorien die Erde überziehen. Warum nicht? Ja, diese Laboratorien müßten ja doch aus einem besonderen Material, aus Steinen, Eisen, Glas hergestellt werden, ihre Erbauung, ihr Unterhalt würde einen besonderen Kraft-
erfordern und müßte daher auf ein möglichst geringes Maß beschränkt

werden. Die Natur aber erzeugt bei ihrem Bildungsprozesse die Laboratorien selbst mit in Gestalt der Zellmembranen, sie kosten sie also keine besondere Anstrengung. Man würde also das Bild erhalten, wie ich es im Eingang dieses Artikels schilderte: Fabriken, deren Dimensionen im Verhältnis ständen zu der Größe der zu leistenden Aufgabe, täglich die Nahrung für die Bevölkerung eines ganzen Bezirkes zu bereiten. Man würde die Kohlensäure der Luft durch Absorptionsmittel aufzufangen suchen, man würde die festen und flüssigen Ausscheidungen der Menschen und Tiere nach den Fabriken transportieren, und man würde damit ja auch mit Hilfe unsrer Technik verhältnismäßig leicht zu stande kommen. Nun würde es sich aber darum handeln, die Kraft zu beschaffen, welche die in dem Rohmaterial fest verbundenen Atome wieder trennt, so daß sie in die in den Nahrungsmitteln enthaltene Atomgruppierung zurückverwandelt werden können. Unsre Fabriken müßten natürlich dasselbe leisten, was die Natur mit Hilfe des Chlorophylls und des Lichtstrahls leistet. Aber diese beiden mächtigen Agentien fehlen ihnen, und kein Scharfsinn hat uns bis jetzt geholfen oder uns in Aussicht gestellt, etwas Ähnliches zu erfinden. Wir kennen nur zwei Mittel, mit Hilfe deren wir unsre Aufgabe lösen könnten, die Wärme und die Elektrizität. Die Wärme trennt, wenn die Temperatur hoch genug steigt, alle Verbindungen, also auch die so festen des Wassers und der Kohlensäure, und wir könnten mit ihrer Hilfe also die Atome in denjenigen Zustand zurückversetzen, aus dem sie die Kohlenhydrate u. s. w. neu bilden könnten. Welche Menge von Wärme aber würde dazu notwendig sein? Wasser wird bei einer sehr hohen Temperatur, etwa der Weißglut des Eisens entsprechend, in seine Bestandteile, den Wasserstoff und den Sauerstoff, zerlegt. Wir müßten also diejenige Wassermenge, welche dem Wasserstoffgehalt unsrer Nahrungsmittel entspräche, auf diese Temperatur erhitzen und ebenso müßten wir die entsprechende Kohlensäuremenge bis zur Dissoziationstemperatur der Kohlensäure erwärmen. Man könnte diese Zersetzungstemperatur durch Anwendung von Substanzen, welche eine Verwandtschaft zu einem der Elemente äußerte, allerdings erniedrigen, aber da bei dem ungeheuren Maßstab, in dem der Prozeß stattfände, diese Substanzen doch immer wieder gewonnen werden müßten, so wäre das nur eine vorübergehende Ersparnis. Die Wärmemenge, welche unsre Fabriken täglich liefern müßten, nur um die Zerlegung des Rohmaterials in die Elemente zu bewirken, würde eine wahrhaft ungeheure sein, genau angeben können wir sie noch nicht. Doch würde diese Berechnung in einer Beziehung noch viel zu niedrig sein, weil sie nämlich den Wärmeverlust, der bei jeder Erwärmung eines Körpers durch die Wärmeabgabe an die Umgebung, an die Verbrennungsgase u. s. w. entsteht, nicht berücksichtigt. Bei unsern gegenwärtigen Heizungseinrichtungen ist dieser Verlust größer als die eigentlich gewonnene Wärme. Ich will aber annehmen, daß es vielleicht einer vervollkommneten Technik der Zukunft gelingen möchte, diesen Verlust sehr zu reduzieren. Dann würde sich geltend machen, daß in einer andern Beziehung diese Zahlen zu hoch sind. Bei der Bildung der einen Atomgruppierung wird nämlich ein Teil der Kraft, der zur Sprengung der alten verwendet werden

müßte, in Form von Wärme wieder gewonnen, und man könnte vermuten, daß es einer zukünftigen Technik gelänge, die Prozesse so mit einander zu verbinden, daß es nur nötig wäre, die Wärmedifferenz zuzuführen.

Diese Wärmedifferenz kann man aber auch auf einem andern Wege berechnen. Das, was das Rohmaterial der Fabrikation darstellt, ist die Ausscheidung des tierischen Körpers, d. h. das Endprodukt seines Stoffwechsels, das Ziel der Fabrikation ist das Nahrungsmittel, d. h. das Anfangsprodukt des Stoffwechsels. Die Fabrikation soll also gerade die Veränderungen, die der Stoffwechsel in der Atomgruppierung hervorgebracht hat, wieder umkehren. Ist nun mit der Fabrikation, welche die Umlagerung in einem Sinne bewirkt, ein Wärmeverbrauch verbunden, so ist mit dem Stoffwechsel die entsprechende Wärmeentwickelung verbunden, und man sieht ohne weiteres ein, daß die beiden einander gleich sein müssen. Wenn man sich daher die Fabrikation frei von jeglichem Wärmeverlust denkt, (was praktisch freilich ganz unmöglich sein würde, auch bei der höchsten Technik), so ist das Minimum derjenigen Wärme, welche sie verwenden müßte, um aus Ausscheidungen die Nahrungsmittel herzustellen, äquivalent derjenigen Wärme, welche der menschliche Organismus aus den Nahrungsmitteln entwickelt. Diese letztere Wärmemenge kennen wir nun, sie beträgt für eine Ernährung, wie ich sie diesen Betrachtungen zu Grunde legte, pro Mensch und Tag von 24 Stunden 3 000 000 kleine oder 3000 große Kalorien.[1]) Das ist das Minimum der Wärmemengen, welche unsre Fabriken täglich in die Nahrungsmittel hineinstecken müßten, von alledem, was verloren ginge und was sie bei ihrem Betrieb sonst brauchten, abgesehen. Woher diese Wärmemenge nehmen? In der Fähigkeit, die Sonnenwärme aufzufangen, sie zu konzentrieren und für einen technischen Betrieb zu verwenden, haben wir es noch nicht weit gebracht. Der Aufwand ist hierbei fast ebenso groß als der Gewinn, und man muß daher wohl damit rechnen, daß wir bei unsrer Fabrikation der Nahrungsmittel ebenso wie bei allen unsern jetzigen Betrieben auf die Steinkohlenschätze der Erde angewiesen wären. 1 kgr reine Steinkohle giebt bei seiner Verbrennung ca. 7200 große Kalorien. Von der im Handel vorkommenden Steinkohle wird aber der Heizeffekt nur zu 3 bis 4500 Kalorien gefunden. Nehmen wir als eine mittlere und uns eine bequeme Rechnung ermöglichende Zahl 3600 Kalorien, so würden wir zur Bestreitung des Minimums von Kalorien, das wir bei der Fabrikation der Nahrungsmittel verwenden müßten, täglich 1000 Millionen Kilo Kohlen oder in Tonnen ausgedrückt, eine Million Tonnen gebrauchen. Das gäbe im Jahr 365 Millionen Tonnen, während die gesamte Steinkohlenproduktion der Erde im Jahre 1876 nur 286 Millionen Tonnen betrug. Seitdem hat sich diese Produktion gesteigert, aber nützen würde uns das nicht viel. Diese ganze Produktion ist ja schon vergeben, keine Tonne davon ist frei, und schon der gegenwärtige Verbrauch ist der-

---

[1]) Kleine Kalorie ist die Wärmemenge, welche notwendig ist, 1 gr Wasser von 0 auf 1° zu erwärmen. Große Kalorie ist das tausendfache davon. Für eine Zahl von 1200 Millionen Menschen würde also die entwickelte Wärmemenge täglich 3 600 000 Millionen große Kalorien betragen.

art, daß wir in beängstigender Weise den gesamten Vorrat, der in der Erde lagert, abnehmen sehen. Wenn dazu also noch eine neue Verwendung käme, welche den Verbrauch plötzlich auf mehr als das Doppelte steigern würde, so würde die Menschheit wie ein rasender Verschwender rasch auf den Grund der Kraftschätze kommen, welche die Natur für sie aufgespeichert hatte — und was dann?

Die Elektrizität würde den Marsch nach diesem schrecklichen Ende nur wenig verlangsamen können. Als selbständige und zugängliche Kraftquelle treffen wir sie nicht in der Natur. Wir müssen sie erzeugen, und dann kann sie uns Dienste leisten, als Übertragung der Kräfte von einem Ort zum andern. Für unsre Berechnung der aus der Kohle zu gewinnenden Kräfte käme sie dabei nicht in Betracht. Denn wir haben diese Kräfte schon ohne allen Abzug in Rechnung gestellt, als ob ihr Transport, ihre Verwendung u. s. w. gar keinen Kraftaufwand kosteten. Gegenüber der jetzigen Praxis würde hier die Elektrizität wohl manches ersparen, aber an unsrer Rechnung würde das nichts ändern, weil wir schon das Maximum des überhaupt Erzielbaren angenommen.

Da könnte die Elektrizität nur in Betracht kommen, insofern sie uns noch eine in der Kohle nicht enthaltene Kraftquelle zugänglich machte. Das könnten nur die Wasserkräfte sein. Man könnte jeden Fall der Wasserläufe benützen, um Turbinen oder Wasserräder zu treiben und mit ihrer Hilfe Elektrizität zu erzeugen. Diese Elektrizität könnte dann in die Fabriken weitergeleitet, entweder direkt zum Zerlegen des Wassers und der Kohlensäure verwendet werden, oder sie könnte, in eine andre Kraftform umgewandelt, bei dem Prozesse dienen. Die Gesamtmenge der nutzbaren Wasserkräfte ist noch nicht bekannt; aber man darf sich über die Vermehrung, welche sie dem ganzen verfügbaren Kraftvorrat bringen würden, keinen Illusionen hingeben. In Nordamerika werden von den gesamten Kraftmengen, welche die Industrie bedarf, noch nicht 10 Prozent von den Wasserkräften geliefert, und doch hat man dort der Ausnutzung der letzteren ein großes Interesse zugewendet. In Deutschland ist der Prozentsatz wahrscheinlich noch geringer.

Der Schluß von alledem ist also, daß wir das Licht als Kraftquelle für die Herstellung unsrer Nahrungsmittel nicht entbehren können. Selbst wenn uns die Herstellung auf chemischem Wege auf das vollkommenste gelänge, würden wir doch wie leichtsinnige Verschwender verfahren, wenn wir den Kraftvorrat, den wir noch in der Kohle besitzen, an diese Aufgabe wagen würden. Es würde uns also nur die Möglichkeit zu erwägen bleiben, daß vielleicht ein neues wissenschaftliches Genie der Natur das Geheimnis der Verwertung des Lichtes als Kraftquelle ablernte. Aber selbst wenn das der Fall wäre, würde die Sache nicht viel anders werden. Der Lichtstrahl ist nämlich als Kraft immer sehr schwach, und nur durch die ungeheure Fülle, mit der er die Erdoberfläche trifft, kann er großes wirken. Wenn die Chemie das Licht verwenden wollte, so könnte sie ihren Betrieb nicht in großen Fabriken konzentrieren, sie müßte hinausgehen in die Natur, ihre Apparate ins Unendliche vervielfältigen und sie überall da auf-

stellen, wo sie von dem Lichte getroffen werden. Was für eine künstliche Veranstaltung aber könnte da dem gleichkommen, was die Natur in ihren Billionen von Pflanzen, jede wieder mit ihren Millionen von Zellen geschaffen hat? Was könnte zweckmäßiger sein als diese kleinen Laboratorien, die dem Lichte selbst entgegenwachsen, die sich selbst aus dem Wege räumen und absterben, wenn die Bedingungen für ihre Thätigkeit ungünstig werden, und die sich selbst wieder erzeugen, wenn Licht und Wärme wieder rufen?

Gewiß, weder die Chemie noch irgend eine Wissenschaft könnte einen vollkommeneren Appart zur Erzeugung der Nahrungsmittel erfinden als denjenigen, welchen die Natur selbst geschaffen und uns ohne Mühe in die Hand gegeben hat. Daher wird es auch wohl bei diesem Apparat bleiben.

Eines aber hat uns die Betrachtung, ob dieser Apparat nicht ersetzt werden könne, doch gelehrt und lehrt uns noch. Das sind die Gesetze, nach denen derselbe wirkt. In dem Moment, wo wir die Nahrungsmittel selbst künstlich herstellen können, werden wir erst ganz verstehen, wie die Natur sie herstellt. Dann werden wir die Bedeutung der Pflanzenwelt als eines chemisch-physikalischen Laboratoriums der Natur in seiner ganzen Feinheit bewundern und begreifen. Dann werden wir aber auch lernen in diesen Apparat eingreifen, wenn derselbe unsre Bedürfnisse nicht befriedigt.

Die Frage der Zukunft wird also nicht sein, ob die Chemie die Landwirtschaft aus ihrem altehrwürdigen Stand als Erzeugerin der Nahrungsmittel der Menschheit verdrängen wird. Sie wird aber die sein, ob die Landwirte von der Chemie so viel lernen werden, daß sie ihre Thätigkeit nicht nach einer alten unverstandenen Routine, sondern wie einen Zweig wissenschaftlicher Thätigkeit ausüben. Landwirtschaft ist nicht ein Gegensatz gegen Industrie, sie ist auch Industrie, die auf wissenschaftlicher Grundlage beruht mit Laboratorien und Fabriken, die die Natur selbst baut, mit Kräften, die statt von Wasser und von Kohle direkt von der Sonne geliefert werden.

Wenn die Landwirtschaft aber diesen Weg geht, dann wird sie auch die steigenden Bedürfnisse des Menschengeschlechts befriedigen können. Das kann ich jetzt behaupten, weil ich den eigentlichen Kern des Verhältnisses bereits klargelegt habe. Das liegt darin, daß die Elementarbestandteile der Nahrungsmittel ja bei dem Stoffwechsel gar nicht verschwinden, sondern nur in einem fortwährenden Kreislauf begriffen sind. Vermehrung der Nahrung bedeutet Vermehrung der Ausscheidungen und damit also auch des der Pflanzenwelt als Rohstoff dargebotenen Materials. Wenn der Bedarf der Tierwelt steigt, so bietet sie damit auch die Mittel zur Vermehrung der Pflanzenwelt. Diese beiden großen Zweige des Lebens verhalten sich wie die beiden Eimer am Brunnenseil, von denen immer einer den andern heraufzieht. Ein Mangel kann daher nur eintreten, wenn der Kreislauf nicht rasch genug von statten geht, wenn eine Anhäufung auf der einen Seite stattfindet. Da wird es dann eine Aufgabe der chemisch-landwirtschaftlichen Technik sein, wenn eine solche Verschiebung zu gunsten der Tierwelt eingetreten ist, wenn ein zu großer Anteil des organischen Materials

in ihr festgestellt ist, so daß die Pflanzenwelt nicht rasch genug die andre Seite des großen Stoffwechsels der Natur besorgen kann, die Üppigkeit des Pflanzenwuchses so zu steigern, daß er der vermehrten Tier- und Menschenseite wieder das Gleichgewicht hält.

Das wäre die Fragestellung, von der wir ausgegangen sind, die Lösung des Problems der Ernährung der steigenden Menschenzahl. Daß diese Lösung theoretisch möglich ist, habe ich jetzt gezeigt, und zwar weil organische Elemente bei diesem Kreislauf nicht verloren gehen, es sich also nur um den Ersatz der Kräfte handelt. In dem Licht steht aber der Pflanzenwelt eine Kraftquelle von unerschöpflicher Leistungsfähigkeit zu Gebote. Es handelt sich nur darum, die Oberflächen zu vergrößern und zu vermehren, die dieses Licht aufsaugen, und das ist in sehr, sehr weiten Grenzen möglich.

Nun muß ich aber noch den Leser damit bekannt machen, daß diese tröstliche Auffassung erst in allerneuester Zeit einen sichern wissenschaftlichen Boden gewonnen hat. Vorher schien sie an zwei Klippen zu scheitern. Man muß sich, um dies zu verstehen, den Haushalt der Natur, wie ich ihn hier schilderte, vorstellen wie das Geschäft eines Kaufmanns. Die durch die lebenden Wesen hindurchwandernden Atome der organischen Elemente stellen gewissermaßen den Umsatz des Geschäftes dar, seine Einnahmen und seine Ausgaben. Daneben muß das Geschäft auch ein Kapital haben, das in den festen Anlagen des Geschäfts, d. h. in den lebenden Wesen selbst drin steckt. Wenn nun der Umsatz vermehrt wird, so muß auch das Kapital vermehrt werden, weil beide in einem gewissen Verhältnis zu einander stehen müssen. Daß nun die Vermehrung des Umsatzes diesen Kaufmann nicht bankrott machen wird, habe ich schon gezeigt, weil alles, was auf der einen Seite ausgegeben wird, auf der andern Seite auch wieder in der Einnahme erscheint. Aber woher wird der Kaufmann die Mittel nehmen, um sein Kapital entsprechend zu vermehren? Mit andern Worten: woher werden diejenigen organischen und anorganischen Elemente kommen, welche nun den Körper der vermehrten Pflanzen aufbauen? Wenn diese dem Umsatze entzogen würden, dann müßte allerdings ein Defizit in den den Tieren zu überliefernden Nahrungsmitteln entstehen. Es muß daher das Kapital der organischen Welt um so viel vermehrt werden, und diese Elemente müssen von der anorganischen Natur hergegeben werden. In bezug auf den Kohlenstoff, den Wasserstoff, den Sauerstoff hatte das nun kein Bedenken, weil in der Kohlensäure, dem Wasser und dem Sauerstoff der Luft ein überreicher und leicht zugänglicher Vorrat an diesen Elementen enthalten ist. Schwieriger war die Sache mit den Salzen. Die urspüngliche Landwirtschaft, die deren Anteilnahme an dem Pflanzenkörper noch nicht würdigte, erschöpfte den Boden hauptsächlich dadurch, daß sie die in die Pflanzen übergehenden Salze derselben dem Boden nicht wieder zurückgab, nachdem die Tierwelt sie wieder ausgeschieden hatte. Liebig namentlich hat uns darüber belehrt und uns gezeigt, wie wir durch diese Rückgabe den Boden nicht nur auf seiner Fruchtbarkeit erhalten, sandern wie wir auch durch die Nutzbarmachung der in den Mineralien

enthaltenen Salze, namentlich der Kalisalze und der Phosphate, die Fruchtbarkeit erhöhen können.

Der schwierigste Punkt aber lag in dem Verhalten des Stickstoffs. Nicht daß die Natur nicht auch reich sei an Stickstoff. Wir besitzen ja einen unendlichen Vorrat davon in der atmosphärischen Luft. Aber dieser Stickstoff ist frei, mit keinem Element verbunden und daher gegenüber dem organischen Leben sehr indifferent. Es bestand daher die Meinung, daß er überhaupt an diesem Leben sich nicht beteiligen könne und für dasselbe nur der mit andern Elementen verbundene Stickstoff in Betracht komme. Nun geht bei manchen Prozessen, z. B. bei den Verbrennungen, die zur Entwickelung einer hohen Temperatur führen, gebundener Stickstoff in die freie Form über. Man überlegte also so. Der freie Stickstoff kann niemals in das organische Leben einbezogen werden. Das letztere ist also auf den gebundenen Stickstoff angewiesen. Ist dieser gebundene Stickstoff vollständig in die Pflanzen- und Tierwelt aufgenommen, dann ist das Maximum des organischen Lebens erreicht. Nun wird aber fortwährend durch die Verbrennung und durch einige andre Prozesse gebundener Stickstoff in freien übergeführt, und deshalb muß das erreichbare Maximum des organischen Lebens fortwährend abnehmen. Glücklicherweise ist diese Überlegung aber nicht richtig gewesen. Zuerst hat man die Entdeckung gemacht, daß es in der Natur einige Verbrennungsprozesse giebt, bei denen gerade umgekehrt freier Stickstoff in gebundenen umgewandelt wird, z. B. in großem Maßstab in den Vulkanen, in kleinem Maßstab in den Leuchtgasbrennern. Von den ersteren rühren wahrscheinlich die großen Lager von Salpeter her, die den Reichtum Chiles bilden und mit denen unsre Landwirte den Stickstoffgehalt ihrer Felder vermehren. Die zweite noch erfreulichere Entdeckung aber war die, daß gewisse Pflanzen, namentlich die Hülsenfrüchte, entweder durch sich selbst oder durch einen Spaltpilz, der in ihren Hüllen lebt. das ist für den Erfolg ja gleichgiltig, die Fähigkeit doch besitzen, sich des freien atmosphärischen Stickstoffs zu bemächtigen. Mit dieser Einsicht ist gewissermaßen eine neue Epoche für die chemisch-landwirtschaftliche Technik angebrochen. Denn nun ist in unserm gegenwärtigen Erkenntnisbereich kein Maximum vorhanden, welcher der Vermehrung der Pflanzenwelt, und damit der Tierwelt die unübersteigliche Schranke bilden sollte. Nun heißt es: Menschengeschlecht blühe.

Bevor ich jetzt schließe, habe ich nur noch einige Worte zu sagen über eine andre Möglichkeit, die erst in den allerunbestimmtesten Umrissen am Horizont der Zukunft auftaucht. Wenn die Chemie überhaupt lernt, die Nahrungsmittel herzustellen, so wird es ihr auch gelingen, in den Atomgruppierungen derselben allerlei Variationen hervorzubringen. Statt der Kohlenhydrate mit 6 Kohlenstoffatomen könnte man z. B. solche mit 4 oder 5 Kohlenstoffatomen herstellen. Wenn nun Tiere oder Menschen mit diesen ernährt würden, würden da sich nicht merkwürdige Variationen auch in ihren Lebensvorgängen einstellen? Man kann gegen diese Vorstellung manche physiologische Bedenken anführen. Aber ich will dies nicht thun, weil es nicht notwendig ist. Man braucht sich nur die Natur als den ungeheuren Haushalt vorzustellen, der sie ist und den ich

jetzt in rohen Zügen entwickelt habe, um einzusehen, daß eine einseitige Änderung nicht möglich ist. Alles in diesem Haushalt ist auf einander angewiesen, alles paßt zu einander. Ein Glied, welches, auf einer andern Atomgruppierung beruhend, nicht in dieses Gesetz der fortwährenden Umlagerung der Atome eingriffe, würde nicht seine Existenz behaupten können. Dieses ganze Getriebe der organischen Natur mit all' seinen Formen, all' seinem Leben, wird beherrscht von den inneren Kräften der Atome einerseits, von den Kräften, welche uns von der Sonne zukommen, anderseits. Das Widerspiel dieser beiden Faktoren erhält die Atome der organischen Elemente in einer fortwährenden Bewegung, in einem Kreislauf, in dem sie ihre Ruhelagen fortwährend verlassen, um immer wieder nach verbrachtem Kreislauf in dieselben zurückzukehren. In diesem Kreislauf aber stellen die Verbindungen, welche die lebenden Wesen zusammensetzen, die Kohlenhydrate, Fette und Eiweißkörper, ausgezeichnete Punkte dar, die Knotenpunkte würde der Mathematiker sagen, welche sich nicht werden verändern lassen.



Der Deutschenhaß und die deutsche Diplomatie.

Von einem früheren Diplomaten.

Der Haß, dieser Trieb des Menschen, seinen Nächsten zu beschädigen und wo möglich zu vernichten, ist vom moralischen Standpunkte aus jeder Zeit als verwerflich angesehen worden. Er wirkt auch, wie alle Leidenschaften, verderblich, indem er der Seele die Ruhe raubt und sie der Stimme der Vernunft unzugänglich macht.

Das Objekt des Hasses, mag es ein Privatmann oder eine Regierung sein, kann denselben verdient haben, wie Geßler, als ihn Tell erschoß, und Spanien in der Bedrückung der Niederlande. In diesen Fällen ging das Unrecht voran, und der Haß trat als Rächer auf, im Dienste der allwaltenden Gerechtigkeit Gottes auf Erden.

Dieser Rechtfertigung bar ist aber jeder andre Haß, und am verächtlichsten ist wohl derjenige, welchem Neid und Mißgunst zu Grunde liegen. Bei ganz unedeln und niedrigen Naturen regt sich dann oft noch ein Gefühl, das sie gerade zur Liebe zwingen sollte. Sie können das Gewicht der Dankbarkeit nicht ertragen, und um es abzuschütteln, schaffen sie sich Phantome und reden sich in den Haß hinein.

Im Privatleben verurteilen wir ohne Zögern denjenigen, welcher seinen Nächsten deswegen haßt, weil er angesehener oder reicher, klüger oder vom glücklichen Zufall mehr begünstigt ist, und nicht bedenkt, daß er diese Vorteile in der Regel seinem eigenen Streben verdanken mag und jedenfalls zu ihrem Genusse berechtigt ist. Wir sind alle einig, daß ein solcher, auf reiner Selbstsucht gegründeter Haß selbst das Hassenswürdigste ist.

Wie erklärt es sich nun, daß wir Deutsche, das als phlegmatisch und gutmütig verschrieene Volk der Denker, gegenwärtig mit Vorliebe unsern europäischen Zeitgenossen als Zielscheibe gehässiger Angriffe dienen, welche bei unsern mächtigsten Nachbarn rechts und links sogar bis zur Gefahr tödlichen Kampfes sich steigern? . . . .

Frankreichs Haß ist der unverhohlenste, wenn auch nicht der älteste dem Datum der Entstehung nach. Er datiert in ausgesprochener Form seit Sadowa. Obgleich Napoleon III. eben erst im Kriege gegen denselben Feind und das verbündete Sardinien nach seiner Meinung unsterbliche Lorbeeren errungen und Frankreich durch Annektierung zweier Provinzen bereichert hatte, welche dem beraubten Volke gerade als Stammländer seines Königshauses und seines Nationalhelden vor allem wert waren, so konnte der französische Dünkel es nicht ertragen, daß andre Nationen sich noch größeren Kriegsruhm erwarben. So entstanden zunächst die Gelüste nach fremdem Gute aus dem Neide, und es führte die entflammte Leidenschaft zu dem Völkerkriege, dessen Folge die Abtrennung jener Länder war, welche jetzt zurückgefordert werden, gleich als ob sie auf Grund von Raubzügen, wie Frankreich zu Ludwigs XIV. Zeiten dergleichen unternahm, und nicht in Folge von feierlich abgeschlossenen und ratifizierten Verträgen — viel zu milden Inhalts, sei's gesagt — vom deutschen Reiche besessen würden.

Es ist klar, daß ihre Zurückeroberung unendlich schwieriger ist, als selbst ihre Eroberung es unsern Waffen war, und daß nur dann eine Möglichkeit des Erfolges vorhanden ist, wenn das ganze Volk im glühenden Hasse gegen Deutschland erhalten wird. Um diesen Haß, den die Zeit zu mindern beginnt, nicht erlöschen zu lassen, wird von den Pariser Gewalthabern, ohne Rücksicht auf das Wohl des übrigen Landes, das den Verlust der Provinzen materiell garnicht empfindet, jedes Mittel, Lüge, Verleumdung und Unterdrückung jedes Widerspruches, angewendet und, als wirksamstes, die Kriegsbereitschaft immer weiter ausgedehnt, so daß die Kosten endlich eine solche Höhe erreichen werden, daß selbst ein unglücklicher Krieg dem erschöpften Lande kaum größere Opfer auferlegen könnte.

II.

In Moltke's herrlichen Briefen, welche jetzt eben dem deutschen Volke zugänglich gemacht worden sind, findet sich ein an seinen Bruder Adolf am 5. März 1855 gerichteter, worin er schreibt, daß der drei Tage vorher plötzlich verstorbene Kaiser Nikolaus auf seinem Totenbette der Kaiserin als letzte Bitte zugeflüstert habe, sie möge ihrem Bruder, dem preußischen Könige, sagen, daß er, der Sterbende, auf seinen Beistand für Rußland rechne, im Andenken an Friedrich Wilhelms III. Mahnung. Der König habe in Erwiderung auf diesen Anruf an den jungen Kaiser telegraphiert und eine entsprechende Antwort erhalten.

Wohin ist es mit der entente cordiale, wie sie aus diesem Depeschenwechsel hervorgeht, gekommen? Wie sehr ist es der russischen Partei, die Moltke in demselben Briefe bereits als Gefahr drohend erwähnt, gelungen, den Kaiser zu veranlassen, Deutschlands bundesbrüderliche Hand zurückzustoßen?

Suchen wir nach dem Ursprung des auf Unterdrückung des deutschen Wesens gerichteten Vorgehens der russischen Regierung, so finden wir, daß das krasse Russentum in der höheren Gesellschaft erst nach Beendigung des Krimkrieges sich geltend machte. Zu Lebzeiten des Kaisers Nikolaus hatte zwar Prinz Konstantin sich bereits zum Schutzherrn der altrussischen Opposition hergegeben, aber erst seinem schwächeren Bruder gegenüber wagte er es, die nationale Flagge dreister zu entfalten.

Im politischen Leben der Völker Europas war eine neue Lehre aufgekommen, welche das Axiom des europäischen Gleichgewichtes verdrängte: die Wiederherstellung der Nationen als staatlicher Gemeinwesen. Dies wurde das Ziel, welchem die Idealisten zustrebten, indem sie proklamierten, daß nur nationale Staaten die Bedingungen des Bestehens in sich trügen. In der praktischen Ausführung zeigte sich aber gleich eine Hauptschwierigkeit, die die Veranlassung zu endlosen Kriegen geben konnte. Woran erkennt man die Grenzen einer Nation? Was konstituiert sie? Natürliche Grenzen schafft gegenwärtig nur das Meer, Flüsse verbinden, sie trennen nicht die Völker, die Gebirge durchbrechen Tunnel, es bleibt nur die Schranke des Weltmeeres übrig.

Die gemeinsame Abstammung, die ursprüngliche Bedeutung des Wortes natio ist im Laufe der Geschichte auch nicht mehr maßgebend geblieben; Frankreich ist das Reich der salischen Franken, England das Land der Angeln und Sachsen, Völkerschaften, welche alle drei urdeutschem Stamme entsproßten; die Slawen sind, wie die Juden, fast über ganz Europa zerstreut und suchen nur an einigen Stellen, wo sich ein Häufchen erhalten hat, mühsam ihre nationalen Reliquien zusammen, nicht bedenkend, daß sie gegen den Strom der Zeit schwimmen, in dem sie doch früher oder später versinken müssen.

Auch die Völkersitten können als Zeichen einheitlicher Nationalität zu einer Zeit nicht mehr entscheiden, in welcher sich infolge des enormen persönlichen und litterarischen Verkehrs im gebildeten Europa die Sitten immer mehr einander gleich machen.

Es bleibt daher als einziges Erkennungsmittel gemeinsamer Nationalität nur die Sprache.

Die Wichtigkeit dieses Faktors ist anscheinend keiner Regierung so klar geworden wie der russischen. Denn unbarmherzig wütet sie gegen jede fremde Sprache, unbekümmert um das Elend, welches vor allem dem unteren Volke dadurch zugefügt wird, daß ihm plötzlich der Verkehr mit den weltlichen und geistlichen Behörden gehemmt wird.

Rußland, das ursprüngliche Tatarenreich, vergißt es völlig, daß es durch Polen, die Ostseeprovinzen und Finland, lauter geraubte Länder, mit Europa zusammenhängt, und daß erst von diesen Ländern die europäische Bildung, welche es besitzt, in das Volk übergegangen ist. Insbesondere die schönen, deutschen Ordensländer sind es gewesen, deren Söhne den russischen Fürsten die treuesten Diener waren, dem verschmitzten Russen an Urteil und Arbeitskraft und vor allem an Ehrlichkeit handgreiflich überlegen. In Riga wirkten deutsche Gelehrte, wie

Herder, große Musiker, wie Richard Wagner; aus Dorpat gingen Zierden der Wissenschaften hervor, alles auf Grund deutschen Fleißes und deutscher Gewissenhaftigkeit.

Nun treibt die Angst vor dem Nationalitätsprinzip die russische Regierung dazu, allem deutschen Wesen im Reiche den Krieg zu erklären und so die Quellen selbst zu zerstören, aus dem dasselbe bisher seine intellektuelle und ökonomische Kraft zu großem Teile gezogen hat. Es wird den Bewohnern der deutschen Ostseeprovinzen ein Idiom aufgezwungen, dessen schwächliche Litteratur ihm nimmermehr einen Ersatz für die Geisteswerke bieten kann, an deren Genuß sie bisher in ihrer Gemeinschaft mit dem großen deutschen Reiche partizipierten. Und was Hand in Hand mit der Unterdrückung deutscher Kultur geht, aber noch viel mehr ins Gewicht fällt, ist, daß russischerseits aus gleich nationalem Beweggrunde ein Religionskrieg gegen die evangelische Kirche betrieben und auf diese Weise dem geängstigten Gemüte sogar der religiöse Trost geraubt wird.

Deutscherseits ist bisher der Notschrei der Stammesbrüder in den Ostseeprovinzen, aus Rücksicht für die früheren guten Beziehungen zum St. Petersburger Kabinett, nicht zum Gegenstande diplomatischer Erörterungen gemacht, sondern offiziell mißachtet worden. Aber wenn im Kriegsfalle, den Rußland zu provozieren sich nicht scheut, diese in ihren verbrieften Rechten verletzten, in Sprache und Religion bedrohten Völkerschaften sich darauf berufen sollten, daß sie von Deutschen einst kolonisiert worden sind, daß sie bisher trotz der wechselnden Fremdherrschaft sich deutsch erhalten haben, fortdauernd durch deutsche Einwanderer gestärkt und erfrischt; wenn sie sich dessen entsännen, daß ihre Bischöfe früher als Reichsfürsten vom deutschen Kaiser belehnt wurden, und wenn sie sich endlich — immer den Kriegsfall vorausgesetzt — in deutsche Arme flüchten sollten, wen könnte ein solcher Entschluß wundern?

III.

Der Grund zur Ausdehnung dieses Gefühles des Hasses auf das deutsche Reich liegt aber auf politischem Gebiete und datiert vom Berliner Kongresse. Hatte sich doch Rußland im Frieden von S. Stefano einen Zugang zum Ägeischen Meere erzwungen, und nun mußte es, dem Drucke der um den Fürsten Bismarck versammelten Mächte nachgebend, diese Vorteile wieder aufgeben. Es war ja richtig, daß der Fürst sich als ein „ehrlicher Makler“ bewährt hatte, aber das machte ihm die russische Kamarilla gerade zum Vorwurfe; für ihre Interessen hätte er einseitig Partei ergreifen und die Türkei in den russischen Fesseln liegen lassen sollen. Jetzt richtete sich die Erbitterung gegen das vermittelnde Deutsche Reich; das Einvernehmen der drei Kaiser, welches bis dahin den Frieden erhalten hatte, wurde gestört, und das Bündnis mit Österreich, dem sich Italien anschloß, wurde notwendig, als Folge des russischen Verhaltens. Jetzt war Rußland im Osten gerade so isoliert wie Frankreich im Westen Europas. In seinen Plänen auf den Bosporus ist es mehr als je gehemmt, denn es hat wohl begriffen, daß es durch sein letztes ungestümes Vordringen denselben mehr geschadet als genützt hat. Österreich in Bosnien und England von Cypern aus halten eine strenge

Wacht, und Lord Beaconsfield's Ausspruch im Parlamente: „Bis hierher und nicht weiter“, hallt noch jetzt in ganz Europa nach.

Über die Thorheit des Deutschenhasses, den das deutsche Reich weder in irgend einer Weise hervorgerufen noch bisher politisch beachtet hat, kann kein Zweifel obwalten; er hat Rußland seines treuesten, uneigennützigsten Bundesgenossen beraubt. Es wäre auch kein Wort über ihn zu verlieren, wenn nicht die fortdauernden Aufhetzungen in der russischen offiziösen Presse und das theatralische Kokettieren mit Frankreich die Leidenschaften auf beiden Seiten der Weichsel aufregen und einen Krieg populär machen könnten, der deutscherseits freilich keinen weiteren Zweck haben könnte, als die russische Regierung über ihre unverständige Politik zu belehren.

IV.

Altmeister Goethe, der in allen Sätteln gerecht war, spricht in seiner Beschreibung der unheilvollen Kampagne vom Jahre 1792 den treffenden Satz aus — er nennt es einen neckischen Einfall — die Diplomatie wäre gewissermaßen der Schauspieldirektor, welcher die Rollen austeile, indessen die Truppe, aufs beste herausgestutzt, sich den Beifall des Publikums zu erringen suche. Die Wichtigkeit der Diplomatie ist hierin prägnant charakterisiert. Sollte sich wieder ein blutiges Schauspiel auf dem europäischen Theater abspielen, so glauben wir der Vortrefflichkeit der Schauspieler, d. h. unsrer Heerführer und Mannschaften, so viel menschlich möglich, vertrauen zu dürfen. Aber wie steht es mit unserm Schauspieldirektor, der die Rollen zu verteilen hat? Diese Frage ist dem Kritiker, der auch ein Stück Publikum ist, wohl erlaubt.

Leider sind uns, bevor Fürst Bismarck auftrat, andre Nationen, insbesondere die Franzosen, in dem Entwerfen von Intrigen-Stücken — den diplomatischen Verhandlungen — stets überlegen gewesen. Es ist erstaunlich, wie geschickt sie bei den Friedensverhandlungen — vom Westfälischen bis zum Wiener Kongresse — zu manipulieren verstanden, so daß sie oft mit der Feder noch mehr wieder gewannen, als ihr Schwert verloren hatte.

Die Engländer, diese alten Praktiker, haben es sich zum Gesetze gemacht, ihre diplomatischen Vertreter wo möglich alle fünf Jahre zu wechseln, damit dieselben nicht in ihrer jeweiligen Residenz anwachsen, die Interessen beider Länder zu vermischen anfangen und vergessen, daß der gute Diplomat sich in gewissem Sinne immer als auf feindlichem Terrain befindlich ansehen soll; denn es ist sein Beruf, die Schwächen des fremden Staates zu studieren, die Stellen auszukundschaften, wo er sterblich ist. Er braucht sich gar nicht in übertrieben freundschaftlichen Gefühlsäußerungen zu ergehen, wenn er auch selbstverständlich jeden Anstoß vermeiden muß, der Verwickelungen zur Folge haben könnte.

Mit den Großmächten Europas hat das Deutsche Reich Botschafter ausgetauscht, Gesandte des höchsten Ranges, bei denen die Fiktion gilt, daß sie nicht nur hinsichtlich der ihnen erteilten Aufträge, sondern in ihrer Person den Souverän ihres Heimatsstaates darstellen, so daß ihnen königliche Ehren erwiesen werden und sie ohne Vermittelung des Ministers des fremden Staates zur Person des

fremden Herrschers Zutritt erhalten. Aus dieser bevorzugten Stellung ergiebt sich die Notwendigkeit, nur solche Männer damit zu betrauen, welche sowohl im intimsten Vertrauen des absendenden Herrschers als im Besitze derjenigen Charaktereigenschaften sind, welche dem empfangenden Souverän den Verkehr mit dem fremden Botschafter angenehm machen. Je näher der Botschafter seinem Herrn steht, desto mehr werden seine Vorstellungen bei dem Hofe, an welchem er beglaubigt ist, Glauben finden und bei der Regierung Eindruck machen.

Der deutschen Diplomatie ist durch die gegewärtige politische Lage ihre Aufgabe deutlich vorgezeichnet. So lange der Friede erhalten werden kann, sind die Deutschland abholden Mächte diejenigen, welche die diplomatische Thätigkeit am meisten in Anspruch nehmen werden. Es kommt hier vor allem darauf an, dem Herrscher wie dem Volke die Überzeugung beizubringen, daß die drei verbündeten Staaten sich nur zu defensiven Zwecken verbunden haben können, daß nur die jenseitigen kriegerischen Demonstrationen die eigene Kriegsrüstung verursacht haben, daß dieselbe aber mehr als ausreichend ist, einen jeden Angriff abzuweisen; daß ferner ein solcher Angriff nur ein ungerechter sein könnte, welcher aus diesem Grunde auch von den übrigen europäischen Staaten verurteilt werden dürfte.

Durch die anscheinende Ruhe darf sich aber der Botschafter nicht verleiten lassen, sich auch selbst in Ruhe zu wiegen, sondern es liegt ihm ob, nach wie vor sorgfältig auf alle Anzeichen, bei der Regierung sowohl als auch im Volke, zu achten, welche auf eine Verschlechterung der Stimmung hindeuten.

Rußland und Frankreich sind im Charakter des Volkes und in der Form der Herrschergewalt so grundverschieden, daß sich auch die Einwirkung diplomatischer Personen auf ganz verschiedenen Bahnen bewegen muß.

Rußland, der in seinen Hilfsquellen unberechenbare und deswegen gefürchtete Koloß, gilt gegenwärtig als Hauptfriedensstörer. Frankreich erwartet demütig sein mot d'ordre. Preußen hatte am St. Petersburger Hofe zur Zeit Nikolaus' militärische Gesandte, wie den General von Rochow und den Grafen von Münster, welchen der Zar mehr Vertrauen schenkte als dem Grafen Nesselrode. Ein ähnliches Verhältnis soll zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Zar Alexander II. seiner Zeit bestanden haben. Wie ein wohlerfahrener Diplomat behauptet, ist gegenwärtig in St. Petersburg nur ein alter Haudegen am Platze, der so viel Respekt einflößt, daß er vor Attaken, von welcher Seite solche auch kommen mögen, sicher ist; der aber außerdem, auch inter pocula, immer guter Laune bleibt; der seine Sympathien auf die gemaßregelten deutschen Reichsangehörigen beschränkt, aber darin streng auf seinem guten Rechte besteht und ungetreuen oder lässigen Gouverneuren herzhaft zu Leibe geht — im übrigen seine Kritik über die inneren russischen Zustände aber im Busen verschließt oder nur seinem kaiserlichen Herrn meldet. — In Rußland ist selbstredend eine Einwirkung auf die öffentliche Meinung unausführbar, weil der letzteren zur Äußerung kein Organ zu Gebote steht.

Ebensowenig wie in St. Petersburg mag es jetzt in Paris ein Vergnügen sein, Botschafter zu sein, nicht einmal russischer, mag diesen auch augenblicklich die Nation mit Zärtlichkeiten fast ersticken.

Dem deutschen Botschafter in Paris wird seine isolierte Stellung ein wenig dadurch versüßt, daß die Regierung — soviel davon vorhanden ist — sich ängstlich bestrebt, auch die kleinsten Kieselsteine aus seinem Wege zu räumen, vielleicht mit dem Hintergedanken, sich bei später gehoffter Abrechnung dafür schadlos zu halten. Es ist zu bedauern, daß es unsrer deutschen Ehrlichkeit widerstrebt, unter der Hand Einfluß auf gemäßigte Tagesblätter in Frankreich zu gewinnen, nur zu dem Zwecke, der Wahrheit zu dienen. Dadurch könnte vielleicht mancher unsinnigen Lüge rechtzeitig entgegengetreten und die Spannung zwischen den Nationen gemildert werden. Aber es mag wohl schwer sein, einen Redakteur zu finden, der nicht von den Patrioten gehetzt wird. — Im allgemeinen ist der Franzose überdies Vernunftgründen sehr wenig zugänglich und läßt sich so sehr von den augenblicklichen Eindrücken leiten, daß ein Einwirken auf die öffentliche Meinung sehr schwierig ist.

V.

Sollte ein Krieg ausbrechen, so würde sich das Programm der diplomatischen Aktionen völlig ändern. Dann würden zunächst die Bundesgenossen in fortdauernder Fühlung mit dem Deutschen Reiche zu erhalten sein. In Italien hat sich, wenn man die politischen Berichte der Nuova Antologia als Thermometer betrachten darf, die Stimmung ein wenig zu gunsten Frankreichs gehoben, wozu die kluge Haltung des Ministeriums in der Pantheon-Angelegenheit und bei der Enthüllung des Garibaldidenkmals beigetragen haben mag.

Immerhin bleibt Italien unter dem Drucke der Befürchtung, daß man französischerseits die Hoffnung einer weltlichen Restauration des Papstes nicht aufgegeben hat; dann hat die Schließung des französischen Marktes aus politischer Mißstimmung das Landvolk schwer geschädigt, und endlich empfinden es die italienischen Patrioten, obgleich davon wenig die Rede ist, sehr tief, daß Nizza und Savoyen verloren gegangen sind — ein italienisches Elsaß-Lothringen.

Den Vertretern der beiden verbündeten Staaten kann es nicht schwer fallen, die italienische Regierung bei ihrer Bundestreue zu erhalten, da die Vorteile des Dreibundes für Italien auf der Hand liegen. Immerhin kann, bei der unbeständigen Laune des Kriegsgottes, rechtzeitiges Eingreifen eines schneidigen Diplomaten unter Umständen von entscheidender Wirkung sein, um so mehr, als das italienische Volk, gleich dem französischen, sich gern vom ersten Eindrucke beherrschen läßt.

In Rom bedarf ein Botschafter keines hochtönenden Namens, denn es giebt dort Marquis und Grafen im Überfluß, welche dem Volke nicht imponieren. Der Italiener ist dagegen noch immer Schwärmer für die Aristokratie des Geistes; Niebuhr, Wilhelm von Humboldt und in neuerer Zeit Herr von Keudell waren bei Hofe ebenso geschätzt wie in der Gesellschaft gern gesehen. Aber freilich, in der jetzigen rasch dahin lebenden Generation der Diplomaten ist selten Lust zum

tiefen Studium der Wissenschaften — oder zur Übung im Generalbasse — vorhanden.

Österreichs Freundschaft haben wir nach dem ernsten Waffengange von 1866, der nötig war, um die Ebenbürtigkeit der Hohenzollern den Habsburgern klar vor die Augen zu führen, wiedergewonnen, um sie hoffentlich nie wieder zu verlieren; ist doch der enge Anschluß an das übrige Deutschland für die Gesamtmonarchie eine Lebensbedingung geworden, seitdem die unklaren Nationalitätsgelüste dieselbe auseinanderzureißen drohen. Nur durch Erhaltung des deutschen Bandes sind die unlauteren Bestrebungen der roheren Volksstämme zu unterdrücken und auch letztere allmählich für edlere Zwecke bildungsfähig zu machen. In Wien ist die Aufgabe eines deutschen Vertreters einfach dahin vorgezeichnet, die bundestreue Gesinnung des deutschen Kaisers jeder Zeit zum Ausdruck zu bringen.

Mit England ist es fast unausführbar, feste Allianzen zu schließen, weil die jeweilige Majorität des Unterhauses die Haltung der Regierung bestimmt und diese plötzlichem Wechsel ausgesetzt ist. Aber der Schwerpunkt der englischen Politik liegt in der öffentlichen Meinung, die oft infolge sentimentaler, fast kindischer Regungen von einem Extrem ins andre übergeht. Was war weniger motiviert als die über Nacht gekommene Sympathie der City mit Frankreich nach der Schlacht von Sedan und das Gewimmer der englischen Zeitungen über die Fortsetzung des Krieges seitens der deutschen Mächte, während doch die Starrköpfigkeit Gambetta's allein die Schließung eines ehrenwerten Friedens verhinderte und die Hinschleppung des Krieges, die Belagerung von Paris und endlich die Greuel der Kommune veranlaßte? Auf die öffentliche Meinung wird in England ein fremder Diplomat selten einwirken können, es gelang dies selbst während des großen Krieges dem Grafen Bernstorff nicht, obgleich er nicht nur der Königin Viktoria, dieser treuen Familienmutter, wohl der angenehmste Botschafter war, der je die deutschen Interessen in London vertreten hat, sondern auch im ganzen Königreich allgemein verehrt wurde. Englands Politik schließt sich immer in die Worte ein: Do ut des. Die Kriege der Nachbarn können unter Umständen dem englischen Handel großen Vorteil bringen, und dann wird die City dazu schweigen; nur im entgegengesetzten Falle wird eine Mitwirkung der britischen Waffen zu erhoffen sein.

Dieser letztere Fall würde allem Vermuten nach eintreten, wenn Rußland mit kriegerischen Schritten beginnen sollte, mag es nun zuerst Österreich herausfordern oder sich wieder in die Angelegenheiten der Balkanhalbinsel mischen. Sollte dies letztere eintreten, so läßt sich annehmen, daß Rußland die Hilfe der rumänischen und serbischen Soldaten, denen es im letzten Kriege die endliche Besiegung der Türken zu danken hatte, nicht so leicht wieder erlangen wird, nachdem es sich jenen Staaten gegenüber nichts weniger als dankbar gezeigt hat. Sondern es würde wohl dann eine, von Österreich präsidierte Vereinigung aller Balkanstaaten dem Eindringen russischer Truppen Halt gebieten.

In der Türkei ist die Stimmung den Deutschen gegenüber gerade so freundlich wie in Frankreich feindlich, und dies datiert schon seit einem Jahrhundert. Meldete

doch schon dem Könige Friedrich dem Großen sein Agent von Rexin während des siebenjährigen Krieges, das Volk in Konstantinopel erhöbe den König bis in den Himmel mit seinen gloriösen Waffen, und man hörte nichts auf den Straßen und in den Kaffeehäusern als „Brandenburg, Brandenburg." Die deutsche Freundschaft wird auch für das osmanische Reich desto wertvoller, je mehr sich infolge der erleichterten Verbindung die Rajahs den übrigen Europäern nähern, kräftigen und die Widerstandskraft des Koran beeinträchtigen.

Daß Konstantinopel in die Hände eines Zaren fällt, wird Europa nie zugeben; auch Frankreich wird sich erinnern müssen, daß Napoleon I. dem Zar Alexander erzürnt zurief, nie dürfe jene Stadt dem Sultan entrissen werden, denn jedem andern Herrscher würde sie den Schlüssel zum Weltreiche öffnen. An dieser Klippe wird daher auch die russisch-französische Freundschaft scheitern. Das französische Kabinett hat neuerdings — wohl um dem russischen Kollegen Nelidow auf die Finger zu sehen — seinen sehr geschickten Vertreter in Madrid, Cambon, einen Ehrenmann, nach Konstantinopel deputiert. Da dieser auch im persönlichen Verkehr liebenswürdig sein soll, wird es dem deutschen Botschafter leicht sein, einen modus vivendi mit ihm anzubahnen, der den in der Türkei gemeinschaftlichen Interessen zugute kommen wird.

Der fremde Gesandte darf nie die Pforte brüskieren, denn der Türke ist unter den Nationalitäten der Balkanhalbinsel der gentleman par excellence, und mehr als anderswo gilt den türkischen Behörden gegenüber das Wort: suaviter in modo etc.

Ein taktvolles, festes Auftreten im Verein mit den Vertretern der Kongreßmächte wird auch fernerhin das russische Intrigenspiel zu nichte machen, das sich neuerdings wieder geltend zu machen sucht und in dem Durchgange der russischen Soldaten-Transportschiffe einen momentanen Sieg errang. Daß sich in dieser Nachgiebigkeit eine Schwäche der Pforte kund gegeben hat, ist allgemein angenommen worden, und die Vermutung liegt nahe, daß dem Drucke des russischen Botschafters von seiten seiner Kollegen wirksamer entgegengearbeitet worden wäre, wenn sie nicht alle unter dem Zauber der Liebenswürdigkeit des Herrn von Nelidow gestanden hätten. Freilich ist es schwer, mit der russischen Diplomatie in Kampf zu treten, da, wie die letzten bulgarischen Enthüllungen gezeigt haben, die Waffen ungleich sind und da die Deutschen wenigstens bis jetzt noch nicht verführerische Damen zu enrollieren verstehen, die in Schäferstunden Spionendienste verrichten.

Gleichen Erfolg hat Rußland erst ganz kürzlich auf der andern Seite des Adriatischen Meeres, im Vatikan, errungen. Zu der unausgesprochenen Herzens-Allianz mit Frankreich ist russischerseits der Papst als Dritter im Bunde geworben worden. Die Kundgebungen im Gaulois, im Osservatore Romano und im Moniteur de Rome lassen hierüber keinen Zweifel bestehen, ebensowenig wie über den Charakter der Verständigung, welche sich vergebens für eine Friedensliga ausgeben will, ein Pendant des Dreibundes. Denn während dieser, seinem defensiven Programm gemäß, bisher den Frieden Europas auf der völkerrecht-

lichen Basis aufrecht erhalten hat, kann das Triumvirat des Präsidenten Frankreichs, des Zaren und des Papstes — ein Unikum in der Geschichte — nur Angriffszwecke im Sinne haben. Der Dreibund nährt keine Gelüste nach fremdem Gute; er will nur verhindern, daß die Verträge zerrissen werden, und daß der Kampf um Elsaß-Lothringen, um das Patrimonium Petri und um den Besitz der Dardanellen von neuem die Kriegsfackel entzündet.

Diesem prononziert hervortretenden politischen Treiben des Stellvertreters desjenigen, der verkündet hat, sein Reich sei nicht von dieser Welt, mag wohl die Änderung in der Person des Gesandten beim päpstlichen Stuhle zuzuschreiben sein, welche der König von Preußen gegenwärtig für gut befunden hat. Von der frischen, für die heimischen Interessen wirkenden bewährten Kraft des jetzigen Gesandten ist eine aufmerksame Beobachtung, unbefangene Beurteilung und ein energisches Eingreifen mit Zuversicht zu erwarten.

In seine Amtszeit wird auch voraussichtlich eine Sedisvakanz fallen. Das letzte Konklave ging wider alles Vermuten in großer Eintracht vor sich; in drei Tagen war, 1878, der jetzige Papst gewählt, ohne daß irgend ein Streit, eine politische oder diplomatische Einwirkung stattfand, obgleich die Kardinäle von allen Seiten zahlreicher als jemals zuvor eingetroffen waren. Vielleicht war die vier Jahre vorher bei Gelegenheit des Arnim-Prozesses vom Fürsten Bismarck zugelassene Veröffentlichung des Erlasses vom 14. Mai 1872 auf die Haltung des Konklave nicht ohne Einfluß gewesen.



Entstehung und Bedeutung der Waffen.

Von

Max Jähns.

I.

Wer von dem Ursprung und der Entwickelungsgeschichte der Waffen Rechenschaft ablegen will, dem drängt sich zunächst die Frage auf: „Wie war denn vor Erfindung der Waffen der Urmensch von der Natur selbst zum Kampfe ausgerüstet?" — Gepanzert und bewehrt mit Pelz und Schuppen, mit Stoßzahn und Sporn, mit Huf, Tatze und Kralle, mit Schnabel, Gebiß und Giftzahn trat ihm die Tierwelt entgegen. Es giebt Forscher, welche der Ansicht huldigen, daß man solchen Feinden gegenüber die körperlichen Eigenschaften des „angehenden" Menschen gar nicht hoch genug veranschlagen könne. Ohne Zweifel sei er mit gorillamäßiger Kraft[1]) und Behendigkeit ausgestattet gewesen; alles, was die Sagen der Vorzeit von „riesenmäßiger Stärke der Recken berichten und

[1]) Der Kiefer eines Gorilla soll einen Druck von 200 kg, der eines kräftigen Menschen nur den Druck von etwa 35 kg ausüben können.

was in den vereinzelten Leistungen neuzeitlicher Athleten angestaunt werde, das sei des Urmenschen natürliche Mitgabe gewesen. Sein Gebiß und seine Nägel, die Kraft seines Armes und seiner Fäuste, seine affenartige Geschwindigkeit endlich hätten ihn in den Stand gesetzt, mit der feindseligen Natur und ihren Riesenbestien den Kampf auf Leben und Tod zu beginnen und siegreich zu vollenden.[1]) Der Mensch, wie wir ihn vor Augen haben, ist dieser Anschauung nach in seiner Leiblichkeit das Ergebnis einer veredelnden Zurückbildung der ursprünglichen Kampforgane, welche eben infolge der Erfindung von Werkzeugen und Waffen stattgefunden habe. Das Raubtierähnliche sei in demselben Maße geschwunden, in welchem sich die „mens" entwickelte.

Grundverschieden von dieser modernen Hypothese sind die Vorstellungen der antiken Welt hinsichtlich der uranfänglichen Ausstattung des Menschen für den Kampf. Ihr zufolge steht auch schon im Anbeginne alles Seins der Mensch vollendet da: „in edler, stolzer Männlichkeit, mit aufgeschlossenem Sinn, mit Geistesfülle, der reifste Sohn der Zeit." Der Urmensch ist dieser Anschauung nach auch gleich der Urheld, und die ersten Äußerungen seiner Kraft tragen bereits das adelnde Gepräge der Kunst. — Die urtümlichste Art des Männergefechtes, der Faustkampf, wurde von den Alten als eine Erfindung der Himmlischen selbst bewundert und als eins ihrer höchsten Geschenke verehrt. Horaz stellt in einer seiner Oden die Gabe des Faustkampfes sogar unmittelbar neben die Gabe der Sprache.[2]) Eine vergötterte Heroengestalt, der Kämpfer der Faust Polydeukes, vertrat im Kreise der Olympier seine Kunst, und auf Erden erhielten die nemäischen Spiele das Andenken jener ehrwürdigen Kampfesweise. Welche Rolle der Sport des Boxens noch heute bei den Briten spielt, ist bekannt,[3]) und in der That: der geregelte Faustkampf verdient es wohl, gepriesen und gepflegt zu werden; denn er bietet im Grunde schon ein Urbild der ganzen Kriegskunst. Stoß, Deckung und Finte — Angriff, Verteidigung und Scheinausfall (Demonstration) — diese Hauptmomente der Kriegskunst sprechen sich bereits im Faustkampf deutlich aus.

Doch weder die antike Vorstellung vom Urhelden noch die moderne vom gorillaartigen Vormenschen dürfte der Wirklichkeit entsprechen. Sicherlich hatten die ältesten Zusammenstöße geringe Ähnlichkeit mit den geordneten Faustkämpfen zwischen Polydeukes und Amykos, welche die griechische Kunst darzustellen liebte. Und wenn allerdings auch der Urmensch (wie noch jetzt alle unmittelbar im Naturleben stehenden sogenannten „Wilden") uns durch die Schärfe seiner Sinne weit übertroffen und vielleicht auch in der Verwertung von Nägeln und Zähnen eine Fertigkeit entwickelt haben wird, die heutzutage selbst das böseste Weib nicht

---

[1]) E. Kapp: Grundlinien einer Philosophie der Technik. Zur Entstehungsgeschichte der Kultur aus neuem Gesichtspunkte. Braunschweig 1877.

[2]) Carmina I, 10.

[3]) Männer wie Sir Robert Peel und Lord Byron haben es nicht verschmäht, the noble science of defence fachmäßig zu üben. — Vergl. Pierce Egan: Boxiana or Scetches of ancient and modern Pugilism. London 1824.

erreichen mag, so erscheint es doch höchst unwahrscheinlich, daß der Urmensch von riesenhafter Stärke gewesen sei. Auch die ältesten Gräber enthalten keine Gebeine von ungewöhnlicher Größe: die kurzen Griffe urzeitlicher Waffen lassen sogar auf sehr kleine, schmiegsame Hände schließen, und überdies steht fest, daß Körperbau und Kraft der Menschen im großen und ganzen durchaus ihrer Ernährung und ihrer Gesundheit entsprechen. Diese beiden Bedingungen haben sich aber im Laufe der Kulturentwickelung stetig gehoben: noch die Rüstungen des 15. Jahrhunderts sind so schmalbrüstig, ihre Beinschienen so eng, daß sie selten ein moderner Mensch anzulegen vermag. Um so weniger ist für die Urzeit an eine höhere Ausstattung des Menschen zum Kampfe zu denken als die, welche uns heute noch eignet; vielmehr ist anzunehmen, daß gerade die Schutzbedürftigkeit und Waffenlosigkeit unsres Körpers zur Erfindung der Werkzeuge und Waffen führten, auf denen unsre ganze Gesittung beruht.

Waffe und Werkzeug sind ursprünglich ein und dasselbe. Griechisch ὅπλον = Waffe bedeutet demgemäß eigentlich „Gerät" überhaupt; dasselbe gilt von dem lateinischen arma, und auch das urgermanische wêpno (wapono), welches mit jenem griechischen hoplon wurzelverwandt sein soll, hat wahrscheinlich die gleiche Doppelbedeutung gehabt. — Waffe wie Werkzeug sind dem Menschen eigentümlich. Keines auch der höher veranlagten Tiere fertigt sich Werkzeuge: Nur mit Schnabel und Kralle baut der Vogel sein Nest; nur mit den Zähnen sägt der Biber seine Bauhölzer; mit den Pfoten graben Fuchs, Dachs und Hamster ihren Bau. Dem Menschen dagegen ward, wie zum Sprechen so auch zum Werkzeugbilden, eine Urbegabung zuteil, welche den Tieren mangelt.

Was den Menschen zur Erfindung von Werkzeugen und Waffen führte, das war zunächst wohl die Befähigung zur Selbstbeobachtung. „Bei jedem Werkzeuge", so sagt Ernst Kapp[1]) „hat man den äußeren Zweck und die innere Konzeption seiner Herstellung zu unterscheiden. Jener liegt bewußt vor; diese erfolgt unbewußt; dort waltet Absicht, hier Instinktives. Beide Seiten aber begegnen sich und sind eins in der Zweckmäßigkeit." Um jedoch die Zweckmäßigkeit zu ermessen, hat der Urmensch kein andres Maß als seine Gliedmaßen, und demgemäß erscheinen die ersten Werkzeuge durchaus als Verlängerung, Verstärkung oder Verschärfung leiblicher Organe unter Benutzung der zur Hand befindlichen Gegenstände. Für diese thatsächliche Fortsetzung des angeborenen Organismus, welche zugleich ein unbewußtes Hinausverlegen der Vorstellung von sich selbst bedingt, braucht Kapp den treffenden Ausdruck „Organprojektion". — Dem entspricht es durchaus, daß das Wort ὄργανον im Griechischen zuerst ein Körperglied, dann dessen Fortbildung, das Werkzeug, und weiterhin sogar den Stoff bezeichnet, aus dem das Gerät verfertigt wird.

[1]) a. a. O. Ich benutze diese Gelegenheit, um Kapp's höchst geistreiches und anregendes Werk warm zu empfehlen. Es legt den anthropologischen Maßstab der Organprojektion nicht nur an die Geräte der Urzeit, sondern auch an die neuesten Erfindungen, ja sogar an die erhabenen Gebilde der Sprache und des Staates und gelangt dabei oft zu ganz neuen und überraschenden Ergebnissen.

Die vielgerühmte Königin der Waffen, die Lanze, ist nichts andres als eine Verlängerung des Armes, dessen Kraftäußerung sie steigert, indem sie zugleich das Ziel leichter erreichen läßt, ein Vorteil, der durch Freigebung des Speers im Wurfe sich noch erhöht. Ist der Vorderarm mit der Faust oder mit deren Verstärkung durch einen faßbaren Stein der natürliche Hammer, so erscheint der Stein mit einem Holzstil als dessen einfachste Nachbildung: der Stil ist Verlängerung des Armes, der Stein Ersatz der Faust. — Das sieht so selbstverständlich aus! Und doch hat Geiger recht, wenn er sagt: „So groß der Gegensatz einer Dampfmaschine unsrer Tage zu dem ältesten Steinhammer auch immer sein mag: dasjenige Geschöpf, welches zuerst seine Hand mit einem solchen Werkzeuge bewaffnete, es mußte einen Hauch jenes Geistes in sich spüren, welcher den Denker unsrer Zeit bei dem Aufblitzen einer neuen Entdeckung beseelt.[1])" — Wie in der Faust das Stumpfe vorgebildet ist, so in den Fingern mit ihren Nägeln und in den Schneidezähnen die Spitzen und Schneiden der Werkzeuge. Der gesteifte Zeigefinger wird zu Dolch, Bohrer und Nagel, und eben dies letzte Wort gebrauchen wir ja noch heute in der Doppelbedeutung für das Werkzeug wie für die Fingergliebdecke. Der mit einer Schneide versehene Hammer geht in Beil oder Streitaxt über. Keil und Meißel haben ihr Urbild in den Zähnen; die einfache Zahnreihe findet sich wieder an Feile und Säge, das Doppelgebiß im Kopfe der Beißzange und in den Backen des Schraubstockes. Der gekrümmte Finger wird zum Haken, die hohle Hand zur Schale und zum Spaten. Ein Werkzeug erweist sich um so „handlicher", je mehr in ihm die wesentlichen Eigenschaften der schöpferischen Hand verkörpert sind; denn gerade die Hand, welche Aristoteles so treffend „das Werkzeug der Werkzeuge" nennt, bietet in ihren verschiedenen Stellungen und Bewegungen die meisten der organischen Urformen, denen der Mensch unbewußt seine ersten Geräte nachgebildet hat.

Die Theorie der Organprojektion erklärt also die Erfindung unsrer technischen Hilfsmittel durch ein unbewußtes Nachschaffen. Ihr tritt ergänzend zur Seite die Theorie der Nachahmung, welche das Finden geeigneter Werkzeugsvorbilder durch die vergleichende Betrachtung der den Menschen umgebenden Gegenstände erklärt. In dieser Beziehung verdankt man Gustav Klemm lehrreiche Hinweise.[2]) Er legt dar, wie der Mensch für Herstellung seiner Werkzeuge und Waffen in allen drei Reichen der Natur Muster gefunden habe. Grundtypen des Keiles, des Meißels, der Axt- und Beil-Klinge liefern schon die Geschiebe, welche an den Ufern des Meeres wie an denen der Binnengewässer massenhaft und in den mannigfaltigsten Formen lagern. Einige Minerale, besonders Quarze und Feuersteine, kommen sogar häufig in durchlöcherten Stücken vor, deren scheinbare Durchbohrungen davon herrühren, daß weichere Einschlüsse andern Stoffes sich zersetzten. Derartige Stücke lassen sich durch Einfügung eines Stabes ohne weiteres zum Hammer gestalten. Wirken Gegenstände solcher Art durch

[1]) Vorträge zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Stuttgart 1871.

[2]) Werkzeuge und Waffen. Leipzig 1854.

ihre Form auf den betrachtenden Menschen, so lehren ihn andere: wie Basalt, Gneis, Feuerstein, Kiesel und Thonschiefer, durch ihr Gefüge, daß sogar hartes Gestein sich mit leichter Mühe spalten und teilen lasse, wenn man dem Fingerzeige der Natur folgt. Ganz besonders gilt das von dem so weit verbreiteten und von seiner Sand- und Kreide-Umgebung leicht ablösbaren Flint (Feuerstein). Schon wiederholter plötzlicher Wärmewechsel vermag Feuersteinkerne auf der Erdoberfläche in Splitter zu spalten, die unmittelbar als Nagel oder Messer brauchbar sind, und daher lernte der Mensch solche Flintkerne, deren Wesen zwischen Glas und Horn zu stehen scheint, trotz ihrer Härte bald in lange, schwache Splitter mit glasartiger Schneide zu teilen, indem er an der rechten Stelle den Keil ansetzte.[1]) — Mannigfaltige Vorbilder für Handgerät gewährt die Pflanzenwelt: Baumäste bieten den Haken und in ihm die Modelle der Hacke, des Hammers, der Axt; mehrzinkige Zweige stellen sich als Gabeln, Dorne als Pfriemen und Nadeln, Wurzelknollen als Keulen dar. — Und welch' eine Fülle prototypischer Werkzeugsformen bringt endlich das Tierreich! Zange und Scheere der Kerbtiere, Klaue und Schnabel der Vögel, Gebiß, Gehörn, Schaufel- und Zackengeweih der Vierfüßler — fordern sie nicht den Nachahmungstrieb des Naturkindes unmittelbar heraus? — Ja sogar für die Verbindung verschiedener Stoffe zu einem Werkzeuge fehlt es nicht an natürlichen Beispielen: die Wurzel, welche auf einen Stein trifft, sich spaltet und ihn umspannt, hält ihn nicht selten so fest, daß man ihn kaum herauszulösen vermag — es ist die natürliche Anleitung zur Befestigung steinerner Klingen in hölzerne Griffe. — So viel zur Erläuterung der Nachahmungstheorie.

Übrigens weist Klemm deutlich die Stufen nach, welche die fortschreitende Entwickelung erstiegen hat, um von dem rohen Stocke bis zur vollendeten Lanze, von dem scharfkantigen oder runden Steine zur meißelförmigen Klinge (Celt, Frame), zur Lanzenspitze und zum Streithammer emporzusteigen, und der englische Colonel Lane Fox hat in geistvoller Weise die Verbindungslinien zwischen den einzelnen Waffentypen gezogen,[2]) indem er darauf hinweist, wie ein und dieselbe Grundform in verschiedenen Größen wiederholt wird (z. B. Lanzenspitze und Pfeil, Dolch und Schwert) und wie ein und dasselbe Instrument lange Zeit mannigfaltigen Absichten dient, bis sich endlich für jeden Einzelzweck besondere Formen herausbilden. So läßt sich in der Geschichte der Hieb-, Schneide-, Stoß-, Wurf- und Schußwerkzeuge ein ununterbrochener Zusammenhang und eine immer schärfere Individualisierung nachweisen von den rohesten Anfängen bis zu den Erzeugnissen der neuesten Technik.

Allmählich wird sich der Mensch bewußt, in wie hohem Maße die Waffe den Unterschied der Kräfte ausgleiche. Bald betrachtet er das von ihm selbst geschaffene Werkzeug wie einen Teil seiner eigenen Persönlichkeit, den er als hohen Vorzug empfindet; bald leitet er sogar aus dem Besitze der Waffen, schier unwillkürlich, ein Recht ab: zunächst auf Jagd- und Fischfang, dann aber

[1]) Jul. Lippert: Die Kulturgeschichte in einzelnen Hauptstücken. Leipz. 1885.

[2]) Lectures on Primitive Warfare. Journ. U. S. Inst. 1867—1869.

auf den Jagdgrund selbst, um den er ja so oft mit andern Menschen hart gerungen, und demgemäß wird die Waffe ihm zum Besitztitel und zum Herrschaftszeichen[1]). Plutarch berichtet von Archidamos, daß er, gefragt, wie groß das Land der Spartaner sei, antwortete: „So weit unsre Lanze reicht!" In germanischen Landen hatte der Hammerwurf die Bedeutung feierlicher Grenzbestimmung; mit dem Hammer weihte man den Becher, die Braut und die Bare, d. h. man nahm Besitz von ihnen; immer noch wird mit dieser urtümlichen Vorzeitwaffe das ersteigerte Eigentum dem Meistbieter „zugeschlagen", während ein Grundstück, das der Besitzer nicht mehr halten kann, das daher freier Bewerbung verfällt, noch heute sub hasta, d. h. unter das Speerrecht gestellt wird. Denn der Speer ist zunächst das Zeichen des Kampfes. Wie die Fetialen der Römer den Krieg ankündigten, indem sie hastam ferratam ant sanguineam praeustam über die Grenze des Feindes schleuderten, so erklärten auch Goten und Nordländer den Krieg, indem sie einen angesengten, in Tierblut getauchten Stab (die Lanze der Urzeit) umhersandten und dadurch zugleich zum Aufgebote riefen. Aus dem Kriege aber geht der Sieg und aus diesem die Herrschaft hervor, und daher wurden, uralter Sitte nach, Gebiet und Reich mit Speer und Schwert verliehen und indem durch Überreichung eines Schwertes auch das Recht über Leben und Tod gegeben ward, wurde das Schwert zum Symbol des Gerichts[2]). Darum wird auch beim Schwert geschworen[3]).

Welch' hohe Bedeutung guten Waffen beigemessen wurde, erhellt ferner daraus, daß die Sagen fast aller Völker gewisse berühmte Waffen als Geschenk der Götter priesen. Wie Thetis den Achilleus mit den von Hephaistos geschmiedeten Waffen rüstet, so verleiht Wodan seine eigenen Waffen: dem Wölsungen Sigmund das Schwert, dem Dag seinen Ger, den grauen Gugnir. Helgi empfängt Namen und Schwert zugleich von der Walküre. Theseus wie Wittich, Wieland's Sohn, finden gottgegebene Schwerter unter gewaltigem Felsblock verborgen. Das Schwert Attila's galt für das göttlich verehrte Schwert des skythischen Kriegsgottes, das ein Hirt aus der Erde gegraben.[4]) — Es versteht sich, daß solchen Waffen Wunderkräfte eigneten, oft auch strenge Geschicke, die durch ganze Geschlechter fortwirkten. So melden die Sagen von Schwertern, die nicht ent-

[1]) Bastian: Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde. Berlin 1872.

[2]) Jacob Grimm: Deutsche Rechtsaltertümer. Göttingen 1828.

[3]) Besonders zur feierlichen Bekräftigung von Friedensverträgen (also zur Feststellung des Besitzstandes) schworen Franken, Sachsen, Dänen und Normannen auf ihre Waffen, zumal auf das Schwert. Der deutsche Sigfried stößt vor dem Drachensteine sein Schwert in die Erde und schwört darauf drei Eide, daß er nicht ohne die Jungfrau von dannen ziehen wolle. In den Heldenliedern der Edda soll bei Schiffes Bord und Schildes Rand, bei Rosses Bug und Schwertes Schneide geschworen werden. Die Gesetze der Langobarden und der Bayern fordern neben dem Eid auf die Evangelien den auf geweihte Waffen; ja noch bis zum 15. Jahrhundert erkennen deutsche Gerichte den Eid auf das Schwert.

[4]) Simrock: Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1864. — Die Erklärung, daß die von den Göttern verliehenen Waffen solche gewesen seien, die aus Meteoreisen bestanden, das vom Himmel fiel, ist gesucht und unwahrscheinlich.

blößt werden können, ohne jemandes Tod zu werden, von andern, die jeden Tag ihren Mann heischen. Dem Schwerte „Tyrfing" ist angewünscht, daß es, so oft es gezogen würde, seinen Mann fälle, daß es das Werkzeug zu den drei größten Schandthaten werde und dem Besitzer den Tod gebe (Herwarasage). Vorzüglich wirksam aber ist das Wölsungenschwert, das Odin in die Eiche gestoßen, Sigmund herausgezogen hat; es ist die herrlichste von allen Waffen; doch gegen Odins Speer geschwungen, zerspringt es in der Hand des Herrn. Sigmund's Sohn Sigund läßt aus den Trümmern das Schwert ‚Gramr' schmieden, mit dem er den Vater rächt und den goldhütenden Lindwurm erschlägt. [1])

Dergleichen Sagen wiederholen sich von Volk zu Volk, und wenngleich die uralte Vorstellung, daß die Himmlischen gewissen Waffen übernatürliche Kräfte verliehen hätten, früh erlöschen mochte, so haben doch bis ins späte Mittelalter manche Waffen einen, man muß sagen, persönlichen Ruhm gehabt und deshalb auch ihre eigenen Namen geführt. Sigfried ist doppelt schrecklich, wenn er den Balmung schwingt; die Klinge der Tizonada ist fast ebenso gefürchtet wie der Cid selbst. — Die Namen der Schwerter sind meist von ihrer Abkunft oder ihren Eigenschaften entnommen. ‚Balmung' z. B. heißt „Kind der Felshöhle" (Balm = überhangender Fels); denn er kommt mit dem Zwergenhorte aus hohlem Berge; ‚Gramr' bedeutet den Zorn; das Schwert Hildebrand's ‚Freisandt' ist das Sinnbild des Entsetzens (vreisen = Schrecken bringen) u. dergl. m.[2]) Ein in den Dichtungen oftmals wie ein Sprichwort wiederkehrender Reim lautet: „Ein edles Schwert ist wohl ein Land wert!"

Da nur der Wehrhafte sich und andern Sicherheit zu verbürgen vermochte, so war zur Mündigkeitserklärung des schwertmäßigen Jünglings eine notwendige Ergänzung die feierliche ‚Waffennahme', deren bereits Tacitus gedenkt. Sie bestand darin, daß der Fürst oder der Vater den jungen Mann mit Speer und Schild schmückte. „Dies ist", so sagt der Römer, „bei den Germanen die Toga, der Jugend erste Ehre; vorher galten sie für Glieder des Hauses, jetzt für solche des Gemeinwesens." Dieser Brauch der Wehrhaftmachung wurde später ‚Schwertleite' genannt. Zwischen dem, der sie erteilte, und dem, der mit dem Schwerte umgürtet wurde, bestand von diesem Augenblicke an ein inniges Verhältnis der Ehrfurcht und der Huld, und daher erscheint in alten Zeiten mehrfach die Sohnesannahme unter der Form der Waffengabe. (Adoptio per arma). So adoptiert z. B. der Ostgote Theodorich den König der Heruler, der byzantische Kaiser den Goten Eutharich, der Merowinge Gunthram seinen Neffen Childerich.

Wenn Geber und Empfänger der Waffen sich als Vater und Sohn verbanden, so erschienen diejenigen, welche das Schwert von demselben Waffenvater nahmen,

---

[1]) Uhland: Zur Geschichte der Sage und Dichtung. Stuttgart 1865.

[2]) Ich erwähne noch folgende Schwertnamen: Wittichs von Wieland verfertigtes Schwert heißt: ‚Miming', Heimes ‚Nagelring', Dietrich's ‚Sachs' oder ‚Schimming', Biterolf's ‚Schrit', Roland's ‚Durindarte', Karls des Großen wie auch das Wilhelms von Orange ‚Schoyûse' (Joyeuse). König Artus Schwert, das später Richard Löwenherz besessen haben und von diesem 1191 an Tankred von Sicilien gegeben worden sein soll, hieß Eskalibor. — Vergl. San-Marte: Zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters. Quedlinburg 1867.

als Brüder. ‚Schildgesellen‘ oder ‚Schwertgenossen‘ heißen sie in den Liedern. Es war das erste angestammte Gefolge eines jungen Fürsten, und unzweifelhaft hat der uralte Brauch bei der Entwickelung der ritterlichen Brüderschaften erinnernd mitgewirkt.

Bei der hohen Geltung der Waffen lag es nahe, sie auch bei der persönlichen Namenwahl zu berücksichtigen. Die Bezeichnung der ehrwürdigsten Urzeitwaffe, des ‚Hammers‘, ist noch heute als Familienname weit verbreitet.[1]) Wer wollte nicht lieber Hammer als Amboß sein!? Aber auch als Ruhmesname erscheint sie in der Geschichte. Martellus ist der Beiname jenes großen Majordomus Karl, der zwischen Tours und Poitiers die Araber schlug.[2]) Vielleicht führten auch die Makkabäer ihren Namen im gleichen Sinne, da das hebräische makkabi ‚Hammer‘ bedeutet.[3]) Der Zuname des vergötterten Romulus, Quirinus, heißt Lanzenschwinger; denn quiris oder curis = Lanze. — Im Deutschen verstand man unter ‚isen‘ kurzweg die Waffe und bildete davon Namen wie Isbert, Isentrud, Isfrida. Vom deutschen ‚ger‘ sind Gernot, Gerhard, Gerolt, Gerolf u. a. abgeleitet. Der Held Ecke, der den Dietrich zum Kampfe zwingt, erscheint als eine Vermenschlichung des Schwertes selbst; denn ‚ekke‘ heißt Schwert; Ekkehard ist der Schwertstarke. Auch die oft vorkommenden Namen, ‚Brand‘ und ‚Ort‘ bedeuten Schwert.[4]) — Und sogar die Schutzwaffen sind unter den deutschen Eigennamen vertreten. Grimheri, Grimhild führen auf ‚grima‘ = Helm zurück; der weitverbreitete Familienname Grimm bedeutet nichts andres; daran schließen sich Helmbold, Helmbert, Helmfried, Helmold, Helmut, Helmwin und Wilhelm, und die übrige Wappnung erscheint in Namen wie Sarburg, Sarild, Sartrud (von ‚sar‘ = Rüstung) oder Brunfried, Brunhard und Brunhilde (von ‚Brunna‘ = Brustpanzer).[5])

Wie der Einzelne so nannten sich auch Völker nach der Waffe. Auf den pilumnus populus, d. h. auf die speerschwingende Wehrmannschaft der Römer, flehen uralte Litaneien den Segen des Mars herab, und der das Volk leitende Diktator oder Rex redet die Volksversammlung als Quirites, d. h. als Speermannen, an.[6]) Auch die Samniter waren ein solches Speervolk; schon die Alten stellten diesen Namen mit σαύνιον = Spieß zusammen. Der Name der Germanen wird jetzt freilich nicht mehr als Ger-Mannen erklärt, sondern auf das Keltische zurückgeführt, wo er „Nachbarn“ bedeuten soll;[7]) doch mindestens vier deutsche Völkerschaften sind bestimmt nach den von ihnen bevorzugten Waffen benannt. Die Sachsen heißen nach dem „sahs“, dem Kurzschwert, die Langobarden

[1] Auch der römische Vorname Marcus scheint ‚Hammer‘ zu bedeuten.

[2]) Die Form Martellus entspricht durchaus dem lateinischen Namen Marcellus.

[3]) Kleinpaul: Menschen- und Völkernamen. Leipzig 1885.

[4]) Ecke u. Ort bezeichnen ursprünglich die Spitze.

[5]) Ferd. Khull: Deutsches Namenbüchlein. Braunschweig 1891.

[6]) Mommsen, Römische Geschichte, I, 5. Berlin 1874.

[7]) Grimm's Wörterbuch, IV, 1, II, 9. Leipzig 1892. Möglich ist auch die Ableitung von dem keltischen Worte „gairm“ = schreien, sodaß die Germanen die „Rufer im Streit“ wären.

nach der langen Streitaxt („barte"), die Cherusker und die Suardionen dem Schwerte („chëru" bzgl. „swairo"). Dahingestellt mag bleiben, ob der Name der Franken mit der Framea zusammenhängt, wenngleich das Schlachtbeil, die Franciska, allerdings als ihre nationale Waffe galt. Wahrscheinlich richtig ist die Zurückführung des Ausdrucks „Pikarde" auf die Pike und diejenige des Namens der bogenführenden Skythen (Σκύθης) auf das Deutsche „Schützen" (gotisch „skutja").[1])

In der Folge kam dann der Begriff verschiedener Waffengattungen auf, und mit ihm überträgt sich der Name einer Waffe auf ganze Scharen gleichgerüsteter Krieger, die mit der Zeit als so abgeschlossene Individualitäten erscheinen, daß sie im Mittelalter sogar ihre eigenen Schutzheiligen hatten. Patron der Reiterei war St. Georg,[2]) der ritterliche Drachentöter, Patron des Fußvolkes und insbesondere der Fußvolkshauptleute: St. Gereon, der an der Spitze einer Centurie der thebaischen Legion zu Köln den Märtyrertod starb. Als besonderer Heiliger der Schützen galt St. Sebastian, der edle Prätorianerhauptmann des Diokletian, der, seines Glaubens wegen, von mauretanischen Bognern mit Pfeilen durchschossen wurde. Die Artillerie fand ihren mystischen Beistand bei der hlg. Barbara, vor deren Gebete Türme und Mauern eingestürzt waren, um ihr den Weg zu dem versagten Gottesdienste zu öffnen, und deren feiger und ungläubiger Vater, der die Heilige selbst enthauptete, dafür vom Donnerschlag getroffen wurde.[3]) Zuletzt erwuchs auch noch den Pontonnieren ein besonderer Patron im hlg. Johann von Nepomuck, weil er „auf der Brucken das Leben verlor". — Die Poesie ist eben zu allen Zeiten unerschöpflich thätig.

Frühzeitig war es die Waffengeübtheit des Mannes, welche das Maß seiner Wertschätzung bildete. Gewisse Waffen zu tragen wird ein Vorrecht der Freien oder der Edlen. Schöne, tüchtige Waffen sind des Mannes höchster Stolz; sie gelten als edelste Beute; aus ihnen setzen sich die Trophäen zusammen; als höchstes Zeichen der Achtung und Freundschaft betrachtet man den Tausch der Waffen;[4]) sie dienen als Weihegeschenk an die Götter, und zuletzt begleiten den gefallenen Krieger seine Waffen auf den Scheiterhaufen oder ins Grab. Noch heute liegt der Degen auf dem Sarge.

---

[1]) Ein Skythe, der in Athen Freund des Solon gewesen sein soll, hieß τόξαρις, d. h. Bogner, ist also lediglich eine Übersetzung von Skythe.

[2]) Noch jetzt tragen die Reiter gern St. Georgsthaler als Amulet.

[3]) Auf französischen Kriegsschiffen heißt die Pulverkammer „la sainte barbe".

[4]) Wie jetzt der „Tausch" der Uniformen bei Fürstenbegegnungen als Ausdruck internationaler Höflichkeit und Herzlichkeit gilt.

(Fortsetzung folgt.)



Die polnische Revolution vom Jahre 1863.

Aus dem Tagebuche eines verstorbenen Diplomaten.

(Fortsetzung.)

In Berlin schien man gleich anfangs ziemlich geneigt zu sein, an etwaige Krongelüste des Großfürsten Konstantin zu glauben. Es war dies insofern wichtig, als in diesem Falle wohl anzunehmen stand, daß der preußische Hof seinen ganzen Einfluß in St. Petersburg daran setzen werde, die Abberufung des Großfürsten und des Marquis Wielopolski zu betreiben. Der wenige Monate darauf erfolgte Sturz dieser beiden Herren mag denn wohl auch etwas der preußischen Einwirkung zuzuschreiben sein, die sich in diesem Falle mit den Bestrebungen der Militärpartei am St. Petersburger Hofe begegnete. Die beabsichtigte Mobilmachung der drei preußischen Armeekorps an der russischen Grenze kam jedoch nicht mehr in Frage.

Sir William White, der damalige englische Vize-Konsul in Warschau (nachher Botschafter in Konstantinopel), versicherte mir später, daß, wenn diese Mobilmachung erfolgt wäre, England und Frankreich dieselbe mit einer gleichzeitigen Kriegserklärung gegen Preußen beantwortet haben würden. England war fest entschlossen, sich die Vorteile eines gegen Rußland aufgerichteten Polenreiches unter keinen Umständen durch Preußens Eingreifen rauben zu lassen. Und Napoleon III. dachte wohl schon damals daran, die Rheingrenze zu erwerben, für welchen Plan es kaum eine günstigere Gelegenheit geben konnte, als für eine unterdrückte Nationalität einzutreten.

Es ist als ein außerordentliches Verdienst des Herrn von Bismarck zu betrachten, daß er, trotz des entschiedenen Wunsches seines Monarchen, sich offen mit dem Schwert in der Hand an Rußlands Seite zu stellen, eine jede derartige Aktion verhinderte. Unbegreiflich bleibt dagegen die Kurzsichtigkeit, mit welcher das damals fortschrittlich angehauchte preußische Abgeordnetenhaus mit der polnischen Revolution sympathisierte. Jedes selbständige Polen (gleichviel mit welcher Regierungsform) wird und muß sich die Herstellung der Grenzen von 1772 zur vornehmlichsten Aufgabe machen, schon deshalb, weil für die Unabhängigkeit eines jeden größeren Staates der Ausweg nach dem Meere eine Lebensbedingung ist. Nehmen wir also an, daß zuvörderst nur das sogenannte Kongreßpolen zur Selbständigkeit gelangt wäre, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dieser kleine Staat sogleich versucht haben würde, wenn nicht mit offener Waffengewalt, so doch durch immer neu erregte Insurrektionen, alle Teile des ehemaligen Polen wieder an sich zu bringen. Preußen würde daher nicht nur die Provinz Posen, sondern auch Preußen und namentlich die alte polnische Seestadt Danzig fortgesetzt zu schützen haben. Gegen Polen allein würde Preußen sich wohl zu verteidigen wissen; aber wie, wenn Frankreich sich mit dem neuerstandenen Polen verbündete, wäre das nicht eine ebenso dauernde und vielleicht noch gefährlichere

Bedrohung Preußens, als wenn eines Tages Kosacke und Turko sich verbünden sollten? Man sollte meinen, jedes Kind müßte das einsehen.

Ja selbst wenn der panslawistische Traum Wielopolski's sich verwirklicht und Polen sich auch nur vorübergehend an der Spitze aller slawischen Länder befunden hätte, gegen wen würde dieser Koloß seinen ersten Schwertschlag geführt haben? Gegen wen anders als gegen Preußen, das nicht allein Besitzer slawischer Länder, sondern auch der natürliche Beschützer und Verbreiter des den Slawen so verhaßten Germanentums ist. Die Fluten deutscher Zivilisation dringen zu mächtig nach Osten vor und spülen ein Stück Slawentums nach dem andern fort, als daß ihm ein andrer Damm entgegengesetzt werden könnte als die Leichen der in einem erbitterten Rassenkrieg gefallenen Streiter. — Damit muß ein für allemal gerechnet werden, gleichgiltig, wer an der Spitze des Panslawismus steht, Rußland oder Polen.

Die Aufrechterhaltung des Status quo in Polen ist daher für Österreich und Preußen eine dringende Notwendigkeit, in diesem Sinne beschloß denn auch die preußische Regierung jetzt zu handeln. Obgleich die Mobilisierung der drei östlichen Armee-Korps nicht erfolgte, wollte man doch keinen Zweifel über die Intentionen des Königs und seiner Regierung aufkommen lassen. Zu diesem Zweck sollte dem Großfürsten Konstantin die höfliche, aber sehr bestimmte Erklärung gegeben werden, daß Preußen gewillt sei, mit Gewehr bei Fuß, aber als aufmerksamer Beobachter. die weitere Entwickelung der Dinge in Polen zu verfolgen.

Mit diesem Auftrage sollte sich ein General-Adjutant des Königs, Herr von Alvensleben, nach Warschau begeben. Auf eine desfallsige Anfrage in St. Petersburg wurde seitens der russischen Regierung indes der Wunsch ausgesprochen, der General möge, bevor er nach Warschau gehe, seinen Weg über St. Petersburg nehmen. In Warschau war man über diese Wendung der Dinge außer sich und suchte um jeden Preis diese Sendung zu hintertreiben.

Es war ja klar, welchen Eindruck eine derartige Demonstration allerorts machen mußte. Der Chef der diplomatischen Kanzlei des Großfürsten, Herr von Tegoborski, schrieb denn auch, sobald die Ankunft des Generals von Alvensleben in Warschau bekannt wurde, an den russischen Gesandten in Berlin, Herrn von Oubril, um ihn zu bitten, die Mission des Generals nach Warschau womöglich rückgängig zu machen. In zehn Tagen spätestens, hieß es in diesem Briefe, werden wir Herr der ganzen Revolte sein. Wozu also preußischerseits dieser ganze militärische Apparat? „Mr. de T., so schrieb Tegoborski, a eu la malheureuse idée de se rendre à Berlin, où il a peint le diable plus noir qu'il est en réalité.“ Der Kourier, der diesen Brief nach Berlin bringen sollte, wurde unterwegs von den Insurgenten aufgefangen und das Schreiben Tegoborski's im polnischen „Czas“, der „Times“ und der „Independance belge“ publiziert. Die Vorstellungen des russischen Botschafters kamen, wenn sie überhaupt gemacht worden wären, jedenfalls zu spät, denn General von Alvensleben war bereits nach St. Petersburg abgereist. Dort schloß er auf Wunsch des Kaisers eine Art von Militärkonvention, auf Grund deren russische Truppen bei Verfolgung der Insur-

genten auf preußisches Gebiet übertreten durften. Ferner verpflichtete sich der General, daß die preußischen Militärbehörden den russischen bei ihren Operationen gegen die Insurgenten den möglichsten Vorschub leisten sollten. Endlich sollte auch ein preußischer Offizier als Militärbevollmächtiger nach Warschau gehen, während ein russischer Offizier nach Posen zum preußischen General von Werder, dem das Oberkommando über die drei östlichen Armee-Korps gegeben war, kommandiert werden sollte.

Diese Konvention wurde durch eine unerhörte Indiskretion bekannt, und sofort erhob sich ein Sturm der Entrüstung, nicht allein bei den polenfreundlichen Westmächten, sondern merkwürdigerweise auch in der preußischen Kammer. Man wies auf den vorerwähnten Brief Tegoborski's hin, nach dem es schien, als ob die preußische Regierung ihre Hilfe der russischen fast aufgedrungen habe, ferner auf geheime Artikel in der Konvention, die vorgeblich der völkerrechtlichen Stellung Preußens nicht entsprechen sollten. Was den Brief Tegoborski's anbetraf, so war es klar, daß er nicht für die Ansicht der russischen Regierung gelten konnte, sondern lediglich die des Großfürsten Konstantin vertrat, und bezüglich der geheimen Artikel der Konvention, so enthielten dieselben in Wirklichkeit nichts als die ausdrückliche Verpflichtung beider Regierungen, sich gegenseitig alle nur einigermaßen wichtigen Mitteilungen über die Revolution, deren Leitung, Vorbereitung ꝛc. zu machen. Es war indes klar, daß durch diese militärische Abmachung ein ungeheurer moralischer Schlag gegen die Insurrektion geführt worden war, sowohl der Zorn Frankreichs und Englands als der Unwille am großfürstlichen Hofe zu Warschau bewiesen dies zur Genüge. Dem Drängen Frankreichs und Englands auf Erhaltung des sogenannten Nichtinterventionsprinzips wurden zwar sowohl in St. Petersburg als in Berlin einige Konzessionen gemacht, indem man zu verstehen gab, die Konvention werde nicht zur Ausführung gelangen. Thatsächlich blieb indes Preußen in seiner mehr drohenden als abwartenden Haltung, und die Insurrektion sah sich auf diese Weise bei jedem weiteren Schritte in ihrem Rücken bedroht.

Der Großfürst fühlte wohl das versteckte Mißtrauen, das sowohl in St. Petersburg als in Berlin beim Abschluß der Konvention gegen ihn vorgewaltet hatte, doch machte er gute Miene zum bösen Spiel und empfing die preußischen Offiziere mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit. Nur den wieder nach Warschau zurückgekehrten Baron T. überhäufte er mit Zeichen seines Unwillens. Das wunderte jedoch niemanden, denn es war bekannt, daß man am großfürstlichen Hofe genau wußte, was Herr v. T. seinem Könige und Herrn von Bismarck berichtet hatte. Merkwürdigerweise war man darüber aber auch im revolutionären Lager nicht minder gut und rasch unterrichtet worden, so daß Herr v. T. bereits wenige Tage nach seiner Rückkehr ein Schreiben der „National-Regierung“ erhielt, in dem ihm auf Grund seiner Berichterstattung mit „den ernstesten Maßregeln“ gedroht wurde. — Es ist auch sehr wohl bekannt, aus welcher Quelle in Berlin alle diese Mitteilungen nach Warschau gelangt sind. Ich will indes das, was man darüber sagte, nicht einmal dem Papiere anvertrauen.

Zunächst wurden die Nachrichten, welche über die Insurrektion in Warschau einliefen, immer bedenklicher. Es war entschieden, daß der Aufstand bereits großartige Dimensionen angenommen hatte und immer noch zu wachsen drohte. Aus Galizien und Posen kam die Jugend in Scharen, um sich dem Aufstande anzuschließen, ja selbst in Litauen zeigten sich bereits Spuren einer allgemeinen Schilderhebung. Dank dem System des Marquis Wielopolski, überall nur Polen als Beamte anzustellen, wurden mit Hilfe der der Revolution völlig ergebenen Zoll- und Eisenbahn-Beamten kolossale Waffen- und Munitions-Transporte in Polen eingeschmuggelt und durch frühere Offiziere polnischer Nationalität alsbald wohl exerzierte und disziplinierte Freischaren geschaffen. Der Fanatismus stieg aufs höchste. Alles eilte in die Wälder, und wer selbst nicht hingehen konnte oder wollte, steuerte wenigstens reichliche Geldbeiträge bei. Die Macht des geheimen Revolutions-Komitees wuchs mit jedem Tage. Anfangs schickte es seine Dekrete von außerhalb ins Land, aber bald hatte sich das fürchterliche Tribunal in Warschau selbst etabliert, und seine diktatorischen Erlasse folgten sich Schlag auf Schlag. Die Polizei bemühte sich vergebens, der geheimen Regierung auf die Spur zu kommen, alle ihre Anstrengungen blieben fruchtlos. Die unzeitige Polonisierung rächte sich auch hier, denn statt auf die Leiter der Revolution zu fahnden, wurden dieselben von den polnischen Polizei-Beamten nach Kräften unterstützt. So geschah es denn, daß die Dekrete der National-Regierung in Warschau gedruckt und öffentlich verbreitet werden konnten. Die Agenten dieser Regierung gingen ohne Scheu von Haus zu Haus, erhoben die befohlenen Kontributionen und überbrachten weitere Befehle. Ein Spioniersystem der ausgedehntesten Art war organisiert worden. Nichts blieb der geheimen Regierung verborgen, und wo sich ein Pole eines Verrats an der Sache der Revolution schuldig gemacht, traf ihn unfehlbar das Strafgericht. Ein Jude, der der Polizei als Denunziant gedient hatte, wurde in dem Augenblick ermordet, als er den Lohn dafür empfangen hatte. Ein Beamter, der eine Liste von Personen angefertigt hatte, die verhaftet werden sollten, wurde erdolcht, als er sich eben damit zum Polizei-Meister begeben wollte. Ein Gutsbesitzer hatte die revolutionäre Steuer verweigert und wurde dafür in seinem Zimmer ermordet. Ein junger Schriftsteller hatte gewagt, in einem polnischen Blatte einen heftigen Artikel gegen die Revolution zu veröffentlichen. Man fand ihn andern Tages auf der Treppe ermordet. Eine Frau hatte ihre Söhne abhalten wollen, sich zu den Insurgenten zu begeben. Sie büßte ihr Muttergefühl mit dem Tode.

Ich könnte unzählige derartige Beispiele anführen, doch wer kennt nicht die Greuelthaten, die zu jener Zeit von den sogenannten Hängegendarmen, diesen fürchterlichen Schergen des polnischen Revolutions-Tribunals, verübt worden sind? — Es genügt, zu konstatieren, welcher Mittel sich damals die Aktions-Partei bediente, um den Aufstand zu nähren und zu verbreiten. Es muß aber auch zugleich gesagt werden, daß der Fanatismus nicht minder das Seinige zur allgemeinen Schilderhebung beitrug wie der Terrorismus. Namentlich bewiesen die katholischen Priester und, von diesen angestachelt, die Frauen einen fast an Wahnsinn

grenzenden Fanatismus. Es sind mir Beispiele bekannt, wo Mütter ihre einzigen Söhne selbst dazu trieben, sich den Insurgenten anzuschließen, und dann über dieses dem Vaterlande dargebrachte Opfer in schwere Krankheit fielen oder gar den Verstand verloren.

Der Priesterstand hatte sich wie ein Mann auf die Seite der Revolution gestellt. Die Klöster wurden die Asyle für die geheime National-Regierung, die revolutionäre Presse, Waffen- und Munitionsvorräte und mißbrauchten so das Vorrecht der Unverletzbarkeit.

Priester stellten sich fast überall an die Spitze der Banden und fanatisierten das Volk durch Wort und Beispiel. Priester wiegelten die Bauern auf, die, wie schon gesagt, im allgemeinen wenig Lust zeigten, sich dem Aufstand anzuschließen, und nun mit den Waffen des Aberglaubens und des Terrorismus dazu gebracht wurden. Priester — es ist entsetzlich auszusprechen — forderten sogar zum Meuchelmord auf und erteilten dafür der heiligen Kirche Absolution! Mit einem Worte, der Priesterstand, durch alle Stufen der Hierarchie, bildete das rührigste und förderndste unter allen Elementen des polnischen Aufstandes von 1863.

Ich habe mir damals die Frage aufgeworfen, ob es Patriotismus allein war, was den polnischen Klerus antrieb, in so glühender Weise den Haß gegen Rußland zu predigen, oder ob nicht auch andre Motive diesem leidenschaftlichen Ausbruch zu Grunde lagen?

Ich glaube, daß von beiden etwas daran war, und daß National- und Religions-Haß sich hier die Hand reichten.

Die Jahrhunderte alte Feindschaft zwischen Polen und Russen hat sich schließlich, wie dies fast immer der Fall ist, am schroffsten in den kirchlichen Gegensätzen ausgeprägt. Für den Polen ist das Wort Russe identisch mit dem verhaßten Begriff des Andersgläubigen, und umgekehrt. Die abend- und morgenländischen Kirchen haben im Grunde genommen in ihren Dogmen und ihrem ganzen inneren Wesen so wenig tiefgehende Gegensätze, daß eigentlich nur um äußere Formen so erbitterte Kämpfe entstanden sind. Zar und Papst, das sind die beiden Gegensätze, die sich unversöhnlich gegenüber stehen und um welche sich Griechen und Lateiner scharen. Eigentlich also keine Frage des Glaubens, sondern lediglich der Suprematie. Die Scheidung zwischen unierten und nichtunierten Griechisch-katholischen beweist, wie geringfügig der kirchliche Unterschied ist, der beide Konfessionen trennt. Dieselbe streng orthodoxe Gemeinde, die heute den Patriarchen in Konstantinopel oder den heiligen Synod in St. Petersburg als ihr Oberhaupt verehrt, kann morgen, ohne an ihrem Ritus etwas zu ändern, sobald sie nur die Suprematie des Papstes anerkennt, sich zur römischen Kirche zählen. Je geringfügiger aber eben der Unterschied des Glaubens ist, um so heftiger ist der Kampf um die Herrschaft, ein Kampf, der nach dem Schisma von den byzantinischen Kaisern aufgenommen wurde, jetzt von den russischen Zaren fortgesetzt und wohl nie zu einem Friedensschluß führen wird. Rom hat in diesem Kampfe nur eine geistige, Rußland dagegen eine ungeheure materielle Gewalt für sich, und da die letztere rücksichtslos ausgebeutet wird, so ist dieser

Kampf ein völlig ungleicher. Die russischen Zaren haben zu allen Zeiten alle nur möglichen Mittel, die Gewalt und List angewendet, um, vornehmlich in Litauen, Podolien und Wolhynien, aber auch selbst in Polen, die römischen Katholiken dieser Länder von der Zusammengehörigkeit mit Rom zu trennen und der Gemeinschaft der russischen Staatskirche einzuverleiben.

Ein bekanntes Mittel, das zu diesem Zwecke namentlich unter der Regierung Nikolaus I. oft mit Erfolg zur Anwendung kam, war folgendes. In katholischen Ortschaften, wo sich einige, wenn auch nur wenige, orthodoxe Familien niedergelassen hatten, sorgte die Regierung sofort für eine griechische Kirche und einen Popen. Sobald dann der katholische Pfarrer durch Tod oder anderweitig abging, blieb seine Stelle unbesetzt und die katholische Gimeinde somit auch ohne Gottesdienst. Wenn dieses Provisorium einige Zeit gedauert hatte, erbot sich der griechische Pope, in der katholischen Kirche die Messe, wohlverstanden, nach lateinischen Ritus, zu lesen. Um dem Mangel an jedem Gottesdienst abzuhelfen, nahm die Gemeinde in der Regel dieses Anerbieten bis zur Ernennung eines eigenen, katholischen Pfarrers an. Diese Ernennung ließ aber vergeblich auf sich warten. Mittlerweile veränderte der Pope allmählich und der Gemeinde unmerklich den lateinischen Ritus, bis er schließlich zum griechischen geworden war. Sobald dies geschehen, erschien ein Regierungs-Kommissar in der Kirche und konstatierte, daß die ganze Gemeinde die griechische Messe gehört habe. Dieselbe wurde hierauf als offiziell zur Landes-Kirche übergetreten erklärt, und kein Protest half mehr gegen diese unfreiwillige Konvertierung. Man muß gestehen, daß dieses Verfahren ein geradewegs abscheuliches ist, und es ist daher begreiflich, daß die polnische Geistlichkeit ihren Gemeinden nicht allein das Festhalten an ihrem Glauben, sondern auch an der damit unzertrennlich verknüpften Nationalität zur heiligsten Pflicht machte. Je mehr nun die griechische Kirche zu konvertieren suchte, um so leidenschaftlicher wurde die katholische in ihrer Verteidigung, bis schließlich die Bestrebungen beider in einen unversöhnlichen National- und Religionshaß ausarteten.

Mir wurde im Jahre 1864 der Vorzug zu teil, einen höchst interessanten Einblick in diese Verhältnisse zu thun.

Ich hatte in diesem Jahre den Winter in Rom zugebracht und wurde in einer Privataudienz vom Papste empfangen. Pius IX. hatte gehört, daß ich während der Revolution in Warschau gewesen war, und mochte wohl wünschen, einmal von einer durchaus unparteiischen Seite ein Urteil über seinen polnischen Klerus zu hören. Der Papst ersuchte mich, ihm ganz offen und ohne Rückhalt meine Ansicht über das Verhalten der polnischen Geistlichkeit während des letzten Aufstandes auszusprechen. Pius IX. machte mir diese Aufgabe leicht, denn er fügte seiner Aufforderung zu einer rückhaltslosen Äußerung sogleich die Bemerkung bei: „on Nous a dit que Notre clergé en Pologne ait donné un peu dans la révolution.“ Ich entgegnete darauf, daß man fast sagen könne, der polnische Klerus habe die Revolution gemacht, wenigstens habe er alles gethan, das Volk durch Wort und Beispiel dazu anzustacheln. Der Papst schien über die Be-

merkung tief betrübt. Er sagte mir, daß es ihm großen Kummer gemacht, seine Geistlichkeit an dem Aufstande in Polen so direkt beteiligt zu sehen, denn die Kirche verdamme jede Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit und lehre stets, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Indes, bemerkte der heilige Vater, möge ich ihm als Mann von Ehre sagen, ob die russische Regierung sich nicht häufig die gewaltsamsten Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten gegen die katholische Kirche habe zu schulden kommen lassen? Ich mußte diese Thatsache natürlich zugeben. Weiter fragte mich der Papst, ob mir bekannt sei, daß je ein polnischer Geistlicher bei seinen Anreizungen zum Aufstand sozialistische Ideen verraten oder gar offen gepredigt habe? Mir war kein derartiger Fall bekannt, wie ich es denn überhaupt für ein Unding halte, irgend welchem Klerus, und namentlich dem katholischen, ernstlich kommunistische Grundsätze zuzutrauen. Der Papst schien mit einer gewissen Unruhe meine Antwort auf diese Frage zu erwarten und war sichtlich erfreut, als ich ihm kein Beispiel der Art nennen konnte. Er fragte mich alsdann, was ich von dem neuernannten Erzbischof von Warschau, Msgr. Felinski, halte. Ich sagte Sr. Heiligkeit unumwunden, daß ich denselben für einen unfähigen, schwachen Mann hielte, der sich von dem Strom der Tagesstimmung mit fortreißen lasse. Pius IX. deutete an, daß er zu seiner Betrübnis bereits dieselbe Bemerkung habe machen müssen. Felinski sei ihm als ein Mann von lauterem Charakter und festen Grundsätzen geschildert worden, und deshalb habe er ihn zum Oberhirten der Warschauer Erzdiözese ernannt. Sein Gedanke bei dieser Wahl sei gewesen, an die Spitze des polnischen Klerus einen Mann zu setzen, der es verstehe, sowohl die unberechtigten Übergriffe der russischen Regierung in die Rechte der katholischen Kirche mit Energie zurückzuweisen, als auch mit eben so großer Entschiedenheit den ihm untergebenen Klerus in den gesetzlichen Schranken seiner kirchlichen wie bürgerlichen Pflichten zu halten. Habe er sich in Felinski getäuscht, so bedaure er aufrichtig dessen Ernennung. Im weiteren Laufe des Gesprächs äußerte der Papst sein wiederholtes Bedauern über das Verhalten seines polnischen Klerus, das ihn um so schmerzlicher berühre, als ihm jedes Mittel fehle, diesen bedauerlichen Verirrungen zu steuern. Die russische Regierung habe dem heiligen Stuhle jede berechtigte Verbindung mit dem dortigen katholischen Klerus abgeschnitten, die Bischöfe dürften weder Verkehr mit Rom haben, noch der Papst ihnen direkt irgend welche Weisung zukommen lassen. Die russische Regierung verlange zwar jetzt, der heilige Stuhl möge durch irgend welche Kundgebung das Verhalten der polnischen Geistlichkeit offen tadeln, doch wäre es seiner Würde nicht entsprechend, seine Ansichten und Ermahnungen auf indirektem Wege zu äußern. Rußland möge damit beginnen, dem heiligen Stuhle den freien Verkehr mit dem polnischen Klerus wieder einzuräumen, ferner die vielen vakanten Bischofssitze wieder besetzen lassen, die Jurisdiktion des Papstes in allen katholischen Kirchensachen anerkennen und gewissenhaft jeden Übergriff gegen die katholische Kirche vermeiden, so werde der Papst ebenso gewissenhaft den Einfluß seines heiligen Amtes üben, um die polnische Geistlichkeit auf dem Wege der Pflicht und des Gehorsams zu erhalten. So lange Rußland aber seinen

Verpflichtungen gegen den Stuhl Petri nicht nachkomme, so lange es im Gegenteil sich fortwährender Unterdrückungen der katholischen Kirche schuldig mache, könne der Papst wohl als Mensch die Verirrungen des polnischen Klerus bedauern, ja, im einzelnen auch ermahnen und seinen Tadel aussprechen, nimmermehr aber als Oberhaupt der Kirche seinen Einfluß anders als auf dem alleinberechtigten Wege geltend machen. Und gerade jetzt, wo die Revolution von den Thronen gemacht werde, werde er fester denn je an den Rechten des heiligen Stuhles festhalten und nach keiner Richtung hin irgend welche Konzession machen. Wolle die russische Regierung, daß der Papst den polnischen Aufstand verdamme, so möge sie zunächst durch ein loyales Verfahren gegen die katholische Kirche beweisen, daß sie ihrerseits gewillt sei, sich jeder Ungerechtigkeit zu enthalten. So lange sie dies aber nicht thue, treffe sie allein die Verantwortlichkeit und der Tadel, denn sie habe allein durch unerhörte Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten die katholische (was so viel heißt, als die polnische) Bevölkerung zur Verzweiflung getrieben.

Indes, fügte der Papst schließlich noch hinzu, setze er wenig Hoffnung auf eine Änderung unter der Regierung Alexanders II. Man sage zwar, der Kaiser sei ein wohlwollender Herrscher, leider sei er aber auch ein schwacher, der die Ungerechtigkeiten, die in seinem Namen und unter seinen Augen verübt werden, duldete. Auf meine Bemerkung, daß das große Werk der Bauernemanzipation indes eine starke Initiative seitens des Kaisers erfordert habe, entgegnete der Papst, daß in diesem Falle der Kaiser aus der Not eine Tugend gemacht habe. Er habe begriffen, daß diese Frage endlich gelöst werden mußte, um einer blutigen Umwälzung, ähnlich der der französischen Revolution, vorzubeugen. Das sei im ganzen kein großes Verdienst, denn der Kaiser habe im Grunde nichts andres gethan, als seinen eigenen Thron zu sichern. Im übrigen sei Alexander II. ein leichtfertiger Herr, der Spiel, Trunk und andre Laster liebe und sich um Regierungsgeschäfte wenig kümmere. Er überlasse lediglich die Regierung dem Fürsten Gortschakoff. Dies sei aber ein Mann ohne alle Moral und Grundsätze, der kein andres Streben kenne, als im Amte und damit an der Macht zu bleiben. Pius IX. habe den Fürsten in früheren Zeiten persönlich gekannt. Er sei ein sehr angenehmer Gesellschafter von feinen Manieren und gefälligem Äußern, im Innern aber hohl, namenlos eitel und ohne wirkliche Erziehung des Geistes und des Herzens. Mir erschien dies Urteil, namentlich über den Kaiser, hart und voller Vorurteil. Aber ich hatte gut den Kaiser verteidigen und seine unverkennbar guten, ja großen Seiten hervorheben. Der Papst blieb bei seiner Ansicht und schloß die Unterhaltung mit der Bemerkung, daß man auf die meisten Russen das bekannte Wort Napoleons I. anwenden könne: „man brauche an einem Russen nur zu kratzen und der Barbar käme zum Vorschein.“ —

Diese Unterredung mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche bestärkte mich in der Ansicht, daß ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen Rom und der orthodoxen Kirche besteht, ein Gegensatz, der vielleicht noch Ströme von Blut kosten wird, jedenfalls aber eine neue Reihe von Unterdrückungen und Gewaltakten seitens der russischen Machthaber zur Folge haben dürfte. Mit geistigen Waffen zu

kämpfen ist die in äußeren Formen erstarrte und von keinerlei Bildung ihres Klerus getragene russische Kirche ja ganz unfähig.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder nach Polen zurück.

Die Dinge nahmen dort für die russische Regierung einen immer drohenderen Charakter an. Zwar waren die russischen Truppen noch in keinem größeren Treffen besiegt, da ein solches überhaupt noch nicht stattgefunden hatte, doch gelang es denselben auch ebensowenig, die zahlreichen Banden der Insurgenten zu zersprengen. Man rechnet, daß zu jener Zeit vielleicht 150 000 Aufständische unter den Waffen standen. Zum Glück für die Russen fehlte es dieser Schar jedoch an einem befähigten Führer.

Mieroslawski hatte sich zwar mit großem Geräusch als Oberbefehlshaber der polnischen Armee angekündigt, war auch wirklich ins Land gekommen, aber beim ersten Flintenschuß, wie dies die Art dieser Helden war, wieder davon gelaufen. Erst als er wieder fort war, erfuhr man durch aufgefangene Papiere, die, wie bereits erwähnt, äußerst merkwürdige Aufschlüsse über die eigentlichen Zwecke des Aufstandes gaben, daß der große Mann der Freiheit in Polen gewesen war. Seine Landsleute und Parteigenossen waren über seine schmachvolle Flucht dermaßen indigniert, daß ihn einige von ihnen in einem Café in Paris ohrfeigten. Seitdem war der gefürchtete Revolutionär jedenfalls unschädlicher geworden, als wenn er hinter Schloß und Riegel in irgend einer Festung säße. Die Insurgenten, obwohl ohne Führer, schlugen sich doch mit großer Bravour, wie denn überhaupt persönlicher Mut ein hellleuchtender Zug im polnischen Volkscharakter ist. Die offiziellen russischen Berichte sprachen allerdings nur von Siegen der kaiserlichen Truppen, es steht indes außer allem Zweifel, daß dieselben auch ebenso häufig den Kürzeren gezogen haben. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, daß die Insurrektion sich fast zwei Jahre hinziehen konnte? Die Taktik der Rebellen war, jede entscheidende Schlacht zu vermeiden und durch einen andauernden Guerilla-Krieg die russischen Truppen zu ermüden, welche, wie schon erwähnt, in überaus mangelhafter Weise geführt wurden. Die Leiter des Aufstandes hofften, daß, wenn Europa die verzweifelten Anstrengungen der Polen sehen werde, es ihnen schließlich doch noch zu Hilfe kommen würde. Einen Augenblick schien es auch in der That, als wenn die Regierungen plötzlich von einer Polomanie befallen seien; denn von den Westmächten ab bis zu den kleinsten europäischen Staaten fühlten sich fast alle Kabinette gedrungen, Rußland die ernstlichsten Vorstellungen zu gunsten der Polen zu machen. Zum Glück für die russische Regierung brach mittlerweile der deutsch-dänische Krieg aus, und das Interesse für das unglückliche Polen ging dann sehr bald über wichtigeren Tagesfragen verloren. Das Epitaph, das Sébastiani der polnischen Revolution von 1830 gesetzt hatte, wurde schließlich auch das der Revolution von 1863: Es hieß: „l'ordre régne à Varsovie," und damit war die Sache abgethan.

Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.

Während im Königreich der Aufstand immer größere Dimensionen annahm, war auch in Litauen die Revolution thatsächlich ausgebrochen. Einzelne von

Polen hinübergegangene Banden hatten dort zahlreichen Anhang gefunden, da der litauische Adel den Aufstand hier offen und mit aller seiner Macht begünstigte. Der Adel hoffte in Litauen an Einfluß wieder zu gewinnen, was er in Polen verloren hatte. Die Bauern (meist Ruthenen) waren zwar auch hier dem Aufstande im allgemeinen abgeneigt, wurden durch Terrorismus oder Versprechungen aber doch schließlich dazu gebracht, sich demselben anzuschließen. Die polnische Bevölkerung stellte indes das größte Kontingent der Insurgenten. Die größten Grundbesitzer Litauens (Graf Plater, Fürst Radziwill u. a.) standen an der Spitze der Bewegung und unterstützten dadurch in mächtiger Weise die Erhebung im Königreiche.

Die russische Regierung befand sich jetzt in einer ernstlichen Krisis. Die Agenten des großen europäischen Revolutions-Komitees hatten alles gethan, um womöglich auch in Rußland eine Revolution zum Ausbruch zu bringen. Überall waren die Bauern bearbeitet, sich den ihnen durch die Emanzipation auferlegten Ablösungsbestimmungen gänzlich zu entziehen. Man sagte ihnen, sie hätten das Recht, von ihren früheren Herren nicht allein die persönliche Freiheit, sondern auch die Überlassung von Grund und Boden ohne jegliche Entschädigung zu fordern. Diese Theorie fand natürlich solchen Anklang, daß die Bauern sich an vielen Orten zu Widersetzlichkeiten verleiten ließen, gegen welche das Militär einschreiten mußte. Die Ruhe und die friedliche Entwickelung Rußlands hingen jetzt an einem Haare, denn eine einzige, von Erfolg gekrönte Bauernerhebung und die furchtbare Lawine einer sozialen Revolution wälzte sich über das ganze Reich. In den Städten war die Bevölkerung durch in wahrhaft satanischer Weise ausgeführte, großartige und anhaltende Brandstiftungen in Not und Elend und dadurch zur Verzweiflung gebracht worden. „Helft uns die bestehende Regierung stürzen und ihr sollt Brot haben,“ zischelten die zahlreichen Agenten der Revolution den Notleidenden ins Ohr.

Während so im Innern des Reiches die Revolution mit allen Mitteln der Demagogie vorbereitet wurde, tobte dieselbe mit allen ihren Schrecken in Polen und Litauen. Die Erbitterung zwischen den russischen Truppen und den Insurgenten wurde immer heftiger, so daß auf beiden Seiten die ärgsten Greuelthaten verübt wurden. Man hatte einige Regimenter Garde sowie zahlreiche Kosaken nach Polen schicken müssen; denn unter den dort garnisonierenden Regimentern gab es viele Offiziere und Soldaten polnischer Nationalität, denen nicht mehr zu trauen war. Es wurde sogar eine Verschwörung entdeckt, die, wenn auch noch nicht weit genug verzweigt, doch leicht, ähnlich wie die Pestel'sche Militärverschwörung bei der Thronbesteigung Kaiser Nicolaus', im höchsten Grade hätte gefährlich werden können. Der unzufriedenen Elemente giebt es immer genug in der russischen Armee, sowohl unter den Offizieren als Soldaten. Schon mancher russische Zar hat dies schwer empfinden müssen. Jetzt verfuhr man ziemlich summarisch mit diesen Unzufriedenen. Einige kompromittierte Offiziere und Unteroffiziere wurden standrechtlich erschossen und die unsicheren Regimenter in das Innere des Reichs geschickt. Trotzdem aber jetzt zahlreiche und zuverlässige Truppen im Königreich

waren, hatten dieselben doch immer noch keinen entscheidenden Sieg über die Insurgenten davongetragen.

Im Gegenteil. Nachdem nach Mieroslawski's Flucht die Rebellen einige Zeit in vereinzelten Banden ohne einheitlichen Oberbefehl gefochten hatten, wurde im März 1863 ein gewisser Marian Langiewicz nicht allein zum Oberbefehlshaber der revolutionären Streitmacht, sondern zugleich auch zum Diktator über ganz Polen proklamiert. Langiewicz scheint in der That ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten gewesen zu sein. Der Sohn eines Arztes in Krotoschin, hat er, wie es heißt, seine Militärjahre in der preußischen Artillerie abgedient, wo er sich wahrscheinlich die taktischen Kenntnisse angeeignet hatte, die ihn befähigten, einen wenn auch kurzen, so doch ziemlich glücklichen Feldzug gegen die Russen zu führen. Seine ersten Unternehmungen waren von sichtlichem Erfolg begünstigt. Die russischen Truppen wurden Mal auf Mal geschlagen und einmal sogar ihrer gesamten Artillerie beraubt. Des Langiewicz Ruhm flog nun wie ein Lauffeuer durch das ganze Land. Was nicht bereits bei den Banden war, strömte jetzt unter die Fahnen des Diktators. Es schien, als ob man den Rat Walewski's: qu'ils marchent tous, vieillards, femmes et enfants, buchstäblich befolgen wollte, wenigstens stellten sich auch viele Frauen als Kämpfer in die Reihen der Insurgenten. Des Diktators erster Adjutant war ein Mädchen mit Namen Pustawojda. (Schluß folgt.)



Naturwissenschaftliche Revue.

Thales erwacht. — Aus Urdas Born. — Saftbewegung aus gelb werdenden Blättern. — Stickstoffaufnahme der Pflanzen. — Moosdecke des Bodens. — Heide und Prairie. — Handwörterbuch der Zoologie 2c. — Einfrieren von Lurchen. — Schleimhülle der Froscheier. — Scheitelauge. — Ichthyosaurus. — Entwickelung des Säugetierstammes. — Eiszeiten. — Geologie von Deutschland. — Ursachen der Deformationen u. Gebirgsbildung. — Entstehung des Erdöls. — Diamanten in Meteoren. — Neue Modifikation des gelben Phosphors. — Handwörterbuch der Chemie. — Handbuch der Physik. — Konstitution des Wassers. — Durchlässigkeit dünner Metallschichten für elektrische Strahlen. — Nachweis stehender Lichtwellen durch Fluoreszenz. — Farbige Photographien. — Entdeckung neuer Planeten mit Hilfe der Photographie des Himmels — Die Sonne und neue Sterne. — Algolsystem. — Natur der Sterne der Milchstraße. — Spektrum des Zodiakallichtes. — Planeten jenseits der Neptunsbahn. — Oberfläche Jupiters. — Atmosphäre der Venus.

Wenn eine gegenwärtig hochgefeierte Richtung der Kunst dadurch einen gewaltigen Fortschritt gegen alles früher Dagewesene gemacht zu haben glaubt, daß sie die Wirklichkeit ohne jede Idealisierung und oft genug recht unschön darstellt, so giebt sie damit ihre Berechtigung der Natur gegenüber auf, welche alle diese Dinge viel vollkommener herzustellen in der Lage ist wie jede Kunst. Umgekehrt wird einer naturwissenschaftlichen Arbeit ihre Berechtigung entzogen, wenn sie den Boden der Thatsachen verläßt und aus menschlichen Ideen aufbauen will, was zu schaffen nur der Natur zukommt. Eine solche Arbeit tritt uns entgegen in einer Schrift Stähely's[1]), welche den stolzen Titel führt: Thales erwacht! Den alten Jonier aber

[1]) Leipzig. Otto Wigand.

beschwört sie herauf, weil er alles aus dem Wasser entstehen ließ, und in Übereinstimmung damit sein Erwecker die Thätigkeit der Natur' aus dem Wasser infolge eintretender Oxydation derselben erklären zu können glaubt. Der Leser vernimmt mit Staunen, daß im Wasser, welches doch längst oxydiert ist, solche Vorgänge stattfinden sollen. Wirkliche Kenntnisse jedoch hindern den Verfasser eben nicht bei seinen Ausführungen, die weiter zu verfolgen nicht lohnt. Er ist Autodidakt, 1848 als Farmer im fernen Westen der neuen Welt durch den Kosmos von Humboldt für die Naturwissenschaften begeistert, und sein Fehler besteht nur darin, seine Ideen veröffentlicht zu haben in einem Buche, welches gelesen zu haben fast verdienstvoller ist wie seine Abfassung. Und diese 100 Seiten lange Schrift soll einem fünfmal so starkem Buche über das Fieber als Einleitung dienen!

Können wir somit dem Leser dieser Revuen, welcher sich über einzelne darin besprochene Gegenstände genauer unterrichten will, den erwachten Thales nicht empfehlen, so dürfen wir seine Aufmerksamkeit um so mehr auf ein Buch von Jaensch: Aus Urdas Born[1]) richten. Denn hier findet er die neuesten Entdeckungen der Botanik und auch der Zoologie in anmutender Weise ausführlich dargestellt. Das Verhalten der Pflanzen beim herbstlichen Abfallen der Blätter, ihre in Zwiebeln und Knollen enthaltenen Vorratskammern, die Forschungsweise bei mikroskopischen Untersuchungen, die Kompaßpflanzen und Ameisenbäume, der Generationswechsel und die Symbiose, endlich die Unsterblichkeit, welche den niedrigsten, sich nur durch Teilung fortpflanzenden Lebewesen, nicht aber den höheren, aus mehreren Organen bestehenden eigen ist, weil diese bei Versagen eines dieser Organe sterben müssen, bilden den Inhalt. So leicht dieser nun durch die klare Behandlungsweise verständlich ist, so ist es hinsichtlich des Titels immerhin dankenswert, daß die Vorrede Urda als eine der alles beherrschenden Schicksalsmächte, das Gewordene, in der deutschen Götterlehre vorstellt. Die oft recht mißlungene Ersetzung aller Fremdwörter durch deutsche Worte, welche Verfasser beliebt hat, erweist sich freilich als so unthunlich, daß er, um verständlich zu bleiben, ihre Rückübersetzung in Klammern zufügen muß. Vielleicht begegnet der Leser in dieser Sammlung einer oder der andern bekannten Arbeit; sie wurden alle bereits meist in Zeitungen veröffentlicht und erscheinen hier nur gesammelt.

Einige der in diesen Aufsätzen mitgeteilten Ergebnisse sind durch andre neuere Arbeiten wieder in Frage gestellt. So hält Wehmer eine Rückbewegung von Stoffen aus gelb werdenden Blättern[2]) in andre Teile des Pflanzenkörpers für gänzlich unerwiesen, ja für unwahrscheinlich. Nach seiner Ansicht gehen sie vielmehr nach dem Abfall der Blätter im Boden wieder in die Form über, in welcher sie die Pflanze allein aufnehmen kann, und damit wäre die große Bedeutung des Laubdüngers für den Wald erklärlich. Andre Angaben wiederum haben weitere Untersuchungen bestätigt. Dahin gehört die hier bereits mehrfach besprochene Bedeutung der von Pilzen verursachten Knötchen an den Wurzeln der Hülsenfrüchte,[3]) wie sie sich aus den Versuchen von Schlösing und Laurent ergiebt. Die niederen Pflanzen können der Atmosphäre Stickstoff entziehen und dadurch die Stoffe bilden, welche für die Ernährung der Tiere besonders wertvoll sind. Von höheren Pflanzen zeigen dank der in den Knötchen vorhandenen Pilze die Hülsenfrüchte die nämliche Fähigkeit. Eine andre vorteilhafte Wirkung niederer Pflanzen auf die Wachstumsverhältnisse hat Ebermayer in der Moosdecke des Bodens[4]) gefunden. Während diese den Eintritt der Wärme im Sommer in genügender Weise zuläßt, verhindert sie die zu starke Abkühlung im Winter. Den Waldbäumen kommt zwar die letztere Eigenschaft auch zu, aber sie erschweren das Eindringen der Wärme im Sommer, die Wiesenpflanzen verhalten sich umgekehrt, sie lassen die Erwärmung des Bodens im Sommer zu, verhindern aber seine Abkühlung im Winter nicht. Die Moosdecke bietet dann noch den weiteren Vorteil, daß unter ihr der Boden feucht und locker bleibt.

---

[1]) Berlin. Verein der Bücherfreunde.

[2]) Landwirtschaftliche Jahrbücher nach Naturwissenschaftlicher Rundschau 1892, S. 449.

[3]) Comptes Rendus 113, S. 776.

[4]) Forstlich naturwissenschaftiche Zeitschrift nach Naturw. Rundsch. 1892, S. 450.

Einige weitere botanische Untersuchungen erstrecken sich auf die Heide und die Prairie. Hinsichtlich der ersteren hat Krause[1]) gezeigt, daß ihr Auftreten von dem Eingriffe der Menschen abhängt. Sie wächst auf Boden, dessen Oberfläche zur Düngergewinnung abgehoben worden ist. Diesen nehmen zunächst genügsamere Pflanzen in Besitz, dann siedelt sich Heide an. Eine Zeit lang zur Weide benutzt, werden ihre Bestände nach und nach lückenhafter, endlich brennt man sie ab und verwendet die Asche als Dünger für andre Pflanzen, worauf sich der Kreislauf wiederholt. Eine sich selbst überlassen bleibende Heide wird dagegen in Norddeutschland meist Kiefernwald, und im Osten dieses Gebietes führen solche Wälder in der That den Namen der Heide. Ebenfalls auf menschlichem Eingriffe, dem absichtlichen jährlichen Abbrennen der Prairien Nordamerikas, beruht der Mangel an Bäumen auf denselben, wie Christie[2]) neuerdings wieder bestätigt hat. Wo sie vor der verheerenden Wirkung des Feuers geschützt werden, gedeihen auch auf der Prairie die Bäume sehr gut.

Auf zoologischem Gebiete liegen nach längerer Unterbrechung zwei neue Hefte des Handwörterbuchs der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie[3]) vor, welche von Piezata bis Respirationsorgane-Entwickelung reichen. Zugleich schließt mit dem Buchstaben P der sechste Band dieser Abteilung der Encyklopädie der Naturwissenschaften ab. Von größeren Artikeln erwähnen wir die über Pigment, der die Hautfarbe der Menschen physiologisch erklärt, Placenta-Entwickelung, auf der eine wichtige Einteilung der Wirbeltiere beruht, **Plagiostomata** (Quermäuler), die höchst entwickelte Gattung der Knorpelfische, zu denen die später abgehandelten **Raja** (Rochen) gehören, Plankton, über welches eine unsrer vorigen Revuen den Leser unterrichtet hat, die luftatmende Süßwasserschneckengattung **Planorbis**, die widerwärtige Gattung der **Platoda** oder Plattwürmer mit den das sonderbare Doppeltier (**Diplozoon**) enthaltenden Polystomiden, den Bandwürmern und Blutegeln, weiter über Polynesier, die im Haushalt so wichtigen **Poriferae** oder Badeschwämme und deren Gewinnung, wobei wir erfahren, daß der meist in ihnen enthaltene Sand erst von den Händlern zugefügt wird, die **Proboscidea**, wie die dem Aussterben entgegengehenden Rüsseltiere im Systeme heißen, sodann über den wunderbaren, das organische Leben ermöglichenden Stoff, das Protoplasma und die Protozoen nebst den dazu gehörigen Radiolarien, welche meistenteils nur aus einer Zelle jenes Stoffes bestehen, den Purpur und seine Gewinnung, den Inkastamm der Quichua, die noch unabhängigen indischen Radschputen, die Einteilung der Reptilien ꝛc., womit wir nur einen kleinen Teil des reichen Inhalts angegeben haben.

Über den früher mit den Reptilien zusammengefaßten Stamm der Lurche haben neuerdings Knauth, sowie Bernard und Bratuscheck bemerkenswerte Beobachtungen angestellt. Der erstere untersuchte die Fähigkeit dieser Tiere, das Einfrieren zu überstehen,[4]) und fand sie allerdings vorhanden. Doch zeigten die wieder aufgetauten Tiere nur dann wieder Lebenserscheinungen, wenn sie einem sich bis auf die Eingeweide erstreckenden Froste nur kurze Zeit ausgesetzt gewesen waren, gingen aber nach ihrem Erwachen immer bald ein. Damit stimmt überein, daß Referent in außergewöhnlich froschreicher Gegend ein massenhaftes Sterben der Frösche beobachtete, als vorzeitig warme Märztage sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorgelockt hatten und nachher wieder starker Frost eintrat. Die letzteren Forscher fügten den bereits bekannten Schutz gewährenden Vorteilen der Schleimhülle,[5]) welche die Froscheier umgiebt, noch die Erkenntnis des weiteren hinzu, daß sie leuchtende Wärmestrahlen eindringen läßt, das Austreten durch Wärme aber verhindert. Daß der aufquellende Stoff von Vögeln, welche im Herbste Froschweibchen gefressen haben, wieder ausgeworfen wird, ist bekannt. Doch sind nach des Referenten Erfahrungen nicht Sumpfvögel, wie man bisher glaubte, sondern Bussarde die Urheber dieser Erscheinung.

---

[1]) Botanische Jahrbücher XIV, S. 517.

[2]) Proceedings of the R. Geographical Society nach Naturw. Rundsch. 1892, S. 193.

[3]) Breslau, E. Trewendt.

[4]) Zoologischer Anzeiger 1892, S. 20.

[5]) Biologisches Zentralblatt 1891, S. 691.

Von dem dritten Auge, dem Scheitelauge[1]) vorweltlicher Reptile, hat unsre Revue des öfteren berichtet. Diese Deutung des noch als rudimentär vorkommenden Organs war bestritten, und man glaubte es vielmehr für eine Drüse halten zu müssen. Nun hat aber Beraneck nachgewiesen, daß die frühere Ansicht doch zu Recht besteht, da ein Nerv und kein Lymphgefäß zu dem sonderbaren Organ führt und damit die Deutung, die aus den Resten ausgestorbener Reptilien gefolgert werden mußte, wieder als die richtige erkennen lassen. Eines der gewaltigsten dieser Tiere, den merkwürdigen Ichthyosaurus,[2]) kannte man bisher nur aus reichlich vorhandenen fossilen Knochen, bis ein in Württemberg im Schiefergebirge gemachter Fund, der noch erhaltene Haut-, ja Fleischreste als dünne Lage eines schwarzen Stoffes aufweist, Fraas in den Stand setzte, das Tier seiner äußeren Gestalt nach wiederherzustellen. Danach hatte der Ichthyosaurus Ähnlichkeit mit einem langschnabeligen Delphin, nur war die Schwanzflosse senkrecht gestellt, und es waren Brust-, After- und Rückenfloßen, endlich auf dem Rücken sonderbare Hautkämme vorhanden, die an diejenigen einiger Wassersalamander erinnern.

Aus allerdings anders gestalteten Reptilien hat sich wahrscheinlich der Säugetierstamm entwickelt. Wenn wir auch den Funden von Marsh und Ameghino in Nord- und Süd-Amerika manche wertvolle Bereicherung unsrer Kenntnisse dieser Entwickelung verdanken, so sind wir doch noch recht weit von einer vollkommenen Einsicht in ihren Gang entfernt. Namentlich wissen wir noch zu wenig von den zur Zeit der Kreideformation lebenden Säugetieren, was um so mehr zu bedauern ist, da die der vorhergehenden Juraformation angehörigen sich älteren Formen anschließen, während die in der folgenden Tertiärformation blühenden ziemlich unvermittelt auftreten. Neueren Zusammenstellungen von Kükenthal[3]) und Koken[4]) zufolge sind die Stämme der Schnabeltiere, Beuteltiere und der übrigen Säugetiergattungen nicht auseinander herzuleiten, sondern haben sich nebeneinander entwickelt aus alten Formen, die den Schnabeltieren allerdings nahe standen. Unter den letzteren ist namentlich die Gattung der Insektenfresser eine sehr alte, die ältesten Huftiere aber ergeben sich den frühesten Affen, Nagetieren und Fleischfressern als nahe verwandt. Wenn man früher der Ansicht einer strahlenförmigen Verbreitung der Säugetiere von der Umgebung des Nordpols nicht abgeneigt war, so ist jetzt die entgegengesetzte Annahme der Verbreitung von dem südlichsten Teile von Süd-Amerika aufgetreten. Möglichenfalls könnte beides zu verschiedenen Zeiten geschehen sein, indem Eiszeiten[5]) abwechselnd auf der nördlichen und südlichen Halbkugel auftraten. Von astronomischer Seite ist diese Ansicht mehrmals aufgestellt, neuerdings wieder und unter besserer Begründung von Ball. Doch sind dieses alles Dinge, die noch der eingehendsten Beleuchtung durch spätere Forschung bedürfen.

Eine solche Verbreitung jener nicht mit Flugvermögen ausgerüsteter Tiere setzt eine andre Verteilung von Wasser und Land in jenen längst vergangenen Zeiten voraus, und in welcher Weise eine solche statt hatte, darüber hat die Geologie zu befinden. Wie viel genauer in dieser Hinsicht Europa im Vergleich mit den andern Weltteilen bekannt ist, beweist u. a. Lepius' Geologie von Deutschland,[6]) von welchem vortrefflichen Buche nunmehr die dritte und letzte Lieferung des ersten Bandes vorliegt. Sie behandelt das Jura-, Kreide- und tertiäre System, das Diluvium und Alluvium des oberrheinischen Gebirgssystems, sowie die Eruptivsteine desselben. Dieser erste Teil beschränkt sich somit auf Süd- und Westdeutschland, der zweite und dritte Teil werden die Geologie des nördlichen und östlichen Deutschlands und der deutschen Alpen bringen. Wenn der Nutzen auf der Hand liegt, den eine eingehende Schilderung der geologischen Verhältnisse eines abgeschlossenen, aber doch nicht zu beschränkten Gebietes liefert, so muß bei dem in Rede stehenden Buche besonders betont werden, daß es die Geologie

---

[1]) Arch. des Sciences etc. nach naturw. Rundschau 1892, S. 140.

[2]) Neues Jahrbuch für Mineralogie 1892, S. 87.

[3]) Biologisches Zentralblatt.

[4]) Naturw. Rundschau 1892, S. 169, 185, 233.

[5]) Ebenda, S. 273.

[6]) Stuttgart, J. Engelhorn.

unsres Vaterlandes ist, welche es bringt. Da nun auch die Behandlung des Stoffes und Ausstattung des Werkes nichts zu wünschen übrig läßt, so ist ihm weiteste Verbreitung wohl gesichert.

Wie sehr die Anschauungen über die Formgebung der die Erdoberfläche bildenden Gesteine gewechselt haben, ist bekannt. Während sonst Hebungen dafür verantwortlich gemacht wurden, daß unzweifelhaft horizontal abgelagerte Schichten mehr oder weniger aufgerichtet, ja gefaltet erscheinen, hat Sueß neuerdings umgekehrt die Senkungen, welche infolge der Schrumpfung der sich abkühlenden Erdrinde eintraten, als Ursache dafür angegeben. Dadurch kommt ein mächtiger, seitlicher Druck zu stande, der wohl fähig ist, alle jene eben erwähnten Wirkungen hervorzurufen. Um alle Beobachtungen erklären zu können, stellt Reyer in einer Ursachen der Deformationen und der Gebirgsbildung[1] betitelten Schrift der erwähnten noch die weitere Annahme an die Seite, daß das Überlagern von Sedimenten eine Erwärmung der unter ihnen lagernden Schichten hervorrufen müsse, da die Temperatur des Erdinnern von oben nach unten bekanntlich zunimmt. Sedimente von 10 km Mächtigkeit müßten demnach eine Erwärmung der sie tragenden Schichten um 300° verursachen und dadurch eine bedeutende Ausdehnung und Anschwellung derselben hervorrufen. Da ferner diese Sedimente sich an den Küsten, also auf geneigter Ebene ablagern, so würde diese Neigung dadurch bedeutend erhöht und ein Abrutschen somit stattfinden müssen. Mit Hilfe plastischen Materials (Gips) hat Reyer dann die eintretenden Verhältnisse im kleinen durch Versuche dargestellt und Ergebnisse erhalten, welche mit der Wirklichkeit recht wohl stimmen, auch bei ihrer Ausdehnung auf die eruptiven Gesteine. In vielen sehr schönen Abbildungen teilt Verfasser dieselben in seiner Schrift mit. Unumgänglich nötig zur Erklärung der Gebirgsbildung 2c. dürfte seine Annahme schwerlich sein, auch scheint es fraglich, ob es angeht durch Vergrößerung der angewendeten Maße die erhaltenen Ergebnisse ohne weiteres auf die Wirklichkeit zu übertragen. Immerhin ist Reyer's Arbeit von großer Bedeutung und der sorgfältigsten Prüfung wohl wert, um so mehr, als die Zahl seiner Versuche sich auf viele hundert beläuft.

Noch zwei Fragen, welche die Forscher im Augenblick beschäftigen, seien hier erwähnt, die Entstehung des Erdöls und das Vorkommen von Diamanten in Meteoren. Die Bedingungen für die Auffindung von Erdöl[2] sind von Topley untersucht. Sie liegen zumeist in dem Vorhandensein von porösen Sand- oder Kalksteinschichten, welche unter einer undurchlässigen Decke ruhen und bis $^1/_8$ ihrer Masse Öl enthalten können. Das Alter dieser Schichten kann ein beliebiges sein, wenn es nicht ein höheres wie das des Silurs ist; sie sind am reichsten an Öl, wenn sie im Verlauf der Erdgeschichte nur wenig in ihrer Lagerung gestört wurden. Da das Öl fast immer von Salzlagern begleitet wird, auch Stickstoff enthält, so muß es aus Resten organischer Körper, namentlich Tierleibern entstanden sein, welche wohl an den Seeküsten zusammengetrieben und von organischen Sedimenten überlagert worden sind. Man hat mehrfach ausgesprochen, daß die Kohlen aus Pflanzenresten, die Erdöle aus Tieren entstanden seien, und namentlich ist Ochsenius für die Erdölbildung aus Tierleibern unter Gegenwart von Mutterlaugen, die aus Seewasser stammen, unter luftdichter Decke mit Eifer eingetreten[3]. Die Frage nach Entstehung der Diamanten schien ihrer Lösung näher gebracht, als man vor mehreren Jahren solche in Hohlräumen von Meteorsteinen auffand. Nunmehr hat Foote schwarze und auch einen weißen Diamant ebenfalls in Meteoreisen entdeckt[4]. Die Folgerung, daß alle Diamanten meteorischen Ursprunges seien, bleibt indessen auch nach diesem Funde unerwiesen.

Der Diamant ist eine Modifikation der Kohle. Daß solche bisher unbekannte Modifikationen auch von andern Körpern, von denen sie nicht erwartet werden konnten, wie vom Silber aufgefunden wurden, erzählte eine frühere Revue. Verschiedene Modifikationen des Phosphors

---

[1]) Leipzig, W. Engelmann.

[2]) Geological Magazine nach Naturw. Rundschau 1892, S. 21.

[3]) Chemiker-Zeitung 1892. Nr. 165.

[4]) American Journ. of Science nach Naturw. Rundschau. 1891, S. 48.

waren dagegen längst bekannt, man wendete den gelben in den gewöhnlichen, den roten in den schwedischen Zündhölzern an. Nunmehr hat Vernon eine weitere Modifikation des gelben Phosphors aufgefunden [1]), welche sich von der gewöhnlichen durch Schmelzpunkt und Krystallform unterscheidet.

Von dem Handwörterbuch der Chemie [2]) liegen vier neue Lieferungen vor, welche sich von Pyrimidine bis Schwefel erstrecken. Sie enthalten u. a. das Quecksilber, das 1803 von Wollaston in Platinerzen entdeckte Rhodium, das neben dem Cäsium als erstes mit Hilfe der Spektralanalyse von Kirchhoff und Bunsen als neues Element aufgefundene Rubidium, das Ruthenium, die Säuren, die Salicylsäure, das Samarium, welches Delafontaine entdeckte und Boisbaudran benannte, den Sauerstoff, den Pristley und gleich nach ihm Scheele zuerst darstellte, das Scandium und den Anfang des Artikels Schwefel. Das wichtige Werk ist dadurch um eine Anzahl besonders interessanter Abschnitte gefördert, eine Nachricht, die der Leser mit Freuden begrüßen wird.

Auch das Handbuch der Physik [3]) schreitet rüstig vorwärts. In der neuesten 12. Lieferung behandelt Grätz die Methoden zur Bestimmung von Widerständen und Leitungsfähigkeiten, das elektrische Leitungsvermögen von metallisch und elektrolytisch leitenden Körpern, Stenger die Elektrizitätsleitung der Gase. Gerade die hier behandelten Erscheinungen sind in neuerer Zeit besonders wichtig geworden, da sie Licht auf die Konstitution der Lösungen und der Gase sowie das Wesen der Elektrizität geworfen haben. Die jetzt gebotene Zusammenstellung ist also eine sehr willkommene und durch ihre Vollständigkeit besonders wertvolle.

Ist nun schon die Konstitution der Lösungen eine rätselhafte, so wird es noch mehr die des gewöhnlichen Lösungsmittels, des Wassers. Es zeigt einige Eigenschaften, die von denen andrer Flüssigkeiten abweichen, namentlich die, daß sein Rauminhalt vom Erwärmen von 0 bis 4° nicht zu-, sondern abnimmt. Man hatte zur Erklärung dieser Eigentümlichkeit die Annahme gemacht, daß man sich das Wasser als aus Molekülen von zweierlei Art bestehend vorstellen müsse, aus solchen, welche die Eigenschaften des Eises zeigen, und aus solchen, welche die des Wassers besitzen Daß die weitere Annahme, wonach jene sich erst bei Temperaturen von 4° an zu bilden begannen, wenig für sich hat, zeigte neuerdings Röntgen. Seiner Ansicht [4]) nach sind vielmehr im Wasser und so wohl ähnlich in allen andern Flüssigkeiten beide Arten von Molekülen vorhanden, aber in verschiedener Menge. Wenn Wasser von 0° Wärme zugeführt wird, so werden die Wasserteilchen einen größeren Raum einnehmen, Eisteilchen aber in Wasser umgewandelt und dabei auf einen geringeren Raum beschränkt werden. Ob Ausdehnung oder Zusammenziehung überwiegt, muß also von der verhältnismäßigen Anzahl umgewandelter Moleküle abhängen, und diese ist von 0 bis 4° so beträchtlich, daß sie die durch Ausdehnung der Wasserteilchen bewirkte Raumvergrößerung überwiegt.

Darüber, daß Elektrizität und Licht identisch sind, hatten wir bereits früher berichtet. Hertz, der als der erste diese Thatsache durch das Experiment erwiesen hatte, hat nun aber gefunden, [5]) daß elektrische Strahlen durch ganz dünne Metallplatten in größerem Maße hindurchgehen, wie Lichtstrahlen. Diese Beobachtung wird schwerlich jene Thatsachen umstoßen, aber sie wird dazu dienen, die Unterschiede beider, die, soweit man weiß, in der Verschiedenheit der Wellenlänge bestehen, genauer kennen zu lehren. Ebenso verbreitete sich eine frühere Revue über die Möglichkeit, durch Benutzung stehender Lichtwellen zu photographieren, in welchen Ebenen stärkster mit solchen schwächster Wirkung abwechseln. Drude und Nernst suchten auch nach andern Möglichkeiten, die stehenden Wellen nachzuweisen, und fanden sie in der Wirkung des Lichts, welche Fluoreszenz genannt wird [6]) und die darin besteht, dazu

[1]) Philos. Magaz. nach Naturw. Rundschau 1892, S 12.

[2]) Breslau, E. Trewendt.

[3]) Ebendaselbst.

[4]) Wiedemann's Annalen. Neue Folge 45, S. 91.

[5]) Ebendaselbst, S. 28.

[6]) Göttinger Nachrichten 1891, S. 346.

geeignete Körper zum Leuchten in einer andern Farbe, als die ist, welche auf sie fällt, zu bringen. Uns interessiert hier nur das Ergebnis dieser Versuche, welches zeigte, daß die Stellen geringster Wirkung der stehenden Welle nicht im stande waren, Fluorescenz zu erregen.

So sehr sich die erwähnte Methode, Farben zu photographieren, für das Sonnenspektrum eignet, so ist sie doch für die Aufgaben der praktischen Photographie nicht verwendbar. Der Weg, den man auf diesem Gebiet zur Erreichung desselben Zweckes einschlug, war die Anwendung von Sensibilatoren, von Körpern, welche Licht einer bestimmten Farbe absorbieren und dadurch seine Wirkung auf die photographische Platte ermöglichen, die unter anderen Umständen nicht eingetreten sein würde. Um farbige Photographien zu erhalten, entwarf man demgemäß mittelst geeigneter Sensibilatoren zuerst ein rotes, dann ein gelbes, endlich ein blaues Bild von dem Gegenstand, erhielt also das negative Bild seiner roten, gelben und blauen Farbentöne. Stellte man nun aber die positiven Bilder in den betreffenden Farben wieder her, so zeigten sich keineswegs die Farben in den erforderlichen Stärken, weil ja nun an der am wenigsten in bestimmter Farbe leuchtenden Stelle diese am stärksten hervortrat. Man muß deshalb, wie Vogel beweist,[1] das neue positive Bild in der komplementären Farbe herstellen, um sehr schöne farbige Photographien zu erhalten. Die Schwierigkeit, die komplementäre Farbe zu bekommen, hebt sich leicht, da sie die Farbe des Sensibilators im auffallenden Lichte ist. Er strahlt ja alle die Farben zurück, welche er nicht absorbiert. Die Farbe, in welcher er erscheint, muß somit die, welche er verschluckt, zu weiß ergänzen.

Schickt sich somit die Photographie an, im Dienste des gewöhnlichen Lebens und der Kunst ganz Neues zu leisten, so hat sie dies auf astronomischem Gebiete bereits in erstaunlicher Weise gethan. Nach der Mitteilung von Berberich[2]) hat in dem Zeitraum weniger Tage Wolf in Heidelberg mit ihrer Hilfe nicht weniger als sieben neue Planeten entdeckt, indem er die genau eingestellte photographische Platte mit dem das Bild darauf entwerfenden Fernrohr der Bewegung des Himmels folgen ließ. Ein sich zwischen den Fixsternen hinbewegender Planet ist dann leicht daran zu erkennen, daß sein Bild nicht, wie das jener einen Lichtpunkt, sondern eine Lichtlinie darstellt. Muß dann, um die Bahn desselben zu bestimmen, auch der Planet noch mehrmals beobachtet werden, so ist doch die schwierige und zeitraubende Arbeit des Auffindens gethan, und es bleibt mehr Zeit zur Berechnung übrig. Auch mehrere lichtschwache Kometen hat Wolf auf diese Weise gefunden, und so tritt die Photographie da ergänzend ein, wo unser Auffassungsvermögen uns im Stiche läßt.

Auch bei den Beobachtungen der Sonnenprotuberanzen[3]) leistet sie durch Abbildung von deren Spektrum die wichtigsten Dienste, ja sie hat gezeigt, daß in ihnen Verhältnisse vorhanden sein müssen, wie sie das Erscheinen neuer Sterne bedingen[4]). Es ist nicht unmöglich, daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden, die Umdrehungszeit von Fixsternen, welche uns wie Punkte erscheinen, zu bestimmen.

Die gewaltige Waffe, welche unsre Erkenntnis bei ihrem Vordringen in den Weltraum im Spektroskop besitzt, haben wir früher bereits bei Untersuchung des Algol, jenes durch seinen regelmäßigen Lichtwechsel ausgezeichneten Sternes im Perseus, kennen gelernt. Man hatte gefunden, daß er aus zwei verschieden hell leuchtenden Sonnen besteht, die eine von 1707000 km, die andre von 1336000 km Durchmesser, deren einander nächste Punkte einen Abstand von 3367000 km haben, und welche sich in kreisförmigen Bahnen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt drehen. Dabei sei bemerkt, daß nach den Beobachtungen der Venusdurchgänge von 1874 und 1882 der Durchmesser unsrer Sonne 1380000 km, ihre Entfernung von der Erde 149 Millionen km beträgt[5]). Die in regelmäßigen Zwischenräumen eintretende

[1]) Verh. der physik. Gesellschaft zu Berlin. Nach Naturw. Rundschau 1892. S. 488.

[2]) Naturw. Rundschau 1892, S. 249.

[3]) Comptes Rendus 114, pag. 578.

[4]) Ebendaselbst 115, S. 222.

[5]) Naturw. Rundschau 1892, S. 7.

Verdunkelung Algols hat nun ihren Grund in den Bedeckungen des helleren durch den dunkleren Stern. Die Beobachtungen dieser Veränderlichkeit zeigen aber noch einen weiteren regelmäßigen Wechsel, und dieser fordert nach Chandler's Ansicht die weitere Annahme, daß beide Sterne sich noch mit einem dritten, den man noch nie gesehen hat und dessen Abstand von jenen man noch nicht kennt, um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt drehen[1]). Hinsichtlich der Gruppierung der Fixsterne am Himmel haben die Untersuchungen Pickering's[2]) ergeben, daß Sterne, welche mit der Sonne in Zusammensetzung und Alter übereinstimmen, ziemlich gleichmäßig über den ganzen Himmel verteilt vorkommen, daß dagegen die Sterne der Milchstraße ein andres spektralanalytisches Verhalten zeigen, welches zwar auch bei anders gelegenen Sternen beobachtet wird, bei den die Milchstraße bildenden aber besonders häufig auftritt.

Im Spektrum des Zodiakallichtes hatte Aangström in Upsala eine helle Linie gesehen, die auch im Spektrum des Nordlichtes beobachtet wird. Mit einem besonders auf die Beobachtung lichtschwacher Spektren eingerichteten Spektroskop hat nun Smith diese Beobachtungen in Indien wiederholt und gefunden, daß dieses Licht ein kontinuierliches Spektrum ohne helle Linien mit besonders ausgeprägtem Rot gab, aber immer sehr schwach war[3]). Nur im Frühjahr 1883 sah er darin etwas einer hellen Linie Ähnliches und diese allerdings an der Stelle, an welcher die Nordlichtslinie aufgetreten wäre. Daraus zu schließen, daß dem Zodiakallicht diese Linie eigentümlich sei, scheint indessen weniger statthaft als die Annahme, daß Nordlichtserscheinungen in so großer Nähe des Äquators sichtbar seien, was nach den jetzigen Ansichten von diesem Phänomen keineswegs unmöglich wäre.

Im Sonnensystem hat Roberts vergeblich mittelst der Photographie nach einem der Planeten gesucht, die nach Forbes die Sonne jenseits der Neptunsbahn umkreisen sollen. Ein andres Ergebnis hat er dabei nicht erhalten, als daß die Helligkeit dieses Sternes die 15. Größenklasse nicht überschreiten kann[4]). Genaue Beobachtungen der Flecken auf Jupiter wiederum haben Baran zu der Überzeugung gebracht, daß sie nicht ihren Grund in einer wolkigen Oberfläche dieses größten unter den Planeten haben können, weil sie alsdann sich rascher verändern müßten, daß man vielmehr gezwungen sei, eine teigige Beschaffenheit jener Oberfläche anzunehmen, in die durch eruptive Vorgänge aus dem Innern hier und da andersgeartete Teile emporstiegen[5]). Dagegen hat die Beobachtung Landerer's[6]), daß das Licht der Venus nicht polarisiert ist, den Nachweis geliefert, daß dieser Planet von einer dichten Wolkenhülle umgeben ist, aus der nur die beiden Polflecke herausragen. Diese Beschaffenheit würde die Schwierigkeit erklären, die sich der Bestimmung der Umdrehungsdauer der Venus entgegenstellen, obgleich sie uns von allen Planeten der nächste ist.

---

1) Astronomical Journal nach Naturw. Rundsch. 1892, S. 197.

2) Annales of the Astron. Observ. of Harvard Coll. Nach Naturw. Rundsch. 1892, S. 185.

3) Proc. of the R. Soc. of Edinburgh nach Naturw. Rundsch. 1892, S. 12.

4) Monthly, Not. of the R. Astron. Society nach Naturw. Rundsch. 1892, S. 396.

5) Ebendaselbst nach Naturw. Rundschau 1892, S. 63.

6) Comptes Rendus 114, pag. 1529.

Beurteilungen der A. Schmidt'schen Mars-Hypothese.[1]

Geehrter Herr!

Ihrem Wunsche, in betreff meiner Hypothese über den Mars Ihnen auf Grund meines Briefwechsels mit Schiaparelli Bericht zu erstatten und die Beurteilung der Hypothese durch diese in der Sache zweifellos maßgebendste Autorität Ihren Lesern zur Kenntnis zu bringen, kann ich nicht ganz widerfahren. Die Mitteilungen Schiaparelli's an mich, von denen Sie durch ihn erfahren haben, sind für mich geschrieben und wären mit Rücksicht auf etwaige Veröffentlichung vielleicht anders abgefaßt. Nur soviel kann ich Ihnen von Schiaparelli's Beurteilung ohne weiteres mitteilen, daß derselbe vom Standpunkt der teleskopischen Beobachtung nichts gegen meine Ausführungen einwendet.

Ihrem und dem Wunsche Ihrer Leser glaube ich besser durch eine rein sachliche Ausführung zu entsprechen, welche die Beurteilung der Hypothese durch maßgebende Sachverständige zur Grundlage nimmt, ohne deren Namen in die Diskussion hineinzuziehen.

Die Hypothese hat in ihrem ersten Entwurf den Gegenstand eines Vortrags gebildet, den ich im Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg im Frühjahr 1892 gehalten habe; sie durfte sich schon vor ihrer Veröffentlichung in der Revue der wohlwollenden Beurteilung und Beratung von Sachverständigen aus den Gebieten der Geologie, Physik, Chemie, Zoologie und Astronomie erfreuen, und auch nach der Veröffentlichung sind mir schätzenswerte Beurteilungen zugegangen.

Die wichtigsten Punkte, an welche die Kritik anknüpft, sind die folgenden: In erster Linie die Leugnung des warmhaltenden Einflusses der Erdatmosphäre, dann die noch ausstehende Bestätigung durch spektralanalytische und spektroskopische Beobachtungen und drittens die Frage nach dem Aussehen von atmosphärischen Niederschlägen bei ihrer Beleuchtung durch die Sonne.

Über die beiden letzten Punkte wüßte ich auch jetzt nichts Weiteres beizubringen, als ich in meiner Veröffentlichung ausgeführt habe. Das punctum saliens aber für die Wahrscheinlichkeit der Kohlensäure als meteorologischen Hauptfaktors ist der erste Punkt. Und da auch Sie selbst, geehrter Herr, mir die Frage vorlegen, ob ich nicht die Wärme der Atmosphäre zu berücksichtigen vergessen habe, so will ich auf diesen Punkt etwas näher eingehen.

Meine Ausführungen machten sich's zu leicht, indem sie sich kurzweg auf die Autorität Langley's stützten. Dieser giebt in dem angeführten Passus keinen Beweis für seine Behauptung, denn er sieht den Beweis in seinen wissenschaftlichen Forschungen erbracht. Berechtigen aber Langley seine Versuche dazu, daß er die verbreitete Anschauung über den warmhaltenden Einfluß der Atmosphäre auf unsern Planeten für ein unbegründetes Vorurteil erklärt?

Zwar daß seit Fourier für die Ansicht kein strenger Beweis gegeben wurde, läßt sich nicht leugnen, daß aber keine Spur von Beweis gegeben worden sei („with absolutely nowhere any observation or evidence whatever to prove it"), ist das nicht zuviel gesagt? Scheint es denn erstens nicht selbstverständlich, daß die Luft in ihrer Eigenschaft als schlechter Wärmeleiter alle Körper, welche sie einhüllt, vor Abkühlung schützt?

Nun, für die Erde als Ganzes ist dieser Schutz unwirksam, weil der allerschlechteste Wärmeleiter der leere Raum selbst ist, und es für die Erde als Ganzes keine andre Art des Wärmeverlustes giebt als die Strahlung. Es hängt die Entscheidung der Frage daher nicht von der guten oder schlechten Leitungsfähigkeit der Luft ab, auch nicht von dem eigenen Wärmevorrat derselben, weil dieser im Vergleich mit demjenigen der ganzen Erde einen verschwindend kleinen Bruchteil bildet.

Aber sind denn nicht unter derselben geographischen Breite die Gegenden der Erdoberfläche um so kälter, je höher sie liegen, je dünner ihr schützender Luftmantel ist? Sind ferner nicht die Wolken auch ein Teil der Atmosphäre, und machen wir nicht oft die Erfahrung, wie sie gerade

[1]) Vergl. Novemberheft 1892 der Deutschen Revue.

den Boden dadurch warm erhalten, daß sie die nächtliche Ausstrahlung gegen die Erdoberfläche zurückwerfen? Ja ist nicht wenigstens das kleine Maß von Wärmeabsorption, das der Luft nach Langley's eigenen Versuchen zukommt, eben ein Mittel, welches den Wärmeverlust der Erde verlangsamt?

Diese Fragen sind nicht ganz so unberechtigt, wie es allerdings ein vom Mars hergenommener Beweis wäre, wenn man sagen wollte: Weil dieser Planet, trotzdem er nur dreisiebentel der Wärme pro Flächeneinheit erhält, die der Erde zugestrahlt wird, doch offene Meere zeigt, die sich von seinen Schneekalotten deutlich unterscheiden, so beweist er, daß seine Oberfläche von einer dichten Atmosphäre vor Abkühlung geschützt wird.

Aber berechtigt sind die erwähnten Fragen auch nur in geringem Maße. Der von Langley als Vorurteil erklärten Ansicht und ihrer Einbürgerung leistete gewiß eine Verwechslung großen Vorschub, die Verwechslung des temperierenden Einflusses der Luft mit dem warmhaltenden. Langley ist weit entfernt, der Luft die Fähigkeit abzusprechen, die Wärme von den einen zu andern Arten der Erde zu übertragen, zwischen den Klimaten, den Jahreszeiten und besonders den Tageszeiten einen Ausgleich zu bewirken. Die Luft leistet das teils durch ihre Wärmeabsorption und Emission, teils und hauptsächlich durch die Wärmekonvektion, indem sie die bei ihrer wechselnden Berührung mit der Erdoberfläche am einen Orte aufgenommene Wärme am andern Orte abgiebt. Hierbei leistet der Wasserdampf durch seine verhältnismäßig starke Absorptionskraft und durch die Veränderungen seines Aggregatzustandes die wesentlichsten Dienste.

Die Luft als solche und besonders ihr Wasserdampf besitzen die wunderbare Eigenschaft, die Wärme gleichsam zu verbergen. Bei der Verwandlung des Wassers in Dampf wird Wärme gebunden, bei der Erhebung der Luft in die Höhe wird Wärme in Arbeit umgewandelt. So lange die Wärme in diesem verwandelten und gebundenen Zustand verbleibt, bildet sie einen durch Strahlung und Leitung unveräußerlichen Besitz. Sobald aber der Wasserdampf in kalter Luft und an kalten Flächen sich zu Wasser oder Eis verdichtet, wird die gebundene Wärme wieder frei; sobald die kalte Luft aus der Höhe sich herabsenkt, wird die Arbeit wieder umgewandelt in Wärme, welche die Temperatur der Luft und des Bodens in den Niederungen erhöht. Durch diese Umwandlungen der freien Wärme in gebundene und in Arbeit und umgekehrt, bewirkt die Luft der Zeit nach und der horizontalen Richtung nach eine Mäßigung der Temperaturextreme; der vertikalen Richtung nach bewirkt die Hin- und Herverwandlung von Wärme in Arbeit die erfahrungsmäßig bestehenden Temperaturunterschiede verschiedener Meereshöhen, Unterschiede, welche noch beträchtlich größer sein würden, wenn nicht die Wandlungen der Aggregatzustände des Wassers sie mäßigen würden. Die Ursache also der niedrigeren Temperatur unsrer Hochländer ist ausreichend darin gegeben, daß beim Austausch der Luft mit den Niederungen die aufsteigende Luft sich abkühlt, die absteigende sich erwärmt.

Bei all' diesen Wirkungen der Luft ist eine einseitige wärmeerhaltende und temperaturerhöhende Wirkung nicht zu erkennen.

Den Wolken freilich dürfte Langley in einer Beziehung die Eigenschaft der Wärmeerhaltung nicht absprechen. Indem und soweit ihre Decke bei Tage sich öffnet, bei Nacht sich schließt, müssen sie eine Art Falle bilden, in welcher die von der Sonne kommende Wärme gefangen wird. Die Frage ist nur, ob nicht die lichtreflektierende Wirkung der Wolken bei Tage, durch welche sie die Sonnenstrahlen vom Erdboden abhalten und in den Weltraum zurückwerfen, den Vorteil vielleicht mehr als aufwiegt.

Im großen ganzen können wir sagen: Alle Wärme, welche die Atmosphäre besitzt, sei es in freier, in gebundener oder in verwandelter Form, hat sie entweder der Einstrahlung von der Sonne her entzogen durch Absorption oder von der Erdoberfläche gewonnen durch Berührung und Aufnahme des Wasserdampfes, sie hat dadurch die Temperatur eines Teils der Erdoberfläche herabgestimmt. Indem sie ihren Besitz wieder an kälteren Orten der Erdoberfläche abgiebt, erhöht sie die Temperatur eines andern Teils.

Ein kleiner Posten aber befindet sich unter den Wärmeeinnahmen der Atmosphäre, welcher einer wärmeerhaltenden Wirkung zu gute kommt, es ist der Ausfuhrzoll, den sie von den

Strahlen erhebt, welche die Erdoberfläche in den Weltraum entsendet. Der größere Einfuhrzoll, welchen die Atmosphäre von den Sonnenstrahlen erhebt, kann diese Wirkung nicht aufheben und noch weniger in ihr Gegenteil verkehren, denn beide Zölle kommen mittelbar doch der Erwärmung der Erdoberfläche zu gute.

Bestände der Ausfuhrzoll nicht, so würde zweifellos unsrer Luft keine wärmeerhaltende Eigenschaft zukommen, aber auch keine wärmeverschwendende Eigenschaft, soweit eben der Einfuhrzoll der Erde doch verbleibt.

Aber andrerseits steckt auch in diesen Einfuhr- und Ausfuhrzöllen wieder ein Teilbetrag, welcher doch der Erdoberfläche nicht zu gute kommt, es ist die Hälfte der von den Luftmolekülen selbst ausgesendeten Strahlen, nämlich die nach dem Weltraum gerichtete Hälfte.

Sollte aber dennoch zu gunsten einer wärmeerhaltenden Wirkung der Atmosphäre von dem Ausfuhrzoll ein Überschuß verbleiben, so wird dieser Überschuß die Oberflächentemperatur um etwas erhöhen. Die Folge dieser Erhöhung ist dann aber nach dem Stefan'schen Gesetz eine unverhältnismäßig größere Steigerung der ganzen Ausfuhr, und es geht wie mit der übel angebrachten Sparsamkeit, sie hat eine Steigerung der Ausgaben zur Folge, welche die Ersparnisse wieder verschlingt.

Indem ich glaube, Ihnen hiermit die Langley'sche Behauptung im wesentlichen gerechtfertigt zu haben, so will ich Sie zugleich nicht veranlassen, — bei dem dargelegten verwickelten Stand der Frage, – die Überschrift „Hypothese" über meiner Erklärung der Geheimnisse des Mars zu streichen und verbleibe

mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster

Stuttgart, 23. November 92. A. Schmidt.



Litterarische Berichte.

Großer Handatlas der Naturgeschichte aller drei Reiche v. Prof. Gustav v. Hayek. 2. Aufl. Wien. Verlag von Moritz Perles.

Dieses Werk ist für jedes Haus ebenso nützlich und nötig wie ein geographischer Handatlas. Es wird jeder Gebildete oft in die Lage kommen, sich über seltenere Tiere, Pflanzen oder Mineralien zu unterrichten. Durch die vortrefflichen farbigen Illustrationen, welche dieser Atlas enthält, und durch den Text des Werkes werden dem Leser die drei Naturreiche lebendig vor Augen geführt, so daß derselbe eine richtige und bildliche Vorstellung von jedem einzelnen Objekte erhält, durch welche das Verständnis erhöht wird. Für Schulen ist dieser Atlas fast unentbehrlich, und der billige Preis desselben ermöglicht vielen die Anschaffung dieses Werkes. — Es giebt kaum einen zweiten Handatlas, welcher an Reichhaltigkeit und Gediegenheit sowohl in textlicher wie illustrativer Beziehung diesem Handatlas gleichgestellt werden könnte. Für Studium und Unterricht in der Naturgeschichte ist es von Wert, alles möglichst anschaulich zu besitzen, um falsche Vorstellungen zu vermeiden. Der Unterricht wird hierdurch erleichtert und dem Lernenden Freude und Interesse am Lernen gegeben; es wird das naturgeschichtliche Wissen befördert und bleibt dauernder und fester im Gedächtnis. — Wir möchten deshalb allen Leitern von Schulen diesen Atlas aufs wärmste empfehlen, um die Kenntnis der drei Reiche der Natur zu erleichtern und zu verbreiten.

R.

Die Entwickelung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung. Von C. Andresen. Zweite, veränderte und erweiterte Auflage. Hamburg 1892. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter), Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagsbuchhandlung.

Die ewigen, nie gelösten und wohl nie lösbaren Fragen über Gott, Schicksal, menschliche Willensfreiheit, Zufall u. a. im allgemeinen und über Christentum und die Person und das Werk Christi im besonderen sind es, welche den Verfasser beschäftigt und zur Darlegung der von ihm gefundenen Resultate veranlaßt haben. Wohlbekannt mit dem heutigen Standpunkt der hiervon handelnden Wissenschaften und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß

der religiöse Glaube und die Wissenschaft sich wohl mit einander vertragen, nicht aber sich gegenseitig ausschließen, behandelt er in den drei ersten Kapiteln die allgemeinen Fragen, in den folgenden speziell die Religion und die soziale Entwickelung und schließt mit einer Betrachtung über den Verlauf und die Gesetze der Völkergeschichte. Wenn wir auch manchen Ansichten, besonders mehreren Auslegungen von Schriftworten nicht beistimmen können und uns auch wundern, aus welchem Grunde der Verfasser eine Kritik des Johannis-Evangeliums vermeidet und einen Zusammenhang desselben mit Philo leugnet, so ist doch entschieden anzuerkennen, daß er das wahre Wesen der Religion im Gegensatz zum Klerikalismus und Formendienst, den wahren Wert der Symbole, die Abweichungen der Kirchen von dem ursprünglichen Wesen des Christentums, die notwendigen Pflichten des Christen dem Staate und den Mitmenschen gegenüber u. a. in eingehender und klarer Weise darstellt; viel zu kurz ist dagegen die darauf folgende Polemik gegen den Atheismus, ein Kapitel, das entweder ganz eingehend und überzeugend oder — gar nicht zu behandeln war. Das Kapitel über die soziale Entwickelung veranlaßt den Verfasser zu manchen der Tagesströmung nicht immer entsprechenden, trotzdem aber oder vielleicht gerade deshalb interessanten und wahren Bemerkungen, die stets zum Nachdenken anregen; gerade dies letztere ist ein entschiedener Vorzug des in mehrfacher Beziehung empfehlenswerten Buches. C. S.

Gründung des Deutschen Reiches. Von W. Maurenbrecher. Leipzig 1892. Verlag von C. E. M. Pfeffer.

Der „deutschen Jugend" hat der indes der Wissenschaft leider durch den Tod entrissene Leipziger Professor dieses Buch gewidmet zur Belehrung, Erhebung, Nachachtung. Die vom wärmsten deutschen, vaterländischen Gefühle durchströmte und belebte Darstellung unsrer zur deutschen Einheit führenden Geschichte vom Jahre 1859 an ist dazu bestimmt, in weitesten Kreisen gelesen und verstanden zu werden. Diese Aufgabe darf als in vollem Maße erfüllt bezeichnet werden. In der Auswahl und Benutzung der in reicher Fülle vorhandenen gedruckten Quellen wird dem bewährten Historiker, wie natürlich, nur Anerkennung zugebilligt werden dürfen. Auch hält sich der Verfasser, seinem ausgesprochenen Streben gemäß, einer bestimmten Partei-Auffassung thunlichst fern. So wird die Konfliktszeit in Preußen mit aller Schärfe und ohne Rücksicht historisch treu geschildert; ob es aber dazu erforderlich war, die damals in der Opposition hervortretenden, lebenden Persönlichkeiten, die doch zum größten Teile von ihren damaligen Ansichten vollauf zurückgekommen und dem Reiche und seinen Gründern nun in besonderem Maße zugethan sind, für den Unkundigen gleichsam bloßzustellen, möchte doch bestritten werden; auch eine mehr unpersönliche Behandlung wäre mit einer lebensvollen Darstellung sehr wohl zu vereinigen gewesen. Vielleicht hätten auch die Differenzen zwischen dem preußischen Kronprinzen und König Wilhelm resp. Bismarck etwas weniger hart betont zu werden brauchen. Ueberhaupt hält sich der Verfasser von zu schroffen Urteilen nicht fern, was sich zum Teil ja aus dem Streben nach möglichst scharfen Umrissen erklären läßt. Wenn er aber dem Könige Friedrich Wilhelm IV. kurzweg (S. 8) jedes preußische Gefühl, überhaupt jedes Staatsgefühl abspricht, ja ihn die „traurigste Erscheinung" unter den Hohenzollernfürsten nennt, ohne ein Wort für seine vielen hervorragenden Eigenschaften des Verstandes und Herzens, für seine Talente und seinen Geist zu haben, so kann dieser Beurteilung ein historischer Wert keinesfalls zugesprochen werden. Auch befremden die natürlich nur durch das Quellenmaterial veranlaßten, beständig und oft zwecklos wiederkehrenden Seitenhiebe auf den Herzog Ernst von Koburg; gerade bei der alles Detail berechtigterweise vermeidenden Darstellung hätte sich der Verfasser wohl an die endgiltige Wandlung des Herzogs halten können. — Im einzelnen kann es nicht ausbleiben, daß bei der Fülle des in engem Rahmen zu bewältigenden und oft zusammendrängenden Stoffes bei näherem Zusehen sich kleine Ausstellungen machen ließen. So wird z. B. die Angabe (S. 157), Bismarck habe den Prinzen Karl von Hohenzollern bewogen nach Rumänien zu eilen, durch die in der „Deutschen Revue" Februarheft 1892, publizierten „Aufzeichnungen eines Augenzeugen" nicht ganz bestätigt; zugeraten hat ihm Bismarck allerdings. Besonders der Bericht über die kriegerischen Vorgänge giebt zu Berichtigungen Anlaß. Auch hier haben dem Verfasser die besten gedruckten Quellen vorgelegen; doch hat die Kürze seiner Darstellung wohl ihrer Ausnutzung Schwierigkeiten in den Weg gelegt. So spricht er (S. 131) beim Feldzug von 1864 von der „anbefohlenen" Umgehung der Danewerke durch den Prinzen Friedrich Karl, welche gerade der Initiative des Prinzen und seines Generalstabschefs, Obersten Blumenthal (der von Moltke's Operations-Entwurf nichts wußte) entsprang. — Mindestens mißverständlich ist der Ausdruck: vor Düppel begann „der Angriff" am 17. März, am 30. März wurde er wiederholt; das waren doch nur einleitende Gefechte. — Beim Feldzug von 1866 läßt der Verfasser (S. 171) Gablenz „sein Heer" bei Altona konzentrieren; der hatte nur eine schwache Brigade. Wohl nicht glücklich ist der Ausdruck (S. 175), „am 27. Juni hatte General Bonin bei Trautenau einiges Unglück"; und nicht ganz klar ist es, wenn es weiter heißt: „dann aber am nächsten Tage machten die

Erfolge von Nachod und Skalitz die Schlappe wieder gut"; bei Nachod war am selben Tage geschlagen worden, die Folgen machten sich allerdings auch „am nächsten Tage" geltend. Bei dem auch hier angeführten Wort „in Böhmen hat der preußische Schulmeister gesiegt" wäre es wohl, gerade für weitere Kreise, gut gewesen, die Erläuterung hinzuzufügen, daß dieser „Schulmeister" der preußische Offizier und Unteroffizier war. Beim Kriege von 1870/71 ließe sich über gar manches rechten, was hier zu weit führen würde. Nur einiges: nach dem 16. August hatte Bazaine keineswegs alle Abmarschstraßen verloren (S. 239), auch hat er nicht „wiederholte" Durchbruchsversuche gemacht (S. 245), sondern nur einen (bei Noisseville), und seine „Ausfälle" hatten nur den Gewinn von Lebensmitteln zum Ziele. Der Kommune-Aufstand dürfte wohl als „kleines Nachspiel" des Krieges (S. 247) etwas zu dürftig charakterisiert sein. — Diese das Ganze des Buches doch nicht betreffenden Ausstellungen können dem Verfasser natürlich in keiner Weise das Verdienst schmälern, mit klarem Blicke und bewußtem Streben den wichtigsten Gegenstand, den für uns die Historie bieten kann, erfaßt und so dargestellt zu haben, daß er gerade da Eindruck machen muß, wo bisher innerlich unwahre Parteidarstellungen die geschichtliche Entwickelung verdunkelt haben.

Gr.

Das Kasseler Gymnasium der siebenziger Jahre. Erinnerungen eines Schülers aus damaliger Zeit. Berlin 1891. Walther und Apolant's Verlagsbuchhandlung Hermann Walther.

Als beim Beginn der Berliner Schulkonferenzen Se. Majestät der Kaiser die bekannte Kritik an bestehenden Gymnasialverhältnissen mit spezieller Beziehung auf das von ihm selbst besuchte Gymnasium zu Kassel übte, schien auf dieses letztere ein recht ungünstiges Licht zu fallen, und mehrfach erhob sich der Vorwurf, daß die Zustände desselben in den siebenziger Jahren recht bedenklich gewesen sein müssen. Diesem Glauben entgegen versucht nun der Verfasser der vorliegenden Broschüre eine Ehrenrettung dieser Anstalt, indem er seine daselbst als Schüler der oberen Klassen angestellten Beobachtungen und die empfangenen Eindrücke schildert. Das offene Bekenntnis, daß er kein Musterschüler gewesen, die öfters hervortretende Zurückhaltung da, wo es sich um die Beurteilung schwierigerer pädagogischer Sachen handelt, das Zugeständnis, daß er auch jetzt nach zwanzig Jahren vielleicht manches noch nicht im richtigen Lichte sehe, dies alles befreit den Verfasser von dem Vorwurf der Ueberschätzung seiner Beurteilungsfähigkeit. Der Wert seiner Kritik und das dadurch gewonnene Endresultat wird gerade durch den Umstand, daß er selbst längjähriger Schüler der Anstalt war, erhöht; denn es ist sicher, wenn man es auch oft leugnet, daß ein erwachsener Schüler, mit guter Beobachtungsgabe und frei von Gehässigkeit, über Licht- und Schattenseiten seiner Anstalt ein unparteiisches und treffendes Urteil sich verschaffen kann. Nach den Ausführungen des Verfassers, welche sich ebenso eingehend auf die Behandlungsweise der einzelnen Fächer wie auf die persönlichen Einwirkungen der Lehrer erstrecken, können die Verhältnisse des Kasseler Gymnasiums in jener Zeit durchaus keine schlechten gewesen sein, und das kleine Buch vollzieht daher die schöne Pflicht der Verteidigung einer Anstalt, welche durch die aus des Kaisers Worten mit Unrecht gefolgerten Schlüsse teilweise recht hart beurteilt worden ist. Aber das Buch macht auf den Leser noch in einer andern Beziehung einen wohlthuenden Eindruck: welche aufrichtige Pietät eines Mannes seinen früheren Lehrern gegenüber, den verstorbenen wie den noch lebenden! Darum möge es mancher lesen, der dieses Gefühl nicht besitzt; darum mögen es aber auch recht viele heutige Lehrer, besonders die jüngeren und jüngsten, lesen und sich dabei die Frage vorlegen, ob nach zwanzig Jahren ihre Schüler wohl mit derselben Pietät und Dankbarkeit, was Unterricht und persönliches Verhalten betrifft, auch von ihnen sprechen werden. Die kleine Schrift ist daher zu recht vielseitiger Lektüre zu empfehlen. C. S.

Aus dänischer Zeit. Bilder und Skizzen von Charlotte Niese. Leipzig. Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

Wahrhaft idyllisch muten uns die Skizzen an, welche uns die Verfasserin in dem kleinen Buche giebt. In humorvoller Weise schildert sie die täglichen Vorkommnisse der kleinen Stadt im elterlichen und großelterlichen Hause auf Fehmarn während der Jahre 1855—64, also aus Schleswig-Holstein unter dänischer Herrschaft. Hervorzuheben ist besonders die Episode mit den Koffer-Tanten, sowie die Lebensgeschichte des alten Mahlmann. Wir glauben, daß das hübsch ausgestattete Buch auch außerhalb der jetzigen Provinz Schleswig-Holstein (das Phäakenland nannte sie 1864 ein hervorragender Kieler Professor) viele Leser finden wird, und können es allen Freunden litterarischer Kleinmalerei warm empfehlen. E. F.

Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin aus den Jahren 1807 bis 1813 nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg. Herausgegeben von Adolf Ernst. Professor an der königlichen technischen Hochschule Stuttgart. Mit dem Bildnis von Amalie von Beguelin. Berlin 1892. Verlag von Julius Springer.

Von diesen Denkwürdigkeiten ist schon wiederholt in der Litteratur der Freiheitskriege

gesprochen worden. Droysen kannte sie sehr wohl und hielt ihre Veröffentlichung für wünschenswert. Max Lehmann zitiert in seiner Biographie Scharnhorst's die Frau von Beguelin als Bekräftigung seines eigenen Urteils über Hardenberg. Delbrück hatte im Leben Gneisenau's mehrfach Veranlassung Stellen aus den Aufzeichnungen der vortrefflichen Frau anzuführen. Um so dankbarer ist es daher anzuerkennen, daß der sachkundige Herausgeber sich der Mühe unterzog, die Papiere zu ordnen und durch eine umfassende und klare Einleitung sowohl die Stellung der beiden Persönlichkeiten, die in Betracht kommen, als auch die Bedeutung ihrer Aufzeichnungen ins Licht zu setzen. Dabei tritt die Frau von Beguelin sympathischer und gewichtvoller uns entgegen als ihr Gatte. Da Beguelin dem Herrn von Stein während der kurzen, aber so überaus fruchtbaren Zeit seines Ministeriums als intimer Rat zur Seite stand, wäre man berechtigt, etwas mehr Sachliches und Spezielles zu erwarten, als er thatsächlich giebt. Die allgemeine Charakteristik Stein's ist nicht sehr tief dringend und nicht sehr geistvoll. Von der Aktion, durch welche B. seinen Namen in der Geschichte befestigt, von dem Abschluß der Konvention Preußens mit Frankreich vor dem russischen Kriege hören wir auch nur äußerliche Dinge. Die Briefe aus Memel und späterhin aus Zerebtany bei Wilna sind schon interessanter, obwohl auch hier viel Aeußerliches und Eiteles mit in den Kauf zu nehmen ist. Dahingegen lernt man in Frau von Beguelin eine jener bewundernswürdigen Frauen kennen, welche in großen, weitumspannenden Vorgängen lediglich durch ihren weiblichen Zauber, durch charaktervolle Reinheit des Herzens, und durch die Energie idealer Empfindungen einen Einfluß gewinnen, der bei weitem die Grenzen, die sonst dem schwächeren Geschlecht gesteckt sind, überschreitet. Daß Gneisenau zu dieser Frau wie zu einem Ideal emporblickte und sein größtes Lebensinteresse, die Wiedergeburt des Vaterlandes, mit ihr teilte, daß Hardenberg mit einer Verehrung an ihr hing, die schon an innige, reine Liebe grenzte, und in den wichtigsten Entscheidungen und verhängnisreichsten Entschlüssen von ihrem Enthusiasmus sich entzünden ließ, das sagt wohl schon genug, um den hohen Wert der seltenen Frau zu ermessen. Die ganze Persönlichkeit ist sehr wohl dazu angethan, um jene große Zeit verständlicher zu machen, um darzuthun, wie die Rettung Preußens gelingen mußte, da es Frauen, Mütter von solchem Geiste und Gepräge besaß.
C.

Hypnotismus und Suggestion von W. Wundt. Leipzig 1892. Verlag von W. Engelmann. (Revidierter Abdruck aus: Wundt, Philosophische Studien, Bd. VIII, Heft 1).

Je mehr der krankhafte Hang zu hypnotisieren und suggerieren, die hysterische Manie für Spiritismus und andre lichtscheue Reizmittel der guten Gesellschaft, welche dazu Zeit und daran Vergnügen hat, zunehmen, je toller die Phantasien werden über die großartigen Entdeckungen und Erfolge, welche angeblich aus diesen mit einem angenehmen Gruseln verbundenen Machinationen sich ergeben sollen, desto zeitgemäßer ist sowohl eine nüchterne Kritik der bisherigen Erklärungsversuche als auch das Bestreben, jene Erscheinungen durch Anknüpfung an bekannte Gesetze der Psychologie zu deuten und dadurch einer faselnden Mystik zu entreißen. Beides bezweckt der Verfasser. Er betrachtet die Erscheinungen der Hypnose, die physiologische und psychologische Seite der Hypnose und Suggestion, zeigt, daß letztere gar nicht den Wert eines wissenschaftlichen Experiments haben kann, und findet die praktische Bedeutung des Hypnotismus nur in einer vorsichtigen Verwendung zu Heilzwecken. Dagegen weist der Verfasser energisch auf die vielfachen Gefahren hin, welche für Körper und Geist aus wiederholter Hypnotisierung und Suggestion entstehen. Die Darlegungen sind leidenschaftslos und überzeugend.
B.

Der Feind im Land! Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71. Nach dem Tagebuche von Franzosen herausgegeben von Lud. Halévy. Deutsche, autorisierte Uebersetzung von Dr. Hans Altona. Braunschweig 1892. Verlag von Otto Salle.

Teils nach Tagebüchern, teils nach mündlichen Berichten hat Halévy die „Erinnerungen" zusammengestellt. Der gewaltige, niederschmetternde Eindruck, den die Niederlagen im letzten großen Kriege auf die verschiedenen Truppenteile der französischen Armee gemacht haben, tritt in den auf Grund unmittelbarer Wahrnehmung gemachten Aufzeichnungen dem Leser lebendig vor die Seele, und öfters kann man die Teilnahme für die schlecht geführten und manchmal nur mangelhaft ausgerüsteten Soldaten Frankreichs nicht unterdrücken; freilich fehlt es auch nicht an einzelnen der bekannten, uns zu Unrecht gemachten Vorwürfe. Jedenfalls gewährt es ein großes Interesse, auch einmal den feindlichen Soldaten selbst über den Krieg von 1870/71 erzählen zu hören. Man kann viel aus diesen „Erinnerungen" lernen!
L.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Achtzehnter Jahrgang

Preis vierteljährlich 6 Mark



Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1893. Februar

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

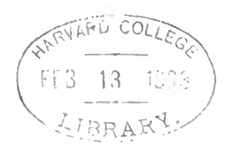
Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Februar 1893.



Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

1868.


Trotz all' der Schwierigkeiten, die im abgelaufenen Jahre die äußere, mehr noch die innere Politik dem Lande bereitete, und trotz der häufigen Ministerwechsel, wodurch eine Kontinuität der Verwaltung unmöglich gemacht wurde, haben dennoch mancherlei heilsame Einrichtungen getroffen werden können:

So ist am 15. Februar 1867 an der Bukarester Universität eine medizinische Fakultät von zehn Lehrstühlen errichtet worden, mit der Befugnis, die Licentiaten- und, nach fünfjährigem Studium, die Doktorwürde zu verleihen.

Das Gesetz über die Besteuerung geistiger Getränke vom 20. April hat dem Lande eine ergiebige Einnahmequelle eröffnet, deren es bei seiner traurigen Finanzlage dringend bedurfte.

Ebenso wichtig ist das Gesetz über die Organisation des Finanzministeriums; desgleichen das Münzgesetz vom 22. April, welches einem sehr empfindlichen Notstande abhalf: bisher hatte der Kleinverkehr sich österreichischer, russischer und türkischer Geldsorten, der Großverkehr der österreichischen Dukaten bedient; letztere waren aber betrügerischer Weise meist am Rande beschnitten und infolge dessen nicht mehr vollwichtig; dieser Konfusion ist durch Einführung des französischen Dezimalsystems und Prägung von Scheidemünzen im Betrage von 4 Millionen ein Ende gemacht worden; dabei erwuchs dem Staate ein einmaliger Prägegewinn von nahezu 3 Millionen. — —

Um die Besorgnisse des Fürsten Karl Anton wegen der Folgen der Kammerauflösung, welche dieser seit den ihm von Sturdza gemachten Mitteilungen hegt, zu zerstreuen, schreibt ihm Fürst Karl:

„Sturdza ist seit diesem Winter ein Gegner Bratianu's, er sieht die Dinge sehr schwarz und kann sie aus der Ferne nicht beurteilen. Er gehört der Schule J. Ghika's an, die große Dinge durch kleine Mittel erreichen will und vor

allen energischen Maßregeln zurückschreckt. — Übrigens hat man durchaus keine Fusion mit den Kusisten gemacht; weder Bratianu noch ich sind dazu geneigt, eine Allianz mit der Immoral abzuschließen. Der größte Theil der Kusisten hat freiwillig seine Dienste angeboten: man hat sie nicht zurückgestoßen, läßt sie aber auch nicht an den Regierungsgeschäften Theil nehmen. — Einer der hervorragendsten Männer Rumäniens ist Cogalniceanu, der wegen seines großen Einflusses in der Moldau ein äußerst gefährlicher Gegner wäre, wenn man ihn nicht für sich gewinnen könnte; Bratianu jedoch hat sich mit ihm auf guten Fuß gestellt, und seine Wahl zum Abgeordneten darf nicht bekämpft werden. — Hier ist der schönste Winter: Schnee und 10 Grad R. unter Null, dabei Sonnenschein — morgen gehe ich für 2 bis 3 Tage auf die Jagd.

Die Tage verfliegen mir zu rasch — von Morgens früh bis Abends spät bin ich anhaltend beschäftigt; für jede Woche werden mir jetzt Jagden aufgezwungen, damit ich Bewegung habe . . . ."

21. Dezember/2. Januar. Im Ministerrat wird der Zeitpunkt für die Einberufung der Kammer auf den 3./15. Januar festgesetzt. Fürst und Regierung versprechen sich sehr viel von den neuen Kammern. — Auch die Vorlage über eine Heeres-Reorganisation auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht kommt zur Beratung.

23. Dezember/4. Januar. Der Fürst übersendet photographische Ansichten aus seinem „neuen, schönen Lande" an den König von Preußen und den Kronprinzen. Letzterem schreibt er zugleich:

„Die Moldau (deren Aufnahmen noch nicht vollendet sind) wird noch viel großartigere Ansichten enthalten, so die großen Klöster im Hochgebirge und das berühmte Bistritza-Thal, das sich mit den schönsten Partien der Schweiz messen kann, nur fehlen die Gletscher! — Auch das Panorama von Jassy ist herrlich, seine Lage erinnert an die von Tiflis, doch vergehen Einem im Innern der Stadt manche Illusionen.

„. . . . In politischer Beziehung giebt es nicht wenige Gefahren, ich habe aber das feste Vertrauen, daß wir Herren der Situation bleiben werden. J. Bratianu habe ich veranlaßt nach Jassy zu gehen, wo das Foyer der Intriguen ist — ich habe die Stadt dadurch für mich gewonnen, daß ich die Steuern du quartier le plus remuant für ein ganzes Jahr bezahlt habe. Um aber die Intriguen im Lande ganz zu vernichten, bleibt nur ein Mittel, und dieses ist, daß ich mich sobald wie möglich verheirathe . . . ."

Zugleich schickt der Fürst dem Kronprinzen zwei Teppiche, „die nur den Wert haben, daß sie in Rumänien auf dem Lande von Bauerfrauen angefertigt sind."

25. Dezember/6. Januar. Fürst Karl läßt sich die neuen Uniformen vorlegen. Dieselben sind, seiner Anweisung zufolge, bedeutend einfacher als die alten: die reichen Goldschnüre für die Offiziere werden abgeschafft; die Infanterie bekommt blaue Röcke, graue Hosen und dito Mäntel; die Kavallerie, welche bisher als

Ulanen equipiert war, erhält Husarenuniform, die Artillerie braune Röcke, graue Hosen und Mäntel.

Die Tage vom 26.—29. Dezember/7.—10. Januar bringt der Fürst auf dem Mustergute des serbischen Majors Mischu Anastasowitsch, Clejan, zu, das 30 km von Bukarest entfernt liegt. Herr Mischu, der durch Salzexport nach Serbien sehr reich geworden ist, hat es sich angelegen sein lassen, wirklich Gutes auf seinem großen Landsitze zu schaffen: Clejan hat eine schöne Kirche, eine ausgezeichnete Schule. Das Herrenhaus ist behaglich eingerichtet, und die Tage, welche der Fürst hier mit einer Jagdgesellschaft, unter der auch die Generalkonsuln sich befinden, verlebt, bilden für ihn eine Zeit der Erfrischung und Erholung; wenn auch kein Ersatz für das deutsche Weihnachtsfest, so ist es doch eine wohlthuende Zerstreuung, die er nötig hat; denn die Einsamkeit ist ihm oft drückend und stimmt ihn traurig. Seinem Vater schreibt er: „Der Mensch wird durch Erfahrungen und Enttäuschungen gestählt und lernt, daß er nicht immer in Hoffnungen und Illusionen leben soll. Dieses habe ich jetzt mehr als je empfunden, ich bin aber Manns genug, auch schwere Prüfungen in stiller Ergebung zu tragen."

31. Dezember/12. Januar. Zur Feier des rumänischen Sylvesters findet eine Bescheerung für arme Kinder im Athenäums-Saale statt, bei welcher der Fürst dreißig Knaben ganz neu einkleidet. Abends um acht Uhr ist ein Fackelzug unter großer Beteiligung der Bevölkerung, obgleich sehr empfindliche Kälte herrscht; darauf Ball bei Hofe und um Mitternacht Zapfenstreich, ausgeführt durch sämtliche Musikbanden der Garnison. Der Fürst trinkt seinen Gästen zu und wünscht ihnen nach Landessitte mit der altrumänischen Formel: la multi ani! ein fröhliches neues Jahr. Erst um halb vier Uhr, wo der Ball zu Ende, zieht er sich zurück.

1./13. Januar. Feierlicher Gottesdienst in der Metropolie.

3./15. Januar. Eröffnung der Kammer. Der Fürst wird sehr warm empfangen und verliest auf rumänisch die Thronrede, die folgendes hervorhebt: Die Auflösung der letzten Kammer habe stattfinden müssen, weil der Konflikt zwischen ihr und dem Ministerium die Lebens-Interessen des Staates zu schädigen drohten. Der Fürst, durch den Volkswillen zum Herrscher des Landes berufen, habe, um jenen Konflikt zu beseitigen, wiederum an das Volk appelliert und er sei stolz, daß bei den Neuwahlen keine Ruhestörung vorgefallen sei, obwohl die schrankenloseste Preß- und Versammlungsfreiheit herrsche und der einzige Zügel des Volkes beim Wahlkampf in dessen gesundem, maßvollem Sinne bestehe. Dieser Umstand werde nicht verfehlen, im Auslande das Ansehen Rumäniens zu heben und der Regierung den Abschluß von Verträgen zu erleichtern, die für das Land höchst ersprießlich sein würden: nämlich über die Aufhebung der Konsular-Gerichtsbarkeit und über die Neuordnung des ausländischen Post- und Patent-Wesens.

Die Thronrede geht dann auf die heikle Judenfrage über und erklärt laut, daß ein Land, welches sich immer durch Toleranz ausgezeichnet habe, nicht im 19. Jahrhundert unter der Regierung dieses Fürsten in die mittelalterliche Barbarei verfallen könne, wirtschaftlichen Maßnahmen einen religiösen Anstrich zu geben.

Was die Verwaltung anbelange, so sei zu kurze Zeit verflossen seit den großen Umwälzungen, die sie durchzumachen gehabt, als daß sie stets ihren Aufgaben habe genügen können; immerhin sei ein Fortschritt bereits zu konstatieren. — Die Radikalreform der Bauernemanzipation habe die Befürchtung nahe gelegt, daß anfangs die Produktion unter ihr leiden werde, aber der Export beweise, daß dieselbe seit den neuen Ruralgesetzen gestiegen sei.

Unter den neuen Gesetzentwürfen, welche dieser Kammer vorgelegt werden sollten, befände sich einer über die Errichtung ländlicher Versicherungsanstalten, vor allem aber einer über die Heeresreorganisation; ferner solche über die Aufrechterhaltung der Autokephalie der Kirche, über die Schaffung von Kreditanstalten, über den Bau von Straßen und von Eisenbahnen. — Leider habe sich im vergangenen Jahre die Schiffahrt wegen ihrer ungenügenden Organisation unfähig erwiesen, mehr als ein Viertel der zur Ausfuhr bestimmten, aufgespeicherten Getreide- und Holzvorräte zu befördern; um so notwendiger sei der Abschluß der Konvention mit Österreich-Ungarn und Rußland über die Schiffahrt auf dem Pruth, welche die vorige Kammer glaubte ablehnen zu müssen als den nationalen Interessen zuwider laufend.

Der Fürst konstatiert noch, daß die Finanzlage infolge der guten Ernte und der geordneten Verwaltung sich gebessert habe, doch bleibe im Finanz-Departement wie in dem der Justiz noch vieles zu verbessern übrig — Die Volksvertretung sehe, welch' weites Feld der Thätigkeit ihrer harre! —

6./18. Januar. Die Wasserweihe der Dimbowitza, wie alljährlich. Der Winter ist hart und viel Schnee.

13./25. Günstige Nachrichten aus Berlin. Die ersten 5000 Zündnadelgewehre sollen im März abgeliefert werden. Dieser Erfolg ist um so höher anzuschlagen, als der stellvertretende preußische Kriegsminister, Generalleutnant von Podbielsky, anfangs der Meinung war: Jeder sei sich der Nächste, und die preußische Armee selbst sei mit ihrer Neubewaffnung noch nicht ganz fertig — Graf Bismarck und König Wilhelm legten sich aber für den rumänischen Fürsten ins Mittel, und 15000 weitere Zündnadelgewehre mit der dazu gehörigen Munition sollen noch im Laufe des Jahres folgen.

Ein noch größerer Erfolg ist es jedoch, daß die preußische Regierung in einer den Fürsten persönlich sehr nahe betreffenden Angelegenheit die Initiative ergriffen hat bei einem benachbarten Hofe. Wenn eine endgültige Entscheidung der Frage auch erst in einigen Jahren zu erhoffen ist — die Prinzessin, um die es sich handelt, ist den Kinderschuhen noch nicht entwachsen —, so ist es doch, wie Fürst Karl Anton in einem Briefe an seinen Sohn hervorhebt, für das Ansehen Rumäniens von großer Wichtigkeit, daß die preußische Regierung und der verwandte Königshof vor aller Welt darlegen, wie aufrichtig sie sich für die Aufgabe Fürst Karls im Oriente interessieren.

Graf Bismarck, der sehr friedlich gesinnt ist, läßt dem Fürsten seine Meinung übermitteln, daß für Rumänien die Anlehnung an Rußland eine richtige und gesunde Politik wäre.

Auch Fürst Karl Anton schreibt, daß Rußland entweder ein wirksamer Freund oder ein gefährlicher Feind des rumänischen Staates sei oder werden könne. Die Zukunft des Orients gehöre nach der wahrscheinlichen Gestaltung der europäischen Zustände Rußland — wenn es sich mit Mäßigung der ihm in den Schoß fallenden Vorteile bediene —, und daher wäre es, trotz aller doktrinären und nationalen Empfindungen, von der höchsten Wichtigkeit, diesen Staat sich zu verbinden.

„Frankreich wird stets mehr an Prestige verlieren; sonach ist es ein Gebot der Vernunft, ohne sich im Geringsten mit Frankreich zu überwerfen, freiwillig in die Machtsphäre Rußlands zu treten, bevor man dazu gezwungen wird . . . ."

Fürst Karl Anton setzt hinzu:

„Im Laufe dieses Jahres, wenn Du nicht herauskommen kannst, werde ich Dich jedenfalls besuchen, es drängt mich ungeheuer danach. Doch bin ich über Deine Zukunft jetzt wesentlich beruhigter — die Kammer-Auflösung und die dabei bewiesene Energie haben gute Früchte getragen. Ich komme immer mehr zur Überzeugung, daß theoretische und doktrinaire Maßregeln dort keine Wirkung hervorbringen, sondern nur strenge, mit eiserner Konsequenz durchgeführte Handlungen, selbst wenn sie minder gut oder richtig wären."

„An die Erhaltung des europäischen Friedens glaubt seit Neujahr Jedermann, der politisches Urtheil hat. Frankreich kann gegen das geeinigte Deutschland **nichts** machen. Dies Bewußtsein bricht sich in Paris immer mehr Bahn!" — —

Fürst Karl schreibt seinem Vater in einem Briefe, der sich mit dem obigen gekreuzt hat:

„Die größte Gefahr für Rumänien wäre eine Alliance zwischen Frankreich und Rußland; ersteres wendet in diesem Augenblicke Alles auf, dieselbe zu Stande zu bringen. Frankreich ist heute gezwungen, seine Feinde sich zu Freunden zu machen, denn Niemand ist mit ihm. Im ganzen Oriente ist man gegen Frankreich . . . Italien wird Preußen, und Preußen Italien nöthig haben, denn Beide haben von Frankreich nur schlimmes zu erwarten . . ."

„Frankreich hat viel an Terrain hier verloren, und wenn man sich nicht erinnerte, daß es auch viel Gutes für Rumänien gethan hat, würde man sich ganz von ihm abwenden. So viel aber Frankreich hier verloren, um ebenso viel hat Preußen gewonnen, wozu Graf Keyserling durch sein taktvolles, unparteiisches Auftreten beigetragen hat. Beim offiziellen Empfang hielt er eine sehr schöne Antritts-Rede, die im ganzen Lande Eindruck machte, alle Zeitungen schmückten sich mit derselben; ich antwortete auf herzliche Weise. Vom Tage seiner Ankunft an hat Keyserling verstanden, sich mein Vertrauen und die Sympathien des Landes, insbesonders meiner Minister, zu erwerben . . ."

„In einigen Tagen schicke ich eine Mission nach St. Petersburg, die schon sehr lange beabsichtigt war, zur Regelung verschiedener Fragen. Seit

zwei Tagen ist wieder der Winter mit größter Strenge eingetreten, es ist viel Schnee gefallen und es weht ein eisiger Wind, der den Schnee an manchen Orten haushoch aufgethürmt hat. Es erschwert dies wieder die Correspondenz unendlich. Die Post aus Siebenbürgen ist zwei Tage ausgeblieben. Die Augsburger Allg. Ztg. erzählt von einem Studenten-Putsch, der hier stattgefunden haben soll, durch sie habe ich diese interessante Nachricht, die in Bukarest ganz unbekannt war, erfahren! Wie es scheint, werden wieder neue falsche Nachrichten in der süddeutschen Presse fabrizirt . . ."

„Die Schiffahrt wird den 15. März eröffnet. Im Mai könntest Du vielleicht kommen, und dann, in der schönen Jahreszeit, wäre auch für die theure Mutter die Reise nicht zu schwierig. Es würde das herrliche Bistritza im Hochgebirge eingerichtet werden, wo man sich dann in größter Ruhe genießen könnte. Zu meinem Troste beschäftige ich mich jetzt fortwährend mit diesen herrlichen Gedanken, schmeichle mir mit dieser schönen Hoffnung, es liegt nun in Deiner Hand, diesen meinen größten Herzenswunsch zu realisiren."

„Nächsten Donnerstag gebe ich wieder einen großen Ball und dann noch einen dritten, zum Karnevalsschluß. Darauf beginnen die großen parlamentarischen Diners: wenn ich nur nicht ganz allein die honneurs zu machen hätte! . . ."

In Bezug auf die schwebende Eisenbahnfrage schreibt der Fürst:

. . . „Nur durch eine Eisenbahn zwischen Bukarest und Jassy wird die Moldau mit der Walachei wirklich verkittet werden und jede separatistische Tendenz schwinden. Aber heute schon finden die Separatisten kein Gehör mehr; in der Kammer sind nur Unionisten, während der Senat noch einige Exemplare von Separatisten besitzt . . ."

13./25. Januar. Der Fürst beruft den Baron Offenberg, den russischen Generalkonsul, um ihm mitzuteilen, daß er eine besondere Mission, bestehend aus Melchisedek, Bischof von Ismail, und dem ehemaligen Justizminister J. Cantacuzino, nach Petersburg zu senden beabsichtige; er befragt ihn, ob Rußland eventuell die Waffendurchfuhr gestatten werde (der Weg durch Österreich und auch der durch die Türkei ist verschlossen).

Der serbische Konsul Magasinowitsch wird vom Fürsten empfangen, um den vom rumänischen Vertreter in Belgrad, R. Joneskn, überbrachten Traité d'amitié zu besprechen, der aus folgenden vier Artikeln besteht:

Article I. Il y aura entre S. A. S. le Prince de Roumanie et S. A. S. le Prince de Serbie une parfaite et sincère intelligence et amitié. En conséquence de cette union intime, les parties contractantes n'auront rien plus fortement à coeur que de sauvegarder les intérêts réciproques de leurs pays., et d'écarter l'un de l'autre tout ce qui pourrait altérer cette union ou causer à leurs pays et à l'autonomie qui leur est commune, quelque dommage ou préjudice.

Art. 2. S. A. S. le Prince de Roumanie et S. A. S. le Prince de Serbie déclarent qu'en contractant cette union, leur unique et seule intention est de favoriser la prospérité et le progrès de leurs pays, conformément à leurs droits légitimes et autonomiques.

Art. 3. En conséquence de ce traité d'alliance, les parties contractantes s'engagent, après l'échange des ratifications, à chercher et arrêter les meilleures conditions pour régler, faciliter et encourager les relations commerciales entre les habitants de leurs pays.

Art. 4. Le présent traité d'alliance sera ratifié par S. A. S. le Prince de Roumanie et le Prince de Serbie dans le terme d'un mois, et plus tôt si faire se peut etc. etc.

Fait à Bucarest le 20. Janvier 1868.

16./28. Januar. In der Kammer wird ein Herr Fetu aus Jassy zum Präsidenten gewählt, der, nur als enragierter Judenfeind bekannt, sonst keine Bedeutung hat. Keine glückliche Wahl angesichts des Umstandes, daß in der moldauischen Presse unaufhörlich gegen die Juden gehetzt wird!

18./30. Januar. Baron Offenberg zeigt dem Fürsten an, daß seine Mission nach Petersburg dort mit Freuden angenommen werden würde; infolgedessen schreibt der Fürst einen Brief an den Kaiser von Rußland und einen an den Fürsten Gortschakow, welche seine Abgesandten überbringen sollen. In letzterem erwähnt er, nachdem er die Herren dem russischen Kanzler empfohlen, daß er auf einen Erfolg seines Schrittes rechne, da die kaiserliche Regierung der rumänischen noch kürzlich so viel Wohlwollen bewiesen dans l'affaire de la poste internationale et dans celles du paiement des dettes contractées pour l'approvisionnement des armées de Sa Majesté (Seit der letzten russischen Besetzung der Donaufürstentümer vor dem Krim-Kriege ist Rußland Rumäniens Schuldner). Der Fürst fährt fort: „Pour la défense et le développement de l'indépendance nationale, oeuvre si glorieusement entreprise dans le temps sous les auspices de la Russie, il y a certains besoins matériels, comme celui d'un meilleur armement de mes troupes, qui me font vivement désirer que les premiers versements de la dette Russe soient assez considérables, pour ne pas être entièrement compensés par les réclamations que le Gouvernement Impérial est en droit de faire valoir de son côté.“

Dem Kaiser schreibt er:

„La puissante sollicitude que V. M. J. ne cesse de consacrer à Ses coreligionnaires en Roumanie, et la haute bienveillance qu'Elle a bien voulu me témoigner dans différentes circonstances, m'encouragent de donner à V. M. J. une nouvelle preuve de ma vive reconnaissance etc. La Roumanie désire avoir les meilleurs rapports avec les Etats de V. M. J. Je connais aussi les voeux qu'Elle forme pour le bonheur de Ses coreligionnaires, et auxquels la sollicitude bienveillante de V. M. J. n'a jamais fait défaut, surtout dans les temps d'épreuve qu'ils ont traversés. Je n'ai pas cessé,

depuis mon arrivée dans le pays, de faire tous mes efforts pour relever le sentiment religieux qui, quoique inné dans le peuple, avait été pourtant tant troublé sous le dernier règne. Cette tâche qui est une des plus belles pour toute âme religieuse, m'est facilitée par les nobles encouragements et le haut exemple de V. M. J . . . ."

Abends ein zweiter Hofball, der sehr glänzend verläuft.

20. Januar/1. Februar. Der Senat, welcher den Metropoliten-Primas zum Präsidenten, den ehemaligen Ministerpräsidenten C. Cretzulescu und Costa-Foru zu Vizepräsidenten erwählt hat, votiert einstimmig die Ergebenheitsadresse, in der dankbar anerkannt wird, wie viele Opfer der Fürst dem Wohle des Volkes bringt. Hervorgehoben wird wiederum, daß jede Art religiöser Unduldsamkeit der rumänischen Nation fremd sei, und daß die Frage, wie die Stellung der Einwohner jüdischen Glaubens zu regeln sei, mit voller Unparteilichkeit geprüft werden würde.

21. Januar/2. Februar. Der Fürst nimmt die Senats-Adresse in Empfang, welche der Metropolit ihm überreicht. — Der Freundschafts-Vertrag mit Serbien, der eigentlich nur platonisch ist, wird ratifiziert.

Baron d'Avril, der von Paris kommt, teilt mit, daß man in Frankreich besorgt sei wegen der Avancen, die Rumänien Rußland mache, und wegen der Sympathien, die es Preußen bezeuge.

23. Januar/4. Februar. Der Fürst nimmt die Kammer-Adresse entgegen, welche eine Paraphrase der Thronrede ist und von fast allen Mitgliedern des Hauses überreicht wird. — Das Budget wird der Kammer vorgelegt, auch ein dringendes Pensionsgesetz.

25. Januar/6. Februar. Die mit Ofenheim abgeschlossene provisorische Eisenbahn-Konzession soll vor die Kammer gebracht werden; von Berlin trifft aber die Nachricht ein, daß sich dort ein Konsortium gebildet habe, in welchem die Namen der Herzöge von Ujest und Ratibor und des Grafen Lehndorff neben jenem Dr. Strousberg's stehen, um unter Bedingungen, die dem rumänischen Staate viel günstiger sind oder sein sollen, den Bau der Bahnen zu übernehmen. Das Berliner Konsortium wird dem Fürsten und der Regierung von kompetenter Seite als ein zuverlässiges dargestellt; es verlangt keinen Vorschuß von der rumänischen Regierung wie Ofenheim, der gleich als erste Rate der Bausumme 12 Millionen gefordert hat — kurz, der Antrag muß noch einmal erwogen werden.

26. Januar/7. Februar. Der Fürst begiebt sich nach Oltenitza an der Donau; das Hochwasser hat den Ort ganz überschwemmt, dazu große Kälte und Schneegestöber — das Elend all' der Obdachlosen ist unbeschreiblich! Der Fürst giebt einige tausend Franken, um der dringendsten Not abzuhelfen.

29. Januar/10. Februar. Der Kronprinz telegraphiert dem Fürsten die freudige Nachricht von der Geburt eines Sohnes (des Prinzen Waldemar). Auch aus Düsseldorf treffen neue Nachrichten ein. Fürst Karl Anton schreibt unter anderm:

„Es hat mich gefreut, zu lesen, daß Demeter Bratianu beim Leichenbegängniß des Kaisers Max war — man hat diese Attention in Wien gut

aufgenommen, wie überhaupt das Verhältniß zu Österreich ein freundnachbarliches geworden zu sein scheint. Überhaupt ist der Umschwung der öffentlichen Verhältnisse ein ungewöhnlicher in Österreich. Wenn es so fortgeht, wird Österreich der constitutionellste Staat Europas.

„Bei uns geht Alles seinen Gang. Süddeutschland sträubt sich in manchen Fragen gegen einen zu engen Anschluß an Norddeutschland — allein die force majeure der Verhältnisse ist stets größer als der schwäbische Eigensinn.

„Die Nothzustände in Ost-Preußen sind sehr schlimm, allein die Mildthätigkeit ist enorm.

„Der Frieden Europa's scheint vorerst gesichert zu sein — auch in der orientalischen Frage haben überall mildere Auffassungen wieder Terrain gewonnen. Serbien scheint die Schranken seiner Machtstellung etwas überschritten zu haben, selbst Rußland und Preußen haben modificirend eingewirkt, um den Fürsten von Rüstungen abzuhalten.

„Die Verhältnisse in Rumänien habe ich ganz so angeschaut, wie Du sie mir schilderst, und ich glaube, daß Du den einzig richtigen Weg gehst . . .

„Endlich sind die Sachen angekommen, sie haben lange auf sich warten lassen. — Tausend Dank für die schönen Zusendungen, Du bist wirklich zu gut und zu generös, unserer mit so viel Liebe zu gedenken. Dafür haben wir uns nun auch ganz eingelebt in Rumänien und seine Schönheiten und fühlen uns dort bald ganz zu Haus. Ich hoffe Ende Mai zu Dir kommen zu können!

„Die Gewehrfrage ist ja gelöst, jedenfalls ein wichtiger Schritt vorwärts. Die Eisenbahnfrage in der Hand preußischer Kapitalisten von gutem Namen ist ebenfalls eine Garantie gegen unmoralische Intriguen.

„Gegen die Presse habe ich mir nach und nach ein hartes Fell angezogen, denn Alles, was aus Rumänien geschrieben wird, ist in der That Besorgniß erregend. Gottlob, daß wir nun abgestumpft sind. Es ist merkwürdig, mit welcher Tenacität der Pessimismus aufrecht erhalten wird."

1./13. Februar. P. Carp, der frühere Sekretär der rumänischen Vertretung in Paris, bringt in der Kammer eine Interpellation wegen der Bulgaren-Banden ein. P. Carp ist ein junger Moldauer, der seine Studien in Deutschland gemacht hat, ein gescheiter Mann von ernstem Charakter.

Schon vor einigen Tagen hat der französische Minister des Auswärtigen den diplomatischen Agenten Rumäniens in Paris offiziell um Aufklärung ersucht, ob die Gerüchte thatsächlich begründet seien, denen zufolge die Bulgaren-Banden, die sich längs der Donau bilden, um in türkisches Gebiet einzufallen, von der rumänischen Regierung unterstützt würden? Und Marquis de Moustier benutzte diese Gelegenheit, um zugleich seiner Antipathie gegen die augenblickliche Regierung in Bukarest unverhohlen Ausdruck zu geben: Frankreich habe Rumänien in jeder Weise seinen Beistand geliehen — leider habe es sich aber überzeugen müssen, daß man in Bukarest ehrgeizige Pläne hege, und daß Bratianu die freundschaftlichen Gefühle für Frankreich nur zur Schau trage, um dahinter seine

wahren Gesinnungen zu verbergen. Schon gegen Ende vorigen Jahres habe das französische Ministerium genaue Nachrichten erhalten über die Zusammenrottung von Insurgentenbanden in der europäischen Türkei, und es sei Thatsache, daß russische Offiziere unter dem Vorwande, Höhenmessungen anzustellen, die Balkanländer bereist hätten! — Um über die Zustände in Rumänien besser unterrichtet zu sein, habe Frankreich seinem Generalkonsul in Bukarest einen diplomatischen Charakter verleihen wollen, die Pforte habe sich dem aber widersetzt, um den ehrgeizigen Aspirationen Rumäniens nicht entgegen zu kommen!

Jedenfalls sind die Gesinnungen Frankreichs gegen Rumänien augenblicklich unfreundlicher als früher; die Schuld daran tragen, abgesehen von den Intrigen anderer Staaten, die in Paris sich aufhaltenden antidynastischen Rumänen, welche dort ihren Herrscher systematisch verleumden.

Obwohl nun die Regierung im Moniteur die offizielle Erklärung abgegeben hat, es sei eine böswillige Erfindung, daß sie die Empörungsgelüste der Bulgaren begünstige, hat Carp doch seine Interpellation in der Kammer eingebracht, um in der Begründung derselben der Regierung ihr Kokettieren mit Rußland vorzuwerfen und sie zu warnen vor der gefährlichen Freundschaft mit dem Kolosse, der mit Rumänien sich nur einlasse, nicht, damit er ihm zur Unabhängigkeit verhelfe, sondern damit Rumänien ihm bei der Ausführung der eigenen selbstsüchtigen Pläne im Orient dienstbar sei.

Bratianu antwortet mit einem persönlichen Angriff gegen Carp, dem er Mangel an Patriotismus vorwirft, da er in einem Augenblick, wo ganz Europa Rumänien verdächtige, noch Öl ins Feuer gieße. Im übrigen leugnet er, daß Umtriebe irgend welcher Art von Rumänien aus erregt oder begünstigt würden, und legt dann ein schwungvolles Bekenntnis seiner aufrichtigen Dankbarkeit gegen Frankreich ab.

Trotz aller dieser offiziösen und offiziellen Ableugnungen enthalten jene gegen Rumänien erhobenen Anklagen doch einen Kern von Wahrheit; denn in der That hat man die Bulgaren bei ihrem Treiben gewähren lassen, so lange man es ohne offene Verletzungen der Suzeränitätspflichten konnte. — Natürlich, die Sympathien des Volks sind für die unterdrückten Religionsgenossen! Seitdem Midhat Pascha die Provinz unter seiner eisernen Hand hält, haben sich viele Bulgaren der besseren Klassen über die Donau geflüchtet, und Rumänien ist so zu sagen eine Art Vorschule für sie: hier erhalten die meisten von ihnen ihre Ausbildung, von hier aus treten sie in Fühlung mit den in der Heimat gebliebenen Genossen, und hier ist der Sitz ihrer Revolutionskomitees, die darauf hin arbeiten sollen, für ihr Land die Unabhängigkeit zu erringen. — Außerdem giebt es am Donau-Ufer große Ansiedlungen von Bulgaren der arbeitenden Klassen; sparsam und fleißig, haben sie besonderes Geschick für Gemüsebau; sie heben sich durch Tracht und Gesichtsbildung scharf von den Rumänen ab, deren Sprache sie leicht lernen. Unter all' diesen Kolonisten wird durch jene Emissäre der Patriotismus stets wach erhalten, und die sich immer wiederholenden Beispiele der türkischen Härte und Grausamkeit auf dem heimatlichen Ufer machen

aus diesen arbeitsamen, braven Leuten Fanatiker. — Durch das gesamte türkische Reich weht in diesem Augenblicke ein Zug von Christenhaß und Verfolgung, wie er lange nicht so scharf zu spüren war. Überall finden die Ereignisse auf Kreta, wo sich Christen und Mohammedaner immer grausamer verfolgen, ihren Widerhall; die europäischen Vermittlungsvorschläge scheitern daran, daß die Türkei sich auf nichts einlassen will, ehe nicht Griechenland seine Hand von Kreta zurückzieht. England hat daher in Athen eingewirkt, wo auch, aus der Initiative des Königs heraus, das Ministerium entlassen wurde, trotzdem es die Majorität in der Volksvertretung hatte; aber England ist jetzt in Abessinien beschäftigt, und Rußland unterstützt den Aufstand der Kandioten ruhig weiter. Ali Pascha ist noch immer dort; daher konnte Graf Ignatjew, als der Sultan ihm mitteilte, der Aufstand sei gänzlich unterdrückt, seiner Verwunderung Ausdruck geben, warum der Großwezier denn noch dort verweile?

Diese schwierige Lage der Pforte hat Montenegro benutzt, um drohend eine Gebietsabtretung zu verlangen. Frankreich tritt aber für die Türkei ein, so daß Montenegro seine Forderungen mäßigt und nur auf einem Grenzstreifen besteht, wogegen Frankreich nichts einzuwenden findet. Österreich jedoch erklärt, jede Gebietsabtretung laufe dem Pariser Vertrage zuwider.

Die Bulgaren petitionieren jetzt in Konstantinopel um Reformen, gerade im Augenblicke, wo die Türken sie aus eigener Initiative machen wollten; denn es ist jetzt die Politik der unter türkischer Herrschaft lebenden christlichen Nationalitäten, sich zu stellen, als ob nur durch Druck von außen auf die Pforte eine Besserung ihrer Lage zu erlangen wäre. Fuad Pascha braucht seine ganze Gewandtheit, um allen Anstürmen auszuweichen; seine Stellung in Konstantinopel ist unaufhörlich durch Intrigen gefährdet, denen durch die Sultanin Valide der größte Vorschub geleistet wird.

5./17. Februar. Marquis de Moustier beauftragt den französischen Konsul Boyard, der rumänischen Regierung eine Note betreffs der bulgarischen Banden zu übermitteln; da dieselbe nicht in den gebräuchlichen Formen diplomatischer Höflichkeit gehalten ist, giebt der Fürst zur Antwort: cette note est dure, elle ne peut pas être acceptée. C'est à regretter que le Marquis de Moustier l'ait lancée avant d'être bien informé sur les bruits qui courent et qui ne sont pas fondés!“

Die Hohe Pforte dagegen hat den Takt anerkannt, mit welchem Bratianu die Carp'sche Interpellation beantwortete.

9./21. Februar. Im Senat wird der Justiz-Minister heftig angegriffen: obwohl letzterer selbst zugegeben habe, daß der Oberste Gerichtshof seine Pflichten nicht würdig erfülle, habe er doch keinen Gesetzentwurf zur Verbesserung der Rechtspflege vorgelegt. Costa Foru hebt in geistreicher Rede hervor, daß der Minister nicht jede Unzulänglichkeit bemängeln dürfe; das Land brauche Zeit, um sein politisches Niveau zu heben, und bis der Umschwung eintrete, dürfe man sich nicht wundern, daß in manchen Institutionen noch mehr Schein als lebendige Wirksamkeit wäre. — Abends großer Ball im Palais; es werden dabei auch Nationaltänze aufgeführt.

12./24. Februar. Costa Foru's Antrag, das Auftreten des Justizministers gegen den Kassationshof zu mißbilligen und zur Tagesordnung überzugehen, wird mit geringer Mehrheit angenommen, worauf die Minister sich zurückziehen und ihre Entscheidung sich vorbehalten.

13./25. Februar. Die Kammer erteilt dem Justizminister ein Vertrauensvotum. — In Petersburg haben die rumänischen Abgesandten heute ihre Antrittsaudienz beim Zaren und finden eine außerordentlich freundliche Aufnahme.

14./26. Februar. Die französische Presse beharrt fortgesetzt bei der Behauptung, daß sich in Rumänien bewaffnete Banden zum Einbruch in die Türkei organisieren. — Die rumänische Regierung hat die Versicherung abgegeben, daß sie von größter Wachsamkeit sein werde.

Dem Fürsten wird die Bahnbau-Offerte Strousberg vorgelegt. — Da Ofenheim sich unterdes bereit erklart hat, unter denselben Bedingungen wie das Berliner Konsortium den Bahnbau zu unternehmen, ist dem Fürsten die Entscheidung nicht leicht gemacht.

Bratianu fürchtet, daß das Bahnprojekt schwerlich die Genehmigung der Kammer erhalten werde, denn die allgemeine Strömung sei dagegen; der Fürst erwidert energisch: in fünf Jahren müsse Bukarest durch eine Eisenbahn mit dem Auslande verbunden sein, die Zukunft Rumäniens liege, nach seiner festen Überzeugung, in den Eisenbahnen — Wer dieselben baue, sei ihm schließlich ganz gleichgültig! — —

Fürst Bismarck schreibt dem rumänischen Fürsten folgenden Brief:

Berlin, 27. Februar 1868.

Durchlauchtigster Fürst.

„Eurer Hoheit gnädiges Schreiben vom 27. v. M. habe ich zu erhalten die Ehre gehabt, und ich benutze die erste sich heut bietende sichere Gelegenheit, um Höchstdemselben für die darin ausgedrückten gnädigen Gesinnungen meinen gehorsamsten Dank zu sagen. Es wird mir stets eine angenehme Pflicht und das Ergebniß meiner persönlichen Anhänglichkeit sein, wenn ich Eurer Hoheit Interessen in meiner hiesigen Sphäre zu dienen vermag. Ich bin bemüht gewesen, diese meine Ergebenheit in den jüngsten Phasen der Politik zu bethätigen, indem ich in London und Paris die Überzeugung vertreten habe, daß die Gerüchte über friedenstörende Unternehmungen auf Eurer Hoheit Gebieten böswillige Erfindungen waren. Der Ursprung dieser Bewegung scheint bei einem belgischen Consul zu suchen zu sein, über den wir in Brüssel Beschwerde geführt haben. Daneben ist nicht zu verkennen, daß in Paris diese Gerüchte benutzt wurden, um Eurer Hoheit fühlbar zu machen, daß eine Anlehnung an Rußland den französischen Intentionen nicht entspreche. Es ändert dieses nichts an der Thatsache, daß eine jede stabile Regierung Rumäniens der freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland ebenso und, nach der geographischen Lage, in höherem Maße bedarf als der zu den andern Europäischen Mächten. Die Gegenwirkung, die sich aus der Befolgung dieses Satzes ergiebt,

werden Eure Hoheit im Interesse Ihrer Aufgabe gewärtigen müssen. Ich zweifle nicht, daß die Mission nach Petersburg um so günstiger wirken wird, als es dem Bischof von Ismail gelingt, sich die thätigen Sympathien seiner Petersburger Amts- und Glaubens-Genossen zu sichern und den Eindruck, daß dieses geschehen sei, öffentlich zur Anschauung zu bringen.

„Gestatten Eure Hoheit mir noch, meinen unterthänigen Dank für die gnädige Aufnahme auszusprechen, welche Hochdieselben dem Grafen Keyserling haben zu Theil werden lassen, welcher dieselbe um so mehr zu rechtfertigen bemüht sein wird, als er weiß, daß er mir damit einen persönlichen Freundschaftsdienst erzeigt.

In tiefster Ehrerbietung verharre ich

Eurer Hoheit gehorsamster Diener

v. Bismarck."

In der That hat, wie Graf Bismarck andeutet, in Paris die Absendung einer Mission nach Petersburg die dortigen maßgebenden Kreise veranlaßt, Rumänien wie einen verlorenen Posten anzusehen: Bratianu habe sich ganz in Rußlands Arme geworfen, heißt es; und da die große Majorität, welche er bei den Wahlen gehabt, seine Stellung im Lande und die ganzen Zustände desselben befestigt hat, ist die Erbitterung in Paris nur desto größer. Fürst Karls bewährte Freundin Hortense Cornu, die ihn so oft vor Bratianu gewarnt hat und die des Kaisers Meinung stets wiedergiebt, schreibt zwar über diesen Punkt: Der Fürst solle nicht allen inventions intéressées qui ont pour but de l'éloigner de plus en plus de la France, telles que l'Empereur aurait promis la Roumanie à l'Autriche, Glauben schenken; solches Gerede sei aussi sot que faux. Auch solle er nicht glauben, qu'ici on veuille le conduire. Il me semble qu'on aurait dû prouver le contraire en laissant si longtemps le poste de consul général inoccupé. Si le gouvernement avait tenu à opérer une influence, à Bucarest, il se serait empressé de ne pas laisser d'intervalle entre le départ de M. d'Avril et l'arrivée de son successeur. Or, il y a plus de sept mois que le poste est vacant. On a laissé le ministère se jeter dans les bras de la Russie sans l'inquiéter.

Où y a-t-il là immixion de la France dans les faits et gestes du gouvernement roumain? — Il ne faut pas non plus croire que l'Empereur soit ébranlé. Il est ni plus ni moins solide qu'il y a quelques années. On lui reproche d'avoir laissé faire la Prusse en 1866, on lui reproche le Mexique, le peu de liberté de la presse etc., mais tout cela ne le fera pas tomber, croyez le bien, et si on vous dit le contraire, on se trompe ou on vous trompe. — Dann giebt sie der Sorge Ausdruck, die ein mißverstandenes Wort des Fürsten und eine Zeitungsnachricht ihr eingeflößt, nämlich, daß er daran denken könne, die Unabhängigkeit Rumäniens erklären zu wollen. Ce serait une résolution désespérée, car telle quelle, la Roumanie doit donner assez à faire, à reformer, à créer pour que toute l'attention, tous les efforts d'un homme

de coeur et d'intelligence soient mis en oeuvre. Un coup d'état, une proclamation d'indépendance seraient la preuve que l'ambition se place d'un mauvais côté, qu'elle veut éblouir et non pas conduire. — Aber Madame Cornu glaubt auch nicht ernstlich, daß der Fürst, den sie für perspicace comme un français et solide comme un allemand hält, peut avoir été changé par la Roumanie. Sie erwartet von ihm, daß er du gouvernement roumain un gouvernement modèle mache, qui réunisse tous les partis et les fasse contribuer au bien du pays; c'est chose facile aux gouvernements nouveaux qui ont l'expérience des anciens pour eux. Un grand élan donné en Roumanie à l'instruction publique, à la production, à l'industrie, aux améliorations matériels du pays, noyerait tous les partis, s'ils ne voulaient se soumettre. Le bien n'est difficile à faire que quand on n'a pas le pouvoir en main, et le pouvoir n'a aucune excuse s'il ne le fait pas.“ —

23. Februar/6. März. Der Kammer wird die Eisenbahn-Konzession vorgelegt.

Die Verhandlungen werden langwierig sein, Ofenheim hat sich telegraphisch erboten, die von Strousberg vorgelegte Konzession, telle quelle, nur mit einer Reduktion von 40000 Franken per Kilometer, zu übernehmen; bei näherer Einsichtnahme stellt sich aber heraus, daß er der Meinung gewesen, der rumänische Staat, und nicht die Konzessionäre, würde die Emission der Obligationen übernehmen und für die Differenz aufkommen. Für die Linie Suceava-Jassy-Roman bietet Ofenheim den großen Vorteil der Schnelligkeit, denn er will dieselbe in 1½ Jahren fertig stellen, während Strousberg sich 3 Jahre ausbedungen hat. Und da der junge Fürst ungeduldig ist, der Moldau einen Ersatz zu geben für die große Einbuße, welche sie durch die Union erlitten hat, legt er das Gewicht seiner Stimme für die Ofenheim'sche Offerte in die Wagschale. — Nun aber tritt noch ein dritter Konkurrent auf: Gebrüder Waring aus London. Da dieselben aber die Kapitalien vom Staate verlangen und selbst keine Gelder in das Unternehmen stecken wollen, hat ihr Angebot wenig Chance; vorgelegt werden soll jedoch auch dieses der Kammer. Der Fürst ist Feuer und Flamme für die Sache, da er durch die Eisenbahn dem Lande einen unberechenbaren Aufschwung zu geben hofft. — In den Kammersektionen, welche die Vorberatung der Frage haben, wird heftige Opposition gemacht. Es fehlt der Mut, an dies kolossale Unternehmen heranzutreten und in einem Lande, wo es noch nicht genügende Chausseen giebt, mit Schienenwegen zu beginnen; man spricht sogar vom drohenden Staatsbankerott und hält das Land noch nicht für reif dieser Phase moderner Entwickelung.

Aus Berlin trifft die Nachricht ein, daß die ersten 5000 Zündnadelgewehre über Danzig und Warschau expediert sind.

24. Februar/7. März. Der Fürst sendet einen neuen Beitrag nach Athen zur Unterstützung der notleidenden Kandioten.

29. Februar/12. März. Der diplomatische Agent Rumäniens in Paris richtet ein Rundschreiben an die Vertreter der garantierenden Mächte, um die loyalen

Absichten seiner Regierung klar zu legen: Le gouvernement de S. A. n'a jamais songé à troubler la paix en Orient. Il n'aspire qu'à réorganiser intérieurement le pays, c'est vers ce but que se concentrent ses efforts. Darauf erklärt er die Gründe, welche die Mission nach St. Petersburg und die Sendung D. Bratianu's nach Wien veranlaßt haben (Verhandlungen wegen Aufhebung der noch in Rumänien bestehenden ausländischen Konsular-Gerichtsbarkeit).

5./17. März. Ein Vorfall in der Kammer, der das ganze Land wiederum zu kompromittieren geeignet ist, zumal da der Präsident den Antrag, um den es sich handelt, mit unterzeichnet hat! Einunddreißig Moldauer, die sich „freie und unabhängige Fraktion" nennen, haben einen Gesetzantrag gegen die Juden eingebracht, der von der Kammer an eine Kommission verwiesen worden ist und etwa folgenden Inhalt hat: „Juden dürfen in den städtischen Gemeinwesen nur mit Genehmigung des Gemeinderats, in den ländlichen Gemeinden dagegen unter keinem Vorwande und nicht einmal zeitweilig sich niederlassen.

„Unbewegliches Eigentum dürfen sie weder in den Städten noch auf dem Lande erwerben; Kauf und Verkauf desselben zu ihren Gunsten ist null und nichtig.

„Ebenso ist es ihnen verwehrt, Landgüter, Weinberge, Schenken, Gasthöfe, Brennereien, Mühlen, Brücken u. s. w. in Pacht oder Betrieb zu nehmen, und weder Staat noch Gemeinden dürfen ihnen Lieferungen übertragen. Um Handel zu treiben, bedürfen sie eines von dem betreffenden Gemeinderat ausgestellten Gewerbescheines, doch sollen sie Nahrungsmittel und Getränke nur an ihre Glaubensgenossen, nicht an die Christen, absetzen dürfen. — Vorstehendes Gesetz erhält rückwirkende Kraft; alle Gesetze und Verordnungen, welche mit demselben in Widerspruch stehen, sind aufgehoben." —

Die inländische Presse bringt lange Artikel gegen den Bau von Eisenbahnen und bearbeitet die öffentliche Meinung in diesem Sinne; es scheint, daß das Mißtrauen in die eigene Leistungsfähigkeit den natürlichen Drang nach Fortschritt lähmt. —

10./22. März. Der Fürst feiert den Geburtstag des Königs von Preußen in hergebrachter Weise durch ein Fest-Diner.

In Paris herrscht die irrige Meinung, daß zwischen Rumänien und Serbien ein Offensiv-Vertrag gegen die Türkei abgeschlossen worden sei.

17./29. März. Die Gesandtschaft trifft aus Petersburg wieder in Bukarest ein und überbringt dem Fürsten folgende Briefe vom Kaiser Alexander und vom Fürsten Gortschakow:

A Son Altesse le Prince de Roumanie.

Les Envoyés de V. A. m'ont remis la lettre qu'Elle m'a adressée. Il m'a été agréable de les recevoir et de pouvoir les assurer de vive voix du sincère intérêt que je porte à V. A. ainsi qu'aux Principautés Unies. — Cet intérêt ne s'est pas démenti malgré des dissentiments passagers. —

Je me félicite de voir que V. A. l'apprécie et surtout qu'Elle se montre animé du désir de relever le sentiment religieux dans le pays qui Lui a confié ses destinées. La foi est la base la plus solide de tout ordre social. Elle a été dans le passé le lien traditionnel qui a uni les Principautés à la Russie. En s'attachant à le conserver intact V. A. remplira une noble tâche. — Elle acquerra de nouveaux titres à l'affection que je Lui ai vouée et dont je la prie de recevoir l'assurance avec celle de ma haute considération.

St. Petersbourg 5./17. Mars 1868. Alexandre.

Fürst Gortschakow versichert:

Délégués par V. A. et parlant en Son nom, l'Evèque Melchizedek et Mr. Jean Cantacuzène étaient sûrs d'avance d'être écoutés avec la plus amicale bienveillance. Je ne puis que remercier V. A. de les avoir autorisés à une entière franchise. Ils vous rendront compte du résultat de nos explications sur les diverses questions, qu'ils étaient chargés d'aborder. — Celle relative aux biens dédiés a pour nous un intérêt particulier. V. A. connait le prix que mon Auguste Maitre attache à ce que cette question, qui touche à l'avenir de l'Eglise d'Orient, soit réglée conformément à la justice et aux sentiments de la Chrétienté Orthodoxe.

Nous n'avons échangé à ce sujet que des idées générales. Les Envoyés de V. A. ne pouvaient pas avoir d'ouvertures précises à nous communiquer sur une affaire qui concerne directement le Siège Oecuménique et les Sts. Lieux d'Orient et à l'égard de laquelle le Cabinet Impérial n'a que des voeux de conciliation à former. Nous nous sommes néanmoins félicités de trouver dans leur langage le fidèle reflet des sentiments témoignés par V. A. et que S. M. l'E. apprécie.

Quant aux affaires d'un intérêt spécial pour les Principautés Unies, Vos délégués ont pu se convaincre de l'esprit de bienveillance dans lequel elles ont été traitées. La décision de S. M. L'E. de doubler le montant des versements annuels à effectuer par le trésor Impérial à la liquidation des anciennes dettes contractées pour l'approvisionnement de l'armée russe, est une nouvelle preuve des dispositions amicales dont mon Auguste Maître est animé envers V. A. Elle en tirera un augure favorable pour les relations que les Principautés Unies sont intéressées à entretenir avec la Russie, afin de trouver dans ses sympathies les mêmes garanties d'avenir dont V. A. se plait à reconnaitre la valeur dans le passé. Elle peut compter à cet effet sur mon concours le plus cordial conformément aux intentions de S. M. l'Empereur. Je suis heureux d'apprendre que le Baron d'Offenberg qui est appelé à en être l'organe, a réussi à remplir cette tâche à la satisfaction de V. A.

Der preußische Gesandte in St. Petersburg, Prinz Reuß, schreibt dem Fürsten, daß er die Schicksale desselben seit 1866 mit großem Interesse verfolgt

und sich namentlich gefreut habe zu sehen, mit welcher Energie der Fürst das kühne Unternehmen angepackt habe. Wenn es Ihm nur immer gelänge, die richtigen Werkzeuge zu finden! — Cantacuzène, mit welchem Prinz Reuß auch über diesen Punkt sehr offen gesprochen habe, sei der Ansicht, die wohl ihre Berechtigung habe, daß Radikale, so lange sie an der Regierung sind, weniger schädlich sein dürften, als wenn sie sich in der Opposition befinden. Diesen Standpunkt werde der Prinz auch in Petersburg zu vertreten suchen, wenn ihm, wie das natürlich sehr oft geschähe, Unzufriedenheit mit J. Bratianu ausgesprochen werde. — Über die Resultate der Mission meint er: „Es ist nicht viel Positives; doch ein guter Keim, den man pflegen muß, ist gelegt, und die Dispositionen der russischen Regierung für die rumänische haben sich jedenfalls gebessert.“ Der Kaiser selbst habe sich wohlwollend ausgesprochen und würde dies Wohlwollen gewiß auch bewahren. „Fürst Gortschakow nannte den Entschluß, eine Mission zu schicken: un acte de courage.“

General Ignatjew hätte den besten Willen, um in Stambul auf die Regelung der Kloster-Frage hinzuarbeiten. Sein Plan (s. „Aufzeichnungen“ 1866, 14./26. Oktober) scheint dem Prinzen der beste, obwohl er nicht mit dem des Herrn Bratianu zusammenfällt. Cantacuzène wäre der Ansicht des ersteren. „Es ist wichtig, eine Sache zu regeln, die allen denen, welche Rumänien Verlegenheiten bereiten möchten, immer eine gelegene Waffe ist. Außerdem ist der Einfluß auf den Klerus nicht hoch genug anzuschlagen, wenn die Regierung die Revenüen in der Hand hat.“ Es würde das Arrangement aller andern Fragen fördern, wenn es dem Fürsten gelänge, die Kanonischen Regeln wieder zur Geltung zu bringen. In Petersburg denke man nicht daran, den Rumänischen Klerus unter die Abhängigkeit des Patriarchen von Stambul bringen zu wollen, sondern wünsche eben nur, daß ersterer wieder auf den Fuß gestellt werde, auf welchem er vor der Regierung Kusa's sich befand. — Der Brief schließt damit, daß der preußische Gesandte sich gefreut habe, Herrn Cantacuzène kennen zu lernen, der in Petersburg sehr richtig und taktvoll sich zu benehmen gewußt und Anerkennung gefunden habe. Der Fürst habe an demselben einen ergebenen Diener. — —

18./30. März. Die Kammer genehmigt ein wichtiges Wegebaugesetz. Jeder männliche erwachsene Bewohner Rumäniens muß 3 Tage an der Instandhaltung der Straßen arbeiten oder ein Äquivalent in Geld zahlen. Auf diese Weise wird dem Mangel an Wegen hoffentlich bald abgeholfen werden.

Die innere Lage ist einmal wieder schwierig; Bratianu ist ganz entmutigt, denn die Hetzereien der judenfeindlichen Fraktion finden besonders in der Moldau einen sehr gut vorbereiteten Boden. Hat doch selbst der Franzose E. Desjardins, der im vorigen Jahre mit der besten Meinung über die Juden das Land betrat, nachdem er es bereist, in seiner Broschüre gesagt: sie seien Fremde auf dem rumänischen Boden, nicht nur der Sprache und Sitte, sondern auch dem Geiste nach und wollten auch Fremde bleiben! Sie sendeten ihre Kinder nicht in die rumänische Schule, obgleich sie ihnen unentgeltlich geöffnet sei; der ganze Kleinhandel (Milch, Fleisch, Früchte &c.) wäre in ihren Händen, besonders aber der Vertrieb des Brannt-

weins, den sie selbst nicht tränken, sondern mit Vitriol gemischt den Rumänen verkauften. — In der Moldau wäre der Jude auch Schneider, Schuster, Uhrmacher, Klempner, vor allen Dingen aber Wucherer. Bis zu 50% nähme er monatlich von dem Entliehenen, und da es keine Kredit-Anstalten gäbe, müßten in Zeiten der Not — bei jeder schlechten Ernte — alle zu ihm ihre Zuflucht nehmen. —

Baron d'Avril, der schon seit einigen Monaten sich nicht mehr in Bukarest aufhielt, sondern in Galatz bei der Donau-Kommission thätig war, reist definitiv aus Rumänien fort. Mellinet, bisher französischer Gesandter in Venezuela, ist sein Nachfolger im Generalkonsulat.

Augenblicklich ist der ganze Occident gegen Rumänien aufgebracht; was die Verdächtigungen wegen Begünstigung bulgarischer Banden nicht zu Werke brachten, hat jetzt der Gesetzantrag gegen die Juden vermocht; man giebt den 31 Unterschriften mehr Bedeutung im Auslande als im Inlande. Der Fürst empfängt von seinem Vater die Bestätigung, „que l'Europe entier est en émotion à cause de la loi contre les juifs."

24. März/5. April. Bratianu bekämpft in glänzender Rede den Antrag der Antisemiten und bricht öffentlich mit ihnen. Die unmöglichsten Gerüchte über Judenverfolgungen machen ihren Weg durch die Presse: So sollen in einem Dorfe 500 Ausweisungen vorgenommen sein! — Alles falsche Nachrichten.

25. März/6. April. Demeter Bratianu kehrt aus Wien zurück, wo er nicht allzuviel ausgerichtet hat; auf die Beseitigung des „Anachronismus" der Konsulargerichtsbarkeit will Herr von Beust sich nur in Gemeinschaft mit den andern Mächten einlassen. Mehr Entgegenkommen finden die Vorschläge für einen Handels- und Grenzvertrag. H. v. Beust erkannte an, daß Rumänien ein Gegengewicht gegen die slawischen Tendenzen werden könne. Der Kaiser hat den rumänischen Abgesandten bei seiner Audienz mit großer Liebenswürdigkeit behandelt und aufrichtiges Interesse für den Fürsten und seinen jungen Staat an den Tag gelegt, sich aber auch über die Kundgebungen beschwert, welche man im Fürstentume zu gunsten der unter seinem Szepter lebenden Rumänen mache. — D. Bratianu hat im Auftrage seiner Regierung in Wien auch das Ansuchen gestellt, in der Konsularvertretung zu Bukarest einen Personenwechsel vornehmen zu wollen, weil die jetzige allen falschen Gerüchten zugängig sei. Im übrigen hat D. Bratianu gefunden, daß man in Wien der Mission nach Petersburg eine falsche Bedeutung beigemessen, und hat sich bemüht, diesen Argwohn zu bekämpfen; leider trägt Fürst Kusa, der sich in der Nähe von Wien aufhält, nicht dazu bei, die Mißstimmung gegen Rumänien zu heben, benutzt vielmehr jede Gelegenheit, die Absichten der Bukarester Regierung zu verdächtigen.

Fürst Karl hatte Demeter Bratianu auch an den preußischen und russischen Gesandten empfohlen: ersterer, Baron Werther, erklärt in seinem Antwortschreiben, daß man das schwierige Werk der Regeneration Rumäniens, welche Se. Hoheit unternommen, mit großem Interesse verfolge und hoffe, die gegenwärtigen Minister entsprächen den Erwartungen des Fürsten ebenso vollständig, wie sie sein Vertrauen zu besitzen das Glück hätten. Letzteres spräche gewiß zu Gunsten derselben,

da man überzeugt sei, daß Se. Hoheit, dem orientalischen Terrain recht angemessen, über den Parteien sich halten und mit keiner derselben oder ihren Koryphäen sich gänzlich identifizieren werde. Die Sendung nach St. Petersburg werde gewiß eine sehr gute Wirkung haben, denn für Rumänien erscheine es als das Geeignetste, mit den beiden mächtigen Nachbarländern in freundlichem Verkehr zu verharren. —

Der russische Gesandte in Wien, Graf Stackelberg, schrieb dem Fürsten bereits vor einigen Wochen, er zweifle nicht daran, daß der Zar den Annäherungsversuch Rumäniens günstig aufnehmen, und daß sich de durables relations de bon voisinage pour le redressement des torts dont nous avons eu à nous plaindre sous le régime précédent, herstellen würden.

Graf Stackelberg erinnert sich der Zeit, wo er die Ehre hatte, dem Fürsten in Madrid vorgestellt zu werden; seitdem habe er mit lebhafter Teilnahme les péripéties de la providentielle destinée des Fürsten verfolgt, en ne cessant de faire des voeux pour la réussite de la noble mais épineuse entreprise à laquelle S. A. a voué son existence.

D. Bratianu überbringt aus Wien ferner einen Brief vom Onkel des Fürsten, dem italienischen Gesandten in Wien, Marchese Pepoli: er spräche nicht Politik, aber er empfähle der rumänischen Regierung une ligne de conduite modérée vis à vis des juifs et de ne pas trop presser certaines questions: en les pressant on les recule.

Außerdem einen Brief des Grafen Ignatjew, der von Basiasch aus dem Fürsten sein Bedauern ausspricht, einer Einladung desselben nach Bukarest nicht entsprechen zu können, da er sich schleunigst auf seinen Posten nach Konstantinopel zurückbegeben und deshalb an Rumänien vorbeifahren müsse.

Fürst Karl Anton telegraphiert seinem Sohne: Kaiser Napoleon habe geäußert, er wisse, daß Rumänien mit der Absicht umgehe, am 10. Mai seine Unabhängigkeit und das Königtum zu proklamieren. — La France, l'Angleterre, l'Autriche sont furieux de ce projet qui serait la perte de votre dynastie et du pays. — Fürst Karl antwortet, daß man ihm diese Absicht nur unterlege pour se servir contre lui, pour le discréditer dans l'opinion publique. Il n'était pas même question d'un tel projet qui serait aujourd'hui une véritable folie. Durch solche Verleumdungen werde seine Stellung beinahe unhaltbar, denn er habe keine Mittel sich zu verteidigen, wenn man die Wahrheit nicht glauben wolle. C'est une persécution organisée contre la Roumanie.

Briefliche Nachrichten des Fürsten Karl Anton sagen, daß der 22. März in Berlin so verlaufen sei, wie Fürst Karl es früher gekannt, „nur ist der König, womöglich, noch kräftiger, ausdauernder und verjüngter" geworden. Man sei im allgemeinen sehr wohlwollend und teilnehmend für den rumänischen Fürsten gesinnt, namentlich seitdem man wisse, daß die rumänische Regierung nicht mehr in so schroffem Gegensatz gegen Rußland stehe.

„Bismarck ist voller Interesse, und seine Bemerkung ist vollkommen richtig, daß Rumänien das südöstliche Belgien Europa's sei. Wie Belgien dürfe

Rumänien keine auswärtige Politik treiben, sondern müsse mit den Nachbarn auf möglichst gutem Fuße leben; dann werde es schon von selbst an den Früchten partizipieren, die vom europäischen Baume seiner Zeit herabfallen werden. — Nur dürfe es nicht selber pflücken wollen, zumal noch unreife!

„Ich finde diesen Ausspruch ganz außerordentlich richtig. Bei dem heutigen Zustande Europas ist derjenige Staat, welcher den Krieg, und wäre es nur durch Unvorsichtigkeit, hervorruft, der fluchbeladene, und er würde untergehen, weil Niemand sich für den Friedensstörer interessieren würde. Wer abwarten kann, dem gehört zur Hälfte schon der Erfolg.

„Es ist ganz ungeheuerlich, welches Gewebe von böswilligen Intriguen und Ausstreuungen über Rumänien verbreitet wird! Es ist der Neid und die Bosheit seiner Feinde, die kein anderes Kampfmittel mehr besitzen. Doch erreichen die Feinde immerhin einigermaßen ihren Zweck, weil dadurch politische Begriffsverwirrung über Rumänien in die Welt geschleudert wird.

„Es ist jetzt wiederum die Judenfrage, welche auf der Tagesordnung steht — diese Frage ist ein Noli me tangere, denn die Juden besitzen Geld und die ganze Presse — mich freut, daß Rumänien jetzt einlenkt.

„Judenzustände, wie sie an der untern Donau vorkommen, sind ein schlimmer Ausschlag am Staatskörper — allein so wenig wie man einen Ausschlag plötzlich vertreiben kann, ebenso wenig läßt sich die Judenfrage mit einem Schlage lösen. Doch ich vertraue Dir hierin vollkommen, Du wirst das richtige zu treffen wissen. — Das gleiche gilt von der stets befürchteten Unabhängigkeits-Erklärung Rumäniens. Eine solche einseitige Handlung wäre die kolossalste Unvorsichtigkeit: die Macht der Ereignisse wird diese Thatsache hervorrufen, aber nicht der Wille der rumänischen Nation. Es ist dies namentlich ein Gespenst für England, welches stets eine Ausschreitung dieser Art befürchtet, wie Lord Loftus mir gesagt hat. Ich habe ihn indessen zu beruhigen gesucht.

„Die Gewehrfrage ist mit großer Geschicklichkeit erledigt worden.

„Cantacuzino hat mir einen sehr guten Eindruck gemacht — ich sah ihn in Berlin auf seiner Rückkehr von Petersburg.

„Ich vergaß zu sagen, daß Bismarck mir ebenfalls äußerte, eine zu starke und visible Anlehnung Rumäniens an Rußland wäre auch nicht wünschenswerth — man müsse gleich gut mit allen Mächten stehen und erst im letzten Moment, wenn Alles zusammenbräche, es mit jener Macht halten, von der man glaube, daß sie als Siegerin hervorgehen werde." —

26. März/7. April. Der Moniteur erklärt gegenüber den vielfach verbreiteten Gerüchten von Judenverfolgungen in der Moldau, daß daselbst vollkommene Ruhe herrsche.

27. März/8. April. Der Moniteur kommt noch einmal auf diese Gerüchte zurück und stellt den Ursprung derselben fest: mehrere israelitische Familien des Distrikts Bakau sind ganz ohne Subsistenzmittel, da man ihnen die Schanklicenz

entzogen, in die Stadt gekommen, um dort einstweilen bei Freunden Unterkunft zu suchen.

30. März/11. April. Da das Osterfest vor der Thür ist, vertagen sich, ohne daß es über die Eisenbahnkonzession zur Beschlußfassung gekommen wäre, die Kammern, nachdem sie das Budget von 1867 für 1868 votiert und einen Zuschlag von 14 Millionen Franken, größtenteils für Zwecke der Heeresorganisation, genehmigt haben. Der Gesetzentwurf über die letztere wurde en bloc angenommen.

2./14. April. Der Fürst erfährt durch den preußischen Konsul Annecken, daß wieder Depeschen über Judenverfolgungen im Umlauf sind; auch der österreichische Generalkonsul, Baron Eder, will von einer Gefährdung der jüdischen Bevölkerung in Bakau und Jassy wissen. Fürst Karl hält jedoch alles für Übertreibung und Erfindung.

Fürst Karl hat die Absicht, nach der Moldau zu reisen, wird jedoch durch das Frühjahrs-Hochwasser zurückgehalten; denn die Flüsse sind so angeschwollen, daß der Verkehr unterbrochen ist. —

Verhandlungen mit dem Kriegsminister, ob man nicht eine Anzahl österreichischer Offiziere rumänischer Nationalität zum Eintritt in rumänische Dienste veranlassen könnte? Das würde ein Weg sein, um dem Mangel an Offizieren abzuhelfen, ohne die Vorschriften zu verletzen, welche den Eintritt von Nichtrumänen in den Staatsdienst verbieten.

3./15. April. Im Distrikt Bakau wie in zwei andern Distrikten der Moldau sind, nach inzwischen eingetroffenen Nachrichten, allerdings Ausweisungen von jüdischen Schankpächtern vorgekommen, welche österreichische Staatsangehörige sind; da ihr Pachtkontrakt abgelaufen war, erhielten sie auf dem Verwaltungswege den Befehl, binnen fünf Tagen das Land zu verlassen — Natürlich waren bei der Ausführung dieser Verwaltungsmaßregel manche Härten nicht zu vermeiden.

Aus dem Distrikt Bakau sind 25 Familien ausgewiesen worden, und während der Osterfeiertage sind von seiten der National-Garde einige Ausschreitungen gegen die Juden vorgekommen.

Unter den Generalkonsuln, die gemeinsam gegen jene Maßregeln protestieren, herrscht die Ansicht, daß Bratianu gegen die Juden vorgehe, um sich in der Moldau populär zu machen.

5./17.—8./20. April. Reise des Fürsten in die Moldau über Busen, Fokschani und Bakau, wo der Fürst selbst sich überzeugt, daß eine eigentliche Judenverfolgung nicht stattgefunden und der Präfekt Lecca seine Befugnisse nicht überschritten habe, nach Jassy. — Fürst Karl empfängt an seinem Geburtstage, den er teilweise noch in Bakau verlebt, unter andern Gratulanten auch eine Juden-Deputation.

In Jassy, wo der Fürst bei dem Metropoliten Calinik absteigt, der bekanntlich am separatistischen Aufstande von 1866 teilgenommen, ist der Empfang so begeistert wie nur je.

Aus einem verspäteten Geburtstagsbriefe seines Vaters erfährt der Fürst, daß sein Telegramm, worin er das Gerücht von der bevorstehenden Unabhängigkeits-Erklärung als böswillige Erfindung bezeichnet, den Kaiser Napoleon sehr zufrieden gestellt hat. England (d. h. Lord Stanley) sagt über diese Frage:

„Ich habe immer gehört und glaube es, daß Fürst Karl ein Mann ist, auf dessen bonne foi man sich verlassen kann; wenn er sagt, daß er nichts von einer Intrigue wisse, so zweifle ich nicht, daß dies der Fall ist. — Aber ich beurtheile seine Rathgeber nicht ebenso günstig, und die Sache ist mehr als ein in Paris oder Wien aufgebrachtes Stück Klatscherei, obschon ich zugebe, daß die französischen Konsuln sich unnöthig ängstlich bei der Sache gezeigt haben. Und weit entfernt, daß die englische Regierung „furieux" über den Gedanken einer Trennung Rumäniens von der Türkei sei, habe ich es immer für eine Angelegenheit gehalten, die England sehr wenig berührt. — Persönliches Gefühl habe ich gar keines in der Sache. Alles, was ich je darüber gesagt oder gedacht habe, ist, daß Rumänien zu klein und schwach wäre, um allein zu stehen, und seine „Unabhängigkeit" deshalb einfach die Annexion durch Rußland heiße, welche — wer auch sonst dabei gewinnen oder verlieren möge — keinesfalls dem Fürsten Karl zum Vorteil gereichen würde.

„Er hat eine schwierige Rolle zu spielen, und wenn es ihm gelingt, sich in seiner Stellung zu erhalten, so wird es einer seltenen Vereinigung von Glück und kluger Politik zu danken sein." —

Fürst Karl Anton berichtet weiter von einer Äußerung Napoleons, worin derselbe anerkannt habe, daß eine unabsehbare Kette von falschen und alarmierenden Nachrichten verbreitet sei, worin er zu gleicher Zeit aber habe durchblicken lassen, daß die Person Bratianu's noch immer die Ursache der französischen Empfindlichkeit wäre, und daß durch einen Ministerwechsel die Ressentiments in Paris wesentlich gemildert werden könnten. Der Kaiser hat sogar als eine ihm und seiner Regierung genehme Persönlichkeit den Prinzen Georg Stirbey namaft gemacht. Dann fährt Fürst Karl Anton fort:

„Alles das ist leicht zu sagen, aber schwer zu machen. Ich will es nur als Schlüssel zum Verständniß Dir mittheilen. Meines Dafürhaltens kannst Du jetzt Bratianu nicht entbehren, und ein Ministerium Stirbey hieße wahrscheinlich das System ändern, gerade so, als wenn der König von Preußen aus seinem Herrenhause ein neues Ministerium formiren wollte.

„Es ist aber immer gut, die Grundursache der französischen Mißstimmung zu kennen.

„Nach und nach bricht sich eine neue Auffassung Bahn. Die Wahrheit, wenn auch spät, kommt stets zum Durchbruch. Die „Presse" vom 10. April ist ungeheuer wichtig, weil sie einen Umschwung der österreichischen Politik in Bezug auf Rumänien vorbereitet. Der Leitartikel ist offenbar von Beust inspirirt, und es ist die Absicht deutlich zu erkennen, Rumänien von einem zu engen Bündniß mit Rußland abzuhalten. Il faut profiter de la situation

und sich mit Österreich möglichst gut stellen, ohne der eigenen Würde etwas zu vergeben.

„Bleibe im übrigen fest, konsequent und gerecht, dann wird Alles gut gehen." (Fortsetzung folgt.)



Geteilte Liebe.

Erzählung

von

Heinrich von Anzenberg.

(Fortsetzung.)

Der Tag — so fuhr mein Erzähler fort — an dem Mercedes mich ihrer Liebe versicherte, war der schönste meines Lebens. So ein Glück, in meinen Jahren noch die herzliche Zuneigung des entzückendsten Wesens zu gewinnen und einen Rivalen aus dem Felde geschlagen zu haben, der ihr hundertfältig mehr zu bieten vermochte als ich! Ich glaubte schon, die Folgen der Petersburger Krankheit nie mehr überwinden zu können, und siehe da, nun war ich auf dem Punkte, völlig hergestellt zu werden, zum baldigen Wiedereintritt in den Dienst befähigt und Bräutigam dazu. Ja, so ein Glück!

Die Zeremonie der Verlobung, welche, ich brauche es wohl nicht zu sagen, noch am gleichen Tage gefeiert wurde, bildet in dem Entwickelungsgang zweier Liebenden stets einen markanten Wendepunkt. In der Zeit vor der Brautschaft, zumal in einem Falle wie in dem unsrigen, wo sich die Herzen nicht sofort entgegenfliegen, möchte ich die Liebe eine streitende nennen, sie hat die denkbar größte Spannkraft; denn wer die Liebe einer Frau, ohne die er nicht leben zu können glaubt, gewinnen will, wird seinen ganzen geistigen und materiellen Apparat erschöpfen, Himmel und Erde in Bewegung setzen, um ihr zu gefallen, Tag und Nacht bleibt in ihm für keinen andern Gedanken mehr Raum als für den, wie nehme ich die Feste. Er setzt alles aufs Spiel; was liegt ihm an dem Gerede der Welt, an den Mahnungen der Seinigen, an einer Karriere, zu deren Aufbau er ein Lebensalter gearbeitet. Darum ist die Liebe in diesem Stadium die opferwilligste und zäheste; sie ist aber auch dafür, und das ist die Kehrseite der Medaille, am meisten mit Blindheit geschlagen. In keinem andern Stadium der Verliebtheit ist man selbst so wenig objektiv, so taub gegenüber den Vorstellungen der Freunde und Angehörigen, so verschlossen für die Fehler der Auserkorenen.

Die Verlobung ändert die Sachlage schon erheblich; der heiße Kampf ist von Erfolg gekrönt worden, der Besitz des geliebten Wesens ist dem Bräutigam verbrieft, die Burg ist eingenommen, und nur der Einzug mit klingendem Spiel ist noch

eine Frage der Zeit. Auf die höchste Entfaltung der Kräfte folgt naturgemäß ein Nachlassen, eine Reaktion. Zu erobern bleibt nichts mehr übrig, die Waffen können auf den Boden, in das Arsenal gelegt werden, an die Stelle der fieberhaften Jagd nach dem Ersehnten tritt ein Gefühl süßen Vorbesitzes; noch ist zwar keine Sättigung da, das Heiligste ist aber nur noch verschleiert.

Von Hause aus möchte man darum glauben, daß der Zustand der Verlobten ein viel beneidenswerter sei, in Wirklichkeit ist dem aber häufig nicht so. Vielfach wirkt die Verlobung auf die Liebesleute sehr ernüchternd, sie werden mitunter auf einmal äußerst skeptisch und wägen die Chancen ihres Glückes urplötzlich mit einer ganz neuen Wage ab. Möglich, daß die Ursache dieser Wendung davon herrührt, daß sich die Verlobten schon öfter so geben, wie sie wirklich sind, während im Stadium der Bewerbung jeder Teil sich — auf Kosten der Wirklichkeit — im allerbesten Lichte zu zeigen wünscht, es ist oft ein Wettrennen im Verhüllen der Schwächen und inneren Mängel.

Von der eben erwähnten Abkühlung blieben wir Gott sei Dank verschont, mein Glück schien zu Anfang keine Grenzen kennen zu wollen. Indessen ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Eines Tages plauderten wir über dies und jenes und kamen im Laufe der Unterhaltung auch auf den recht verfehlten Gedanken, in eine Diskussion über unser dereinstiges Verhältnis als Mann und Frau einzutreten. Es kam die Sprache auf die Kindererziehung, wer von uns beiden das Zepter in der Ehe schwingen sollte, und auf das Maß der Freiheiten, welche die Eheleute sich füglich zu gestatten haben, soll nicht die Ehe aus einem heiteren Bande zu einer drückenden Fessel werden. In diesem Zusammenhang fiel von seiten Mercedes plötzlich die Äußerung: „Aber das sage ich schon jetzt, du darfst auf mich nie eifersüchtig sein, sonst wirst du grenzenlos unglücklich werden.“

Ein Klügerer als ich würde hierauf die scherzhafte Antwort nicht schuldig geblieben sein, auf mich Grübler fiel's aber nieder wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Wie, ich sollte die Liebesbewerbung andrer um meine Frau, die es bei deren Schönheit und ihrem Geiste nur so regnen mußte, ruhig über mich ergehen lassen? Meine Frau wollte sich also nicht mit meiner Liebe begnügen? Sie brauchte noch die Huldigungen eines Zweiten oder gar eines Dritten? Und wenn ich sie nicht gewähren ließ, so könnte sie mich lieber kreuzunglücklich machen, als von ihrem unseligen Hange ablassen? Das war ja eine wahre Hölle, in die ich auf einmal blickte. Als Mercedes meine Bestürzung gewahr wurde, schaute sie mich groß und fragend an, als ahnte sie nicht die Tragweite dessen, was sie gesagt. Indessen fühlte sie sich doch veranlaßt, ihren Standpunkt noch etwas näher zu präzisieren, indem sie hinzusetzte: „Du darfst dir dabei nichts Böses denken, ich werde nie über die Stränge schlagen, ich kann aber für mein ganzes Leben auf die Huldigungen von seiten dritter nicht verzichten, sie sind mir so unentbehrlich wie das tägliche Brot, wie dem Fisch das Wasser. Schon als fünfzehnjähriges Mädchen hatte ich stets ein halbes Dutzend Kurmacher, sie sind mein Lebenselement.

Du mußt mich nehmen, wie ich bin, und wenn du dies thust, so wird dein Glück nie beeinträchtigt werden."

Das einmal gefallene Wort, das mir durch diesen Kommentar nur wenig von seinen Schrecken zu verlieren schien, ging mir fortan unablässig im Kopfe umher. Vorgänge, denen ich bisher keine Beachtung geschenkt hatte, standen jetzt auf einmal in einem ganz neuen Lichte vor mir. War ich denn völlig blind, daß ich es nicht wahrgenommen hatte, wie Mercedes seit unsrer kurzen Bekanntschaft ganz nach den Grundsätzen gelebt hatte, die sie soeben zu meiner Bestürzung verkündet hatte? Bisher fühlte ich mich nur unendlich geschmeichelt, über meinen Rivalen den Sieg davongetragen zu haben. War er aber nicht Mercedes' Verlobter? Hatte sie nicht seine und meine Liebesbewerbungen gleichzeitig hingenommen? War mein Erfolg nicht ein Sieg, bei dessen Erinnerung mir in meiner neuen Lage die Haare zu Berge stehen mußten? Wie konnte ich nur so kurzsichtig gewesen sein, auf alles das erst jetzt zu kommen?

Jetzt stand urplötzlich auch der junge Engländer, den ich gelegentlich als Begleiter auf unsern Ausflügen erwähnt habe, unter einem ganz neuen Gesichtspunkte, ich kann sagen wie ein Schreckgespenst vor meinen Augen. Mercedes hatte ihn vor der Krisis mit dem Prinzen nur flüchtig gesehen, von dem Tage an aber, da dieser sich zurückgezogen, und ich allein das Feld behauptet hatte, fehlte der junge Mann nicht mehr auf dem Plane. Es war ein schön gewachsener Mensch von sechsundzwanzig Jahren, mit feingeschnittenem, länglichem Gesicht, leuchtenden, schwarzen Augen und dunklem Schnurr- und Kinnbart; das Schönste an ihm waren die üppig wuchernden Augenbrauen und ein wirklich graziöser Mund mit einer Reihe prächtiger Zähne, die er bei seiner Neigung zu froher Heiterkeit fast unablässig zur Schau trug. In der ganzen Persönlichkeit lag unverkennbar etwas Sympathisches; er besaß ein glückliches Temperament, war zwar nicht tief angelegt, aber doch kein schlechter Gesellschafter, und man mochte ihn gern um sich leiden. Ich habe von ihm nie etwas gehört, was den Mann von Geist verraten hätte, dafür gebot er aber über die Kunst einer leichten, gefälligen Konversation, wie sie Frauen lieben, die nichtbeschäftigte Stunden haben und für die es tödlich ist, alsdann zur Ausfüllung derselben nicht jemanden zur Stelle zu haben. Er war, äußerlich nach seiner Erziehung und ganzen Haltung zu schließen, von guter Familie und hatte sich der Malkunst gewidmet, zu deren Erlernung er die Akademien von Wien, München und Paris besucht hatte, seit zwei Jahren wurden seine Bilder im Pariser Salon ausgestellt, was für die Begabung eines so jungen Künstlers immerhin etwas sagen wollte.

Dieser Jüngling mit lockigem Haar war bei allen Promenaden, die wir machten, unser beständiger Begleiter; sein Anschluß wurde zu Anfang damit motiviert, daß er das Auffällige meines steten Zusammenseins mit Mercedes vermindern, uns also vor der üblen Nachrede, die in Montreux eben so reichlich emporwuchs wie anderwärts, schützen sollte. Dieser ursprüngliche Zweck seiner Anwesenheit wurde aber bald vergessen, und es blieb nur das für ihn wertvolle Gewohnheitsrecht übrig, täglich Stunden lang die Gesellschaft meiner Angebeteten

teilen zu dürfen. Daß dieser anhaltende Verkehr des feurigen Jungen mit der bildschönen Frau nicht ohne alle psychologischen Folgen bleiben konnte, kann sich jeder selbst sagen. Nicht ohne innere Beunruhigung mußte ich denn auch schon bald wahrnehmen, daß der junge Mann auf dem Punkte war, in leidenschaftlicher Liebe zu Mercedes zu entbrennen; er sah dieselbe mit den sehnsüchtigsten Augen von der Welt an, sein Mund floß von Komplimenten für sie über, es verging kein Tag, da er derselben nicht eine Blumenspende zu Füßen legte. Zu unsern Rendezvous erschien er meist schon eine gute Zeit vorher, um eventuell das Glück zu haben, Mercedes, sei es auch nur einige Minuten lang, allein sprechen zu können. Ich zweifle nicht, daß er sie alsdann von seiner leidenschaftlichen Verehrung für sie unterhielt, daß er die Qualen, die ihm die Nichterwiderung derselben bereitete, mit drastischen Farben schilderte, und daß er flehentlich um die Versicherung bat, daß wenigstens ich ihm gegenüber nicht bevorzugt würde.

Ich selbst war bis dahin auf den neuen Kurmacher nicht eifersüchtig gewesen; ich glaubte mich Mercedes' Neigung schon zu sicher, um diesen Gesellen zu fürchten, zumal ich jeden Tag wahrnehmen konnte, wie wenig ernsthaft sie seine Huldigungen entgegennahm. Was mich befremdete, war allein der Umstand, daß schon einige Tage nach unsrer Verlobung von meiner Braut der Wunsch ausgesprochen wurde, den jungen Mann, der sich nach unsrer Beglückwünschung als Brautpaar aus eigenem Taktgefühl zurückgezogen hatte, in den alten intimen Verkehr wieder hineinzuziehen. Ich hatte mich nicht kleinlich zeigen und um Himmelswillen dem Verdacht der Eifersucht auf diesen Knaben mich nicht aussetzen wollen, darum gab ich nach, in der Tiefe der Seele aber betrachtete ich es doch als eine mir angethane Beleidigung, daß die Geliebte nicht einmal die erste Woche nach unsrer Verlobung sich mit mir allein hatte begnügen wollen. Jetzt, unter dem frischen Eindrucke des wunderlichen Geständnisses meiner Braut, wurde mir dieser Schatten förmlich zum Greuel, und es kostete mich die größte Überwindung, ihm von meiner Antipathie länger ein Hehl zu machen.

Es war mittlerweile Anfang Dezember geworden, und mein Arzt riet mir immer dringlicher, den Aufenthalt in Montreux mit jenem in Neapel zu vertauschen, woselbst Ende Januar unsre Hochzeit gefeiert werden sollte. Ich durfte mich der Hoffnung hingeben, daß meine Braut schon ein paar Wochen nachher mir dorthin folgen werde, sobald gewisse materielle Fragen, welche ihre Rückreise in die Heimat erheischten, erledigt waren.

Da der Arzt meinem Wiedereintritt in den Dienst kein Hindernis in den Weg legte, so betrachtete ich es als eine günstige Vorbedeutung, daß sich zu eben dieser Zeit bei der deutschen Botschaft in Rom eine Stelle erledigte. Unter dem Schutze des dortigen milderen Klimas konnte ich hoffen, noch viele Jahre der Karriere erhalten zu bleiben. Ich zögerte nicht, mich um die Vakanz zu bewerben und meine Freunde um Unterstützung meiner desfallsigen Bemühung anzugehen. Sie können sich denken, wie hochbeglückt Mercedes bei der Aussicht war, gerade in der ewigen Stadt unter so beneidenswerten äußeren Verhältnissen ihr Domizil aufzuschlagen.

Die Trennung ging uns beiden sehr nahe. Seit drei Monaten waren wir Tag für Tag die Unzertrennlichen gewesen, keiner von uns hatte irgend einen bedeutungsvolleren Schritt gemacht, ohne sich des Rats und der Zustimmung des andern zu vergewissern. Wir hatten uns so sehr aneinander gewöhnt, und nun sollten wir auseinander gerissen werden. Den einzigen Trost in dieser öden Zeit sollte eine fleißig geführte Korrespondenz bieten, die in diesem Kästchen — mein Freund deutete auf eine mitgebrachte Blechkassette hin — noch vollkommen erhalten ist, sie ist das einzige noch sichtbare Denkmal unsrer Liebe. Mich dünkt, daß ich die damalige Zeit noch einmal durchlebe, so oft ich die süßen Billets meiner Braut durchfliege, die heute noch einen Duft ausströmen, wie er nur von den Blättern der tiefsten und innigsten Liebe auszuströmen vermag.

Sie sollen die ganze Briefsammlung dereinst vermacht bekommen und darüber nach Gutdünken verfügen; für jetzt kann ich mich aber davon noch nicht trennen, es ist mein einziger, mein größter Schatz. Wenn mir mein Herz manchmal zu zerspringen droht, dann greife ich nach den Manuskripten und suche mit zitternder Hand nach jenen Blättchen, darin Mercedes mich ihr „einziges Lieb" nannte. Dann kommt mir noch einmal der Glaube an die Menschheit, dann vergesse ich auf kurze Zeit die Wunden, aus denen ich blute, dann schwellt mir der Gedanke die Brust, wenigstens einmal das Herz meiner Geliebten ganz ausgefüllt zu haben.

Wie könnte ich Sie, teurer Freund, besser in unsre damalige Lage und Stimmungen einweihen, als indem ich Ihnen ein paar unsrer Briefe vorlese, die ich hier herausgegriffen habe.

Der erste Brief von Mercedes, den ich in Neapel erhielt, kündigte nichts Gutes an. Ihre Eltern — so lautete er — wünschten nicht, daß dieselbe vor unsrer Hochzeit bereits dort längere Zeit verweile. Die vierundzwanzig Stunden, die seit meiner Abreise von Montreux verflossen, seien ihr wie ebenso viele Monate vorgekommen, ihre Gedanken seien mir überall hin gefolgt, ihr ganzes Sehnen sei auf Nachrichten von mir gerichtet. „Sollte sich das Sprüchlein, aus den Augen, aus dem Sinn, auch bei dir erfüllen?

Was machst du, Herze?

Vermißt du mich, d. h. mein launenhaftes Wesen, ein klein wenig?

Ich komme mir wie durchgeschnitten ohne dich vor."

Eben da ich stündlich die telegraphische Ankündigung der Ankunft meiner Braut in Neapel erwartete, kam vorstehende Botschaft an, welche meiner Sehnsucht ein entferntes Ziel setzte.

Wie schön hatte ich mir die Ankunft meiner Braut in Neapel ausgemalt. Bis Caserta wollte ich ihr entgegenfahren und dort mich an dem erstaunten Gesichtchen weiden, wenn ich unerwartet unter ihren Augen stand. Welch' reizendes Gemach war für Mercedes in Aussicht genommen, rosa Tapete mit Blumen und einem Himmelbett, wie es sich für eine Prinzessin ziemen würde. — Und dann an ihrer Seite unter den Palmen wandern, die Umgegend nach den schönsten Punkten durchstreifen, sich von dem Schifflein unter schützendem Segel am Gestade dahintreiben zu lassen — es wäre zu schön gewesen!

Ich war schon auf dem Punkte, ganz melancholisch zu werden, als an einem der nächsten Tage das nachstehende Billet von der bekannten, zierlichen Hand mich in die glücklichste Stimmung versetzte:

„Ich komme, ich komme! Wahrscheinlich noch diese Woche; durch Telegramm werde ich Dir Tag und Stunde mitteilen. Ich freue mich wie närrisch auf das rosa Zimmer mit Himmelbett. Alle Schwierigkeiten sind besiegt, Dank Deiner Diplomatie. Ich brenne, brenne vor Verlangen Dich wiederzusehen unter dem azurblauen Himmel, welcher über mein Glück erstaunt sein wird!“

Man hatte mir diesen Brief, der zur Dinerzeit im Hotel anlangte, nicht sogleich zugestellt, vielmehr fand ich ihn erst spät abends vor, als ich schlafen gehen wollte. Ich glaube, ich habe ihn ein dutzendmal gelesen, wohl hundertmal an meine Lippen gedrückt.

Am Tage, da Mercedes in Neapel eintreffen wollte, reiste ich ihr bis Caserta entgegen. Welch' wonnevoller Augenblick, als ich nach Musterung der Koupees in einem derselben die Geliebte im Halbschlaf hingestreckt sah. Welch' ein Wiedersehen! Wie regnete es Küsse und Liebesversicherungen!

In der ersten Zeit nach der Ankunft meiner Braut schwebte über unserm Verkehr ein guter Stern. Sie war unendlich gut zu mir, voller Hingebung und bräutlicher Zärtlichkeit. Ich holte dieselbe — sie wohnte nicht in meinem Hotel, sondern bei einer befreundeten Familie — jeden Tag vor und nach Tisch ab, und wurden wir alsdann nicht müde, die Sehenswürdigkeiten Neapels und seine Umgebung zu besuchen. Die ersten zwei Wochen gab es jeden Tag einen neuen Ausflug; erst Bajae, dann Herkulanum, Pompeji, Sorrent, den Vesuv, Capri, Ischia u. s. w. Abends besuchten wir mit Vorliebe die Opern und Ballets in St. Carlo. Wir lebten eigentlich etwas im Taumel, und der Rückschlag blieb auch nicht aus, als es dazu kam, unser Leben etwas in das Alltagsgeleise überzuleiten. Ich hatte geglaubt, den Charakter meiner Braut zu kennen, nun sollte ich erfahren, wie weit ich davon entfernt war.

So lange jede Stunde des Tages durch ein bestimmtes, uns vorgesetztes Ziel ausgefüllt wurde, ging alles gut; in dem Moment aber, da wir mehr auf ein inneres, beschauliches Leben angewiesen waren, schlug die Stimmung meiner Braut oft plötzlich um, und sie ließ es mich dann bitter empfinden. Ein krankhaft launenhaftes Wesen nahm alsdann von ihr Besitz, und unsre Unterhaltung stockte unter dem tötenden Hauch ihrer Apathie. Ich empfand dann jedesmal das Gefühl, diesem seltsamen Wesen, das sich selbst nicht beschäftigen wollte und darum stets nach Abwechselung und äußeren Anregungen dürstete, nicht gewachsen zu sein. Das Gefühl der Ohnmacht und der damit verbundene Seelenschmerz machte mich aber gerade im kritischen Momente erst recht unfähig, Mercedes aus ihrer unnatürlichen Stimmung herauszureißen. Ihr ganzes Wesen nahm in solchen Fällen einen bisher nicht gekannten spitzen, herzlosen Charakter an, sie konnte mich unter dem Drucke ihrer Launen furchtbar leiden sehen. Wenn ich alsdann um ein Wort der Liebe bat und mich meinerseits in Ausdrücken der Zärtlichkeit erschöpfte, so erreichte ich gewiß das Gegenteil.

„Spare doch deine Liebesbeteuerungen."

„Schau mich nicht immer so verliebt an; ich will nicht, daß du mich stets küßt. Du bist doch alt genug, um vernünftig zu sein."

„Es ist viel besser, wir gehen heute auseinander, unser Wiedersehen einem guten Zufall überlassend."

Wenn Mercedes alsdann ohne weiteres den nächstbesten Wagen nahm und mich allein auf dem Pflaster zurückließ, da war's mir, als müßte ich versinken. Zu Hause angelangt, fühlte sie dann selbst, wie unwürdig ihr Benehmen mir gegenüber gewesen, und ein rasch mir nachgeschicktes Billet sollte den häßlichen Eindruck wieder verwischen. Später, als unser Verkehr mehr und mehr von der Höhe der ersten Liebe herabzusinken drohte, wurde der geschlagenen Wunde auch dieser Balsam nicht mehr gereicht. Man hatte gesehen, daß ich Keulenschläge und schlaflose Nächte ertrug und daß ich des andern Tages doch wieder zur Stelle war, schon glücklich, wenn nur das freundliche Gesicht mir einen Augenblick wieder erglänzte.

Wenn es Sie nicht ermüdet, so will ich Ihnen aus unsrer neapolitanischen Korrespondenz ein paar Proben vorlegen, die Sie ersehen lassen, was in dieser Zeit alles mit uns vorging, wie ich heute in den siebenten Himmel erhoben wurde, um morgen mit allen Folterqualen der Hölle gepeinigt zu werden. Rechnen Sie es mir nicht als Selbstgefälligkeit an, wenn ich auch einzelne meiner Briefe mit verlese. Es geschieht das nur, um nötigenfalls die Antworten meiner Braut verständlich zu machen. Ich beginne mit einem Briefe, worin ich meine Nichtteilnahme an einem mit mehreren Freunden verabredeten Tagesausflug entschuldigte.

Vom Himmel mir Beschiedene!

Im Drange der wonnereichen Stunden, die wir verlebt, habe ich seit Deiner Anwesenheit buchstäblich meine ganze Korrespondenz unerledigt gelassen. Sie liegt heute wie ein Berg vor mir und sieht mich mahnend an. Briefe an die Angehörigen, an meinen Geschäftsführer, an den Verleger verlangen nach Antwort.

Wirst Du einen so nachlässigen Freund noch neben Dir dulden wollen, oder wirst Du nicht vielmehr seine Bitte, heute zurückbleiben zu dürfen, gerecht finden. Und würde ich sie stellen, wenn ich Dich nicht in der Gesellschaft so guter Freunde wüßte? Schicke aber Deinem Anbeter nur eine Zeile, oder besser, da die Zeit drängt, nur eines Deiner kosenden Schmeichelworte, das mir alles sagt, den Tag über mich begleitet und mich alles andre vergessen macht.

Ich küsse Dich in Liebe."

Darauf gingen mir die anliegenden, auf kleinem, länglichem Format und kupferrotem Papier geschriebenen Worte zu:

„Treuloses Lieb, ich gebe Dir die goldene Freiheit wieder, doch möchte ich Deine Gedanken mit magnetischen Banden an mich fesseln, bis einst wieder, wie Isolde sagt:

Herz an Herz dir,
Mund an Mund,
Eines Atems
Einiger Bund."

Der Zufall fügte es, daß ich die Freunde sah, als sie eben die Santa Lucia entlang die Stadt zu verlassen sich anschickten. Die andern nickten mir freundlich zu, Mercedes aber wollte mich nicht sehen. Der Vorgang ließ mich nicht ruhen. Spät abends schickte ich ihr noch einen Boten mit folgendem Billet:

„Deine Morgenzeilen möchte ich in Erz graben, damit sie sich nie verwischen. Aber wie grausam hast Du mich dann später bei der zufälligen Begegnung gestraft, als ich vergeblich Deinen Augen zu begegnen suchte! Wie habe ich mir's aber auch zu Herzen genommen, daß ich Dir nicht folgte. Es soll nie wieder vorkommen, wenn Du mir nur das eine Mal verzeihst. Also nie mehr so böse sein, wie heute. Mich schmerzt schon ein einziger strafender Blick mehr, als einen andern ein Bündel der bittersten Vorwürfe."

An einem der nächsten Tage machte Mercedes, da wir uns über eine Frage nicht verstanden, unserm Gespräche kurz ein Ende, indem sie für den folgenden Tag auf meine Gesellschaft ganz verzichten zu wollen erklärte. Ich ging wie ein begossener Pudel nach Hause und hätte mich dort sicher vierundzwanzig Stunden lang im tiefsten Schmerze verzehrt, wenn nicht nach Verlauf einer kurzen Frist das nachstehende Briefchen mich beglückt hätte:

Herzensschatz!

Verzeih', daß ich mit Bleistift kritzle, doch ich liege zu Bett und möchte den heutigen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne ein paar entschuldigende Worte für mein unliebenswürdiges Betragen ausgesprochen zu haben. Vergieb, Geliebter, daß ich Dich so habe gehen lassen können, schreibe es meinem ganzen augenblicklichen Zustande zu. Und zum Zeichen, daß Du mir nicht böse bist, komme morgen um zehn Uhr zu mir. Ich kann es doch keinen Tag ohne Dich mehr aushalten! Adieu, Süßer, wenn Du wüßtest, wie ich nach Dir jammere. Wenn Du mich liebst, schicke mir nur ein ganz kleines Wörtchen — wenn es auch nach meinem heutigen Betragen nicht zärtlich ausfallen kann.

Addio, mein einzig' Lieb. Da es mir versagt, bei Dir zu weilen, möge Dich mein Bild umschweben, so wie Du Herrscher — Alleinherrscher meines ganzen Seins bist."

Meine Antwort darf ich auch verlesen:

Göttergleiches Liebchen!

Nimm meinen tausendfältigen Dank für die teure Aufmerksamkeit hin. Deine erquickenden Zeilen haben alles wieder ausgewischt, was auf mir lastete. Um zehn Uhr bin ich zur Stelle. Geistig bin ich ja stets bei Dir, Du süßes, geliebtes Wesen."

Ich darf zur Illustrierung noch auf einen charakteristischen Vorgang Bezug nehmen. Bald nach der Ankunft meiner Braut in Neapel erhielt dieselbe die Ankündigung des Besuches einer ihrer besten, eben auf der Hochzeitsreise befindlichen Freundin. Wir holten dieselbe von der Bahn ab und leisteten dem jungen Paar gewissenhafte Ciceronedienste. Die junge, anmutige und talentvolle Neuvermählte, welche eine für deutsche Verhältnisse große Mitgift besaß, hatte sich einen fünfundzwanzig Jahre älteren, abgelebt aussehenden Lebensgefährten ausgesucht, welcher freilich eine Grafenkrone besaß und als ein Mann von Geist und Witz gelten konnte.

Nun hätte man das Glück dieses jungen Paares sehen sollen. Die Frau blickte zu ihrem Gatten wie zu einem Halbgotte empor, sie ließ nur ihn walten und nahm jede Blumenspende, die er mit ihrem Gelde kaufte, mit einer Dankbarkeit entgegen, als lege er ihr ein mit Blut und Eisen erkämpftes Inselreich zu Füßen.

Mir nötigten diese sonderbaren Turteltauben im Grunde des Herzens nur ein mitleidiges Lächeln ab. Mercedes aber wurde beim Anblick des Glückes ihrer Freundin tief bewegt. „Sieh nur“ — sagte sie zu mir gewendet — „wie sie sich gut sind, wie er sie mit seinen Aufmerksamkeiten verwöhnt, wie besorgt sie um jedes Lüftchen ist, das ihm Rheumatismus bringen könnte.“

Ich wollte Mercedes mit dem einen Wörtchen „Abwarten“ nicht die Illusion zerstören, wohl aber unterließ ich nicht darauf hinzuweisen, daß das Glück dieser Frau doch nur in der Beschränktheit ihrer Ansprüche zu liegen scheine, in der Verhimmelung eines Alltagsmenschen und in letzter Instanz in ihrer harmonischen Seelenverfassung. Sie, Mercedes selbst, würde diesen Helden schon auf der Fahrt zwischen Rom und Neapel satt kriegen. Einer Ameise scheine eben schon eine Biene wie ein Löwe. Ich sah aber, es half nichts, und ich überzeugte mich eigentlich erst am folgenden Tage von dem nachhaltigen Einfluß, welchen der Besuch auf Mercedes ausgeübt hatte. Wir waren übereingekommen, uns in aller Frühe zu einer gemeinschaftlichen Besteigung des Vesuv, von dem wir das erste Mal keine günstige Aussicht genossen hatten, aufzumachen. Ich war schon reisebereit, als mir ein Bote diese Zeilen meiner Braut überbrachte:

Teurer Freund!

Alle bösen Geister wie tausend losgelassene Teufel rumoren in meinem Gehirn; ich muß um längere Frist bis zu unserm nächsten Wiedersehen bitten. Erscheine morgen nicht um 8 Uhr auf der Bahn, sondern habe nur die Güte, den Landauer an das Hotel meiner Freundin zu schicken, um mir diese Mühe abzunehmen.

Aus obigen und andern Vernunftgründen halte ich es für ratsamer, mir Deine liebe Gegenwart erst zum Abend zu schenken. Ich hoffe dann wieder ins alte Geleise eingelenkt zu haben, aus dem ich augenblicklich total geraten bin, und werde, im Falle ich mich nicht allein zurückfinden sollte, vielleicht Deine Hilfe in Anspruch nehmen.“

Dieser Brief ist psychologisch interessant. Mercedes, sonst die Stärke und Heiterkeit selbst, zeigte sich — beim bloßen Anblick eines doch wahrlich bescheidenen Glückes zweier Neuvermählter — plötzlich der Verzweiflung nahe. Und was war der tiefste Grund dieser Selbzerfleischung? Neid? Mit nichten! Niemals würde sie sich mit diesem Gatten begnügt haben. Es war nur der Blick in den Abgrund der eigenen Seele, das Klarwerden, daß sie selbst, trotz hundertfältiger körperlicher und geistiger Vorzüge, stets auf der Jagd nach einem unbestimmten Etwas sein werde, Irrlichtern folgend, die ihr den Weg nur erhellen, um sie nach ihrem Verlöschen um so sicherer dem Untergange preis zu geben.

Sie können sich vorstellen, wie aufregend für mich diese Neapolitaner Zeit war. Unser Verkehr war ungebundener und enger, als er sonst bei Verlobten üblich ist. Ja, wir waren vielleicht dafür, daß abends die Trennungsstunde schlug, zu viel bei einander. Unsre beiderseitige nervöse Veranlagung that noch ein Übriges, um bald den einen, bald den andern Teil aus dem Gleichgewicht herauszubringen. Daß freilich meine Braut einen so unberechenbaren Charakter besitze, und daß sie so wenig im stande war, über augenblickliche Impulse sich zu erheben, hatte ich nicht vorausgesetzt.

Oft legte ich mir die Frage vor, ob ich sie nicht mit meiner grenzenlosen Nachsicht und Unterordnung verwöhnt und damit die ganze Situation selbst verschuldet habe. Ich nahm mir dann vor, bei nächster Gelegenheit den Unerbittlichen und Willensstarken zu spielen. Erreicht habe ich, wenn es zur Ausführung kam, nichts. Mercedes war seit ihrer Kindheit gewöhnt worden, als ein Wesen besonderer, ich möchte fast sagen, höherer Art behandelt zu werden, dem alles verziehen, alles zu Füßen gelegt, nichts, selbst nicht einmal eine Kaprice abgeschlagen wurde. Daß hier der in den Banden der größten Verliebtheit liegende Bräutigam in der kurzen Spanne der Verlobungszeit etwas ändern würde, war aussichtslos.

Ich sehe nach allem noch eine Frage auf Ihren Lippen, ob ich in Neapel Grund zur Eifersucht gehabt habe. Die längste Zeit konnte schon um deswillen davon keine Rede sein, da wir auf den Verkehr zu zweien angewiesen waren. Eines Morgens aber teilte mir Mercedes freudestrahlend mit, daß die englische Dame, der sie ihre Eltern während ihres Aufenthaltes in Neapel anvertraut hatten, den Besuch ihres Sohnes aus Liverpool erhalten habe. „Es ist ein süßer Bengel“, — fuhr meine Braut fort — „du sollst seine Augen sehen, und dabei ist er schon gesetzt wie bei uns kaum ein Dreißiger. Ich habe ihn natürlich gleich in mich verliebt gemacht, was mir nicht viel Mühe gekostet hat. Jetzt ist er schon Feuer und Flamme. Dabei duzt er mich, unwissend und naiv wie er ist, in einem fort, und ich geb' es ihm so wieder. Du sollst den zwanzigjährigen Jungen sehen, den süßen, kleinen Bengel.“

Ich erwiderte Mercedes, daß ich nicht die mindeste Lust habe, die neue Bekanntschaft zu machen, die mir übrigens doch nicht erspart blieb, da sich eine Begegnung im Hause meiner Braut nicht vermeiden ließ. Ich konnte da beobachten, wie unausgesetzt derselbe sich um Mercedes zu schaffen machte und wie vertraute Formen

ihr Umgang angenommen hatte. Ich sah einmal, wie sie ihre Hand, als ob es sich um die harmloseste Sache der Welt handle, auf der seinen ruhen ließ. Er hatte sein Schlafzimmer dicht neben dem meiner Braut. Bei dem Gedanken, was ich in einem solchen Falle gewagt hätte, stiegen mir die Haare zu Berge. Was sollte ich thun? Gab ich mich nicht der Lächerlichkeit und der Verachtung preis, wenn ich vierzehn Tage vor der Hochzeit auch nur den Schein der Eifersucht auf diesen grünen Jungen zeigte? War aber, da Mercedes selbst das Feuer der Liebe bei diesem „süßen Bengel" geschürt hatte, nicht alles zu befürchten? Was hielt sie ab, ihm nachts die Thür zu öffnen? Wer sollte sie entdecken, sie verraten? Sie wenden mir ein, alles müsse sie von einer solchen Nichtswürdigkeit zurückgehalten haben: die Selbstachtung, der letzte Funke von Scham, die Erziehung, das Pflichtgefühl, die Religion, die Moral. Sie haben gut reden, wenn Sie so argumentieren; ich wußte aber damals schon mehr, als Sie nach dem bisher Erzählten ahnen können. Von Religion hatte Mercedes, als ich sie kennen lernte, keinen Funken mehr inne. Mich schauderte, als sie mir, da eines Tages das Gespräch darauf kam, gestand, sie glaube an nichts mehr, weder an Gott noch an ein jenseitiges Leben. Eine Wiedervergeltung gebe es nicht, darum gelte es, dem Erdenleben abzulocken, was nur immer möglich. Sie sei so weit gekommen, daß sie jede auf ihrem Wege blühende Rose pflücke. Die Menschen, die sie kennen gelernt, seien fast alle schlecht. Wer allein gut, enthaltsam, aufopfernd sein wolle, würde den andern die Rechnung zahlen. Ich solle sie mit meinen Idealen, mit meinen Grundsätzen in Ruhe lassen. „Hast etwa du sie stets befolgt, schlag' doch auf die eigene Brust und lassen wir alle Heuchelei. Ich glaube nur noch an das, was nützlich ist."

Was sollte man zu diesem Bekenntnisse einer Frau von zwanzig Jahren sagen? Es fiel wohlweislich in die Zeit nach unsrer Verlobung. Wie hätte ich, falls ich früher diese unglaublichen Grundsätze gekannt hätte, den Mut haben können, Mercedes als Frau zu begehren. Es wäre auch noch etwas andres gewesen, danach zu leben; aber die Stirne haben, sie offen zu proklamieren! Mußte ein Leben nach diesem Glaubensbekenntnisse nicht zur Auflösung aller Bande führen? Konnte man einer Frau noch über den Weg trauen, die eine solche Emanzipation durchgemacht hatte? Und wie stimmte überhaupt das alles mit dem Bilde, das ich Ihnen früher entrollt habe? Hatte ich damals überhaupt Augen, oder hatte Mercedes es darauf angelegt, den Kern ihres Wesens zu verschleiern und sich nur im Brillantfeuerwerk zu zeigen? Die Eigenschaften, die mich so sehr entzückten, sie waren also nur äußerer Aufputz. Hatte dieses Wesen zwei sich völlig widersprechende Naturen oder die Fähigkeit, sich so völlig zu verstellen? Ich war ein geschlagener Mann, welche der beiden Alternativen auch immer die richtige war. Was mich wunderte, war, daß Mercedes nicht den Versuch machte, diesem „süßen Bengel" die Rolle anzuweisen, die in Montreux der Engländer gespielt hatte. — Als ich ihr eines Tages vorhielt, welche Verantwortung sie auf sich geladen habe, indem sie in diesem halberwachsenen Knaben eine Leidenschaft angefacht habe, kam ich übel an. Ich sei doch nicht gar auf

dieses Kind eifersüchtig? „Nein“ — entgegnete ich — „so weit ist's noch nicht. Wär's an dem, so würdest du diese Frage nicht an mich richten.“

Wenn Sie mich, lieber Freund, fragen, warum ich bei solcher Sachlage nicht an eine Auflösung unsrer Verlobung dachte, so gebe ich Ihnen hierauf nur folgendes zu bedenken. Ein solcher Schritt darf bei Leuten vorkommen, die zur Entschuldigung für ihre Unbedachtsamkeit und Übereiltheit noch auf ihr jugendliches Alter oder überhaupt auf den Mangel ihrer geistigen Reife hinweisen können. Wer wie ich die Vierziger schon gut überschritten hatte, der mußte, wenn er A gesagt, auch B sagen, mochte kommen, was da wollte.

Ich bin in meinem Leben nie abergläubisch gewesen, aber heute spreche ich von der Möglichkeit, auf die Zukunft eines Menschen Schlüsse zu ziehen, nicht ohne weiteres wie von einem Humbug oder einem Kindermärchen. Wie ich dazu kam, meine Ansicht zu ändern, sollen Sie hören.

Im Hause, wo meine Braut wohnte, kam eines Tages die Rede auf eine Wahrsagerin, die in Neapel ihres Amtes waltete und die infolge einiger gelungener Voraussagungen eine Art Berühmtheit erlangt hatte. Täglich strömten Scharen von Wißbegierigen zu ihr, meist Personen aus dem niedrigsten Volke, die aus dem Orakel für ihre Spielsucht Kapital schlagen wollten, daneben aber auch Leute von Stand, die erfahrungsgemäß sich im Aberglauben von den Ungebildeten nicht gern übertreffen lassen. Meine Braut hatte sich schon früher mit Vorliebe wahrsagen lassen; die Befragung einer solchen Hexe oder Zigeunerin könne, meinte sie, nie schaden. Ein paar Lire sei schon die mit dem Besuche verknüpfte Aufregung wert. Wir brachen also zu der Alten auf, die wir in einer von Schmutz triefenden Hütte, sagen wir eher einer Höhle, antrafen. Sie las aus den Händen meiner Braut und den Karten, mehr aber vielleicht aus dem Fehlen des Eheringes, daß wir uns liebten und bald ein Paar würden; darauf folgten die üblichen Eröffnungen über die Zahl unsrer Kinder, das zu erreichende Alter, das Bevorstehen eines Trauerfalles ꝛc. Es entging mir aber nicht, daß die Alte, nachdem sie ihre Weisheit ausgekramt, noch etwas auf der Pfanne hatte, womit sie anscheinend in meiner Gegenwart nicht herausrücken wollte. Nach einigem verlegenen Hin- und Herrücken äußerte sie auch in der That den Wunsch, daß der Signore einen Augenblick verschwinden möchte. Als ich wieder eintrat, um der Alten ihren Lohn in die Hand zu drücken und mit Mercedes den Raum zu verlassen, rief ihr dieselbe unter der Thüre noch die folgenden mir unverständlichen Worte zu: „Wenn Sie einmal der Verstand im Stiche läßt, dann melden Sie sich wieder bei mir an; ich werde Ihnen schon ein probates Mittel verschreiben.“ Meine Neugierde, zu erfahren, was ich nicht hatte hören dürfen, wuchs, als auch Mercedes mir nichts davon verraten wollte. Es sei Unsinn; wozu mir unnütz einen Floh ins Ohr setzen, und noch dazu einen riesengroßen. Jetzt mußte ich der Sache auf den Grund gehen, und ich sprach deshalb abends allein noch einmal bei der Alten vor. Zu Anfang weigerte sie sich standhaft, mit der Sprache herauszugehen, als ich aber anfing, mit einem Zwanzig-Franks-Stück zu spielen, wurde sie endlich redselig. Da ich doch der Bräutigam jener Dame sei, so habe sie bei näherer Über-

legung fast die Pflicht, mit der Wahrheit nicht hinter dem Berge zu halten. Meine Geliebte habe in der Hand eine gewisse Linie, die sie lieber nicht gesehen haben würde, da dieselbe nichts Gutes verrate. Sie habe für das andre Geschlecht ein viel zu großes und weites Herz, und wenn nicht glücklicherweise ein andres Symptom auf einen hochentwickelten Verstand schließen ließe, so würde sie im Leben nichts als Dummheiten begehen. Jetzt begriff ich auch den Sinn der Worte, welche die Alte meiner Braut beim Abschied zugerufen hatte.

Obwohl die Hexe doch nur gethan hatte, was ich sie geheißen, ergriff mich eine wilde Wut gegen sie. Ob sie — in ihrer Weisheit — nicht auch ein Mittel habe, zu große Herzen wieder in die richtige Proportion zu bringen? Da sie sich denn doch schon einmal dem Teufel verschrieben habe, so möge sie sich dafür ein Patent erbitten. Sie könne damit von den Ehemännern Berge von Gold verdienen. Habe sie übrigens nicht selbst dazu beigetragen, manche zu erweitern? Eine Wahrsagerin wolle sie sein, nein, eine Kupplerin sei sie, ein Auswurf der Menschheit, ein Scheusal, das es darauf anlege, den Leuten die Ehre abzuschneiden. Pfui, den Staub müsse man von sich abschütteln, ehe man dieses Unratsloch verlasse, damit man nicht ehrlichen Boden damit beflecke.

Ich hatte mich in einen förmlichen Zorn hineingeredet und hätte die Alte, die sich wie ein Hund in das Ende des Raumes verkroch, am liebsten mit Stockschlägen traktiert, mit solcher Wucht lastete auf mir im Augenblick das Gehörte. Erst als ich in die freie Luft gelangte, atmete ich wieder auf; ich fühlte, wie thöricht es gewesen war, mich über die Hexe so zu alterieren. Oder sollte ich in der letzten Viertelstunde selbst ein altes Weib geworden sein? Zum Henker mit diesem Blödsinn!

Am meisten erfüllte es mich mit Scham, daß ich mich durch die Neugierde zu dem Schritte hatte verleiten lassen. Ich kam mir vor wie ein an der Wand ertappter Horcher, der die eigene Schande vernommen. Alle Mühe, mir das Orakel aus dem Kopfe zu schlagen, fruchtete nichts. Als ich abends Mercedes noch sah, kam dieselbe mit großer Unbefangenheit auf dasselbe zu sprechen. „Diese Pythia in Lumpen ist so ganz thöricht nicht. Bei mir hat sie den Nagel auf den Kopf getroffen." —

Ermessen Sie nach alle dem, was ich Ihnen über unsern Aufenthalt in Neapel berichtet habe, wie sehr ich die Stunde unsrer ehelichen Verbindung ersehnte. War's auch der Sprung ins Dunkle, so war es doch tausendfältig dem jetzigen Zustande vorzuziehen, diesem Hangen und Bangen, diesem Kommen und Gehen, diesem Begrüßen und Abschiednehmen, dieser Quelle von Aufregungen. Kein Zweifel, daß ich die Liebe meiner Braut nicht mehr in dem Maße besaß wie in Montreux. Mir wollte es scheinen, als ob die Freundschaft auf Kosten der Neigung Fortschritte gemacht habe; indessen war dies ein schlechter Trost. Nun galt es, ein Gegengewicht ausfindig zu machen, um einer weiteren Versumpfung vorzubeugen. Dasselbe war von selbst in der Ehe gegeben. Sie würde, so rechnete ich, den schwachen Charakter meiner Frau befestigen und ihm eine neue Richtung geben. Es war meines Erachtens die Aufgabe des Mannes, mit liebender, aber energischer

Hand ihre Schritte zu leiten und sie auf irgend einem Wege vor der gähnenden Langeweile, der Quelle aller ihrer Excentricitäten, zu bewahren. Ohne sie mit Eifersucht zu quälen, wollte ich sie vor Herzerweiterung schon schützen. Am ersten Tage mußte sie erfahren, daß ich mit meiner Ehre nicht spielen ließe. Hatten wir gar das Glück, unsre Ehe bald mit einem süßen Unterpfande gesegnet zu sehen, dann wollte ich selbst unter widrigen Verhältnissen auf einen guten Ausgang rechnen. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Bei diesen Worten fiel mein Erzähler, vollständig erschöpft, in seine Kissen zurück. Das Auge, das bei Wiedergabe der ihn besonders erschütternden Stellen unheimlich geleuchtet hatte, schloß sich, und Todesblässe bedeckte sein Antlitz. Der Ärmste hatte sich offenbar zu viel zugemutet und unrecht gethan, meine wiederholten Mahnungen, für heute eine Pause eintreten zu lassen, in den Wind zu schlagen. Ich reichte ihm Kognak, schüttelte ihm die Kissen, sie neu zurechtmachend, und fuhr ihn dann selbst auf dem Rollstuhl etwas im Garten umher, indem ich versuchte, seinem Gedankengang eine andre Richtung zu geben Wie wenig mir aber dies glückte, sollte ich bald wahrnehmen. Es schien, als ob die Briefe, die er in der eisernen Kassette wieder verschlossen hatte, stets neue elektrische Funken gegen ihn schleuderten, so sehr zuckte es in seinen nur von Haut und Knochen zusammengesetzten Händen. Dem Helden der Geschichte war es eben nicht möglich, sich von derselben bei einem gewissen Punkte loszulösen und seine Mitteilungen durch eine längere Ruhepause zu unterbrechen.

Unsre Hochzeit fand zu Anfang Februar statt. Die Feier war eine stille im Kreise nur weniger Freunde. Ich halte mich an Goethe, daß der Abschluß einer Ehe nicht die Veranlassung zu lärmenden Freudenfesten geben soll, der Moment ist schlecht gewählt; man soll doch abwarten, ob der Akt Tanz und Gelage verdiente und dabei die schalkhaften Gesichter der Gäste in Champagner-Stimmung; für eine sittsame Braut ein wahres Spießrutenlaufen.

Nach der Hochzeit reisten wir sofort nach Rom, wo wir uns bis zur Einrichtung unsres Heims im Hotel Quirinal niederließen. Mein Eintritt in den diplomatischen Dienst — ich hatte inzwischen die nachgesuchte Stelle bei unsrer Botschaft beim Quirinal erhalten — vollzog sich unmittelbar darauf.

Die nächsten Wochen wurden durch die Sorge der Ausstattung unsers neuen Heims in Anspruch genommen und durch Besuche ausgefüllt, welche wir bei den Mitgliedern des diplomatischen Korps und den uns befreundeten Familien zu machen hatten.

Unser Eintreffen in die ewige Stadt fiel gerade in die bewegteste Zeit; der Karneval war in Blüte, das gesellschaftliche Leben auf dem Höhepunkte. Wir waren noch kaum ein paar Wochen in Rom und hatten bereits fast für jeden Tag eine Einladung. Für meine Frau, welche noch nicht in der großen Welt gelebt hatte, wirkte alles mit dem Reize der Neuheit. Die Feste bei Hofe, die Empfänge bei den Botschaftern und Gesandten, die Vereinigungen bei den Künstlern, das Leben in den italienischen Theatern, die Besuche in den Ateliers, Gallerien

und Villen — das alles versetzte sie in einen förmlichen Taumel von Genüssen. Sie fühlte sich sehr wohl, denn nun schwamm sie in ihrem Lebenselemente.

Brauche ich Ihnen zu sagen, welch' kaum dagewesene Erfolge meine Frau bei diesen Anlässen davon trug? Wo immer sie sich sehen ließ, selbst bei großen Festen, wo der Einzelne zu verschwinden pflegt, war sie der Gegenstand der Bewunderung. Dabei stellte sie die andern Frauen keineswegs durch die Pracht ihrer Toiletten und den Glanz ihrer Steine in Schatten, im Gegenteil, alles an ihr hatte das Gepräge des Einfachen, wenn es auch von dem größten Geschmacke getragen war. Was habe ich in den Geschäften, die ich mit meiner Frau zur Wahl ihrer Toiletten zu besuchen pflegte, nicht alles Schmeichelhafte über dieselbe zu hören bekommen. „Nein, diese Figur, gnädige Frau, diese Taille; wie glücklich Sie alles kleidet. Wir wollen Ihnen das Kleid um den halben Preis machen, daran nicht einen Lire verdienen, nur um Sie zu verbinden, um die Ehre zu haben, für Sie zu arbeiten. Wenn Sie, Madame, das Kleid tragen, so bringt es uns ein Dutzend Bestellungen ein, so sehr wird es an Ihnen angestaunt werden."

Das Merkwürdige an den Erfolgen meiner Frau war, daß sie auf die älteren Männer fast einen noch größeren Eindruck auszuüben wußte als auf die jüngeren. Es erregte bei den Damen des diplomatischen Korps viel Eifersucht, wenn die Botschafter der Reihe nach meine Frau auszeichneten, von den sie umschwärmenden Männern der Kunst und Wissenschaft gar nicht zu reden. Sie glich aber auch wirklich der lieblichsten, kaum geöffneten Knospe; alles an ihr war mädchenhaft, die Büste von einer bezaubernden Jungfräulichkeit, die Taille schlank, ohne daß sich meine Frau auch nur zu schnüren brauchte, die runden, kurzen Arme von blendend weißer Hautfarbe, das Füßchen klein wie das eines Kindes, und dabei, was ich allein wußte, frei von allen den Verunstaltungen, wie sie bei eitlen Frauen die Regel bilden. Das alles denke man sich übergossen von dem Zauber der größten Anmut, Natürlichkeit, Frische und Heiterkeit, und man wird sich ein schwaches, Bild von diesem Wesen bilden können, an dem die Götter auf einmal all' das verschwendet hatten, was sie sonst auf ein Dutzend nicht auszustreuen belieben.

War das äußere Auftreten meiner Frau einem unausgesetzten Triumphzuge zu vergleichen, so sah es dafür in unserm Hause oft um so betrübender aus. Unsre Ehe war keine glückliche. Mich verlangte es nicht nach einer Frau, die zu mir hinaufschaute und mich wie einen „großen Mann" verhätschelte, wohl aber nach einer solchen, die meine Liebe mit voller Seele erwiderte, die meine Schwächen und Eigentümlichkeiten, nennen wir es euphemistisch meiner Individualität, Rechnung trug, und die ihre Wünsche meinen Verhältnissen — ich war kein junger Mensch mehr und überdies kein Riese von Gesundheit — wenigstens etwas unterordnete. Muß ich es Ihnen, selbst auf die Gefahr hin, zum häßlichen Ankläger meiner Frau zu werden, gestehen, daß mir von alledem in derselben nichts erblühte? Verwöhnt wie selten eine Frau, schien ihr die Ehe in erster Linie als das Mittel zur Befriedigung ihrer Genußsucht. Alle aus der Stellung als Frau resultierenden Rechte wurden bereitwillig acceptiert, die korre-

spondierenden Pflichten kaum der Beachtung gewürdigt. Meiner Frau war es in erster Linie darum zu thun, zu glänzen; für das häusliche Leben hatte sie nicht den geringsten Sinn. Die späte Rückkehr von den Gesellschaften brachte es mit sich, daß sie den größten Teil des Morgens im Schlaf- und Toilettezimmer zubrachte; erst gegen 11 Uhr, wenn mich die Geschäfte in die Botschaft riefen, erschien sie, um allein zu frühstücken und allein ihre Ausgänge zu machen. Des Nachmittags liebte sie Freunde und Bekannte bei sich zu empfangen, und so gab es wirklich Tage, wo wir uns beim Diner zum erstenmal unter vier Augen sahen.

Das war nicht das Leben, wie ich es mir als das Ideal der Ehe vorgestellt hatte. Daß das Mitmachen der großen Gesellschaften und die Unterhaltung eines eigenen Salons Summen verschlang, welche unsre beiderseitigen Einkünfte auf die Dauer weit überstiegen, will ich nur nebenbei als einen mich mit Sorgen erfüllenden Umstand bezeichnen. Das Schlimmste aber waren für mich die allabendlichen Soireen. Meine Gesundheit war lange noch nicht so sehr befestigt, daß ich mich, nach harter Tagesarbeit, den damit verbundenen Anstrengungen bis tief in die Morgenstunden hinein ungestraft aussetzen konnte. Das Nachtleben, wie es in Rom vorzugsweise blüht, war für mich das reine Gift. Gleichwohl war ich schwach genug, mich von meiner Frau immer wieder zu der Annahme jeder neuen Einladung bestimmen zu lassen. Als ich einmal recht schwer daran ging, meinte sie, ich gönne ihr wohl nicht die Erfolge, welche sie in den Salons davontrüge. Niemand freute sich darüber mehr als ich, aber ich verkannte auch nicht die Gefahren, welche bei dem Naturell meiner Frau aus diesem Leben für unser eheliches Glück erwachsen konnten. Ich stand jetzt meiner Frau schon nicht mehr so nahe als der Braut in Neapel; dort gab es zwar auch abwechselnd Regen und Sonnenschein, aber was wechselten wir mitunter für Schwüre der Liebe! Ich erinnere mich einer Fahrt nach Bajä, wo sie mich mit den zärtlichsten Liebesbeteuerungen geradezu überschüttete; der Kutscher, der hinter uns saß, muß uns für ein ganz verrücktes Liebespaar gehalten haben, wenn er vom Deutschen auch nicht eine Silbe verstand. Wie heiß waren dort unsre Küsse, wie groß die Sehnsucht nach einem ungetrennten Zusammensein! Das Leben, welches wir jetzt führten, war die reine Satire auf das damalige Liebesepos.

Ich hatte bei meiner Frau, die wie keine Zweite Kinder liebte, stundenlang mit ihnen spielen konnte und die größten Schreihälse mit einem Blicke zu besänftigen wußte, vorausgesetzt, daß der Besitz eines Unterpfandes unsrer Liebe das höchste Ziel ihrer Wünsche sein müsse. Wie war ich darum erstaunt, als sie eines Tages mit größter Naivität mir eröffnete: „Nicht wahr, lieber Schatz, Kinder wünschen wir uns im ersten Jahre unsrer Ehe nicht?“ Wie aus den Wolken gefallen, blickte ich sie fragend an, um eine nähere Erklärung dieser mich anwidernden Mitteilung zu erlangen. „Leg' mirs nicht falsch aus, Bester,“ — fügte sie hinzu — „nach so langer Zurückgezogenheit und Einsiedelei hat sich meiner ein förmlicher Heißhunger nach den bisher entbehrten Zerstreuungen entwickelt; was immer sich der Stillung derselben entgegensetzt, muß zurückstehen,

bis seine Zeit gekommen ist. Oder willst du jetzt schon ein behäbiges Mütterchen aus mir machen? Ist es nicht früh genug, wenn wir in Jahr und Tag an die Einrichtung der Kinderstube denken, nachdem wir bis dahin dem Leben andre, nicht minder schöne Seiten abgewonnen haben?"

Ich remonstrierte lebhaft: Gerade von einem Kindersegen erwartete ich eine anderweitige Gestaltung unsrer ehelichen Beziehungen, die in meinen Augen dringend einer Remedur bedurften. Wir liebten uns nicht wie Neuvermählte, sondern wie ein blasiertes Ehepaar, das von der Liebe nur noch hin und wieder eine dunkle Erinnerung hat und den drohenden Zusammenbruch des natürlichen ehelichen Lebens durch eine krankhafte Jagd nach äußeren Zerstreuungen zu verkleistern sucht. Fast müßte ich nach dem Gehörten annehmen, daß bei ihr das letzte Fünkchen von Liebe zu mir erloschen sei. Ihre abwehrende Bewegung verneine mir dies; sei ich aber nach den bisher gemachten Erfahrungen nicht doch zu dieser Behauptung berechtigt? Habe sie mir in den letzten Monaten auch nur einmal aus freien Stücken einen Kuß gegeben? Müsse ich mir nicht jeden erbetteln, beinahe stehlen? Könne man die wenigen Fälle, die wir uns in unsrer Ehe von drei Monaten allein angehört, nicht an den Fingern aufzählen? Und was sei dies alsdann für ein förmlicher Kampf, wenn ich mich nach ihr sehnte? Seien nicht alle Differenzen, die bisher zwischen uns entstanden, auf diesen einen Punkt zurückzuführen? Schon drei Wochen nach der Hochzeit hätten wir getrennte Zimmer bezogen; würde eine Frau, die ihrem Manne wahrhaft zugethan sei, in solcher Frist ein solches Verlangen gestellt haben? Aber wie dem auch immer sein möge, so wie unsre Ehe jetzt beschaffen, sei sie von keinem Wert. Nur wenn sie mit liebendem, hingebendem Herzen gewähre, was sie ihrem Manne schuldig sei, könne ich überhaupt noch existieren. Ich fühlte, wie das von ihrer Gleichgültigkeit ausströmende Gift mich bereits betäube; es werde mir, wenn die Dinge so fortgingen, in Bälde das Herz verzehren. Ich bäte sie, unsrer alten Liebe zu gedenken, der in Montreux und Neapel gewechselten Schwüre. Mein bleiches Antlitz müsse ihr sagen, was ich ihrethalben litte. O, wenn sie wieder die Alte werden wollte, wie damals, als sie mich gefangen genommen! Um zehn Jahre würde ich mich verjüngen, meine schleichende Krankheit würde verschwinden wie das Gespenst vor dem Tageslichte, und ich wollte ihr in meinem Leben dann noch zeigen, welcher Opfer meine Liebe fähig sei.

Mercedes hatte mich anfangs schweigend angehört, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken; als ich aber selbst mehr und mehr in Affekt kam und ich den Appell an ihre Liebe, an ihr Mitleid richtete, da konnte ich wahrnehmen, daß meine Worte bis zu ihrem Herzen drangen. Ihr Auge füllte sich mit Thränen, und stürmisch warf sie sich mir an die Brust, minutenlang mich in heißer Umarmung umfassend. Wiederum war ich es, der das Schweigen brach: „Habe ich dich endlich wieder gewonnen, du teuerstes Lieb, darf ich dein Schweigen, den Druck deiner Arme, den Kuß, der auf meinen Lippen brennt, dahin auslegen, daß du mich wieder liebst? Komm', Herze, wir wollen den heutigen Tag segnen,

wir wollen ein neues Jahr beginnen, und du sollst sehen, daß du dich in mir doch nicht verrechnet hast."

Mercedes hielt mich noch immer umfangen, ihre Brust wogte vor innerer Erregung, ihr Atem strömte heiß zu mir empor. Als sie sich bei meinen letzten Worten frei machte, blickte sie mich eine Zeit lang schweigend mit Augen an, in die sie ihre ganze Seele getaucht hatte, um dann ihrerseits sich an mich zu wenden: „Ich wünschte, ich wäre wie die andern Frauen, dann wollte ich dich jeden Tag beglücken und würde selbst nicht missen, was mir versagt ist. Glaub' mir, Schatz, mein Herz ist bei dir, es schlägt nur für dich allein. Aber was du mehr begehrst — du darfst es nicht erzwingen wollen. Es hat Zeiten gegeben, in denen ich dir nichts versagt hätte; sie werden wiederkommen, du mußt sie nur erwarten können. Ich bin nun einmal ein Wesen von eigner Art, ich liebe die Männer nur von einer gewissen Entfernung. Ich lasse mich von allen umschwärmen, die Grenze der Gleichgültigkeit aber hat noch keiner überschritten. Der einzige, den ich liebe, bist du, mein Quälgeist. Es ist bisher nicht alles nach deinem Sinne gegangen; aber willst du dich denn gar nicht mehr dessen erinnern, was du mir bei unsrer Verlobung versprochen? Du wolltest, wenn ich dir meine Hand reichte, deinen Willen dem meinen ganz unterordnen, alle meine Wünsche blind erfüllen und ein leuchtendes Beispiel statuieren, wie weit ein Mann aus Liebe zu seiner Frau in seiner Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung gehen könne. Jetzt gilt es, die Worte in Thaten zu übersetzen, oder wie die Alten sagten: Hic Rhodus, hic salta."

Meine Frau hatte hiermit die Lanze geschickt umgedreht. Ich dachte sie mir gefügiger zu machen, und nun verlangte sie von **mir**, auch noch den letzten Rest von Selbständigkeit ihr zu opfern. In einem Punkte aber hatte sie jedenfalls das Schwarze getroffen: sie glich in nichts den andern Frauen. Die Sinnlichkeit ging ihr vollständig ab; ihre mir gegenüber beobachtete Kälte hatte mich zeitweilig steinunglücklich gemacht, weil ich dahinter ein Nachlassen ihrer Liebe, eine wachsende Gleichgültigkeit gegen mich witterte, nun hatte sie selbst mir den Schlüssel zum Rätsel gegeben. Ich habe später gelegentlich über Fälle dieser Art einen alten, erfahrenen Arzt gesprochen. Er gab mir das häufige Vorkommen derselben zu, die Erscheinung sei entweder auf eine an Idiosynkrasie grenzende Anlage oder auf eine unnatürliche Erziehung zurückzuführen. Was aber auch immer die Ursache sei, der Mann, der eine Frau dieser Art liebe, sei zu beklagen; sie werde, wenn er jung und nicht ein Fels von Charakter sei, ihn unfehlbar in die Hände seiner früheren Geliebten zurücktreiben. „Lieber" — meinte er — „noch eine Frau, die einen betrügt, als eine, die zur Vestalin geboren ist."

Sehen Sie nur unsre Ehen von heute an, vier Fünftel derselben zielen ab auf Reichtümer, Titel und Würden, Familienverbindungen, auf Ausscheiden aus unleidlichen Verhältnissen, wobei ich bei den Mädchen unerquickliche häusliche Verhältnisse, bei dem Manne den Überdruß an dem wildurchtobten Junggesellenleben vorzugsweise im Auge habe. Heiraten, die ohne diese Rücksichten geschlossen werden, nur um auf immer einander anzugehören, sind, wenigstens bei

den höheren Ständen Deutschlands, so selten wie in Europa ein schwarzer Schwan. Daher die Legion unglücklicher und gleichgültiger Ehen.

Die Toten reiten schnell! Ich hatte gehofft, daß unsre Aussprache in dem Verhältnis zu meiner Frau einen Wendepunkt abgeben würde; hatte ich doch auch selbst versprochen, mit diesem Tage ein neues Jahr zu beginnen. Es fing auch an, aber anders als ich erwartet.

Wir hatten für denselben Abend eine Diner-Einladung in eine Botschaft, an die sich, wie üblich, ein größerer Empfang daselbst anschließen sollte. Meine Frau trug ein hellblaues, nach griechischer Art zugeschnittenes Kleid, reich mit Silber gestickt, das ihre jugendlichen Formen im schönsten Lichte hervortreten ließ; nach vorne trug sie zwei goldene Spangen in den Haaren, die nach rückwärts zum griechischen Knoten geschürzt herabfielen. Ich glaube, Helena selbst hätte sich glücklich schätzen müssen, diesem klassischen Götterbilde zu gleichen. Ich konnte auch die Bewegung wahrnehmen, welche sich der Gäste bei unserm Eintritt in den Salon bemächtigte. Während von einem der Attachés uns Herren die Damen bezeichnet wurden, welche wir zu Tisch führen sollten, näherte sich der Botschafter meiner Frau, sie mit Komplimenten über ihr Aussehen überschüttend. Er habe sich Mühe gegeben, ihr einen würdigen Tischnachbarn ausfindig zu machen, darauf müsse er aber schon ein für alle Mal verzichten, so möchte sie sich denn mit dem Besten begnügen, was er zu bieten vermöge, mit seinem erst vor einigen Tagen in Rom eingetroffenen Botschaftsrate. „Sie werden mit ihm zufrieden sein, sein Glück bei den Frauen ist ein so ausgemachtes, daß er sich kaum zu retten weiß; gerade seine Sprödigkeit aber hat schon manche Dame zur Verzweiflung gebracht. Nun bin ich begierig zu sehen, ob er heute nicht seinen Meister gefunden und ob er auch dem Glanze Ihrer Schönheit gegenüber wird stand halten können."

Wir waren schon alle versammelt, da als letzter der Gäste das neue Mitglied der Botschaft eintrat. Es war wirklich ein Bild männlicher Schönheit, von kräftiger, hoher Statur, brünettem Haupthaar, hochgewölbter Stirn und edel geformter, ausdrucksvoller Nase, der Bart war kurz geschnitten und verlief sich nach spanischer Art im Kinnbart, die Gesichtsfarbe frisch wie die eines Seeoffiziers, nichts verriet den Diplomaten; auf den ersten Blick hätte man den Ankömmling weit eher für einen Offizier in Zivil als für einen Mann der Politik und der Feder halten können. Als derselbe meiner Frau vorgestellt wurde, waren beide wie versteinert, sie blickten sich einen Augenblick starr an, und es fehlte nicht viel, so bot das Paar eine Szene, wie sie Richard Wagner mit Vorliebe auf die Bühne brachte; ich erinnere an den Eintritt des Fliegenden Holländers bei Senta und von Walther Stolzing bei Eva in der Werkstatt von Meister Sachs. Während des ganzen Diners hatte der Tischnachbar meiner Frau nur für sie Augen. Sie sprachen unausgesetzt mit größter Lebhaftigkeit, von der übrigen Tischgesellschaft nur notdürftig Notiz nehmend. Wenn ich ab und zu einen Seitenblick auf meine Frau über den Tisch hinübergleiten ließ, war es mir, als müßte ich ihr

zurufen, sie solle doch ihr Augenpaar etwas in Zaum nehmen und doch etwas das Interesse maskieren, das ihr Nachbar ihr eingeflößt hatte.

Nach Tisch wiederholte sich das Schauspiel. Mein neuer Kollege hatte sich kaum die Zeit genommen, mit jedem der Geladenen ein paar Worte zu wechseln, dann setzten sie sich wieder zusammen, als gelte es, nach langer Trennung die Erlebnisse von Jahren mit einander auszutauschen. Als die Gesellschaft auseinanderging, hörte ich, wie der Hausherr zu seinem neuen Hilfsarbeiter die Worte fallen ließ: „Nun, habe ich Ihre Erwartung zu hoch gespannt?“ Die Antwort konnte ich nicht vernehmen, doch war sie von einer pantomimischen Bewegung begleitet, die etwa sagen wollte, er sei besiegt, außer Kampf gesetzt und streiche das Segel.

Beim Fortgehen kam der Unwiderstehliche noch einmal an uns heran, meiner Frau den Umhang und dann den Arm reichend. Er brenne vor Ungeduld, die Bekanntschaft fortzusetzen, ob sie morgen Besuchstag habe und zu welcher Stunde.

Ich hatte mir den Anfang „des neuen Jahres“ — ich deutete es schon vorhin an — anders vorgestellt, als wie es gekommen war. Unsre Versöhnung, die zu so schönen Hoffnungen berechtigte, war durch den Eindruck der letzten Stunden vollständig verwässert. Während wir auf der Fahrt zum Diner noch voll der ausgelassensten Fröhlichkeit waren und meine Frau Mühe hatte, den Puder auf ihren Wangen vor meinen Küssen zu retten, fuhren wir jetzt wie von einem Leichenbegängnisse zurück. Meine Frau war noch von ihrer Eroberung vollständig absorbiert, ich bis zum Bersten geladen und auf das tiefste indigniert über die auffällige Art und Weise, in welcher sie sich hatte den Hof machen lassen. Man hatte in unsren Kreisen über Galanterie sicherlich keine kleinlichen Anschauungen, meine Frau hatte sich aber geberdet, als kenne sie keine Rücksicht und nur das eine Ziel oder die Kaprice, gleichviel mit welchen Mitteln, den Mann an sich zu ziehen, der für die übrigen Frauen bisher so unerreichbar dagestanden hatte.

Es dauerte geraume Zeit, bis ich endlich das Schweigen brach. Was sie sich denn eigentlich von den Gepflogenheiten in unserm Gesellschaftskreise denke? Ob sie sich denn auch bewußt geworden, wohin ihr Benehmen führe? Warum sie nicht gleich in seine Arme gefallen sei? Als Lassalle seine spätere Geliebte, Helene Dönniges, zum erstenmal in einer Abendgesellschaft getroffen, habe er es für geschmackvoll gefunden, dieselbe die Treppe hinabzutragen. Auf etwas dieser Art hätte ich nach dem vorher Erlebten gefaßt sein müssen.

Mercedes suchte dem Vorgang die harmlose Seite abzugewinnen. Ich sei doch stets zu Übertreibungen geneigt. Der Tischnachbar habe ihr sicher gefallen; wenn ich aber glaubte, daß sie sich in ihn verliebt, so sei ich auf dem Holzwege. Ich kenne sie doch schon zur Genüge, um zu wissen, daß sie für keinen ein Herz habe, daß ihr im Grunde jeder gleichgültig sei, und daß sie einen nach dem andern nur deshalb an sich ziehe, um an jedem ihre Macht zu versuchen Ihr heutiges Opfer habe sie nur deshalb so scharf aufs Korn genommen, weil ihm der Ruf vorausgehe, gegen Frauenreize unempfänglich zu sein. Wenn ich

auf denselben auch nur einen Augenblick eifersüchtig werden könnte, so beweise ich damit nur, daß ich sie noch immer nicht kenne. Andernfalls müßte ich wissen, daß sie jeder neue Verehrer nur um so sicherer in meine Arme zurückführe. „Hätte er darin eine Ausnahme gemacht, so würde ich dir nicht sagen, was ich jetzt zu dir sage: Bleibe bei mir. Aber eine Bedingung: von dem andern kein Wort mehr und sei heiter. Willst du?"

Ob ich auf diesen Handel einging? Ich war entwaffnet, besiegt, ja Schlimmeres als dies. Denn wenn meine Frau erst einmal wußte, daß ich, um mit ihr glücklich zu sein, von meinen Prinzipien abging, Dinge duldete und nicht weiter tadelte, die mir ein Greuel waren, dann war ich der Spielball all' ihrer Launen, und was diese im Schoße trugen, wer konnte das ermessen?

Ich sehe es Ihrer Bewegung an, wie Sie es nicht begreifen können, daß ich auf diese schiefe Ebene trat. Aber ich war in dieser Zeit schon kein völlig gesunder und darum kein ganz normaler Mensch mehr. Schon die Tage in Neapel waren an mir nicht spurlos vorübergegangen. Das blühende Aussehen, von dem die Sonnenstrahlen der ersten Liebe in Montreux begleitet waren, hatte nicht vorgehalten. Noch schlummerte zwar das alte Lungenleiden, um so schlimmer war es dafür mit meinen Nerven bestellt. Ich war zu einer hartnäckigen Schlaflosigkeit verurteilt, deren Quelle wohl in dem aufregenden Charakter meines Brautstandes zu suchen war, wenigstens nahm dieselbe erst in Neapel eine so bedrohliche Form an.

In Rom ging es mit mir rasch bergab. Das Leben der dortigen Gesellschaft, die den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage macht, kann ungestraft nur derjenige ertragen, welcher sich einer eisernen Gesundheit erfreut und außerdem nicht noch gleichzeitig ernste Berufsarbeit zu leisten hat; zwei Herren zu dienen, wie ich es that, ist dort auf die Dauer unmöglich. Bei mir vereinigte sich aber zur Untergrabung meines Nervensystems noch ein Drittes: die Unzufriedenheit in meiner Ehe, der nagende Zweifel an der Gegenliebe meiner Frau und die wachsende Rücksichtslosigkeit derselben. Wie hatten sich doch die Verhältnisse seit Montreux geändert! Der Tag hätte dort achtundvierzig Stunden haben können, er wäre Mercedes in meiner Gesellschaft doch zu kurz geworden. Wie beeilte sie ihre Toilette, um schon in früher Morgenstunde meine Begleitung zu haben, welch' lebhafte Teilnahme schenkte sie meinen Erlebnissen und früheren kleinen litterarischen Arbeiten, wie unerschöpflich war sie selbst an Geist und Witz, wie dankbar für die geringste Aufmerksamkeit, wie völlig unblasiert!

Nun hatte ich es auf einmal ganz verschüttet, nichts konnte ich ihr mehr zu Gefallen machen, dem nichtssagendsten Laffen mußte ich weichen; an alle verschwendete sie ihre Liebenswürdigkeiten, nur ich wurde wie eine Null behandelt. Einen Spaziergang mit mir zu machen, fiel ihr nicht mehr im Traume ein; wir gingen aus, um andre zu treffen. Ich war von meiner Junggesellenzeit her

gewohnt, ab und zu einen Abend zu Hause zu bleiben, Musik zu machen, etwas zu lesen oder vorzulesen. Ich wäre mit einem solchen Vorschlage schön angekommen. Die talentloseste Gesellschaft, das schlechteste Theaterstück wäre dem vorgezogen worden. Es war zum Verzweifeln!

(Schluß folgt.)



Briefe über wichtige Zeitfragen an den Herausgeber.

Brief von Rudolf von Gneist über zeitweilige politische Entartungen. — Zwei Briefe von Staatsminister von Schäffle über die bevorstehenden Gefahren der Sozialdemokratie und über die Erschwinglichkeit oder Unerschwinglichkeit des steigenden Militäraufwands und die Kosten des nächsten Krieges.

I.

Berlin, den 31. Dezember 1892.

Hochgeehrter Herr!

Sie sagen mit Recht: „Die Entsittlichung und Verrohung haben in unsrer Zeit eine solche Ausdehnung gewonnen, daß man Meister in der Verleumdung als nationale Helden und Volksvertreter oder Märtyrer feiert." — Sie sagen das gewiß im Sinne von Tausenden unsrer besten Männer, welche es schmerzlich empfinden, daß unsre Nation ihrem historischen Charakterzug der Wahrhaftigkeit und der Achtung vor dem Recht untreu zu werden scheint.

Wenn man in sehr bewegten Zeiten, beinahe 60 Jahre hindurch, inmitten unsres politischen Lebens gestanden hat, wie mir das widerfahren ist, so kommt man allmählich zu dem nil admirari als Lebensmaxime.

Erfahrungsmäßig umfaßt auch die beste Nation entartete Elemente, die sich aber bei uns erst in den Vordergrund drängen, wenn eine Nachfrage nach ihnen eintritt. Woher aber die Nachfrage nach solchen Leuten entspringt, wird sich selten einfach beantworten lassen.

Wenn ein Volk wie das unsrige (1870) sein Alles daran gesetzt hat, die höchsten Ideale seines nationalen Lebens zu erkämpfen, so folgt erfahrungsmäßig eine Epoche, in welcher der Einzelne an sich zu denken und unter den Sorgen des täglichen Lebens zu überlegen beginnt, wieviel von dem Glück und Glanz des großen Ganzen auf sein individuelles Dasein sich ergossen hat. Er findet sich enttäuscht, und dies ist wohl der Grund, aus welchem den Zeiten der großen Erhebung regelmäßig eine Zeit der kleinlichen Lebensanschauung, der Selbstsucht, des Pessimismus folgt. Ich brauche nur zu erinnern an die nächsten Jahrzehnte nach unsern Befreiungskriegen oder nach der deutschen Reformation.

Eine sechzigjährige Erfahrung hat mir überhaupt den Eindruck hinterlassen, daß Unzufriedenheit mit dem Gange der öffentlichen Dinge der Naturzustand

des Deutschen ist, unterbrochen von nur wenigen Epochen eines patriotischen Enthusiasmus. Der Grund dieser Erscheinung dürfte in der vorwiegend kritischen, individualistischen Natur unsres Volksgeistes liegen, und (damit zusammenhängend) in der Konzentrierung unsres Gemeinsinnes in den engeren und engsten Kreisen, neben welcher der Sinn für das größere Ganze in gewöhnlichen Zeiten zurücktritt. Wir erfüllen unsre sittlichen und bürgerlichen Pflichten getreulich in Familie und Kommune, und die Gewöhnung daran befähigt uns auch zu schweren Opfern für das große Gemeinwesen, wenn ein starker Impuls an uns herantritt. Es ist das ein Grundzug, der uns bewahrt hat vor dem Chauvinismus oder der allzu großen Selbstgenügsamkeit andrer Nationen.

Da uns die großen Impulse zur Zeit fehlen, so geraten wir in eine Epoche schrankenloser Geltendmachung persönlicher und Klasseninteressen, die sich mit edler Dreistigkeit als zeitgemäße „Realpolitik" empfehlen. Eben daraus entwickelt sich ein unruhiger, endloser Kampf von Interessen, zunächst in unserm wirtschaftlichen Leben, aber auch weiter greifend in unserm geistigen und Kunstleben, und damit erwacht auch der alte Gegensatz unsrer kirchlichen Bekenntnisse zu neuem Leben.

Worauf beruht nun aber die Bildung unsrer extremen Parteien? Die Schlagworte, welche die Parteirichtungen in unserm öffentlichen Leben bezeichnen enthalten der Sache nach niemals höchste sittliche oder rechtliche Wahrheiten, sondern sie ziehen ihre Lebenskraft aus bestimmten Elementen gesellschaftlicher Kreise, deren einseitige Interessen in den Sinn des Losungswortes zu einem „Immer mehr" und zuletzt zu einem „Nichts als" steigern. Es ist derselbe Prozeß, durch welchen in unserm Privatleben jede Tugend durch ein „Nichts als" zum Laster wird.

Wir haben diesen Entwickelungsprozeß täglich vor Augen in unsern arbeitenden Klassen, viel weniger übersichtlich aber in unsern besitzenden Klassen. Als wir im Sturme und Drange des Jahres 1848 in eine konstitutionelle Staatsform übergingen, stand den geistigen Leitern der Nation vorzugsweise das Bild der belgischen und französischen Verfassung vor Augen als das nächstliegende, bestbekannte, anscheinend wohlbewährte, und die auf diesem Boden erwachsene politische Logik eines Benjamin Constant galt lange Zeit als ein Inbegriff allgemeingültiger konstitutioneller Grundsätze und Wahrheiten. Erst aus dem späteren Verlauf der Dinge, dort und bei uns, ist die Ungleichheit der Grundlagen uns wohl klarer geworden, die es unmöglich machte, in den ersten Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen eine lebensfähige Repräsentativverfassung in Preußen zu schaffen, die für Litauen ebenso wie für das Rheinland passen sollte. Während in jenen Ländern eine nivellierende, gewaltthätige Staatsaktion die altständische Gesellschaft gebrochen, die neue freie Erwerbsgesellschaft an ihre Stelle gesetzt hatte, hat die besonnene preußische Reformgesetzgebung mit sorgfältiger Schonung der Privatrechte dem neuen System den Boden geebnet. Es blieb dabei im großen und ganzen ein Unterschied zwischen dem Osten und Westen Deutschlands bestehen, der sich nur langsam ausgleichen konnte und ausgleicht. Während im Westen die industrielle Gesellschaft weit vorgeschritten ist und in

den größeren Städten sich leichter entwickelt, behielt der Osten mit seinem massenhaften Großgrundbesitz noch starke Elemente der älteren ständischen Ordnung in sich. Auf dem platten Lande stand das geschlossene Dorf mit seinem Gutsherrn, seinem Dorfgeistlichen, seinen bäuerlichen Wirten, als ausschließlichen Trägern der Lasten und Rechte der Kommune, in zäher Widerstandskraft der Neugestaltung gegenüber. Wie in jeder gesellschaftlichen Gruppe entwickeln sich auf solcher Grundlage Lebensanschauungen, vergleichbar den hochtoryistischen und hochkirchlichen Parteianschauungen in England, welche bald auch ihre eigenen Preßorgane fanden. Die preußische Staatsregierung konnte mit diesen Elementen als „gegebenen Zuständen" rechnen. Ohne einen erkennbaren Mittelpunkt standen sie wie tausendfältige kleine Verschanzungen dem Vordringen der industriellen Gesellschaft gegenüber. An ihrem Widerstand scheiterte die ganze Kommunalgesetzgebung von 1850. Nach ihrem Vorbilde gestaltete sich das Herrenhaus von 1854. Der innere Widerspruch der Grundlagen versetzte den preußischen Staat noch ein halbes Menschenalter nach Einführung der Verfassung in eine stoßweise Bewegung. Diese äußeren Hemmnisse der neuen Gesellschaft haben uns aber auch anderseits bewahrt vor einer übereilten Entwickelung der Großindustrie und des Großkapitals und eine mehr harmonische Gestaltung der neuen Stände ermöglicht. Wie alles parlamentarische Leben nicht sowohl auf „Kompromissen", als vielmehr auf Ausgleichungen von Rechten, Lasten und Interessen beruht, so vollzieht sich diese Ausgleichung in einem stillschweigenden Prozeß fortschreitend von Jahr zu Jahr. Das geschlossene Bauerndorf verliert langsam seine Konsistenz mit der Ansiedlung von Gewerben und Kleinhandel, oder wenn der Gutsherr selber eine Brennerei oder Zuckerfabrik anlegt, oder wenn ein großes Industrieunternehmen auch nur in die Nähe rückt, wenn die Einwohnergemeinde in weiteren Kreisen zu den Lasten der Gemeinde herangezogen werden muß, und schließlich eine neue Landgemeindeordnung nicht länger abzuweisen ist. Es fallen damit die zahllosen festen Plätze der altständischen Lebensordnung einer nach dem andern, wie denn auch der Großgrundbesitz selbst durch die unabänderliche Gestaltung der Weltwirtschaft in Industrie- und Kapitalunternehmungen hineingezogen wird. Es läßt sich wohl heute schon vorhersehen, daß das Hochtorytum und das Hochkirchentum dereinst aus dem öffentlichen Leben verschwinden muß, ebenso wie es in England aus dem politischen Leben verschwunden ist und nur als individuelle Merkwürdigkeit hier und da noch gezeigt wird.

Das unheimliche Gefühl des allmählich unter den Füßen weichenden Bodens ist es, welches extreme Parteien zu allerlei Bündnissen mit den heterogensten Elementen verleitet. Schon bald nach 1848 wurde das Bestreben sichtbar, dem verhaßten liberalisierenden Bürgertum die „Arbeiterbataillone" auf den Hals zu schicken. Da diese Methode nicht mehr anwendbar erscheint, ohne den Großgrundbesitz selber zu gefährden, so lag der verführerische Gedanke ziemlich nahe, den Neid gegen den Besitz, dem auch unsre Mittelstände sehr wohl zugänglich sind, mit dem Rassenhaß zu kumulieren und mit diesem Vorspann eine Anzahl konservativer Wahlkreise, wenn sie nicht für die Partei zu behaupten

sind, wenigstens dem Liberalismus nicht zufallen zu lassen. Diese Politik erscheint kurzsichtig, da das Hetzen gegen eine Art des Besitzes zuletzt immer sich gegen den Besitz als solchen richtet. Gewiß haben Sie Recht, daß es nichts **Unnatürlicheres** giebt als die Kooperation einer konservativen Partei mit einem Denunziantentum, welches von einer fixen Idee aus (vergleichbar dem Verfolgungswahnsinn) gegen die solidesten Grundlagen unsres Staates, eine rechtschaffene Verwaltung, insbesondere Militärverwaltung richtet. Nichts **Unbesonneneres** als ein zweideutiges Verhalten einer Partei gegen die Verdächtigung unsrer Gerichtssprüche, während die deutsche Gesetzgebung mehr als jede andre gethan hat, um von den Gerichtshöfen auch den entferntesten Schein der Befangenheit oder Parteilichkeit fernzuhalten. Hergänge wie die Tivoliversammlung wirken übler als zehn Mißgriffe der Parteileitung in andrer Richtung; denn gerade solche Hergänge bleiben Jahrzehnte hindurch unvergessen.

Aber **Ärgernis** muß nun einmal sein im menschlichen Leben. Im Privatleben ist es das Signal zur Einkehr, zum Bewußtsein über die Fehlerhaftigkeit einer Lebensrichtung. Im politischen Leben ist es das Signal zu einer veränderten Parteileitung, welche sich überzeugen muß, daß sie durch ihre extremen Elemente nur zu gefährlichen Bündnissen mit andern Extremen gelangt. Was uns notthut, ist die Offenhaltung der Möglichkeit eines Zusammenwirkens konservativer und liberaler Parteirichtungen in sehr wichtigen sozialen Fragen, solange unsre Gesellschaftsordnung von zahlreichen Elementen der Gesellschaft offenkundig gefährdet erscheint. Nach Ablegung einiger wenigen exklusiven Vorurteile wird sich unsre konservative Partei überzeugen müssen, daß die ihr notwendige Verstärkung auch in dem Kapitalbesitz und dem industriellen Besitz zu finden ist, -- jedenfalls sicherer als in der wunderlichen Gesellschaft, in welche sie zur Zeit hineingeraten ist.

In Summa appelliere ich an unsre nationale Tugend der Geduld, welche darauf beruht, daß wir, wie in unserm Privatleben, so in der Entwickelung der öffentlichen Dinge der höheren Fügung vertrauen, die uns bisher nach so schweren Irrungen zu großen Zielen geleitet hat. Wir können vertrauen, daß wir noch heute in der Mitte einer Nation leben, aus deren Seele hinein einst Kant das unvergessene Wort gesprochen hat: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben."

Genehmigen Sie die Versicherung aufrichtiger Hochachtung, mit welcher ich mich empfehle

Ihr ergebener

Rud. von Gneist.

II.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben mir längst und wiederholt drei Fragen zur Beantwortung aufgegeben: 1. Was ist Ihre Meinung über die bevorstehenden Gefahren der Sozialdemokratie? 2. Ist die bevorstehende Armeevermehrung finanziell erträglich? 3. Was ungefähr wird der nächste große Krieg kosten? So wenigstens verstehe ich die Ansinnen, die Sie mir gestellt haben. Endlich kann ich in der Weihnachtsmuße Ihnen auf diese drei Fragen Antwort geben. Einerseits mit der gewünschten Gestattung, mein Schreiben auch der Öffentlichkeit zu übergeben, falls Sie diese nach stattgehabter Lektüre noch für angemessen erachten, andrerseits mit der Verwahrung, daß ich mir keineswegs anmaße, besser als andre Menschenkinder die Zukunft Europas, den Gang der inneren und äußeren Politik heute schon absehen zu können und voraussagen zu wollen. Was das letztere betrifft, so gehöre ich zu den schüchternsten Leuten. Nur deshalb, weil Politik für jeden denkenden und patriotischen Mann schlechterdings ein Bedürfnis ist, nur deshalb, weil Politik Vorausdenken und Voraussorgen in gesellschaftlichen Dingen nach innen und nach außen ist — die Römer nannten sie so vorzüglich civilis prudentia! —, endlich nur deshalb, weil ich mir bewußt bin, über die von Ihnen gestellten Zukunftsfragen nach bestem Wissen und Gewissen, frei von den Scheuledern der Parteibefangenheit — den Blick auf das frisch pulsierende Leben gerichtet — viel und lange nach gedacht zu haben, — wage ich es, zu Ihren Fragen, — Fragen, welche die ganze europäische Welt bewegen — meinerseits das Wort zu ergreifen. Von der Anmaßlichkeit eines politischen Hellsehers aber weiß ich mich durchaus frei.

Am liebsten beantworte ich Ihre drei Fragen zusammen. Besteht doch, wie sich sofort zeigen wird, ein weitgreifender Zusammenhang zwischen denselben. Doch soll diese zusammenhängende Behandlung äußerlich dennoch geteilt in zwei kleineren Artikeln geschehen, um nicht oberflächlich bezüglich der einen oder andern Ihrer drei Fragen zu werden. Für heute will ich mich allein an Ihr erstes Thema: „die bevorstehenden Gefahren der Sozialdemokratie" halten.

Die bevorstehenden Gefahren der Sozialdemokratie? Von dieser Frage ganz besonders gilt es, daß man sie nur dann wirkungsvoll beantworten kann, wenn man gut unterscheidet und überdies von allem Persönlichen absieht. Zu unterscheiden aber sind vor allem die Gefahren, beziehungsweise Aussichten eines sozialdemokratischen Umsturzaktes, einer „sozialen Revolution", und die Gefahren bezw. Aussichten einer irgendwie, etwa zu stande gekommenen positiven Umgestaltung der ganzen neuzeitlichen Gesellschaft im sozialdemokratischen und überhaupt sozialistischen Sinne. Die erste Gefahr, die negative Seite der Medaille, kann meines Erachtens nicht ernst genug genommen werden, die zweite dagegen darf nach meiner Ansicht durchaus nicht bange machen.

Zuerst von der bevorstehenden Umsturzgefahr des demokratischen Sozialismus! Hierbei wird die praktische Möglichkeit eines sozialdemokratischen Umsturzversuches überhaupt voraus ins Auge zu fassen sein. Ich halte die Umsturz-

Gefahr unter der Voraussetzung, daß der Versuch nicht bei einem ganz unglücklichen oder wenigstens halb unglücklichen auswärtigen Kriege in Deutschland allein oder zu Berlin und Paris zugleich gemacht wird, für keine sehr große. Ich will ganz davon absehen, daß, wie mir wenigstens scheint, die Herren Liebknecht, Bebel, Vollmar, Singer u. s. w. sicherlich weder so unvorsichtig noch so gewissenlos sind, einen solchen Versuch mitten im Frieden ohne Aussicht zu machen und ihre begeistertsten Anhänger leichtsinnig zur Schlachtbank der Straßenkämpfe zu führen. Die Personen kommen ja nicht in Betracht; thun's die Alten nicht, die „Jungen“ könnten es thun, und diese würden jenen ja so leicht und rasch über den Kopf wachsen, wie bei der bürgerlichen ersten Revolution die Jakobiner den Girondisten rasch und bald über gewesen sind. Ich glaube dennoch an einen sozialdemokratischen Umsturzversuch ohne Begünstigung durch einen auswärtigen Krieg aus zwei Gründen nicht: einmal ist die militärische Kraft des deutschen Staates, solange dieselbe nicht zugleich einem auswärtigen Feind ganz oder halb unglücklich gegenüber getreten ist, so überlegen, daß der Sozialdemokratie jeder Umsturzversuch selbst dann mißlingen muß, wenn ihr noch das ganze Landproletariat zuliefe, selbst dann, wenn die ganze Partei über Zeit, Ziel und Mittel einig sein würde. Letzteres findet aber — und das ist der zweite Grund meines Zweifels — durchaus nicht statt und wird beim Fortbestand des Friedens auch nie der Fall sein. Eine von zwei Möglichkeiten ist denkbar: entweder behaupten sich die „Alten“, die Gemäßigteren, die praktisch Berechnenden an der Spitze der allerdings höchst umsturzlustigen Armee, so wird wie bisher ein Umsturzversuch gar nicht gemacht werden; soziale Vandalen und politische Dummköpfe sind die Bebel, Liebknecht, Vollmar, Kautsky wahrlich nicht. Oder die „Jungen“ bekommen die Oberhand und machen in politisch bewegter Zeit — in Paris etwa unter dem Eindruck einer Panama-Fäulnis, in Berlin unter denkbar andern Umständen — den Versuch, so wird dieser, wenn nicht schon von der Stadt-, so doch von den Landgarnisonen aus sicher erdrückt werden. Daß in den Hauptstädten selbst ein solcher Versuch schon recht erheblichen Schaden für Staat und Gemeinde und Private anrichten und daß dabei ein recht erhebliches Kostenkonto „inneren Krieges“ auflaufen könnte, soll darum nicht geleugnet werden. Wenn je einmal die Gefahr eines solchen Versuchs heranrücken sollte, wird es gut sein, wenn man rechtzeitig die Schätze der großen Banken, die öffentlichen Kassen, Magazine und Arsenale unter sichere Militärbedeckung gebracht und die öffentlichen Vertretungskörper unter eine konservative Bevölkerung — ferner als Versailles von Paris — versetzt haben wird. Ob in dieser Richtung in Deutschland schon alles geschehen und hinreichend vorbereitet ist, soll hier nicht untersucht werden; daß es der Fall sein oder bald werden sollte, ist ja einleuchtend.

Viel gefährlicher erscheint mir die andre Eventualität: der Umsturzversuch im Falle eines entschieden unglücklichen oder eines nur nicht ganz glücklichen Krieges. Erlitte entweder Frankreich oder Deutschland eine Niederlage, so ist im ersteren Fall für Paris eine zweite verschärfte Auflage der Kommune fast als gewiß, im andern Fall für Berlin ein erstmaliger Kommunardenstreich als

immerhin möglich, wenn nicht gar als wahrscheinlich anzunehmen. Wären beide Hauptarmeen mit ungefähr gleichem Erfolg oder Mißerfolg ineinander verbissen, indem sie an den Grenzen sich wechselseitig festhalten und dabei verbluten, so könnte es leicht kommen, daß in beiden Hauptstädten zugleich und überdies im ganzen Reiche herum in Stadt und Land, wo die Sozialdemokratie stark vertreten ist, ein Umsturz und eine Verwüstung ohnegleichen in der Weltgeschichte, mindestens für Wochen, vielleicht für Monate und Quartale Platz griffe; die beiden „Kommunen" dies- und jenseits des Rheins könnten wechselwirkend ihre Mittel, ihren Fanatismus, ihre Thatkraft ins Ungemessene steigern. Leider wäre ja keine Aussicht, daß patriotische und gebildete Führer das Heft in der Hand behalten hätten, um jenen Sozial-Vandalismus, den Macaulay für das Ende dieses Jahrhunderts geweissagt hat, sänftigen und bändigen zu können; die extremsten und wildesten Parteigänger würden fast sicher der Gewalt sich bemächtigen. Als eitel würde wohl auch die Hoffnung sich erweisen, daß die Stabsoffiziere mit dem ihnen selbständig zustehenden Aufgebot des Landsturmes die Flamme überall rasch zertreten würden; geschulte Proletarier aller Waffengattungen könnten trotz dem Schrecken der Kriegsartikel die Fahne des Aufruhrs aufpflanzen und mit zeitweilig vollem Erfolg! Man darf für einen solchen Fall auch nicht auf außerordentliche Hilfe seitens jener Monarchien rechnen, welche, — die eine der Habsburger wegen des Völkergemisches, die andre der Romanows wegen rückständiger Volksentwickelung — vom westlichen Sozialdemokratismus nicht oder nur wenig bedroht sind. Beide, Österreich und Rußland, könnten selbst ineinander verbissen sein. Rußland möchte Gewehr im Arm frohlocken; dasselbe hätte nicht das allergeringste Interesse, in Berlin oder Paris als Paladin der konservativen Interessen und der sozialen Erhaltung aufzutreten. Zu ihm wird die Flamme der sozialen Revolution nicht hinüberzüngeln, die Nihilisten sind als Meuchelmörder des Zaren jetzt und stets, aber als Führer einer sozialdemokratischen Armee, die noch nicht besteht, nicht gefährlich. Der Schaden aber, der schon während einer einzigen Woche Revolution und Proletariats-Diktatur in den großen Städten zusammen gestiftet werden könnte, wäre ein ungeheurer, teilweise ein unersetzlicher, für das öffentliche wie für das private Vermögen; dieser Schaden könnte in viele Milliarden gehen, gegen deren Betrag der ganze Friedensmilitäraufwand eine geringfügige Summe darstellen möchte. Jene Militärorganisation, welche den äußeren und damit auch den inneren Feind abwehrt und sicher bewältigt, ist daher ein unschätzbares Gut der Zivilisation. Ich werde hierauf bei der Besprechung Ihrer zwei übrigen Fragen mich zurückzubeziehen haben.

Nach allem Vorstehenden ist die Gefahr eines sozialrevolutionären Umsturzversuches keineswegs leicht zu nehmen. Dagegen sieht sich die andre Seite der Medaille viel beruhigender an. Die plötzliche und allgemeine Umbildung der einseitig-kapitalistischen in die einseitig sozialdemokratische Volkswirtschaft, die mehr oder weniger ausschließende Beseitigung des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln oder des Privatkapitals durch das öffentliche Eigentum an denselben, durch das Kollektiv-Eigentum, den sogenannten Kollektivismus, ist nach meiner festen Über-

zeugung in keiner der Formen des Sozialismus, am allerwenigsten aber in derjenigen des demokratischen Sozialismus zu fürchten. Öffentliche Organisation auf volkswirtschaftlichem Gebiete wird wohl teilweise noch weiter Platz greifen, soweit sie der ganzen Nation und den Einzelnen eine wirtschaftlichere Bedürfnisbefriedigung sichert, etwa bezüglich der Kohlengruben, sowie sie ähnlich bereits hinsichtlich der Eisenbahnen stattgefunden hat. Dieser Ersatz ist aber ein entschiedener Fortschritt, und er kann sich auch nur langsam vollziehen. Solche neue Organisationen öffentlichen Rechtes auf wirtschaftlichem Gebiete werden auch keinesfalls in pöbelherrschaftlicher Form lebensfähig sein. Dem Prozeß teilweiser Ausbildung weiterer öffentlicher Betriebe kann daher der Staatsmann mit größter Ruhe entgegensehen, und niemand braucht darüber sich ins Bockshorn jagen zu lassen. Schon seit Jahrzehnten, teilweise seit Jahrhunderten und Jahrtausenden ist die Kulturgeschichte in fortschreitender Auswirkung öffentlicher Organisationen im Gebiet des geistigen Volkslebens begriffen, hat sich neben der privaten Gottesverehrung der öffentliche Gottesdienst, die Kirche ausgebildet, hat sich neben der Privaterziehung die Schule entwickelt, und das öffentliche Unterrichtswesen bringt unsre Zeit mit Stolz und Erfolg zu immer weiterer Ausbreitung und Vervollkommnung. Daß dabei etwa die private und familienhafte Gottesverehrung, Erziehung und Bildung verschwunden und nicht vielmehr zu immer größerer Vertiefung und Fülle gelangt wäre, wird niemand behaupten wollen. Nun — der teilweisen Zentralisation aller geistigen Funktionen des sozialen Körpers würde jetzt teilweise und naturgemäß erst lange hinterdrein — eine öffentliche, — teils staatliche, teils kommunale, teils korporative Zusammenfassung der Produktion und des Umsatzes der materiellen Güter, des sozialen Stoffwechsellebens folgen. Wie weit dieser Prozeß führen wird, das läßt sich heute nicht absehen, und wie weit er jetzt oder demnächst führen soll, darüber läßt sich streiten. Daß aber keine Macht der Welt, auch nicht die genialste und massigste Sozialumsturzkraft, im stande ist, den kollektivistischen Volkswirtschaftsbetrieb — gar in extrem demokratischer Organisation, — ausschließend und plötzlich einzuführen, das läßt sich sowohl nach der Analogie der öffentlichen Rechtsbildung auf andern Kulturgebieten als auf Grund psychologischer Untersuchungen über die Veranlagung des Menschen überhaupt und auch des heutigen Menschen zur schlechthin sozialdemokratischen Wirtschaftsführung mit aller Bestimmtheit erweisen. Den positiven Sozialismus, auch denjenigen, welcher für einzelne Wirtschaftsgebiete in gesund demokratischer Gestaltung denkbar, vielleicht wahrscheinlich ist, braucht man daher in gar keiner Weise zu fürchten. Und geradezu eine Schande wäre es für jeden Staatsmann, wenn derselbe davor davonlaufen und die Flinte ins Korn werfen würde. Jener teilweise Sozialismus, welcher die materiellen Güter wirtschaftlicher hervorbringt, verteilt und umsetzt, als es heute bei kapitalistischer Lenkung der Volkswirtschaft geschieht, kommt nicht und kann nicht kommen im Gewittersturm der sozialen Revolution, er kann nur im sanften Säuseln des Windes in Gestalt allmählicher und bloß teilweiser, nicht vollständiger Abstoßung jetziger privatwirtschaftlicher Organisationsformen sich einstellen. Durch Sturm hindurch würde sich die Umbildung nur dann voll-

ziehen, wenn diesem Prozeß entweder das ruhige Werden verwehrt oder wenn ihm durch eine extrem demokratische Ausgestaltung des Verfassungsrechts jede mäßigende Hemmung entzogen werden würde. Allein weder das eine noch das andre ist als unvermeidlich anzusehen, wie ich zeigen zu können hoffe.

Gegen die Möglichkeit vollständiger und plötzlicher Umgestaltung der Volkswirtschaft nach sozialdemokratischen „Prinzipien“ spricht in der That nicht bloß und ausnahmslos die Analogie der schon zurückgelegten Bildung öffentlichen Rechts auf dem Gebiete des idealen Volkslebens, sondern auch jede nüchterne Erwägung ökonomisch-praktischer Seelenkunde.

Einen Fortschritt bedeutet nur jene Fortbildung der Volkswirtschaft, welche wirtschaftlich mehr leistet, d. h. bei denselben Kosten mehr Gebrauchswerte erzeugt und diese letzteren wirkungsvoller zur Konsumtion austeilt, als es jetzt geschieht. Ohne diese Wirkung ist auch keine Art von Sozialismus Fortschritt und Steigerung des Volkswohls, und wenn Produktivität und gute Austeilung der Güter gar zurückgehen würden, würde der Sozialismus sogar und in entsprechendem Maße den Rückschritt bedeuten. Ist es denn nun aber irgend denkbar, daß nach den Prinzipien des radikalen Sozialismus Sachgüter und Dienste um so viel wirtschaftlicher produziert und um so viel wirkungsvoller verteilt werden würden, als es in der jetzt noch ganz überwiegend privatkapitalistischen Gesellschaft der Fall ist? Dafür spricht so gut wie nichts, dagegen aber fast alles.

Der radikale Sozialismus ist Kommunismus. Er verlangt nach dem Erfurter Programm: Jedem Arbeit nach seiner Leistungsfähigkeit und jedem Genuß nach seinen Bedürfnissen! Welche Hebel vermöchte nun dieser Kommunismus in den Seelen aller Bürger anzusetzen, damit nach diesem Organisationsprinzip möglichst viel und produktiv gearbeitet und nur in maßhaltendem Bedürfen von allen konsumiert werden würde?

Etwa die allgemeine Bruderliebe und allgemeine Pflichttreue? Angenommen, eine solche könnte erzogen werden, so brauchte es dazu lange, lange Zeit, wenn sie überhaupt allgemein anerziehbar wäre, wogegen alles spricht. Eine plötzliche und rasche wirtschaftliche Umstimmung aus der Erbsünde zur Engelhaftigkeit während der bekanntlich geplanten Zwischenpause der „Diktatur des Proletariats“ wäre schlechterdings unmöglich. Der sprungweise Übergang zum Kommunismus wird daher völlig undurchführbar sein, zumal wenn die religiöse Nächstenliebe erloschen und die Familienliebe mit dem Familienleben erstickt wäre, was zum Glück nicht möglich ist.

Oder wird die Arbeit als solche allen und plötzlich allen zum Vergnügen werden? Nein, auch nicht beim „Schmetterlingswechsel“ nach Fourier.

Oder wird der Ehrgeiz alle und plötzlich alle beseelen, weit mehr als bisher, wo die Rücksicht auf Einkommen nach Verdienst daneben wirkt? Auch das nicht!

Oder werden dies strenge Strafen und Prämien vermögen? Wiederum nicht, ganz abgesehen davon, daß das eine der Freiheit widerstreiten und zum Zuchthausstaate führen würde, während das andre der Gleichheit ins Gesicht schlägt und in den Ordens- und Mandarinenstaat ausläuft.

Alle genannten Motive der Wirtschaftlichkeit können und sollen in Bewegung gesetzt werden, auch innerhalb des Arbeitens im privatkapitalistischen Gesellschaftszustand. Sie sind aber durchaus nicht im stande, den Grundtrieb der Wirtschaftlichkeit in der bestehenden Volkswirtschaft, das Streben nach Gewinn und Lohn im Maße und nach dem Werte der Leistungen an die Gesamtheit, aber im Interesse der Leistenden und ihrer Familie — durchgehends für den ganzen Umfang der Volkswirtschaft und fast im Handumdrehen zu ersetzen und auch nur von ferne aufzuwiegen. Ist dem aber so, dann kann von allgemeiner und von plötzlicher oder auch nur rascher Umbildung der privatkapitalistischen in die kollektivistische Volkswirtschaft wirtschaftlicher Weise schlechterdings nicht die Rede sein, am wenigsten für einen extrem radikalen, demokratischen Sozialismus, welchem alle Bedingungen sicherer Leitung und fester Zusammenfassung des materiellen Güterlebens vollständig fehlen.

Wie weit, wie und wann öffentliche Herstellung und Zuteilung der Güter das Wirtschaftlichere sein und daher unaufhaltsam kommen mag, — dieser sogenannte berechtigte Sozialismus wird nicht die ganze Volkswirtschaft, noch viel weniger wird er sie plötzlich ergreifen und durchdringen. Er könnte nur schrittweise seinen geschichtlichen Einzug halten, in einer langen Zeit von Anpassungen, in welcher die berechtigte Ausdehnung, die berechtigte teils staatliche, teils kommunale, teils berufsgenossenschaftlich korporative Organisationsform, auch die rechtliche Ablösungs-Auseinandersetzung mit den interessierten Trägern der jetzigen Gesellschaftsordnung sich vollziehen müßte. Diesem etwa bevorstehenden Geschichtsprozeß kann aber jedes sonst gesunde Volk ohne Schrecken entgegensehen, solange es nur eine Staatsgewalt besitzen wird, welche Umsturzversuche während auswärtiger Kriege niederzuhalten vermag, und eine Verfassung, bei welcher den Überstürzungen ausreichend Zügel angelegt sind.

Die sozialdemokratischen Theoretiker haben es zwar trefflich verstanden, den Glauben an den und die Furcht vor dem bevorstehenden Sturz des ganzen Kapitalismus zu verbreiten. Sie lehnen jede Kundgebung praktisch diskutierbarer positiver Ausführungsvorschläge ab und verhüllen damit zweierlei: die wirtschaftliche Unlenkbarkeit einer nach ihrem Prinzip konstruierten Volkswirtschaft und die wirtschaftliche Unmöglichkeit, die ganze Volkswirtschaft — auch nur die ganze Industrie, geschweige die ganze Landwirtschaft und die Ableistung der persönlichen Dienste aller Art — sozialdemokratisch zu organisieren, Produktion, Umsatz und Zuteilung in allen Zweigen des Güterlebens zu wirtschaftlichem Vorteil der Nation kollektivistisch zu gestalten. Sie stellen die Sache so dar, als ob überall und ganz nur die Großproduktion, welche zum öffentlichen Betrieb dränge, wirtschaftlich noch möglich wäre. Allein die wirtschaftliche Unlenkbarkeit des Kollektivismus, gar des sozialdemokratischen, und die wirtschaftliche Unmöglichkeit einer ausschließend kollektivistischen Zukunfts-Organisation bestehen darum doch!

Selbst im Gewerbefleiß geht, wie jüngst Heitz statistisch erwiesen hat, nicht nur nicht aller alte Kleinbetrieb (Handwerk) zu Grunde, sondern viel neuer Betrieb der Art hat sich in lebensfähigerer Gestalt gerade in deutschen Industrie-

gegenden gebildet. Nach Bücher, welcher tiefer in die Entwickelungsgeschichte der Stoffverarbeitung eingedrungen ist als jeder andere, hat von den fünf großen gewerbegeschichtlichen Entwickelungsformen, welche der schaffende Genius der Volkswirtschaft bis jetzt hervorgetrieben hat — ursprüngliches Hauswerk, Kundenwerk, Handwerk, Verlagswerk (Hausindustrie, Manufaktur), kapital. Industrie — jede nachfolgende die vorausgegangenen nie ganz verdrängt; große Reste sind zerstreut unter begünstigenden Umständen, teilweise sogar als Voraussetzung der folgenden höheren Stufen stehen geblieben. Bezüglich der etwa ablebenden kapitalistischen Epoche würde ganz sicher, aus leicht zu findenden Gründen, dasselbe der Fall sein.

Und vollends in der Landwirtschaft! Die Statistik sogar Amerikas zeigt eine natürliche, weil im Verhältnis zur Intensitätszunahme des Betriebes stehende Verkleinerung des farmerlichen Durchschnittsbesitzes. In England hat neuestens eine ansehnliche Neubildung kleinerer Güter stattgefunden, während die Latifundien nur an dem zur intensiven Viehzucht nicht geeigneten absoluten Weizenboden ein Stück weiter weggerissen haben. Die ganze Bewegung der irisch-englischen „Bodenreform" läuft praktisch in Neubildung von mittleren und kleineren Eigentumsgütern aus und zielt auf Wiederansetzung eines lebensfähigen Ökonomenstandes ab. In Deutschland existiert noch ein massiger Bauernstand, welcher nicht verschwinden wird, wenn man ihn durch entsprechende Agrar- und Kredit- und Erbrechtsreformen vom Mühlstein unproduktiver Besitzüberschuldung, was leicht möglich, befreit. Selbst in den östlichen Provinzen Preußens ist mit den Rentengüter-Gesetzen eine vielversprechende Bildung von Kleingütern bereits angesetzt, welcher der Staat unbedenklich noch weiter Vorschub leisten kann. Wer sich die Mühe nehmen will, das prächtige Buch unsres praktisch wie theoretisch einsichtsvollsten deutschen Agrarpolitikers, des Geheimen badischen Ministerialrats Buchenberger[1]), zur Hand zu nehmen und daselbst gründlichst nachzusehen, wo die Landwirschaft der Schuh drückt und wohin der Zug der Zeit auf dem Gebiet der Grundbesitzbewegung geht, wird von dem Glauben an wirtschaftlich möglichen Fortschritt durch allgemeinen Agrarkollektivismus, geschweige vom Glauben an den für Deutschland geradezu widersinnigen und von Buchenberger mit Keulenschlägen niedergeworfenen Vorschlag der „Bodenreformer" (den ganzen Grundbesitz zu verstaatlichen und an die Stelle des Bauernstandes einen Staats-Zeitpächterstand zu setzen), — gründlich und für immer geheilt sein. Nicht einmal im Gebiet der Stoffverarbeitung, geschweige in demjenigen der landwirtschaftlichen Stoffhervorbringung ist allgemeiner und rascher Übergang zu irgend einem, geschweige zum radikal-demokratischen Kollektivismus wirtschaftlich, betriebstechnisch, politisch möglich. Man kann ganz ruhig sein, daß, wenn einmal die Führer der Sozialdemokratie das positive Programm ihres Kolossalumsturzes preisgeben müssen, sie ein ausführbares Programm gar nicht haben werden, vorläufig scheinen sie die Weste nur deshalb so enge zuzuknöpfen, weil sie fürchten müssen, daß fast nur Heu und Stroh herauskommen würde. Mögen noch so viele Landproletarier der roten Fahne weiter zulaufen, so wird

[1]) In A. Wagner's „p. l. Ökonomie", 3. Aufl. 1892.

das zwar zu recht energischer Durchführung der angedeuteten Agrarrechts-Reformen drängen, die Einführung des Agrar-Kollektivismus selbst kann mit jenem Zulauf kein Haar breit weiter kommen.

Und darum sage ich mit aller Bestimmtheit gegenüber allem positiven Reform-Kollektivismus, den die Sozialdemokratie einmal bekannt geben und praktisch bethätigen müßte: „Bange machen gilt nicht!“ Die einzige „bevorstehende“ Gefahr des demokratischen Sozialismus ist und bleibt daher die negative That, die derselbe im Fall eines unglücklichen äußern Krieges sicherlich nicht mehr durch Liebknecht, Bebel und Vollmar vollziehen würde, der Umsturzversuch. Diese Gefahr ist ungeheuerlich genug. Sie kann aber beschworen werden nur durch eine Frankreich überlegene Organisation der Wehrkraft, und durch eine auswärtige Politik, bei der wir Arm in Arm mit den Verbündeten und selbst ohne Verbündete einem Krieg mit Frankreich ruhig entgegensehen können. Wie das zu geschehen hätte, darüber soll ein besonderer Artikel, welcher durch Ihre zweite und dritte Frage herausgefordert ist, in Ihrem nächsten Hefte die Antwort geben. Diese Antwort wird sich für die Durchführung der zweijährig allgemeinen Wehrpflicht aussprechen.

Im Vorstehenden werden Sie die Berührung zweier Punkte vermissen. Ich meine die Bedrohung der idealen Güter der Nation, namentlich der Religion und des Familienlebens, sodann die Gefahren des allgemeinen Stimmrechts einschließlich des geforderten Frauenstimmrechts. Ich sehe in beiden Punkten keinerlei ernste Gefahr. Es mag schwere Kämpfe nach diesen Richtungen geben. Das Ergebnis derselben kann aber ein reineres und höheres ideales Volksleben, wahre Reform des Familien-, Erb-, Erziehungs-, Kirchen- und Schulrechtes werden, selbst wenn alle Kirchen mehr vom Staat und alle Schulen mehr von der Kirche wegkommen. Der Verfall dagegen muß nicht kommen, und eine allgemeine plötzliche Austilgung der Religion und Kirche, der rechtlich gefestigten Einehe und der Familienerziehung kann nimmermehr kommen. Die Widerstandskräfte hiegegen sind ungeheure und niederschmetternd, dieselben werden es bleiben. Was aber das allgemeine Stimmrecht betrifft, so sage ich ebenfalls: „Bange machen gilt nicht“! Die Sozialdemokraten werden wohl noch manchen Reichstagssitz erringen. Bevor sie aber der Majorität nur einigermaßen nahe kämen, hätten sie das Zusammengehen aller übrigen Parteien bereits zu stande gebracht. Sie hätten eine Fortbildung unsres Verfassungs-, Wahl- und Wählbarkeitsrechtes für Reich, Staat, Gemeinde und Korporationen herausgefordert, bei welcher Umsturz und Überstürzung ebenfalls ausgeschlossen werden könnte trotz oder wegen gesund demokratischen Verfassungsausbaues. Große verfassungspolitische Kämpfe, an Tragweite aller „positiven Sozialpolitik“ weit überlegen, werden unter den Bewegungen der sozial-demokratischen Agitation kommen, sie müssen aber nicht notwendig in Cäsarismus und Verfall auslaufen, und inzwischen haben wir wenigstens in Deutschland fast überall für Provinz und Gemeinde eine Census- und Besitzherrschaft, welche die Waffen nicht strecken wird, bevor nicht eine bestandfähige Durchbildung des Verfassungsrechts unter Fortbildung des jetzigen all-

gemeinen individualistischen Roh-Stimmrechtes stattgefunden haben würde. Davon sowie vom Frauenstimmrecht darf ich vielleicht im Laufe des nächsten Jahres mit Ihnen mich unterhalten.

Noch ein letztes Wort zu den „bevorstehenden Gefahren der Sozialdemokratie!“ Ich glaube nicht an den bevorstehenden „Verfall der Zivilisation“ und finde den Vergleich Alteuropas mit dem sinkenden Rom und Griechenland auf allen Füßen hinkend. Wenn aber je der Sozialdemokratismus durch den Cäsarismus hindurch den Verfall wirklich herbeiführen sollte, so ist der siegende Sozialdemokratismus nicht die Ursache, sondern die Form des Verfalles: die Ursache läge in der geistigen und sittlichen Fäulnis der ganzen zu Grunde gehenden Nation. Daß nun jene geistige und sittliche Fäulnis in höherem Grade vorhanden wäre als je in einem früheren Zeitalter, das die westeuropäischen Nationen stets verjüngt überlebt haben, kann ich aber auch bei grauen Haaren durchaus nicht finden, eher das — Gegenteil.

Ihr ganz ergebener

Stuttgart, Weihnachten 1892. Dr. Schäffle.

III.

Hochgeehrter Herr!

Über die „Erschwinglichkeit oder Unerschwinglichkeit des steigenden Militäraufwands“ und über die „Kosten des nächsten Krieges“ soll ich mich Ihrem Wunsch gemäß aussprechen, nachdem ich über die „bevorstehenden Gefahren der Sozialdemokratie“ mich bereits geäußert habe. Indem ich an die Erfüllung Ihres Wunsches herantrete, verhehle ich vorab nicht, daß ich das nur mit erheblichem Zagen zu thun vermag. Für beide in Frage stehenden Gegenstände ist ein sicheres Urteil, eine quantitativ genaue Entscheidung überaus schwer. Dennoch kann die Erörterung wenigstens so durchgeführt werden, daß an stelle verschwommener Vorstellungen einige Klarheit gewonnen wird, um die dringenden Entscheidungen der obschwebenden Gesetzgebungsfragen etwas leichter zu machen.

Ich beginne mit den „Kosten des nächsten Krieges“, da das Urteil hierüber für die Zulässigkeit weiterer Steigerung des Friedens-Militäraufwands schließlich fast den Ausschlag geben kann. Übrigens werde ich mit Ihrer Erlaubnis nicht bloß den Geldbetrag der Kosten des nächsten Krieges zu bestimmen haben, sondern auch Bescheid geben müssen, wie die Kosten im Kriege würden aufgebracht werden und wie sich dieselben nach dem Kriege auf die verschiedenen Nationen und Klassen jeder Nation verteilen würden. Die absoluten Kostenziffern allein — ganz abgesehen davon, daß sie nur mit äußerstem Vorbehalt aufstellbar sind — eröffnen keine tiefere Einsicht in die volkswirtschaftliche, finanzielle und soziale Bedeutung der „Kosten des nächsten Krieges“.

Ich werde jedoch das Thema nicht bloß in der erwähnten Weise erweitern. Ich will es auch sogleich einschränken und dahin begrenzen, daß ich die Kosten

im engern Sinne des Wortes nehme, daß ich nur den Aufwand an materiellen Gütern, welche der „nächste Krieg" den Staat, die Gemeinden und die Privaten etwa kosten würde, ins Auge fasse, und die viel peinlicheren Kosten an Menschenleben und Menschenglück schon deshalb außer acht lasse, weil sich die Todesernte der neuen Waffen im nächsten Kriege auch nicht in entferntester Annäherung absehen läßt. Die Verluste aber für Herz und Gemüt der Nation sind überhaupt unschätzbar und unwägbar!

Eine weitere Einschränkung und Vereinfachung der Aufgabe muß ich mir damit erlauben, daß ich annehme, bei dem „nächsten" Krieg handle es sich entweder nur um einen Zusammenstoß mit Frankreich, welchen Deutschland im wesentlichen allein durchzukämpfen hat, oder um einen Koalitionskrieg mit Frankreich und Rußland zugleich, wobei das Ringen mit Rußland in der Hauptsache unsern Verbündeten zufiele — eine Annahme, welche jedenfalls vor Überschätzung unsrer Kosten im nächsten Kriege bewahren wird. Ich muß dagegen bei dieser Beschränkung die Kosten sowohl Frankreichs als Deutschlands ins Auge fassen; denn entweder trägt der Besiegte die Kosten beider streitenden Teile, wie das 1870/71 den Franzosen begegnet ist, oder es trägt endgültig jede der zwei kriegführenden Nationen jene Kosten, welche sie im Kriege aufgewendet haben wird, wozu jene Verwüstungs-, Kontributions- und andre Verluste kämen, welche den Gemeinden und Privaten erwachsen; letztere Kosten würde dasjenige Land zu tragen haben, welches die Invasion des Feindes erleidet, oder sie würden von den beiden Ländern zu bestreiten sein, wofern die Kriegsoperationen mehr oder weniger unentschieden bloß über die Grenzgebiete sich herüber- und hinüberwälzen würden.

Nun muß jeder Voranschlag der Kosten des nächsten Krieges, sofern ein solcher Voranschlag von den so eben festgelegten Voraussetzungen aus gemacht werden will, sich auf jene Erfahrungen stützen, welche man in den großen Kriegen der letzten dreißig Jahre gemacht hat. Hierbei lasse ich jedoch sowohl den russisch-türkischen Krieg von 1877 als den preußisch-österreichischen Krieg von 1866 außer Beachtung. Der erstere ist nach der volkswirtschaftlich-finanziellen Wirkung überhaupt kaum in Vergleichung zu stellen und überdies in den Kosten nicht genau liquidiert und liquidierbar; der österreichisch-preußisch-italienische Krieg von 1866 aber kommt schon deshalb außer Betracht, da dessen Kürze für den etwa ausbrechenden „nächsten Krieg" nicht vorausgesetzt werden darf. Sohin bleiben nur die Kosten des deutsch-französischen Krieges von 1870/1871 und diejenigen des großen nordamerikanischen Bürgerkrieges der sechziger Jahre als erfahrungsmäßige Anhaltspunkte für eine Schätzung übrig.

Nun beziffern glaubwürdige Berechnungen, welche die Franzosen angestellt haben, die Gesamtsumme, welche der Krieg von 1870/71 den Staat allein gekostet habe, auf rund 15 Milliarden Franks. In diesen Milliarden steckt auch die Kriegsentschädigung an Deutschland, das erste „Retablissement" nach dem Kriege, auch die Vergütung an die vom Kriege heimgesuchten Gegenden Frankreichs. Die genannte Summe wird also den Gesamtkosten, welche der Krieg dem Staate

beider Völker verursacht hat, entsprechen, enthält aber nicht alles, was die Gemeinden und die Privaten an unvergütetem Schaden erlitten haben. Dennoch soll die Ziffer von 15 Milliarden ohne Zuschlag hier umsomehr festgehalten werden, als die an Deutschland gezahlte Entschädigungen den Deutschen mehr als ihre Kriegsausgaben und das Retablissement gedeckt haben. Man wird bei Festhaltung obiger Ziffer keinesfalls Gefahr laufen, die „Kosten des nächsten Krieges“ zu überschätzen. Es wäre demnach für einen zweiten deutsch-französischen Krieg ein Betrag von 12 000 Millionen Mark als Mindestbetrag zum Ausgangspunkt zu nehmen, und dieser Summe wären dann jene Zu-, bezw. Abschläge, welche den veränderten Verhältnissen der Gegenwart entsprechen, weiter in Rechnung zu stellen.

Der nordamerikanische Bürgerkrieg hat allein der Union eine Kriegsschuld von 2800 Millionen Dollars oder rund 12 Milliarden Mark hinterlassen. Diesen müßte eine Masse gewaltiger andrer Wertvernichtungen zu Schaden der einzelnen Staaten, Kommunalverbände und Privaten hinzugerechnet werden. Doch ist es unmöglich, diese weiteren Verluste auch nur mit entfernter Annäherung an das Richtige zu schätzen, und mögen sie daher um so eher außer Rechnung gesetzt werden, als es hier gilt, in der Schätzung hinter der Wirklichkeit eher zurückzubleiben, als über die letztere hinauszugeraten. Der amerikanische Bürgerkrieg, wie der deutsch-französische Krieg von 1870/1871 soll demnach in den Kosten auch nur mit 12 Milliarden Mark als Anhaltspunkt der Schätzung veranschlagt sein!

Nun entsprechen 12 Milliarden Mark bei auch nur 4 Prozent Zinsfuß einem Zinsenaufwand von 480 Millionen Mark, welche der besiegten Nation oder bei unentschiedenem Ausgang des Krieges beiden zusammen, etwa jedem zur Hälfte, dauernd zur Last fiele. Diese Jahreslast würde sich für die nächstfolgenden Generationen noch erheblich höher beziffern, sofern diese letzteren der Kriegsschuld durch Heimzahlung sich entledigen wollten, wie das die Amerikaner und bezüglich der Kriegsschuld aus den Kriegen mit Napoleon I. die Engländer so großartig thun und großenteils schon gethan haben. Man darf die Last von 480 Millionen Mark, gleichbedeutend mit der Erhöhung der Jahressteuerlast, ruhig auf 500 Millionen Mark schätzen, wenn man weiter auch nur die jährliche Militärinvalidenlast hinzufügt, welche überall groß, für die amerikanische Union aber aus nichtmilitärischen Ursachen am größten ist.

Nun darf man obige Summe von 500 Millionen Mark kriegerische Jahres-Mehrbelastung, welche sich nach den in den genannten zwei Kriegen gemachten Erfahrungen ergiebt, nicht einfach zum Maßstabe der Kosten des gefürchteten Zukunftskrieges machen.

Der nächste Krieg würde weniger kostspielig sein, wenn die Verhältnisse in der Richtung geringeren Aufwands sich inzwischen geändert haben sollten. Leider läßt sich dafür gar nichts anführen. Die Änderungen, welche inzwischen in den maßgebenden Verhältnissen eingetreten sind, weisen vielmehr im Vergleich zu den genannten zwei Kriegen mit größter Wahrscheinlichkeit, man kann sagen mit voller

Sicherheit auf sehr erhebliche Steigerung der Kostspieligkeit des nächsten Krieges hin. Diese Ansicht läßt sich leicht bescheinigen.

Was macht den etwaigen Zukunftskrieg kostspieliger? Schon die intensivere Technik seiner kriegerischen Hilfsmittel und die größere Schwierigkeit der Verpflegung. Das letztere ist angesichts der nie dagewesenen Massenverpflegung durch Nachschub konzentrierter Nahrung auch bezüglich der Kosten von größter Bedeutung. Ich habe von einem intelligenten Offizier die Bemerkung gehört, den nächsten Krieg werde die bessere Intendantur und dieser wegen Deutschland, dessen Intendantur die beste sei, gewinnen müssen. Möge dem so sein! Aber billiger ist die Heeresverpflegung seit 1871 wohl doch nicht geworden.

Ist vielleicht eine weniger verwüstende, eine rücksichtsvollere Kriegsführung zu erwarten? Das Gegenteil wird anzunehmen sein. Fürst Bismarck hat es gesagt: „Aderlaß, bis kein Blut mehr läuft", sein Saigner au blanc ist fast mit Sicherheit hin und her zu befürchten. Unser Kaiser hat es gelobt, den letzten Fußbreit des heutigen deutschen Bodens behaupten zu wollen, bis wir fast ganz „auf der Strecke" liegen. Und gar siegreiche Franzosen würden sicher einen neuen Louvois und Melac in modernem Maßstabe schalten und walten lassen. An neuen Bazeille's würden es in der Erbitterung auch die Deutschen nicht fehlen lassen. In Hinsicht auf Zerstörung und Verwüstung würde also der nächste Krieg höchst wahrscheinlich eher sehr viel kostspieliger als billiger im Vergleich mit dem letzten deutsch-französischen Kriege und im Vergleich mit dem nordamerikanischen Bürgerkriege geführt werden!

Wird etwa der Krieg durch vergleichsweise kürzere Dauer minder kostspielig werden? Das ist mindestens nicht gewiß. Eher ist das Gegenteil anzunehmen. Im letzten großen Kriege sind die Entscheidungen wegen der Schwäche Frankreichs verhältnismäßig rasch gefallen, und doch hat es bis zum Friedenschluß rund dreiviertel Jahre gedauert! Die Franzosen haben so in der Qualität wie in der Quantität ihrer Heere und vielleicht auch ihrer Heerführer — den Miribel halten viele Franzosen für ihren Moltke und den Freycinet wohl mit mehr Recht für ihren Roon — sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Fortschritte haben zwar auch wir vollzogen, aber so leicht werden wir die Franzosen schwerlich ein zweites Mal niederwerfen. Bei dem für lange Zeit unermeßlich folgenreichen Ausfall des Krieges, bei dem Haß der Franzosen, bei der Erbitterung der Deutschen ist an einen Friedensschluß kaum zu denken, bevor nicht entweder außer Straßburg und Metz alle Rheinfestungen verloren, oder die Franzosen nach unsrer Eroberung ihres Grenzfestungs- und Sperrfortgürtels in Paris ohne Ersatzaussicht hungernd eingeschlossen sind. Wie lange das dauern wird, darüber wird auch ein Militär heute sicheres nicht anzugeben vermögen. Allein eine langwierige Arbeit würde das sein, und die Annahme einer Kriegsdauer von abermals neun Monaten wird als Übertreibung nicht angesehen werden dürfen.

Eine Kriegsdauer weit über neun Monate hinaus ist allerdings nicht sehr wahrscheinlich. Das bürgerliche Leben wird seine Friedensansprüche gebieterisch geltend machen, nachdem ein Krieg das ganze männliche Geschlecht vom 21. bis 45.

Lebensjahre unter die Waffen gezwungen haben würde. Deutschland, Österreich und Italien so wenig wie Frankreich würden den Massenkrieg der allgemeinen Wehrpflicht, wie wir unmaßgeblich vermuten, länger als neun Monate aushalten. Rußland vermöchte zwar, sofern sein Heer nicht das ganze „Volk in Waffen“ ist, den Krieg länger aushalten können, aber durch die Kostenbestreitung, auch durch die Schwierigkeiten guter Intendantur für längere Kriegsverpflegung seiner nach Westen geschobenen Soldaten-Millionen wird wohl auch dem Zarenreiche eine nicht allzu ferne Zeitgrenze gesetzt sein. Legen wir also nur die mittlere Annahme einer Kriegsdauer wie in den Jahren 1870/1871 dem Kostenanschlage des nächsten Krieges zu Grunde!

Eine ganz zweifellose und zwar eine gewaltige Steigerung der Kostspieligkeit ergiebt sich nun aber aus der inzwischen überall vollzogenen Erhöhung der Wehrkraft. Die Bezifferung dieser Erhöhung ist — zumal für den in militärischen Dingen und Statistiken laienhaften Beurteiler — keine leichte Sache. Allein so weit ich durch den Gothaischen Kalender wie durch die bei den Parlamenten eingebrachten Ziffern der Kriegsministerien zu einem Urteil mich habe bestimmen lassen, kann ich der Mindestannahme einer Erhöhung der feldmäßig verwendbaren Streitkräfte um 60 bis 70 Prozent mich keineswegs entschlagen.

Hiernach wäre aber anzunehmen, daß der „nächste Krieg“ mit Rücksicht auf die ins Feld geführten Heeresmassen beider Nationen zusammen mindestens 20 Milliarden Mark kosten würde, wenn der letzte deutsch-französische Krieg 12 Milliarden gekostet hat. Die neuliche Schätzung des sächsischen Herrn Kriegsministers auf 20 Milliarden — wenn die Angabe der mir zugekommenen Reichstagsberichte richtig war, würde hiernach das Gegenteil von Übertreibung sein. Mit Rücksicht auf die andern, seit 1870 eingetretenen Steigerungscoeffizienten könnte man für die wahrscheinlichen Gesamtkosten — nach den hier zu Grunde gelegten Annahmen — eher auf 25 Milliarden Mark, selbst auf eine noch höhere Summe gelangen. Und kämen die Kosten einer Sozialrevolution im einen oder andern Lande oder in jedem der beiden Länder hinzu, wie dies im vorigen Heft Ihrer Zeitschrift für den Fall eines von einem der beiden Nationen ganz unglücklich, oder von beiden nur halb glücklich geführten Krieges als nicht unwahrscheinlich bereits nachgewiesen ist, so könnte sich der Gesamtkostenaufwand leider leicht auf 30 und mehr Milliarden steigern. Bei 20, bezw. 25, bezw. 30 Milliarden würde sich aber zu nur 4 Prozent Zinsfuß die Jahresverzinsung, beziehungsweise Jahressteuererhöhung rund 800, bezw. 1000 und 1200 Millionen Mark ergeben. Bei der Verwertung für die hier weiter zu pflegenden Erörterungen lege ich jedoch, um jeder Übertreibung sicher zu entgehen, den Kostenaufwand von 20 Milliarden, bezw. 800 Millionen Mark Jahresmehrbelastung zu Grunde.

Nun aber habe ich, bevor ich diese bescheidenste Ziffer für die Frage der Erschwinglichkeit weiterer Steigerung des deutschen Militärbudgets verwerte, kurz die weiteren Fragen aufzuwerfen: wie wären diese Summen provisorisch während des Krieges und definitiv nachher aufzubringen? Und welches der beiden Völker

und welche Volksklassen hätten diesen Aufwand, beziehungsweise dessen Steuer- oder Bankerottäquivalent zu tragen?

Zuerst das Wie der ersten vorläufigen Kostenaufbringung!

Die völlige Aufbringung so ungeheurer Kosten binnen neun Monaten wäre weder im Wege schwebender Bankschulden noch im Wege fundierter Anlehen denkbar. Auch der Juliusturm in Spandau zusammen mit den Barvorräten der Reichsbank und zusammen mit bankmäßig bedeckbaren Noten aller unsrer Zettelbanken würde entfernt nicht ausreichen, wenn wir in Frankreich „den Krieg sich selbst ernähren zu lassen" nicht vermöchten. Unter Suspension der Barzahlungen wäre wohl die Bank- und Staats-Notenpresse auch in Deutschland, geschweige in Österreich-Ungarn, Rußland, Italien, Frankreich in Bewegung zu setzen. Ein gewaltiges Zwangsanlehen je bei der ganzen am Geldverkehr beteiligten Nation wäre also in Gestalt uneinlösbaren Zwangspapiergeldes aufzunehmen. Es gelänge denn, was nicht sehr sicher ist, in Frankreich unsrerseits schon nach wenigen Wochen oder Monaten den Krieg durch den Krieg selbst sich bezahlen zu lassen. Mit der Eventualität der uneinlösbaren Zwangspapiervaluta würde auch der Deutsche erstmals in allem Ernst zu rechnen haben. Eintretenden Falles wäre es sogar das Beste, mit Rücksicht auf spätere Vereinigung der Papiergeld-Kriegsschuld die Banknoten-Bareinlösungen einzustellen, bevor das Bankgold aus dem Reiche hinausgegangen wäre.

Natürlich könnte nicht der ganze auf uns entfallende Kriegskostenbetrag in uneinlösbaren Banknoten aufgebracht werden, ohne eine schwere Geldentwertung zum Schaden aller Inhaber sicherer Einkommen, zuhöchst des Staatssteuerertrages selbst herbeizuführen und die schwerste Gefahr eines Assignatenbankerotts zu hinterlassen. Man wird daher annehmen dürfen, daß die bald auftretenden Schwierigkeiten der finanziellen Kriegsbestreitung einen gewaltigen Zwang dahin ausüben würden, den Krieg nicht allzusehr sich in die Länge ziehen zu lassen. Die oben angenommenen neun Monate kann darum der nächste Krieg dennoch dauern. Die Franzosen, die in der letzten Generation neben 12 Milliarden Mark Kriegsverlust weiter allein durch die Reblaus fast 20 Milliarden eingebüßt und auch diese Einbuße dennoch ertragen haben, die Franzosen, welche schon einmal eine fürchterliche Assignatenwirtschaft nicht scheuten, könnten — man muß es sich von ihnen versehen, die maßloseste Massenausgabe ungedeckter uneinlösbarer Banknoten wieder wagen. Wir aber, von ihnen zur Verlängerung des Krieges genötigt, hätten an dem großen öffentlichen Domanial-, Regal- und Eisenbahnbesitz des Staates und der Gemeinden ganz gewaltige Unterpfänder zum Einsetzen für Banknoten-Massenausgabe, für Verhütung allzutiefer Entwertung des Kriegspapiergelds, für die baldige Wiederbeseitigung des letzteren nach erfolgtem Friedensschluß; auch wir würden demnach einen nicht zu kurzen finanziellen Kriegsatem besitzen. Müßte man äußersten Falles doch auch darauf gefaßt sein, die Kommunalverbände, öffentlichen Fonds, Fideikommisse und andre Vermögensträger zu Gewährleistungen, selbst zu unmittelbaren Zwangsanlehens-Deckungen herbeigezogen zu sehen; in einer nicht allzufern rückwärts liegenden Epoche der Kriegs-Finanzgeschichte haben auch

solche Angriffe auf die letzten Finanzreserven des Krieges nicht gefehlt. Immerhin würde wohl je den Verbündeten der finanzielle Atem früher ausgehen, nämlich dem Verbündeten Frankreichs: Rußland, was dessen oben erwähnte sonstige Ausdauerfähigkeit gewaltig verringern dürfte, aber auch den Verbündeten Deutschlands, Italien und Österreich-Ungarn, sofern England nicht wie ehedem mit Subsidien und Anlehnsgarantien beispringen wird!

Wie aber nach dem Schlusse des Krieges, im Frieden? Da hätte eine endgültige Kostenregulierung, die Liquidation der im Kriegsstande aufgenommenen Kredite samt dem Ersatz von beweglichem und unbeweglichem Kriegsmaterial stattzufinden. Das wird ausschließlich auf einem von drei Wegen oder teilweise auf jedem der fraglichen drei Wege zugleich geschehen.

Der erste dieser Wege würde eine gewaltige Steigerung der Steuern zur Verzinsung und Tilgung der fundierten Schuld, d. h. der Daueranlehen bedeuten, aus deren Erträgen die Kriegsschuld liquidiert und das Retablissement bewerkstelligt werden würde. Dieser Weg wäre der solideste gegen die Kriegsgläubiger, aber zum Vorteil nur derjenigen, welche noch mitten im Krieg und unmittelbar nach diesem dem Staate erst schwebenden, dann fundierten Kredit zu gewähren im stande gewesen wären. Die Geldwelt, das nationale Bank- und Kredit-Großkapital, die glücklichen Börsenspieler wären fast allein die Gewinner. Die Masse der Steuerzahler würde dagegen desto härter belastet, die soziale Gefahr wäre gesteigert. Die ganze innere Lage wäre auch für lange Zeit nach dem Frieden sowohl sozial und volkswirtschaftlich als finanziell noch weit mehr vergiftet, als sie es schon vor dem Kriege heute ist.

Der zweite Weg zur Liquidation der Kriegskosten bestände in der Veräußerung des rentierenden Staatsbesitzes; Österreich und Frankreich sind in früheren Kriegen wesentlich so um ihr ertraggebendes öffentliches Vermögen gekommen. Schwerlich gelänge es, diesen mißlichen Weg ganz zu vermeiden, wenigstens für Deutschland mit seinem großen öffentlichen Rentenvermögen. Zehn Milliarden auf einmal auf dem Weltgeldmarkte aufzubringen, zumal wenn daneben Frankreich mit ebensoviel, Italien, Rußland, Österreich-Ungarn ebenfalls mit sehr großen Anlehen zur selben Liquidationszeit auftreten würden, das wäre ja überaus schwierig, ja es will uns voraus fast als unmöglich erscheinen. Immer aber würde die Wirkung für die Nation im ganzen nahezu dieselbe werden wie im ersten Falle: der starke Abgang an den Erträgen des öffentlichen Rentenvermögens wäre entweder durch erhöhte Steuern oder durch schädliche Einschränkungen nützlicher Reichs-, Staats- und Kommunalausgaben zu decken. Der öffentliche Besitz würde zu sehr gedrückten Preisen in die Hände der geldkräftigsten Volksschicht geraten, vielleicht würden auch die Staatsbahntarife erhöht werden müssen. Kurz: die soziale, volkswirtschaftliche und politische Lage der Nationen würde für lange eine sehr viel schlechtere geworden sein; die allen Kredit- und Verkehrs-Revolutionen folgenden Aufschwungs-, beziehungsweise Schwindel-Erscheinungen würden nur für kurze Zeit das Grab des Volkswohlstandes übertünchen.

Den dritten Liquidationsweg bildet der — Bankerott. Die beiden Grundformen des letzteren würden dieselben sein wie bisher bei allen großen Kriegskosten-Liquidationen. Nämlich einmal die minderwertige Einlösung des Zwangspapiergeldes und der sonstigen Zwangsanlehen, sodann die Kürzung der Zinsen aus den vor dem Krieg und während des Krieges aufgenommenen verzinslichen öffentlichen Anlehen. Auch auf diesem dritten Weg kommt man schließlich zu demselben Ergebnis, wie auf dem ersten und zweiten. Statt erhöhter Steuern würden die Besitzenden Kapitalverluste aller Art und für alle Vermögensgattungen erleiden. Das große bewegliche Mobiliarvermögen würde zwar bei dieser Deckungsweise auch mehr oder weniger stark gerupft werden, allein doch nur vorübergehend; denn der Bankerott würde für längere Zeit den Staatskredit herabdrücken. Der Staat aber hätte gerade nach dem Krieg und auf längere Zeit den Kredit nötig; er müßte bei seinen Kreditoperationen dem mobilen Kapital viel schwerere Bedingungen bewilligen. Diese brächten zwar den Bankerottverlust der nichtkleinen Rentner allmählich wieder herein, nicht aber denjenigen der kleinen Rentner. Und die Steuerlast für Aufbringung der Zinsen müßte wiederum für die ganze Nation erhöht werden in einer Zeit, da das produktive Volksvermögen der Gewerbe und der Landwirtschaft schon am stärksten abgeschröpft, mit Schulden überhäuft, in der Tragfähigkeit für erhöhte direkte Steuern bedeutend geschwächt sein würde. Die Steuererhöhungen müßten in weitere Anspannungen der Verzehrungssteuern einerseits für die Massen des Kleinbesitzes und der Lohnarbeit, anderseits in hohe Erbschaftssteuern auch für die auf- und absteigende Blutsverwandtschaft auslaufen müssen.

Sämtliche drei Wege der nationalen Kriegskostenliquidation könnten also, ob nun je einer ausschließend oder ob alle drei zusammen betreten werden wollten oder, richtiger gesagt, würden betreten werden müssen, nur im allerdüstersten Lichte erscheinen. Die Kriegskostenliquidation würde in jedem Falle ein furchtbares volkswirtschaftliches Leiden und einen allgemeinen kulturellen Stillstand bringen. Unsres Erachtens ist kein erschwingliches Opfer zu groß, keine andre öffentliche Ausgabe nötiger und fruchtbringender als diejenige, welche sichere Gewähr dafür giebt, daß uns — es ist eben immer wieder wahr: si vis pacem para bellum! — niemand anzugreifen wagt und daß uns, wenn es dennoch geschieht, der volle Sieg, wenigstens die rasche Abwehr nach menschlichem Sicherstellungsvermögen gewiß sei!

Durch die Erörterungen über die drei Wege der Kriegskostenliquidation bin ich nun schon in die Beantwortung der weiteren Frage hineingeraten: wer trägt, wer bestreitet endgültig die Kriegskosten? Aber vollständig ist diese Frage doch noch nicht beantwortet. Um vollends ganz klar in dieser Richtung zu werden, muß man weiter die Frage der Deckung stellen einerseits zwischen den Nationen, die einander bekriegen, und zwischen den Klassen und Ständen innerhalb jeder kriegführenden Nation. Das letztere „Zwischen" will ich zuerst vollends zu erledigen suchen.

Welche Volksklasse würde am meisten bedrückt werden?

Man meint vielfach, nur die Lohnarbeiterklasse würde schon vor und dann nach der Liquidation die Kriegslast hauptsächlich zu tragen haben. Das ist unrichtig in zweierlei Hinsicht. Der Krieg zieht so viele „Arbeiter“ zum Heere auf öffentliche Verpflegung ein, daß die Löhne während des Krieges selbst trotz eingeschränkter Produktion nicht herabzugehen brauchen; nach bisheriger Erfahrung sind sie meines Wissens auch weder regelmäßig noch stark herabgegangen, wenn der Krieg nicht verwüstend war. In der Landwirtschaft und in der Masse gewerblicher Kleinbetriebe, auch im Transportbetrieb bringt der Krieg — außer auf den Kriegsschauplätzen — die Geschäfte überhaupt nicht zum Stillstand. Alle für den Krieg selbst arbeitenden Gewerbe, die Viehzucht u. s. w., finden sogar Ausdehnung, flotten Absatz; sie erhöhen eher den Lohn. Auch nach erfolgter Liquidation, auf welchem der drei erwähnten Wege eine solche immer erfolgen möge, wird die Lohnarbeiterklasse nicht allein und einseitig überbürdet werden können.

Selbst wenn nach dem Kriege die indirekten Steuern erhöht werden, leidet darunter auch der produktive Klein- und Mittelbesitz in seinem ganzen Umfange. Und er noch ganz besonders! Dieser produktive, selbstarbeitende Besitz litte teils unter unvermeidlicher Weiterverschuldung zu gestiegenem Zinsfuß, teils unter der gleichzeitigen Erhöhung der alten und unter der Einführung neuer Erb- und andrer Besitzwechselsteuern, teils unter der minderwertigen Papiergeldeinlösung, teils unter dem Bankerott der Zwangsanlehen, teils unter der Reduktion der Zinsen für kleinere, selbst ersparte Rentenvermögen äußerst empfindlich. Nicht der Lohnarbeiterstand wäre die allein oder auch nur die mehr leidende Klasse. Wenigstens dann nicht, wenn der Krieg den Wohlstand der Nation nicht bis zum Nichtwiederaufblühenkönnen geknickt, wenn er der Industrie keine Todesstöße gegeben haben würde. Auf nicht verwüstenden, nicht alle Landsteile heimsuchenden Krieg pflegt nach der Erfahrung für die geschlagene Nation ein mächtiges Wiederaufblühen auch der Industrie einzutreten. Mehr oder weniger muß dasjenige nachträglich produziert werden, was im Kriege weniger produziert wurde: die Lager sind geräumt worden, die Nachfrage steigt. So hatte Österreich fast unmittelbar nach 1866 einen großen Aufschwung der Industrie lange vor der Entartung bis zum großen Krach von 1873. Die Löhne können unmittelbar nach dem Kriege sogar steigen: weniger „Hände“ kommen zum Angebot bei verstärkter Nachfrage nach dem Produkt der die Kriegsdezimation überlebenden Hände.

Der produktive Besitz, zumal der mittlere und kleinere, ist es, der am meisten im Kriege und durch die Kriegsliquidationen zu leiden hat. Und zwar bei allen drei Arten der Liquidation: sei es daß Steuerhinaufschraubung, sei es daß Staatsgüterverkauf, sei es daß mehr oder weniger vollständiger Bankerott stattfindet.

Ebenso stark leidet das Kleinrentnertum der Witwen und Waisen der zur Alters-Ruhe gegangenen Arbeiter und Sparer, teils durch Staatsbankerott und Papiergeldentwertung, wenn diese zur allgemeinen Verteuerung führt, wie durch minderwertige Papiergeldeinlösung und durch etwaige Herabsetzung der Zinsen im Bankerott an den verzinslichen öffentlichen Anlehen.

Am meisten dürften weiterhin leiden die besoldeten Arbeiter öffentlicher Berufe, so lange starke Papiergeldentwertung und entsprechende Verteuerung aller Bedürfnisse eintritt. Den Gehaltsaufbesserungen sind ja die Kriegszeit und die finanzielle Ebbe, welche der Krieg hinterläßt, nicht günstig.

Wie aber verhält es sich mit Handel und Industrie? Sie hätten wohl im Kriege selbst, soweit sie nicht Kriegslieferanten sind, erhebliche Verluste durch Geschäftsstillstand zu tragen. Der Aufschwung, welcher nach einem nicht vernichtenden Kriege regelmäßig durch nachträgliche Nachfrage eintritt, hält sie aber wieder mehr oder weniger schadlos. Andauerndes Metallgeldagio wirkt während des Krieges nicht schädlich. In dieser Zeit stockt der auswärtige Verkehr, für welchen die Wertschwankungen des Metallgeldes in Papiergeld allein sofort und stets empfindlich sind. Nach dem Kriege aber wirkt die durch Zwangspapiergeld eingetretene Steigerung der Preise ausländischer Waren in der Einfuhr wie ein Schutzzoll und in der Ausfuhr der inländischen, zu alten Produktionskosten hervorgebrachten Industrieprodukte wie eine Ausfuhrprämie. Mitten im Frieden kommen für die kapitalkräftige Industrie nicht minder oder kaum minder schwere Krisen vor, als der Krieg sie für Handel und Industrie mit sich bringt.

Eher leidet er — ich habe keinen Raum es näher auszuführen — eher mehr denn weniger als das „Kapital“.

Somit leidet unter den Kriegslasten und unter den Folgen finanzieller Liquidation dieser Lasten aller produktive Besitz. Am meisten der mittlere und kleine, mehr oder weniger aber auch der große, nicht am wenigsten der unbewegliche, welcher im Kriege für die Belastung noch faßbar ist, nachdem das mobile Kapital vielleicht unangreifbar geworden ist. Leicht möchte es sogar kommen, daß der große steuerpolitische Fortschritt, welcher endlich auch in Deutschland teils schon vollzogen, teils durch Miquel großartig vorbereitet wird, — ich meine die Beschränkung des Staats auf die Personalbesteuerung und die Rückbildung der direkten Staatsabgaben sogenannten Ertragssteuern auf Grund und Boden, Gewerbe, Häuser) zu bloßen Gemeindesteuern — wieder rückläufig werden würde. Es könnte geschehen, daß die jetzt den Gemeinden zu überlassenden Staatsertragssteuern in und nach einem Kriege wieder auftauchen würden, während hingegen die jetzt durchgedrungene allgemeine Personal-Einkommensteuer samt „ergänzenden“ Vermögens- oder Erbsteuern nicht verschwinden, vielmehr eher noch erhebliche Steigerungen erfahren dürfte.

Das *große Bank- und Börsen-Mobiliarkapital*, das *Lieferantentum*, das *Spielertum* sind es allein, welche während und nach dem Kriege ihren Weizen blühen sehen.

Für den produktiven Besitz ist nach alledem der nächste Krieg, wenn er verloren werden würde, die furchtbarste Geißel. Ich betone dies mit so großem Nachdruck, weil ich gerade diesen produktiven Besitz in seinem eigensten Interesse geneigt sehen möchte, jenen *erschwinglichen* Aufwand, welchen die nationale Sicherheit weiter fordert, auf sich zu nehmen, *statt ihn auf die besitzlosen*

Klassen abzuwälzen. Ich komme hierauf bei der Frage finanzieller Erschwinglichkeit erhöhten Heeresaufwands alsbald zurück.

Wie verhält es sich denn aber — und diese weitere Frage muß zuvor erledigt werden — des weiteren mit der Verteilung der Kriegslast zwischen den kriegführenden Nationen im ganzen?

Die Gesamtkostenlast fiele, wie im letzten Kriege, ganz auf Frankreich, wenn dieses Land ebenso niedergeworfen werden würde wie im letzten Kriege. Und Frankreich wäre zahlungsfähig, indem es einesteils die Zinsen seiner jetzigen 30 Milliarden-Staatsschuld, welche fast ganz im Innland fest untergebracht ist, mehr oder weniger kürzen, und indem es anderseits die allgemeine Personaleinkommensteuer endlich einführen würde, um mit deren Erträgen neue Anleihen für Kriegsentschädigung fundieren zu können. Auch die minderwertige Einlösung des Kriegspapiergeldes stände unsern Feinden als Notmittel zur Verfügung.

Im entgegengesetzten Falle eines entschiedenen Sieges von Frankreich über Deutschland käme wohl nur die Wiederabtretung von Elsaß-Lothringen in Frage. Daß wir so besiegt werden könnten, um auch die ca. 10 Milliarden französischen Kriegsaufwands vergüten zu müssen, ist wohl nicht zu befürchten. Eine solche Niederwerfung halten wir für unmöglich; freilich, gewiß ist da nichts, und ganz ausgeschlossen erscheint es nicht, daß wir alle Kosten bezahlen müßten. Allein auch im angenommenen Falle hätten wir immer noch 10 Milliarden eigene Kriegskosten samt dem Retablissement und samt den Kosten neuer großer Festungen in Baden, Rheinbayern und Rheinpreußen zu bedecken. Und 10 Milliarden Kosten wären von uns auch in jenem dritten Falle zu bestreiten, als wir zwar Elsaß-Lothringen ganz oder teilweise behaupten würden, ohne dennoch in dem Grade vom Waffenglück begünstigt zu sein, um den Franzosen die ganze Kostenrechnung zur Liquidation einreichen zu können.

Schon in beiden letzteren Fällen hätten wir hiernach sicher eine im Frieden mehr oder weniger fortdauernde jährliche Mehrausgabe von — bei nur 4 % Zinsfuß — 400 Millionen Mark durch Steuererhöhung, durch Staatsgüterveräußerung, welche mittelbar ebenfalls in Steuererhöhung auslaufen würde, oder durch Reichs-, Staats- und Gemeindebankerotts, welche den entsprechenden Betrag privaten Kapitalvermögens konfiszieren würden, zu bestreiten. Und wenn wirklich nicht die ganze Kriegskostenlast, sondern nur deren Hälfte uns träfe, so wird man zugeben müssen, daß es gerade im Interesse alles produktiven Besitzes bis zum kleinsten Bauern und Handwerker herab vorzuziehen wäre, lieber dem Kriege und der Kriegskostenlast ganz vorzubeugen, bezw. im Falle aufgezwungenen Krieges der Abschiebung dieser Last auf Frankreich sich vollständig zu versichern. Das kann nach der Caprivi'schen Vorlage wenigstens dadurch geschehen, daß man ein Sechstel der eventuellen Kriegskosten - Verzinsungslast als präventive Versicherung der Nation gegen Krieg und Kriegsliquidationslast jährlich weiter auf sich nimmt, daß man unsern Heeresaufwand um 50 bis 70 Millionen Mark wenigstens dann sich steigern ließe, wenn hierdurch die volle und Frankreich um 25 % quantitativ überlegene, qualitativ aber — trotz

fortdauernder dreijähriger Dienstzeit Frankreichs — wenigstens gewachsene Ausbildung unsrer Wehrkraft erreicht werden würde. Immer vorausgesetzt, daß diese Sicherheitsausgabe finanziell überhaupt noch zu erschwingen ist. So scheint sich nach meiner unmaßgeblichen Ansicht die Sache gegenüber der Caprivi'schen Vorlage in der That zu verhalten.

Die Gründe, welche in der Presse und im Reichstage für eine andre Auffassung vorgebracht worden sind, haben mich bei unbefangenster Prüfung nicht vom Gegenteil überzeugen können. Die hauptsächlichsten Einwendungen gegen die hier gewonnene Anschauung seien jedoch unbefangen nachgeprüft, bevor ich über die bedingende Frage der Erschwinglichkeit eines um ca. 50 bis 70 Millionen Mark gesteigerten Friedensmilitäraufwands die abschließende letzte Antwort auf mich nehmen möchte.

Man wendet fürs erste ein, daß die bestehende Friedenspräsenz genüge, somit sei nur die zweijährige Dienstzeit anzunehmen. Das ist, glaube ich, bei der verantwortlichen Reichsleitung nicht zu erreichen. Und die Gründe der letzteren wiegen ja schwer genug. So lange die Franzosen die allgemeine Wehrpflicht *und* die *dreijährige* Dienstzeit dazu haben, bekommen wir bei zweijähriger Dienstzeit und nicht allgemeiner Wehrpflicht ein nicht einmal numerisch, geschweige qualitativ gewachsenes Heer. Frankreich würde absolut überlegen werden. Die Gewißheit, die Kriegskosten auf Frankreich abzuwälzen, und dafür Frankreich 400, gar 800 Millionen Mark Kriegskostenliquidation jährlich mehr steuern, bezw. den privaten Kapitalwert derselben durch Bankerott vernichten zu lassen, wäre mit nichten vorhanden. Man könnte ebenso gut auch weiter die gleichzeitige Herabsetzung der jetzigen Friedenspräsenz fordern. Populär wäre ja beides, besonders bei der zur Zeit allgemeinen und starken Linksströmung. Nur handelt es sich in der Existenzfrage der Nation nicht um Popularität, sondern um die Abwehr einer politisch und volkswirtschaftlich ganzen oder doch halben Vernichtung. Bismarck und Caprivi sind sonst nicht sehr einig; auch bezüglich der Militärvorlage nicht. Über die Aufrechterhaltung der Qualität unsrer Truppen scheinen sie es zu sein. Militärisches Fachurteil maße ich mir nicht an, allein Vertrauen zu Caprivi auf seinem eigensten Terrain hege ich, nachdem ich auf Grund eingehender, fachmännischer Studien schon dem improvisierten Handelspolitiker Caprivi meine Bewunderung — darin unter den Fachgenossen nicht alleinstehend — nicht habe versagen können[1].) Überdies halte ich es für einen großen, von der ganzen Demokratie selbst immer geforderten Fortschritt, wenn die allgemeine Wehrpflicht mit der *willkürfreien* Verminderung der Dienstpflicht auf zwei Jahre, ohne Verschlechterung der Armee, endlich bei der Reichsregierung erreicht werden würde!

Eine zweite Einwendung, der ich begegne, spricht aus großer Zuversicht bezüglich der Erhaltung des Friedens überhaupt. Der Idealismus, auf welchen diese Erwartung sich stützt, ist mir in hohem Grade sympathisch. Wir Deutsche sind ja alle bis zum letzten Manne friedliebend mit unzweifelhafter Ehrlichkeit.

---

[1]) Vergl. Tüb. Ztschr. für die gesamte Staatsw. 1892 f.

Und auch die Franzosen, möchte man meinen, müßten trotz allen gegenteiligen Geschreies friedliebend sein. Sie riskieren bei einem Kriege ungeheuer viel: bei dem fortgesetzten Rückgang der Zuwachsrate ihrer Bevölkerung ist für sie als Nation der Menschenverlust im Kriege unvergleichlich empfindlicher als vorläufig noch für uns; die Franzosen haben im nördlichen Afrika und sonst so ungeheure Eroberungen gemacht, um ein Neufrankreich größer als Altfrankreich zu gründen, sodaß sie auf die Wiedereroberung der einst geraubten Länder Elsaß-Lothringen sollten verzichten können. Vielleicht thun sie es, wenn einst die fünfzigjährige Grenzwacht Moltke's in Bewaffnung bis zu den Zähnen von uns geleistet sein wird. Unsrer Demokratie und selbst Sozialdemokratie kann ich also ganz den idealistischen Glauben nachempfinden, daß ihr „Prinzip" den Frieden bewahren müsse. Aber wird das „Prinzip" wirklich, wird es auch nur mit einer entfernt sich annähernden Sicherheit zur Geltung kommen? Das glaube ich nicht, außer bei Verstärkung unsrer Wehrkraft. Wenn ich auf die Franzosen von heute sehe, so ist mir jene idealistische Friedens-Zuversicht fast unverständlich. Wenn aber ein Zweifel begründet ist, dann müssen wir, so lange wir Deutschland nicht zur Insel umschaffen können, so überlegen stark sein, um jeden Angriff von außen und den begleitenden sozialrevolutionären Umsturz im Innern mehr oder weniger sicher niederwerfen können.

Eine dritte Einwendung geht dahin, der Kriegsaufwand sei ein endloser. Ich weiß nicht, welche qualitativen, kostspieligen Steigerungen der Kriegstechnik weiter kommen werden, ob und wann dies der Fall sein wird. Quantitativ aber wird endlich das Ende der Heeressteigerung eben dadurch erreicht werden, daß man die allgemeine Wehrpflicht ebenso in Deutschland, wie es in Frankreich schon der Fall ist, zur vollen Wahrheit werden läßt. Bei nur zweijähriger Dienstzeit werden wir — das verantwortet die jetzige Reichsregierung — den Franzosen mit dreijähriger Dienstzeit gewachsen und selbst überlegen werden können, wenn zugleich die Mittel zu qualitativ guter Durchbildung und Verwendung der Armee in zweijähriger Dienstzeit verwilligt werden würden.

Ein vierter Einwand gipfelt in dem Zweifel, daß wir auch bei allgemeiner Wehrpflicht dennoch nicht auf zwei Fronten, nämlich gegen Frankreich und Rußland zugleich, uns zu schlagen vermögen würden. Gewiß vermögen wir dies nicht mit sicherer Aussicht auf Erfolg, außer wir hätten einen zweiten Friedrich II. ganz sicher zum Generalissimus, was ja doch noch nicht gewiß ist.

Allein: werden wir denn ohne Bundesgenossen auf zwei Fronten zugleich uns schlagen müssen? Mit nichten! — Wir würden es nie mit Rußland zu thun haben müssen, wenn Österreich nicht von Rußland angegriffen wird, und eine allererste Klugheitsforderung deutscher Politik wird es bleiben, und diese Forderung wird, so lange als ein Kalnoky am Ruder ist, auch erreicht werden: die Forderung, daß die Orientfrage von Österreich-Ungarn nicht mutwillig oder gar angreiferisch aufgerollt wird, was übrigens im Temperament der habsburgischen Dynastie gewiß nicht, eher in demjenigen der Ungarn gelegen ist. Man braucht nun auch nur dafür zu sorgen, daß selbst dann, wenn Rußland selbst die

Frage aufrollen will, Mitteleuropa nicht eher einschreitet, als bis England gegen Rußland und Frankreich in das Vordertreffen sich eingestellt haben wird. Dies wird sich bei einigem kaltblütigen Zuwarten fast sicher erreichen lassen.

Unter allen Umständen werden wir auf beiden Fronten eher siegreicher, sei es mit Verbündeten, sei es ohne solche, uns schlagen, wenn wir den Franzosen an Qualität der Heere gewachsen und ihnen in der Größe derselben nach Verhältnis unsrer größeren Bevölkerung überlegen sein würden, wenn wir die echt demokratische Forderung der allgemeinen Wehrpflicht ohne Einbuße an militärischer Qualität würden zur Wahrheit gemacht haben.

Demgemäß habe ich nun nur noch die Frage der Erschwinglichkeit des Caprivi'schen Mehraufwands von ca. 60 Millionen Mark abschließend zu beantworten.

Ich glaube: Dieser Aufwand ist erschwinglich. Wäre derselbe irgend vermeidlich, so würde ich dennoch sagen: weiter keinen Mann und keinen Groschen: Er ist es aber, wie gezeigt, nicht, und deshalb handelt es sich nur noch um die andre Frage: sind 60 weitere Millionen Mark für die meines Erachtens notwendigste alle Mehrausgaben erschwinglich? Angesichts der Thatsache, daß die Vollendung der allgemeinen Wehrpflicht quantitativ den Abschluß der Steigerungen unleugbar in sich schließt, bejahe ich diese Frage, ich halte die Mehrausgabe der Caprivi'schen Reform auch für erschwinglich.

Zwar kann auch ich — abgesehen von der Steigerung der Tabakfabrikatsteuer — den Deckungs-Vorschlägen der Reichsregierung keinen Geschmack abgewinnen. Die genaue Begründung dieser Überzeugung will ich an dieser Stelle und darf ich in betracht des Umfanges, welchen die mir von Ihnen abgeforderte Begutachtung bereits angenommen hat, leider nicht geben. Allein selbst dann, wenn man alle Bedeckungsvorschläge des Herrn von Maltzan und seiner Kollegen ablehnen wird, was mir kein steuerpolitisches Herzeleid bereiten würde, selbst dann, wenn die Reichsregierung das Absehen auf Mehrbelastung der notwendigen Lebensmittel gänzlich aufgeben wollte, wenn die Deckung nur durch die Erhöhung der Matrikularbeiträge beliebt werden sollte, wenn infolgedessen in allen Gliedstaaten des Reiches der von Herrn Miquel für Preußen eingeschlagene Weg der Reform der direkten Steuer allen Bundesgliedern sich zwingend auferlegen würde, bin ich unerschütterlich der Überzeugung, daß der geforderte Mehraufwand teils mittelst der allgemeinen Personaleinkommensteuer, teils mittelst der Ausdehnung der Erbschaftsbesteuerung, teils mittelst der Selbstentwickelung der indirekten Steuern, teils durch stärkere Anspannung des Gebührensystems in Staat und Gemeinde erschwungen werden könnte. Wenn einst die Folgen vernachlässigter Ausbildung unsrer Wehrkraft mit 400, selbst 600 bis 800 Millionen Mark jährlicher Steuern mehr oder mit einem Bankerottäquivalent dieser Steuermehrsumme sich einstellen sollten, würden dem deutschen Volke die Augen darüber aufgehen, wie unendlich viel billiger und steuerleichter es davon gekommen wäre, wenn man die auf das militärisch zulässige Mindestmaß herabgesetzte Mehrforderung Caprivi's — unter bloßer

Appellation an bessere Steuerpolitik seiner Finanzkollegen im Bundesrat angenommen haben würde.

Hoffentlich bringt die Kommission des Reichstages eine Verständigung noch zu stande. Was die Stimmung in und die Opposition aus Süddeutschland betrifft, darf ich Ihnen freilich nicht verhehlen, daß einer solchen Verständigung die Drohung der vollen Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit nicht günstig gewesen ist. Man könnte doch endlich auch in Deutschland einen andern Ton der Volksvertretung und der öffentlichen Meinung gegenüber finden und vor allem Drohungen, die doch nicht ausgeführt werden können, beiden gegenüber unterlassen. Dies besonders zu einer Zeit, deren Strömung so stark links gerichtet ist!

In Verantwortung für die vorstehend begründete, nach links und rechts ketzerische Ansicht erlaube ich mir zu zeichnen

Ihr aufrichtig ergebener

Dr. Schäffle.



Die kommende Welt-Ausstellung in Chicago.

Von

C. Reigersberg.

Vor etwa vier Jahren begann man in New York daran zu denken, daß es eine Ehrenpflicht der Vereinigten Staaten, des größten und bedeutendsten Reiches der Neuen Welt, sei, den vierhundertsten Jahrestag der Entdeckung Amerikas in ganz besonders glanzvoller Weise zu feiern. Die Presse führte damals die Sache weiter aus, und wie das hier so Sitte ist, sandten Berufene und Unberufene alle möglichen und unmöglichen Vorschläge für eine solche Feier ein, welche die Zeitungen ihrerseits dann pflichtschuldigst ihren Lesern vorlegten.

Der Neigung der Amerikaner entsprechend, alles und jedes so großartig wie nur immer möglich zu gestalten, einigte man sich schließlich auf die Abhaltung einer Internationalen-Welt-Ausstellung, welche nicht allein den mit uns befreundeten südamerikanischen Republiken, sondern auch allen übrigen Nationen der Erde und sogar jedem einzelnen großen Fabrikanten oder Produzenten Gelegenheit geben würde, das Schönste und Beste zu zeigen, was sie alle hervorbringen können.

Die Idee gelangte in das erste Stadium ihrer Entwickelung durch die am 25. April 1890 erfolgte Annahme eines Gesetzes, in welchem sich unser Kongreß zu gunsten der Welt-Ausstellung erklärte und den Präsidenten ermächtigte, die zur Ausführung nötigen Schritte zu thun. Kurze Zeit darauf wurden die aus zwei hervorragenden Bürgern eines jeden Staates bestehenden Komitees, zwei Ersatzleute für jeden derselben im Falle der Erkrankung und die Beamten der Ausstellung selbst ernannt, und der Ball kam ins Rollen.

Die Wahl der Stadt, in welcher die World's Columbian Exposition, (dies ist der offizielle Titel), abgehalten werden sollte, stieß auf erhebliche Schwierigkeiten. Die erste Ausstellung auf amerikanischem Boden fand im Jahre 1853 in New York und die zweite zu Ehren des hundertjährigen Geburtstages der Vereinigten Staaten im Jahre 1876 in Philadelphia statt. Der Umstand, daß die beiden ersten Ausstellungen im Osten, d. h. in vorherrschend industriellen Staaten, abgehalten wurden, legte es, selbst wenn keine anderen Gründe dafür da gewesen wären, von vornherein nahe, die dritte Ausstellung nach einer westlichen Stadt, und zwar, wenn möglich, dem Zentrum eines unserer hauptsächlichsten Ackerbau-Staaten, zu verlegen.

Dazu kam noch, daß wie in allen anderen Dingen, so auch hier die leidige Politik ein gewichtiges Wort mitzureden hatte. New York wäre durch seine Größe, den kosmopolitischen Charakter seiner Bevölkerung und namentlich seine Lage als Hafenstadt, an deren Werften die Schiffe aller Weltteile landen (ein Vorteil, der besonders unseren fremden Besuchern zu gut gekommen wäre, da er ihnen die Eisenbahnreise von hier nach dem Westen erspart hätte), wohl am ersten berufen gewesen, als Ausstellungsstadt gewählt zu werden. Aber unsere Herrn Politiker beschlossen es anders. Der jetzt glücklich verflossene Kongreß, dem damals die Entscheidung zufiel, war republikanisch, während New York in der National-Politik regelmäßig demokratisch wählt. Namentlich hat man hier dem gegenwärtigen republikanischen Präsidenten Harrison opponiert, während man seinen demokratischen Vorgänger Cleveland, einen der besten und ehrenhaftesten Präsidenten, den wir je gehabt haben, geradezu auf den Händen trägt. Unser liebenswürdiger Kongreß beschloß daher, die New Yorker „bösen Buben" zu bestrafen. Man nahm den oben erwähnten Grund zum Vorwand, um die Ausstellung nach dem Westen zu verlegen und gab dieselbe dem sehr „loyalen", d. h. stramm republikanisch stimmenden Chicago. So kam es, daß die „Gartenstadt" (sogenannt wegen der dicht mit Bäumen besetzten, prachtvollen Boulevards und der vielen Parks, welche das Häusermeer in angenehmster Weise unterbrechen), zum Sitz der Ausstellung gemacht wurde.

Man war hier anfangs etwas verschnupft über die Zurücksetzung, doch siegte schließlich der National- über den Lokal-Patriotismus, und da die Besucher der Ausstellung doch meist über New York reisen und wir daher unseren vollen Anteil an dem gesteigerten Fremden-Verkehr haben werden, so hat man sich über die Entscheidung beruhigt und arbeitet jetzt einträchtig mit allen anderen Städten und Staaten, um in Chicago würdig repräsentiert zu sein.

Chi-ca-go (ein Indianisches Wort, welches einen „Herrscher" oder eine „Gottheit" bedeutet) ist ebenso unbestritten die Metropole des Westens, als New York diejenige des Ostens ist. Die Stadt hat sich in unerhört kurzer Zeit zu einer wahrhaft phänomenalen Bedeutung emporgeschwungen: Im Jahre 1851 war die Zahl ihrer Einwohner 31 437; am 1. Januar 1891 1 101 263. Ohne uns auf lange und langweilige statistische Tabellen einzulassen, wollen wir nur einige Zahlen geben, um unseren Lesern zu zeigen, welch' riesiges Geschäft in

Chicago gemacht wird: der Jahres-Umsatz an Getreide beträgt 140 Millionen Bushels, während nicht weniger als zehn Millionen Rinder, Schafe und Schweine im Werte von 200 Millionen Dollars alljährlich durch die Union Stock Yards gehen. Dies sind die Zentral-Schlachthäuser, innerhalb deren Umzäunungen nicht weniger als 3300 Ställe und Pferche angebracht sind, längs welchen 20 englische Meilen Fußwege und 87 Meilen Eisenbahnen laufen. Hier wird das Vieh ausgeschlachtet und dann, entweder frisch oder gepökelt oder in Präserven-Dosen verpackt, nach allen Richtungen der Windrose verschickt. Auch als Industrie-Platz fängt Chicago an, namentlich für den Westen, von großer Wichtigkeit zu werden; hat es doch jetzt schon über 3000 Fabriken, in welchen 115 Millionen Dollars angelegt sind, die jährlich 400 Millionen an Waren produzieren.

Was übrigens die Mühe der Reise von New York nach der Gartenstadt betrifft, so beträgt die Entfernung nur 900 englische Meilen, welche in den bequemsten Eisenbahnzügen der Welt mit Salon-, Schlaf- und Restaurant-Wagen in etwa 28 Stunden zurückgelegt werden können.

Schon seit geraumer Zeit laufen außer diesen gewöhnlichen Zügen auch noch die sogenannten Vestibüle-Schnellzüge, bei welchen die Übergänge von einem Wagen nach dem andern überdacht und durch Seitenwände geschützt sind, so daß sie wie kleine Zimmerchen aussehen: der Zwischenraum zwischen den Puffern der Wagen ist mit starken, dicken Decken belegt. Diese sinnreiche Vorrichtung ermöglicht es den Reisenden ebenso bequem und gefahrlos von einem Ende des Zuges nach dem andern zu gehen, als ob sie in ihrem eigenen Hause wären. Selbstredend sind die Vestibüle-Züge (für welche die Fahrpreise im Vergleiche zu dem Gebotenen nur wenig teurer sind als für die gewöhnlichen) mit allem nur denkbaren Luxus und Komfort ausgestattet. Abgesehen davon, daß Keller und Tafel ebenso gut und reichhaltig sind als in einem Restaurant erster Klasse, entspricht auch die Qualität und Ausstattung der Betten vollständig dem luxuriösen Charakter der übrigen Einrichtung. Zu letzterer gehört unter anderem auch noch ein elegantes Toilettenzimmer für Damen, ein Rauch-Salon, eine Bibliothek mit Schreibtischen und wohl assortierter Reise-Litteratur und Bade-, Frisier- und Rasier-Zimmer. Da die Wagen dieser Züge auf doppelten Federn stehen, so ist trotz der Schnelligkeit der Bewegung die Erschütterung so gering, daß man sich ohne jegliche Gefahr rasieren lassen und daher nach einer wohl durchschlafenen Nacht in vollkommen visitenmäßiger Toilette in Chicago aussteigen kann.

Ein gutes Drittel der Bevölkerung Chicago's ist fremder Abstammung, und ein bedeutender Prozentsatz ist deutsch. Auch ist das Reisen nach Europa bei den Amerikanern so in die Mode gekommen, und so viele lassen ihre Söhne auf deutschen Universitäten erziehen, kurz haben so viele Anknüpfungspunkte mit Deutschland, daß man weder in New York noch in Chicago sehr weit zu gehen braucht, um jemanden zu finden, der deutsch spricht. Gelegentlich der Ausstellung werden außerdem sowohl die Behörden als auch die Hotels und Kaufleute, letztere beide schon in ihrem eigenen Interesse, dafür sorgen, daß es nirgends an Leuten fehlt, welche der Hauptsprachen der Welt mächtig sind.

Zur Beherbergung der Fremden stehen über 60 Hotels ersten Ranges und mehr wie 1200 andere verschiedener Klassen, sowie an 5000 Privat-Pensionen (hier, „Boarding Houses“ genannt), bereit, welche im Ganzen 200000 Gäste aufnehmen können. Außerdem werden speziell für die Ausstellung noch einige riesige Hotels (in Chicago sind nämlich 15 bis 20stöckige Häuser durchaus keine Seltenheit) gebaut. Auch werden, wie dies bei solchen Gelegenheiten ja immer geht und auch bei der Philadelphia-Weltausstellung der Fall war, eine große Anzahl von Privat-Leuten gerne ihre überflüssigen Zimmer an Fremde abgeben, so daß von einer Wohnungsnot keine Rede sein wird.

Die Ausstellung wird am 1. Mai 1893 eröffnet und am 26. Oktober desselben Jahres geschlossen werden. Es ist dies ein kleiner Anachronismus, denn Kolumbus landete bekanntlich am 12. Oktober 1492; doch sind die Pläne der Gebäulichkeiten für das große internationale Fest schließlich so großartig geworden, daß es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, dieselben schon im nächsten Jahre zu vollenden.

Die World's Columbian Exposition wird ein Areal von über 1000 amerikanischen Äckern, demnach einen zweimal größeren Flächenraum als die Pariser Ausstellung in 1889 bedecken. Der Platz für dieselbe im südlichen Teil der Stadt ist außerordentlich gut gewählt und umfaßt den Jackson Park, welcher am Ufer des Michigan-Sees (des zweitgrößten Süßwasser-Sees der Welt) liegt, und den nur ein Häusergeviert davon entfernten Washington Park. Einer der Flußarme, welche Chicago an verschiedenen Stellen durchschneiden, läuft durch den erst genannten hindurch und dann an letzterem Park vorbei, so daß es an Wasser nicht mangelt. Die Garten Anlagen in beiden Parks, auf welche die Stadt bis jetzt schon vier Millionen Dollars (etwa sechzehn Millionen Mark) verwendet hat, sind in wahrhaft großartigem Stile ausgeführt, und was nur die reichste Phantasie von Landschafts-Gärtnern und Architekten erfinden konnte, ist hier ins Leben gerufen worden. Trotzdem ist eine weitere Million Dollars ausgeworfen worden, um die Parks bis zur Ausstellung noch anziehender zu machen, als sie ohnehin schon sind.

Direkt gegenüber dem Eingang des Jackson Parks, an Midway Plaisance befindet sich — ladies always first — eines der schönsten Gebäude der ganzen Ausstellung, der Damen-Pavillon, in welchem sich die Bureaux der lady-patronesses und der Direktricen des Damen-Departements, sowie die eleganten Räumlichkeiten für die Ausstellung aller Arten von weiblichen Arbeiten befinden. Der Pavillon ist zweistöckig, 400 Fuß lang und 200 Fuß breit und wird 200 000 Dollars (800 000 Mark) kosten. Der Plan für das Gebäude ist von Miß Sophia Georgia Hayden, einer 25jährigen, schönen, schwarzhaarigen und schwarzäugigen Bostoner Dame, entworfen worden, welche den ersten Preis von 1000 Dollars für ihre Zeichnung erhielt. Da Amerika den Vorzug genießt, den Frauen den größtmöglichen Spielraum für die Auswahl ihres Berufs zu gewähren, so wird dieser Teil der Ausstellung ganz besonders interessant und lehrreich werden.

Nicht weit vom Damen-Pavillon befindet sich das Haupt-Ausstellungs-Gebäude, eine wahrhaft riesige Halle, in welcher die Manufaktur-Waren und Erzeugnisse der freien Künste untergebracht sein werden. Dieser kolossale Industrie-Palast ist im französischen Renaissance-Stile gehalten, wird 1700 Fuß lang und 800 Fuß breit, demnach 400 Fuß länger und doppelt so breit als das Hauptgebäude der Pariser Ausstellung werden und bedeckt einen Flächenraum von 31 amerikanischen Äckern (etwa 12 Hektaren). Im Innern des Gebäudes sind zwei große Hofräume und in der Mitte desselben erhebt sich ein riesiger Turm von 350 Fuß im Durchmesser. Längs der Außenseite, auf gleicher Höhe mit dem zweiten Stockwerk, läuft eine Gallerie, auf welcher man rings um das Gebäude herum gehen und die herrlichste Aussicht über das Leben und Treiben auf dem ganzen Ausstellungsplatz genießen kann.

In der Nähe des Hauptgebäudes laufen zwei 400 Fuß lange, parallele Pfeilerdämme vom Ufer ab, welche eine Art von kleinem Hafen einschließen, in dessen Mitte eine riesige Columbusstatue errichtet wird. An demjenigen Teile der Dämme, welcher die Statue in einem Halbkreise einschließt, werden 44 prachtvoll gearbeitete Säulen stehen, welche unsere einzelnen Staaten repräsentieren und die betreffenden Wappen an ihren Kapitälern tragen. An einer von den Ingenieuren noch näher zu bezeichnenden Stelle wird hier eine kleine Stadt mit Palästen, Häusern u. s. w. in venezianischem Stil errichtet werden, durch deren wässrige Straßen Gondeln mit Gondolieri in venezianischer Tracht und Miniaturdampfboote fahren werden. Bei Nacht wird das Ganze von tausenden, in allen Farben strahlenden, elektrischen Lichtern erleuchtet werden und einen wahrhaft feenhaften Anblick gewähren.

Über den kleinen Hafen hinaus wird der nördliche Pfeilerdamm (welcher übrigens von hier an auf einem steinernen Unterbau ruhen wird), noch 11 00 Fuß in den See hinausgeführt. Am äußersten Endr desselben wird ein 200 Fuß im Umfang messender, reich dekorierter griechischer Pavillon erbaut werden. In und um denselben werden reichliche Sitzgelegenheiten, Bänke Stühle u. s. w. angebracht sein, so daß die Besucher, während sie die kühlende Seeluft genießen und den vorzüglichen Konzerten zuhören, sich mit Muße das vor ihnen liegende Ausstellungspanorama ansehen können. Zum Amüsement der überall und namentlich hier äußerst tanzlustigen Jugend wird der Pavillon auch einen großen Ballsaal enthalten, in welchem selbstredend getanzt werden darf, wann immer das Orchester, was oft genug der Fall sein wird, einen der auch bei uns Wilden bekannten träumerischen Walzer von Strauß oder eine flotte Polka u. s. w. spielt. Für die von den verschiedenen nationalen und internationalen Pärchen dabei ausgetauschten Süßigkeiten wird nichts extra berechnet.

Im nördlichen Teile des Parks werden die in den verschiedenartigsten Stilen errichteten Gebäude der Einzelstaaten und fremden Nationen (man erwartet 50—60 solche) stehen, in welchen die Betreffenden entweder nur bei ihnen vorkommende Spezialitäten oder besondere Eigentümlichkeiten gewisser Rassen zur Anschauung bringen werden. Um zu zeigen, wie viel Mühe man sich giebt,

um hier alles so interessant wie möglich zu machen, erwähnen wir nur, daß Leutnant Mason A. Schufeldt sich jetzt im Auftrage unsrer Regierung in Afrika befindet, um von dort eine Zwergfamilie, wie sie von du Chaillu, Stanley u. a. aufgefunden wurden, für die Ausstellung nach Chicago zu schaffen. Außerdem soll derselbe, der übrigens schon neun Jahre auf Forschungsreisen in Afrika zugebracht hat und die dortigen Verhältnisse genau kennt, die verschiedenen Kolonieen, das Kap, die Transvaal-Republik, den Orange-Freistaat, die deutschen, englischen, französischen und portugiesischen Ansiedlungen u. s. w. besuchen, um sie zur Beteiligung an der Ausstellung zu veranlassen.

Westlich von dieser, schon wegen der Mannigfaltigkeit ihrer äußeren Erscheinung interessanten Sammlung von Gebäuden wird der im reinsten, klassischen Stile aufgeführte Palast des Staates Illinois, 400 Fuß lang und 150 Fuß breit, stehen, für welchen 350000 Dollars ausgeworfen sind. Auf das in der unmittelbaren Nähe stehende Kunstausstellungsgebäude mit den Gemäldegallerien und großen Hallen für Skulpturarbeiten u. s. w. wird eine halbe Million Dollars verwendet werden.

Nicht weit von hier ist eine Art Lagune, innerhalb welcher drei Inseln liegen. Auf der größten derselben wird das 700 Fuß lange Vereinigte-Staaten-Fischereigebäude errichtet werden, welches in spanischem Stile aufgeführt und riesige Aquarien und die vollständigste Ausstellung aller möglichen Fischgerätschaften, von den primitivsten der Indianer bis zur größten Harpune der Walfischfänger und der elegantesten Angel des Sonntagsfischers, enthalten wird.

Etwas weiter südlich wird das 410 Fuß lange und 350 Fuß breite Vereinigte-Staaten-Regierungsgebäude stehen, welches aus Stein, Eisen und Glas in klassischem Stil aufgeführt und mit einer 150 Fuß hohen Kuppel von 120 Fuß im Durchmesser versehen sein wird. Die Halle bedeckt vier amerikanische Äcker, kostet 400000 Dollars und wird ein Nationalmuseum, sowie Ausstellungen und Sammlungen unsrer verschiedenen Regierungsdepartements, so namentlich der Post, des Schatzamts, des Kriegsministeriums u. s. w. enthalten. Am Seeufer, etwas östlich, wird eine Strand-Batterie errichtet und durch Artilleristen bedient werden. Hier befindet sich auch eine Lebensrettungs-Station, wie solche schon seit Jahren längs unserer Meeresküsten bestehen. Die Rettung von Schiffen und Schiffbrüchigen durch Boote, Flöße, Rettungsseile, welche mittelst Raketen in die Takelage geschossen werden u. s. w. wird hier an bestimmten Tagen gezeigt werden. Ferner ist hier ein Leuchtturm, verankerte Luftballons für den Kriegsgebrauch und, last, but not least, eine genauestens ausgeführte Wiedergabe des Modells eines amerikanischen Kriegsschiffes erster Klasse, Illinois genannt, dessen Bau 3 Millionen Dollars gekostet hat. Es wird den Anschein haben, als ob das Schiff, dessen äußere Hülle aus Ziegelsteinen u. s. w. erbaut und 348 Fuß lang und 69 Fuß breit sein wird, auf den Strand gelaufen sei, von welchem aus es mittelst einer Brücke bequem erstiegen werden kann. Alles, was zur vollen Ausrüstung gehört: Türme,

Kanonen, Torpedonetze, Rettungsboote u. s. w. wird da sein, ja selbst reguläre Marine-Offiziere, Soldaten und Matrosen werden abkommandiert werden, um den Dienst an Bord eines amerikanischen Kriegsschiffes zu zeigen. Ein oder zwei hier vor Anker liegende Torpedoboote, sowie ein Zolldampfer werden die Illusion vervollständigen, als ob hier wirklich eine Marine-Station sei.

Neben dem Kriegsschiff „Illinois" werden genaue Nachbildungen der Schiffe liegen, mit welchen Kolumbus vor 400 Jahren den Hafen von Palos verließ; auch die Soldaten, Bedienungsmannschaften u. s. w. werden in der damaligen Tracht gekleidet sein. Es ist dies eine der originellsten Ideen der Ausstellung, welche allein schon die kleine Reise über den Ozean wert ist. Die Tour nach Amerika ist ja heute viel bequemer und namentlich schneller als damals. Die Schnelldampfer fahren die ganze Strecke bis nach New York in nur sechs Tagen, so daß, wer die Mittel besitzt, jetzt überhaupt keine Entschuldigung mehr dafür hat, sich außer Wien, Berlin, Paris, London u. s. w. nicht auch einmal die neue Welt anzusehen.

Die Ausstellungshalle für landwirtschaftliche Maschinen, Geräte u. s. w. steht an der linken Seite des Hauptgebäudes. Sie wird 800 Fuß lang und 500 Fuß breit werden, eine halbe Million Dollars kosten und mit Statuen und Reliefarbeiten reich verziert werden.

Westlich von diesem Gebäude und durch eine hufeisenförmige Arkade mit demselben verbunden, wird die Maschinenhalle errichtet werden, deren Dimensionen, Kosten und Ausstattung ihrer vorgenannten Zwillingsschwester, der Ackerbauhalle, gleich sein werden.

In der Mitte der „Großen Avenue" (Grand Avenue oder Long Walk, wie dieselbe genannt wird) ist das Pracht-Gebäude der Generaldirektion der Ausstellung, für welches 650000 Dollars ausgeworfen sind. Dasselbe wird mit Ornamenten aller Art reich geziert und in der Mitte von einer 250 Fuß hohen, außen vergoldeten Riesen-Kuppel überdeckt sein. Hier befinden sich die Büreaus der Gesamt-Verwaltung und der verschiedenen Komitees, die Post, die Polizei-Direktion, sowie die Auskunfts-Büreaus für Aussteller und fremde Besucher u. s. w.

Im Norden des Direktions-Gebäudes, Front gegen die Grand Avenue, stehen die zwei großen, in französischem Renaissance-Stil aufgeführten Gebäude der Elektrischen und der Bergwerks-Ausstellung. Jedes derselben bedeckt einen Flächenraum von $5^1/_2$ amerikanischen Äckern; die Kosten belaufen sich auf eine Million Dollars.

Weiter nördlich ist die Haupt-Lagune, innerhalb welcher eine Insel von etwa 30 amerikanischen Äckern Flächenraum liegt. Wald, Unterholz, baumhohes Gras, Gestrüpp u. s. w., auf derselben wird absichtlich so wild und unkultiviert als nur möglich gehalten, um dem Besucher einen Begriff von dem zu geben, was ein Amerikanischer Urwald ist, und zu zeigen, wie viel zäher Fleiß und eiserne Energie dazu gehörte, um ein so unwirtbares Land der Kultur so dienstbar zu machen, wie es jetzt ist.

An der Südseite der Grand Avenue werden die Gebäulichkeiten für die Vieh-Ausstellung mit Stallungen, Pferchen u. s. w. sein, ähnlich denen, welche sich in den oben erwähnten Union Stock Yards (Zentral-Schlachthäusern) befinden. Die den Amerikanern angedichtete Maschine, in welche man auf der einen Seite ein lebendiges Schwein hineintreibt, das in fünf Minuten auf der anderen Seite in Gestalt von westphälischem Schinken, Würsten u. s. w. wieder herauskommt, wird zwar nicht zu sehen sein — dies Staats-Geheimnis behalten wir für uns —; wohl aber wird sich der Besucher selbst davon überzeugen können, wie schnell und dabei doch sorgfältig man hier die Tiere ausschlachtet, welche uns die saftigen Beefsteaks, Rostbraten und Kotelettes für unseren Tisch liefern.

Die südlich von hier stehende, im römischen Stile gehaltene Ausstellungs-Halle der Verkehrs-Anstalten, welche unter vielem anderen auch in einer Art Museum die Entwickelung der ersten, höchst unbequemen Eisenbahnwaggons bis zu ihrer heutigen Vollkommenheit enthalten wird, hat eine Länge von 1020 und eine Breite von 260 Fuß, und wird eine Million Dollars kosten. Hier befinden sich auch die Bahnhöfe, auf deren sechs Geleisen die Züge in Zwischenräumen von 5 bis 10 Minuten einlaufen und abfahren, beständig Besucher bringend und fortführend. Nicht weit davon steht das Gebäude für die riesige Dampf-Maschine, welche die Dampfkraft für alle die anderen, auf dem Ausstellungs-Platz befindlichen Maschinen lieferte, und noch eine weitere große Halle für die Ausstellung von Maschinen, für den Fall sich das andere für diesen Zweck erbaute und oben schon erwähnte Hauptgebäude als zu klein erweisen sollte.

Weiter südlich befindet sich die fast ganz aus Eisen und Glas konstruierte Halle für die Blumen-, Pflanzen- und Früchte-Ausstellung, welche 1000 Fuß lang und 150 Fuß breit sein und 250 000 Dollars kosten wird.

Außer den oben erwähnten großen Gebäulichkeiten werden noch eine Anzahl anderer, hochinteressanter Dinge auf dem Ausstellungsplatz zu sehen sein, wovon die Nachbildung eines „deutschen Dorfes“, genau nach dem Muster eines solchen, sowie einer Straße in Kairo, einer in Konstantinopel und der Bazar aller Nationen besonders hervorgehoben zu werden verdienen.

Die Kosten der Haupt- und Nebengebäude sind auf 7 295 000 Dollars und die Gesamtkosten der Ausstellung, einschließlich der Verschönerung des Platzes, der Spezial-Sehenswürdigkeiten, der Beamtengehalte und sonstigen Nebenausgaben auf nahezu achtzehn Millionen Dollars (zweiundsiebzig Millionen Mark) veranschlagt.

Die einzelnen Staaten der Vereinigten Staaten haben für ihre spezielle Repräsentation, Ausstellung der besonderen Produkte der verschiedenen Teile des Landes u. s. w., 2 695 000 Dollars (10 780 000 Mark) bewilligt.

Die ausländischen Regierungen haben bis jetzt im ganzen 3 620 000 Dollars (14 480 000 Mark) für Ausstellungszwecke genehmigt. Was die Größe der einzelnen Beträge betrifft, so steht unser Nachbarland, Mexiko, obenan mit drei Millionen Mark. Darauf folgt Japan mit zwei Millionen, Brasilien mit 1 780 000, Frankreich mit 1 600 000, Deutschland mit 1 000 000, Österreich mit

672 000, Bolivia mit 600 000, England und Ekuador mit je 500 000, Guatemala mit 480 000, Kolumbia, Peru, Chili und Argentinien mit je 400 000 Mark u. s. w.

Vorläufig haben 31 Nationen und 14 Kolonien die Gesamtsumme von 14 520 000 Mark bewilligt, während die Vereinigte-Staaten-Regierung als solche für die Repräsentation der verschiedenen Departements auf der Ausstellung sechs Millionen Mark ausgeworfen hat.

Übrigens ist gegründete Aussicht vorhanden, daß nicht allein die obigen Bewilligungen noch bedeutend erhöht, sondern auch eine Anzahl von Regierungen, wie die russische, spanische, holländische u. s. w., welche sich noch nicht ganz schlüssig gemacht haben, noch von sich hören lassen werden. Auch die Türkei hat noch keine Bewilligung von Geldern gemacht, ihre Absicht, an der Ausstellung teilzunehmen, jedoch dadurch dokumentiert, daß sie Djemel Effendi, den Intendanten des Ackerbau-Ministeriums, und Pangini Bey, den Hilfs-Direktor des auswärtigen Preßbureaus, zu Weltausstellungs-Kommissaren ernannte.

Die deutsche Regierung hat einen Raum von 100 000 Quadratfuß im Manufaktur-Palast (Haupt-Ausstellungs-Gebäude), 40 000 Quadratfuß in der Maschinen-Halle, 20 000 Quadratfuß in der Elektrizitäts-Ausstellung, 20 000 Quadratfuß im Kunst-Gebäude, 10 000 Quadratfuß in der Minen-Ausstellung und 5000 Quadratfuß im Ackerbau-Palast belegt, und wird jeden weiteren Raum erhalten, den sie wünscht. Der Platz für das oben erwähnte deutsche Dorf, 250 × 750, Fuß ist wunderschön gelegen am Midway Plaisance.

Daß eine Riesen-Fontaine mit allen möglichen Wasserkunststücken (der in Paris soviel Aufsehen erregenden nachgebildet), welche ebenfalls mit elektrischem Licht in allen Farben beleuchtet werden wird, nicht fehlt, versteht sich von selbst. Dieselbe wird nicht weit vom Direktions-Gebäude zu stehen kommen.

Eine sehr gute Idee der Ingenieure war es, sämtliche Gebäude so zu bauen, daß es scheint, als ob sie auf einer Art Terasse von etwa fünf Fuß Höhe von den Fußwegen ständen, was ihnen ein noch imposanteres Aussehen verleihen wird, als sie ohnehin schon haben.

Die Direktion der großen Konzerte, welche, außer denen in den kleinen Pavillons, täglich auf dem Haupt-Platz gegeben werden, wird in den Händen unseres berühmten Landsmannes Theodor Thomas liegen, der sich schon soviele Verdienste um die Hebung der Musik in Amerika erworben hat und zum General-Kapell-Meister der World's Columbian Exposition ernannt worden ist. Die Leitung der Massen-Chöre wird Herr William Tomlins, ebenfalls ein sehr tüchtiger Dirigent, erhalten. Außerdem ist ein Musik-Fest geplant, zu welchem nicht allein die Militär-Musiken aller Nationen, sondern auch alle Gesang-Vereine eingeladen werden, auch der von Kamerun, welcher „'s letzte Fensterl'n“ singen wird.

Die Elektrische Hochbahn, deren Geleise über den ganzen Ausstellungs-Platz gehen, wird die Besucher rasch von jedem beliebigen Platz nach dem anderen bringen. Auch stehen Fahrstühle für Damen und Herren, welchen das viele Gehen Schwierigkeiten macht, am Direktions-Gebäude bereit.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß der Präsident gebeten werden wird, die Monarchen und Präsidenten aller Nationen persönlich als Gäste der Vereinigten Staaten einzuladen und gleichzeitig je ein oder mehrere Kriegsschiffe zu einer riesigen Flotten-Parade nach New York zu entsenden. Wenn die letztere zu stande kommt — und es ist eigentlich kein Grund vorhanden, warum die ohnehin in aller Herrn Meeren kreuzenden Schiffe nicht auch einmal einen Abstecher nach New York machen sollten — so werden wir etwas sehen, was trotz Ben Akiba's Ausspruch noch nicht da war.

Du kommst doch auch, lieber Leser, um dir dieses grandiose Schauspiel anzusehen? Natürlich. Also „auf Wiedersehen!"

Res sacra miser.

Betrachtungen eines Südostdeutschen.

Von
A. Freiherrn von Dumreicher,
österr. Reichsratsabgeordneter.

„Was da ist, wissen, ist nicht schwer; aber erkennen, warum es ist, das ist nur wenigen aufgespart." Wem fiele nicht dies Wort Grillparzer's ein, wenn er die Politikaster reden hört von österreichischem Nationalitätenstreite und vom Niedergange des südöstlichen Deutschtums? In Österreich selbst, und wie viel mehr im deutschen Reiche! steht die öffentliche Meinung diesen Dingen oft als einem Rätsel gegenüber. Wie meistens, wenn fremdartige Erscheinungen der Zurückführung auf eine kurze, einfache Formel widerstreben, giebt man es entweder überhaupt auf, sich mit der unbequemen Sache zu befassen, oder man erfindet sich ein Schlagwort, das jene Formel ersetzen soll. So ist man in unserm Fall dahin gekommen, teils eine besondere, nicht näher zu erklärende Schwäche der österreichischen Deutschen — und zwar nicht sowohl Schwäche ihrer Stellungen als Schwäche ihrer Stammesindividualität — als Grund der vielhundertjährigen nationalen Verluste des südöstlichen Deutschtums anzunehmen, teils einen besonderen, ebenfalls nicht weiter zu erklärenden bösen Willen der österreichischen Staatsgewalt als solchen Grund vorauszusetzen. Diese Schlagworte wiederholt man dann, sobald die Sprache auf einschlägige Fragen kommt, und beruhigt sich dabei. Und doch giebt es gerade hier sehr auffällige Thatsachen, welche es nicht erlauben sollten, sich die Erklärung so leicht zu machen. Einmal die Thatsache, daß die erwähnten südöstlichen Länder nicht von einem einzigen deutschen Stamme aus, sondern von verschiedenen Stämmen aus besiedelt sind, und zwar gerade auf dem national am meisten bedrohten Boden von besonders tüchtigen und regsamen Bevölkerungen Mitteldeutschlands, und zweitens die Thatsache, daß die weitaus folgenschwersten

Verluste an deutschem Kolonialgebiete im Osten zu einer Zeit eingetreten sind, wo es einen österreichischen Staat noch gar nicht gab.

Als die Markgrafen mächtiger Kaiser im 10. und 11. Jahrhundert das Donauthal bis zur Leitha und die östlich angrenzenden Gebirgslandschaften mit überlegenen Waffen unterwarfen, erfolgte dort eine gewaltsame und daher vollständige Germanisation. Nicht so in den böhmischen und ungarischen Ländern. Hier war die Kolonisation nicht das Werk deutscher Eroberer, sondern das Werk der einheimischen Dynastien. Insbesondere in Böhmen, wo dasselbe im 12. Jahrhundert unter Sobieslav begann, erfolgte eine stetig fortschreitende Entwickelung während 280 Jahren. Diese trat ursprünglich keineswegs als nationaler, sondern als unvermeidlicher ökonomischer Prozeß auf. Denn zunächst handelte es sich für die fürstliche Kammer wie für die Verwalter des Kirchengutes um die Umgestaltung von Waldbesitz in ergiebigeres Ackerland. Dies konnte nur durch Ansiedler geschehen, die über das nötige Vermögen verfügten, um während mehrjähriger Arbeit die Rodung, den Anbau und die ganze Ausstattung der neuen Wirtschaft mit Wohnung, Geräte und Vieh zu bestreiten. Innerhalb der damaligen slawischen Gesellschaftsordnung gab es keine Landbebauer mit solchem freien Eigentum; mit den vermögenslosen Mitgliedern der großen und starren alttschechischen Familienverbände ließen sich so gewaltige landwirtschaftliche Umwälzungen nicht in Angriff nehmen. Daher mußten die Deutschen, welche, längst bei ausgebildeteren Formen der sozialen Organisation angelangt, die böhmischen Grenzwälder umwohnten, ins Land hereingezogen werden. Aus denselben Ursachen eigneten sich, als sich dann der Gründung von Ackerbaukolonien die Anlage von Städten zugesellte, auch zur Lösung dieser Aufgabe wieder nur die Deutschen. So kam die Zeit, wo eine Einwanderung zahlreicher deutscher Bauern und Bürger den Zustand des Landes wirtschaftlich und geistig um eine bedeutsame Entwickelungsstufe weiterführte. In den Städten Böhmens, Mährens, Schlesiens bis nach Polen hinein galt Magdeburger Recht, ja das Iglauer Recht wurde die Wiege aller deutschen Berggesetzgebung; Feldbau, Handwerke und Künste entfalteten sich. Der ökonomische Aufschwung hatte bald einen großen kulturellen Aufschwung gezeugt, und als dem nationalen Hause der Premysliden ein deutsches Geschlecht in der Herrschaft gefolgt war, sah sich Böhmen für etwa zwei Menschenalter zum Brennpunkte des deutschen Lebens erhoben. Aber dieser überstürzten Entwickelung blieb ein furchtbarer Rückschlag nicht erspart. Das Slawentum, durch die eingedrungene überlegene Kultur in seiner Eigenart bedroht, erhob sich in den Hussitenkriegen zu wildem Verzweiflungskampfe. Und mit entscheidendem Erfolge: Im 15. ist die seit dem 12. Jahrhundert stetig gewachsene Kraft des Deutschtums in den böhmischen Ländern gebrochen worden. Damals, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, waren die Bewohner dieser Länder staatlich getrennt von den Deutschen an der Donau und in den Alpen. Die Bevölkerungen, welche man heute mit dem Sammelnamen der Deutschösterreicher zu bezeichnen pflegt, hatten noch keine nähere politische Gemeinschaft. Sie hingen als Glieder des heiligen römischen Reiches unter sich staatlich nicht enger zusammen als mit den Bewohnern Bur-

gunds oder Frieslands. Dagegen waren die böhmischen Länder als Kern der luxemburgischen Hausmacht damals verbunden mit der Oberpfalz, der Lausitz, Schlesien und — Brandenburg. Und zur Zeit dieser staatlichen Gruppierung haben die Hussiten ihr Vernichtungswerk an den Deutschen vollzogen. Als ein Jahrhundert später der österreichische Staat entstand und in seinen Grenzen die deutschen Volksteile vereinigte, welche man jetzt Deutschösterreicher nennt, waren die Pflegestätten deutscher Kultur in den Sudetenländern an Zahl und Ausdehnung bis zur Ohnmacht verringert. Das Slawentum hatte sich mittlerweile über die ausgereuteten deutschen Pflanzungen hinweg breit entwickelt, und die kulturellen wie wirtschaftlichen Voraussetzungen, welche vom 12. bis zum 14. Jahrhundert der Ansiedlung deutscher Laudbebauer wie Städtegründer günstig gewesen, bestanden nicht mehr. Nie wieder hat sich dort das Deutschtum erholt. Denn das unterbrochene Germanisationswerk des Mittelalters konnte unter den geänderten Zeitverhältnissen nicht abermals aufgenommen werden. Wohl fanden allmählich neue deutsche Nachschübe in die Sudetenländer statt. Insbesondere in Böhmen wurde das tschechische Element auf ziemlich ausgedehnter Strecke von den westlichen und nördlichen Landesgrenzen zurückgedrängt. Aber im Innern behauptete das Slawentum sein großes, geschlossenes Sprachgebiet, das nicht wieder von neuen, lebenskräftigen deutschen Kolonien durchsetzt wurde. Daß in Böhmen, dem politischen Wetterwinkel der österreichischen Wirren, die nationale Widerstandsfähigkeit des Slawentums bewahrt blieb, so daß in der Folge auch andre slawische Bevölkerungen der Monarchie einen Halt an ihr finden konnten, dies ist eine Thatsache von entscheidender Bedeutung für die späteren Schicksale des ganzen südöstlichen Deutschtums. Diese große Thatsache gründet sich aber, wie gesagt, auf Ereignisse einer Epoche, welche weder einen österreichischen Staat noch Deutschösterreicher kannte.

Wenn wir nach allgemeinen Ursachen fragen, welche diese, dem Deutschtum ungünstigen Entwickelungen im Südosten zu erklären geeignet wären, so muß die Antwort dahin lauten, daß insbesondere zwei Hauptursachen sich erkennen lassen, und zwar um so deutlicher, als sie beide einen Gegensatz zu den Bedingungen zeigen, unter denen im Nordosten eine fast vollständige Germanisation stattgefunden hat. Dieser Gegensatz ist teils historischer, teils geographischer Art. Der historische zeigt uns auf der einen Seite die Kolonisation auf rechtlicher Grundlage, auf der andern die Kolonisation im Gefolge des religiösen Vernichtungskrieges. In Böhmen, Mähren, Ungarn schließen sich nämlich die alten nationalen Dynastien, indem sie das Christentum annehmen, frühzeitig an das westliche Staatensystem an; sie sichern ihre Völker dadurch gegen Kreuzzüge der christlichen Welt; zugleich stellen sie ihre Länder damit aber auch unter den Einfluß der angrenzenden deutschen Kultur, was wie von selbst zu Versuchen führt, durch Ansiedlung deutscher Kolonisten die heimischen Zustände im Sinne der Zivilisation des Westens zu heben. Daß sich die deutsche Einwanderung in diese Länder auf durchaus friedlichem Wege vollzieht, giebt derselben ihren eigentümlichen Charakter. Sie ist durch die Landesherren selbst veranlaßt, durch Privilegien ge-

fördert. Sie erreicht aber eben deshalb auch nur denjenigen Grad von Ausbreitung und Kraft, den die altansässigen Volksmächte ihr im Landesinteresse zugestehen wollen. Anders im Norden. Dort halten die slawischen Stämme am Heidentum fest. Dadurch verfallen sie dem Ausdehnungsverlangen der streitbaren Kirche, für welche die benachbarten christlichen Deutschen das Schwert führen. Das Vordringen der Deutschen von der Niederelbe nach Osten hin gründet sich nicht auf Verträge mit den fremden Fürsten. Es ist ein gewaltsames, und die Kriege sind, im Geiste der Zeit, nicht nationale, sondern Religionskriege. In die Fußtapfen des christlichen Wehrmanns tritt der christliche Kolonist, und der eine wie der andre ist ein Deutscher. Was von slawischem Volk den Sturm überdauert, bleibt unterworfen, wird zum Glauben bekehrt und schließlich germanisiert. Warum aber verhalten sich die südlichen und die nördlichen Stämme des Ostens so ungleich der Kirche gegenüber? Warum retten die ersteren durch die Taufe ihre Nationalität, während die letzteren selbe einbüßen, indem sie den alten Göttern länger die Treue bewahren? Mit dieser Frage stoßen wir auf das geographische Moment. Die südöstlichen Nachbarstämme der Deutschen hausen räumlich näher dem alten römischen Kulturboden, ja in den Alpen, in Pannonien haben sie ihn unter den Füßen. Der Sitz der neuen römischen Kirchenmacht liegt ihrem Lebenskreis nicht allzu ferne. In den großen Zusammenhang der abendländischen Christenheit einzutreten, ist für sie kein zu weiter Schritt. Die slawischen Bewohner der weltentrückten Küsten- und Hinterländer der Ostsee dagegen versagen sich solchen Einflüssen. In einem geschichtslosen Dasein pflegen sie den gewohnten heidnischen Kult. Sie versäumen es, bei Zeiten ihre Rechnung mit der Kirche zu machen, und darüber verlieren sie mit dem religiösen auch das nationale Sonderleben.

Wer alle diese kulturgeschichtlichen Voraussetzungen mit ihrer bis auf den Grund gehenden Verschiedenheit überdenkt, kann sich nur wundern über die Oberflächlichkeit, mit der man oft selbst in gebildeten Kreisen die germanisatorischen Erfolge im Südosten an denen im Norden zu messen unternimmt. Wie richtig und billig dann auch die Urteile ausfallen müssen, liegt auf der Hand! Man gelangt eben in solchen Fragen nie zu klaren Einblicken, sobald man übersieht, daß alle Entwickelung der Menschheit als örtlich bedingte Naturerscheinung betrachtet sein will. Hält man sich dies aber gegenwärtig, so drängt sich aus geographischem Gesichtspunkte noch eine andre Erwägung auf. Ein Blick auf die Gebirgskarte von Europa genügt, um uns erkennen zu lassen, um wie viel verteidigungsfähiger die Stellungen des Slawentums im Südosten sind, als sie dies in der Tiefebene des Nordostens waren. Wir sehen auf dieser Karte, wie Böhmen als eine natürliche Bergfestung sich von dem benachbarten deutschen Gebiete abhebt; wir sehen, welche Stützpunkte des Widerstandes in Mähren und in Nordungarn durch die Höhen und Falten des Erdbodens gegeben sind; wir sehen, wie viele trennende Hemmnisse der Zug der Alpen vor dem nach dem adriatischen Golf hinstrebenden Deutschtum emportürmt. Und wie ganz anders im Nordosten! Dort konnte freilich in einem seit den späteren Jahrhunderten des

Mittelalters ziemlich stetigen Hergange, von Flußeinschnitt zu Flußeinschnitt, in einem ebenen Landstriche nach dem andern die gesamte Bevölkerung dem deutschen Eroberer assimiliert werden. Im Südosten dagegen vermochten die vorgeschobenen Kolonien immer nur an einzelnen Stellen Fuß zu fassen, während ringsum auf den breiten Flächen wie in den Senkungen des Geländes und auf den Gebirgen die slawischen Bevölkerungen ihr selbständiges Leben fortführten, stets bereit, die vor Zeiten herbeigerufenen Fremden wieder auszutreiben, auszutilgen, zu überwuchern. Das läßt diese unglücklichen Länder nie zu innerer Ruhe kommen. Der nationale Charakter derselben erscheint stets als ein gleichsam nur vorläufiger, indem, je nach den allgemeinen Strömungen des Zeitalters, man einmal geneigter ist, der größeren Volksmasse, ein ander Mal geneigter, der überlegenen Kultur die Aussicht auf den endgültigen Besitzstand im Lande zuzuerkennen. Die erstere mochte man wohl nahe am Siege wähnen nach den Hussitenstürmen bis vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, und auch heute wieder scheint sie für das Auge der Mitlebenden nicht mehr fern vom Ziele. Dagegen hat es auch der letzteren nicht an Zeiten gefehlt, in denen ihr einige Wahrscheinlichkeit des Erfolges zugesprochen werden durfte; so in der Gegenreformation des 17., dann in der Periode der büreaukratischen Organisationen des 18. Jahrhunderts.

Diese beiden Ereignisse, welche gegenüber dem seit den Hussitenkriegen bestehenden Zustande gewisse rückbildende Wirkungen ausübten, gehören zu den bedeutendsten Thatsachen in der Geschichte des österreichischen Staates. Da aber in ihnen innere Widersprüche walteten, blieben sie doch weit davon entfernt, die Stellung des südöstlichen Deutschtums dauernd zu kräftigen. Wenn die Jesuiten, die Gegenfüßler des ganzen modernen deutschen Geisteslebens, die deutsche Sprache während der Gegenreformation begünstigten, so war für sie die Beobachtung bestimmend, daß vielfach mit dem national-tschechischen das religiös-protestantische Bewußtsein sich im Volke verquickte.

Zunächst wurde beides bekämpft. Sobald aber das letztere zum Erlöschen gebracht war, hörte das Interesse der katholischen Kirche an der Schwächung des ersteren auf, ja verkehrte sich in das Gegenteil und führte zu dem Bestreben, die slawische Bevölkerung sprachlich abzuschließen gegen die Einwirkungen deutscher Ideen. Als sodann unter dem Eindrucke der schlesischen Kriege im österreichischen Beamtenstaate des 18. Jahrhunderts dem Heere, den Behörden, den Schulen eine einheitliche Staatssprache gegeben und als solche die nach Lage aller Verhältnisse inzig mögliche deutsche Sprache gewählt wurde, da fehlte es doch gleichzeitig an dem klaren Willen, den vollen, befruchtenden Strom deutscher Bildung über die Grenzen der Monarchie einzulassen; und unter der langen Regierung des Kaisers Franz kam sogar die Absicht vollständiger kultureller Abschließung gegen Deutschland zur Erfüllung. So haben denn die Gegenreformation wie die büreaukratischen Organisationen, jede in ihrer Art innerlich zwiespaltig und nur mit äußerlichen Behelfen arbeitend, dem deutschen Elemente im Südosten das nicht zurückerobern können, was ihm an der Neige des Mittelalters verloren gegangen war.

Zudem löste sich für Österreich während der letzten hundert Jahre ein Zusammenhang mit Westeuropa nach dem andern, während nur slawische Unterthanen dem Staatsverbande neu einverleibt wurden. Die oberflächlich romanisierten, im tiefsten Wesen aber germanischen Niederlande gingen verloren, dann die althabsburgischen oberrheinischen Gebiete. In Vorahnung des Kommenden sagte Stadion auf dem Wiener Kongreß zu W. von Humboldt, daß durch den Verzicht auf die vorderösterreichischen Lande „Österreich fast aufhören würde, ein deutscher Staat zu sein". Im 18. Jahrhundert kamen durch die Teilung Polens und die Einverleibung der Bukowina, im 19. durch die Erwerbung Krakaus und Bosniens Millionen slawischer Bevölkerung an Österreich! Wohl gab es auch unter diesen neugewonnenen Landesteilen solche, in denen deutsche Kultur vor Zeiten kaum weniger geblüht hatte als einst in Böhmen. Krakau, das erst unter dem Vorgänger des jetzigen Kaisers mit Österreich vereinigt wurde, bietet das Bild einer alten, deutschen Stadt. Im 15. und 16. Jahrhundert war es in kulturellem Sinne eine Tochterstadt Nürnbergs. Fünfundzwanzig Darstellungen im Krakauer Kodex von 1505 führen uns das dortige bürgerliche Leben vor, zeigen uns die Thätigkeit deutscher Gewerbe und Künste. Die Stadt ist noch jetzt voll von Werken fränkischer Schule, und wenn man dort die prächtigen Gemälde, Schnitzereien und Grabmäler eines Hans von Kulmbach, eines Peter Vischer, eines Voit Stoß schaut, glaubt man an den Ufern der Pegnitz, nicht der Weichsel, zu weilen. Die deutsche Leistung ist noch da, nicht mehr die deutschen Menschen. Die deutsche Stadtkolonie, die einst so Großes geschaffen, suchen wir vergebens. Schon Generationen vor der österreichischen Herrschaft ist sie verschwunden. Wie an so vielen Punkten Böhmens hat auch hier der österreichische Staat bei seiner Besitzergreifung von deutschen Überbleibseln nichts Rettbares mehr angetroffen. So weist denn das heutige Reichsgebiet von den polnischen Landstrichen hinüber bis weit nach Westen gegen das Egerland zu und bis weit gegen Mittag, bis an die Grenzen der Erzherzogtümer zahlreiche Kulturplätze auf, deren Kirchen, Bogenhallen, Rathäuser, Stadtthore, Bildsäulen von glänzender deutscher Vergangenheit erzählen, deren Einwohnerschaft aber, indem sie jetzt slawisch spricht, denkt und handelt, auf das Staatsganze so bestimmende Einflüsse ausübt, daß in neuester Zeit auch dem Slawentum in den südlichen Alpen die Auflehnung gegen deutsche Kultur und deutsches Städtewesen ermöglicht worden ist. Also in der Gegenwart: Verwischung des deutschen Gepräges, Überwachsung deutscher Minderheiten von den Sudeten bis an die adriatische Küste. Viele historische Denkmale auf österreichischem Boden sind deutsch, in ihrem Schatten lagert aber meist slawisches Volk, so daß für den heutigen Beobachter österreichischen Daseins das kulturgeschichtliche Bild mit dem ethnographischen häufig nicht mehr übereinstimmt. Das gilt im österreichischen Süden seit Jahrzehnten, im Norden seit einer Reihe von Menschenaltern, nirgends aber auffallender als in dem mit allen altertümlichen Reizen geschmückten Prag, in welchem deutsche Kaiser zweier Dynastien Hof gehalten und die Künste und Wissenschaften gepflegt hatten. Dort war auch wieder seit dem dreißigjährigen Kriege durch fast zwei Jahrhunderte der äußere Anstrich des Lebens ein deutscher,

bis in unsern Tagen eine scheinbar plötzliche Umwälzung sich vollzog und die schöne Stadt an der Moldau zu einem der vornehmsten Mittelpunkte slawischer nationaler Bewegung machte.

Aber alles bisher Angeführte genügt nicht, um solche rückläufige Entwickelungen, wie sie bald reißend, bald schleichend im südöstlichen Kolonialwesen den Deutschen bemerkbar sind, ganz zu erklären. Man muß sich überdies auch noch der Wirkungen eines großen Weltereignisses auf Osteuropa erinnern: des Vordringens der osmanischen Macht über den Balkan herauf. Die hundertjährige Besetzung Ungarns durch die Türken hat eine zivilisatorische Arbeit von vielen Generationen für immer unterbrochen, hat in den Donauländern ein langsam gefördertes deutsches Kulturwerk des Mittelalters zerstört. Selbst in Niederösterreich und Steiermark haben einzelne, durch den Krummsäbel ausgemordete Landstriche mit nachrückenden Deutschen neu besiedelt werden müssen. Wien ist von da an eine deutsche Grenzstadt geblieben. Die während der Türkennot, vier Menschenalter hindurch, gehemmte Verbindung des Deutschtums mit den ungarischen Gebieten hat sich nie wieder so belebt wie zur Zeit der kräftigen mittelalterlichen Bürgerkolonien.

Unter magyarischen, slovakischen, südslawischen wie tschechischen Bevölkerungen im Reiche giebt es so manchen Ort mit deutschem Namen, in dem man die Deutschen nur auf dem Kirchhof findet. Grabkreuze und Leichensteine berichten, daß hier Deutsche eine Heimat besessen haben, unter den Lebenden erklingt kein deutscher Laut. Es ist auffallend, wie viele von den Männern, die in öffentlichen wie in kulturellen Wirkungskreisen jener nichtdeutschen Völker sich auszeichnen, deutsche Familiennamen tragen. Seit Generationen haben sich Abstämmlinge deutscher Bürgergeschlechter in der Überzahl fremden Volkstums verloren. Die Rolle als vornehme numerische Minderheit, welche dem deutschen Blut im Südosten zufiel, zeigt dieselben Erscheinungen, welche uns die Geschichte andrer Länder von aristokratischen Einwandrern, wie Vandalen, Gothen, Langobarden, Normannen berichtet. Sie alle sind aufgegangen in der großen Menge der sie umgebenden Volksarten. Überall hat das Ausdehnungsvermögen des germanischen Elements auch in der Habsburgischen Monarchie nachgelassen, schon lange bevor in unsrer Zeit die wirtschaftliche Entwickelung und der „Zug nach Westen" die deutsche Auswanderung gänzlich von der südöstlichen Richtung ablenkte. Noch bis in unser Jahrhundert herein waren auf den Ulmer Schiffen schwäbische und alemannische Leute die Donau heruntergeschwommen, um in den Uferstädten des Stromes sich ein Schicksal zu gründen. Tüchtige Bestandteile der Wiener Bürgerschaft entstammten diesen Einwanderern. Es ist bezeichnend für ihre Bedeutung in Handel und Wandel, daß in der Wiener Hanswurstkomödie des vorigen Jahrhunderts Schwabe und Schwäbin als Volksfiguren auftreten. Noch in Ferdinand Raimund's Zauberpossen finden wir ihre Spur. Dann aber verliert sie sich. Seit einigen Menschenaltern fehlt dieser Zuzug aus Südwestdeutschland. Die Schwaben gehen über das Meer nach Amerika, und slawische Böhmen und Mährer überschwemmen jetzt die österreichische Hauptstadt. Ebenso sind in den höheren sozialen Schichten die Beziehungen zwischen Österreich und Deutschland spärlicher geworden. Während

der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts war die Ansiedlung größerer wie kleinerer Unternehmer aus dem Westen in der habsburgischen Monarchie eine nicht seltene Erscheinung; eine Anzahl der bedeutendsten Industrien und kommerziellen Häuser Österreichs ist durch solche gegründet. In dem Maße aber, als die Stellung des Zollvereins im Welthandel erstarkte, eröffneten sich anderwärts viel lohnendere Gebiete für den Erwerbssinn deutscher Kaufleute und Fabrikanten, und die Ziffer derer, die sich nach dem ehemals goldenen Boden Österreichs wandten, wurde von Jahrzehnt auf Jahrzehnt geringer. Ferner hatte noch bis zur Mitte der sechziger Jahre, unter dem Einfluß von Traditionen des alten Reiches, ein stetiger Nachschub von Söhnen der gebildeten Stände aus den deutschen Bundesländern in das kaiserliche Heer und hin und wieder auch in andere Dienstzweige stattgefunden. Viele Familien, insbesondere des Adels der Mittel- und Kleinstaaten und des reichsstädtischen Patriziats, standen dadurch in einem sich immer wieder erneuernden Zusammenhange mit der österreichischen Gesellschaft. Auch dieses Band ist seit der Gründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches zerrissen, die nationale Vereinsamung der Deutschen in Österreich jetzt eine vollständige. Mit Wehmut blicken die Klarsichtigen unter ihnen in die Zukunft. Sie sehen, wie in ihrem Geburtslande, dem die Vorfahren einst ihre Gesittung, ihr Recht, ihre Sprachdenkmäler, ihre Kunst gebracht, das Deutschtum ausgemerzt wird, sie sehen, wie auf diesem teuren Boden, der einem so ehrenvollen Teil deutscher Kulturgeschichte als Schauplatz gedient, sich mehr und mehr fremdes Volk ausbreitet. Ist etwa ihrer Heimat das Schicksal Großgriechenlands bestimmt, das Schicksal jenes herrlichen Landes, wo nur erinnerungsreiche Ortsnamen und gewaltige Tempel davon erzählen, daß dem Dasein des süditalischen Mischvolkes einst große hellenische Tage, viele Griechengeschlechter voll Bildnerkraft, Forschersinnes und erfindenden Geistes voraufgegangen? Das sind nicht bloß unheimliche Gesichte, die einem durch Verletzung überreizten Nationalgefühle entsteigen. Auch Männer, die nie ein nationaler Pulsschlag zu erhitzen pflegt, geben in ihrer Weise ähnlichen Vorstellungen Ausdruck. Ein kosmopolitischer Demokrat wie Adolf Fischhof hat den Deutschen Österreichs, als ihre nationale Not noch nicht die Höhe der Gegenwart erreicht hatte, das Los verkündet, den künftigen Generationen in der habsburgischen Monarchie als „Kulturdünger“ zu dienen. Jedenfalls liegt also seit Jahren der Gedanke nahe, daß der südöstlichen Deutschen die nationale Verkümmerung, vielleicht ein schließlicher Untergang warte. Und das erscheint nur allzu begreiflich in einer Epoche, wo für diese Verlassenen der Zufluß frischer Kräfte von Westen her versiegt, wo die Volksvermehrung in ihren Kernlanden aus wirtschaftlichen Ursachen gehemmt bleibt, und wo gleichzeitig mit den Stämmen des Ostens ein neuer und überaus ernster Kampf ums Dasein entfesselt ist.

Die geographischen Bedingungen, wie sie das kapitalistische 19. Jahrhundert der Entfaltung der Volkskräfte setzt, begünstigen die österreichischen Deutschen in keiner Weise. Ihr Hauptgebiet: die Erzherzogtümer, Salzburg, Obersteier, Kärnten, Nordtirol, gewährt weder tellurisch, was die Bodenerzeugnisse anbelangt, noch oro- und hydrographisch, noch nach der geschichtlichen Entwickelung der

bäuerlichen Besitzverhältnisse die Möglichkeit, daß sie im Gefolge wirtschaftlicher Umwälzungen, dank einem raschen Aufschwunge von Handel, Landbau und Industrie, ihre Bevölkerung verdichten könnten. Unter geradezu entgegengesetzten Bedingungen leben dagegen ihre Minderheiten, insbesondere diejenigen, welche über die Nordprovinzen in national ausgesetzten Lagen zerstreut und großen slawischen Ackerbaugegenden benachbart sind. Diese leiden seit der Mitte des Jahrhunderts unter der überstürzten Entwickelung moderner Produktionsweise inmitten schnell anwachsenden und von allen Seiten eindringenden fremden Volkstums.[1] Zwischen 1880 und 1890 ist die Vermehrung der Deutschen um 2,06 Prozent zurückgeblieben hinter dem Gesamtprozentsatze der Bevölkerungszunahme im österreichischen Staate. Die Massenbewegungen des Zeitalters sind gegen die Deutschen. Zunächst eine Massenbewegung im Raume. Die Entfaltung des Verkehrswesens und der großen Betriebe steigert die Volksmenge in den überwiegend slawischen Sudetenländern gegenüber derjenigen im deutschen Innerösterreich, sie zieht ungezählte Mengen slawischen Landvolkes in deutsche Städte und verschiebt, indem sie die einheimische Bürgerschaft zur Minderheit herabdrückt, deren alten nationalen Charakter. Dann eine geistige Massenbewegung. Die Macht der römischen Kirche über die Gemüter ist im Laufe des 19. Jahrhunderts außerordentlich gewachsen, und überall wird sie, wo zwei Volksarten miteinander ringen, zur Stärkung der kulturell unentwickelteren gebraucht. Aus alter Herrscherklugheit fördern der Episkopat, die Domkapitel, die Seelsorgegeistlichkeit die slawischen Zwecke in Österreich. Sie thun dies teils unmittelbar, indem sie auf den verschiedensten Wegen die slawischen Interessen pflegen, teils mittelbar, indem sie in der deutschen Bevölkerung selbst die großen untersten Schichten und die kleinsten obersten gegen diejenigen unter den eigenen Volksgenossen aufbieten, welche den nationalen Besitzstand zu verteidigen trachten. In ähnlicher Weise werden die Anstrengungen der letzteren durchkreuzt durch die antisemitische Massenbewegung, die Vorfrucht einerseits der klerikalen, anderseits der sozialdemokratischen Saat.

Je stärker im allgemeinen die Rolle der Massen im politischen Leben des Abendlandes hervortritt, je mehr die Gesellschaft sich atomisiert, desto leichter verdunkelt sich bei den herrschenden Kreisen wie bei der öffentlichen Meinung Österreichs das Bewußtsein von dem eigenartigen Werte der im Reiche zwischen den andern Nationalitäten verteilten deutschen Einwohnerschaften. Wenn es nur

---

[1] Im Januar 1888 habe ich in einem zu Wien gehaltenen Vortrage, einer der ersten, darauf hingewiesen, daß seit der Aufhebung der Leibeigenschaft durch Joseph II., seit dem Emporwachsen der Großindustrie und insbesondere seit der Ausbreitung des Eisenbahnwesens eine wirtschaftliche Entwickelung im Zuge ist, welche die alte Stellung des deutschen Elementes im österreichischen Staate allmählich aber sicher untergräbt und namentlich auch die Hauptstadt Wien national auf das ernsteste bedroht. Als charakteristisch für die Zustände der 80er Jahre in Österreich mag verzeichnet werden, daß dieser wissenschaftliche Vortrag nicht durch den Druck zur Kenntnis weiterer Kreise gebracht werden durfte. Als ich ihn veröffentlichte, verfiel die Broschüre der Beschlagnahme. Später wurde er nebst andern Reden von Karl Pröll unter dem Titel: „Zur Lage des Deutschtums in Österreich“ (Adolf Landsberger, Berlin 1888) herausgegeben.

mehr auf die großen Ziffern ankommt, muß die besondere Würdigung weitverzweigter Minderheiten schwinden, welche mit ihrer völkerverbindenden Sprache die gemeinsame Staatstradition, den Zusammenhang des Reiches mit der westlichen Kultur pflegen. Man gewöhnt sich dann wohl, dieses bedeutende Element, welchem, gemäß den sozialen und Bildungszuständen Österreichs, noch immer in Heerwesen, Verwaltung, Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie die vornehmsten Aufgaben zu besorgen obliegt, sowie es auch die Höchstbesteuerten in sich schließt, geradeso der bloßen Kopfzahl nach abzuschätzen wie die slawischen Mehrheiten. Merkwürdig rasch hat eine solche arithmetische Auffassungsweise des Staatsproblems Boden gewonnen. Noch in den 60er Jahren, als die Grundlagen des österreichischen Repräsentativsystems geschaffen wurden, schien ein mehr staatsmännischer Gesichtspunkt zu überwiegen, indem mittelst einer Interessenvertretung zu erreichen gesucht wurde, daß die deutschen Minderheiten ihrer eigentümlichen Bedeutung entsprechend zur Geltung kämen. In der späteren Einzelgesetzgebung aber verliert sich bald dieser Gesichtspunkt. Infolgedessen wird insbesondere das Unterrichtswesen, dieser über die Zukunft der Bevölkerungen so sehr entscheidende Verwaltungsbereich, so einseitig auf den Boden der ziffermäßigen Ausrechnung der Nationalitäten gestellt, daß die öffentlichen Einrichtungen fortan den Sprachgrenzen wie den zerstreuten Pflanzstätten der Deutschen den nötigen Schutz versagen. Wollte man nämlich solchen Schutz gewähren, so durfte man nicht übersehen, daß infolge des ganzen bisherigen Kulturprozesses nahezu nirgends in Österreich der Fall vorkommt, wo eine Bürgerschaft gebildeter, wohlhabender Slawen mit einer niederen deutschen Volksmenge in einem Gemeindeverbande zusammenlebt, daß dagegen der umgekehrte Fall der typische ist. Ebenso mußte man sich klar darüber sein, daß eine Änderung dieser Verhältnisse auch fernerhin nicht zu erwarten stand, weil bei den Verschiebungen der Bevölkerung, wie sie das Eisenbahnwesen und die industrielle Entwickelung herbeiführen, es sich nur sehr selten ereignen kann, daß die kultivierteren, anspruchsvolleren Deutschen in Menge als Handwerker, Arbeiter, Dienstboten in ein slawisches Gebiet einströmen, während die Erscheinung eine tägliche ist, daß die billige slawische Arbeitskraft die deutsche unterbietet und deutsche Städte und Landstriche mit Einwanderung überzieht. Wenn im tschechischen Innern Böhmens Tagelöhne von 30, ja mitunter von 20 Kreuzern bezahlt werden, im deutschen industriellen Nordböhmen dagegen solche von 80 Kreuzern bis 1 ½ Gulden, so kann ein deutscher Zuzug in das slawische Gebiet kaum erfolgen, während umgekehrt ein starker slawischer Zuzug in das deutsche Gebiet sich notwendig herausbilden muß. Es gab somit für die Deutschen niemals ein Interesse, die Einwurzelung neu entstehender deutscher Minderheiten im slawischen Sprachbereiche gesetzlich zu schützen, weil aus wirtschaftlichen Gründen solche Minderheiten nur in verschwindend wenigen Ausnahmsfällen entstehen können; wohl aber gab es für sie ein ganz gewaltiges Interesse, sich vor der Einwurzelung neu entstehender slawischer Minderheiten im deutschen Sprachbereiche gesetzlich zu schützen, weil diese aus wirtschaftlichen Gründen immer wieder neu entstehen müssen. Gegen ein solches Wurzelfassen war in dem Grund-

satze Schutz zu finden, daß, wer zur Verbesserung seiner materiellen Stellung in ein fremdes Sprachgebiet einwandert, seine Nachkommenschaft auch in der dort von den Einheimischen im Verkehr überwiegend gebrauchten Sprache erziehen lassen soll. Ein auf dieser historischen statt einer statistischen Grundlage aufgebautes Unterrichtswesen würde die deutschen Bürgerschaften in die Lage gebracht haben, sich die fremden Zuwanderer wenigstens in der nächsten Generation anzugleichen. So aber müssen sie es über sich ergehen lassen, daß ein wirtschaftliches Unternehmen, eine Fabrikgründung, die Eröffnung eines Bergbaues, welche Zuzug slawischer Arbeiterfamilien veranlassen, ihren seit Jahrhunderten rein deutschen Heimatsort für alle Zeiten zu einem national gemischten, ja vielleicht dereinst zu einem rein slawischen machen. Und sie müssen überdies, wie zum Hohne, diese Wandlung zunächst aus eigener Tasche bezahlen. Denn die neu angesiedelte besitzlose Menge entrichtet keine Abgaben. Die deutschen Steuerträger sind es, die für die Kinder jener slawische Schulen zu errichten und zu erhalten gezwungen werden. Ihren eigenen Kindern müssen sie mit ihrem eigenen Gelde nationale Widersacher heranerziehen. Das nachgewachsene Geschlecht im Orte lebt dann ein friedloses Dasein, bis die proletarische Volksvermehrung der Ausheimischen, ihr allmähliches Emporsteigen in den Mittelstand schließlich in der Gemeinde das Slawentum an die Herrschaft bringt. Die Familien der altansässigen Deutschen aber sind zu kaum geduldeten Fremdlingen geworden im eigenen Vaterhause. So sehen in Wirklichkeit die Ergebnisse einer scheinbaren Gleichberechtigung aus. Für die Deutschen in Österreich wird durch sie summum ius summa iniuria. Den Slawen aber gelingt es an der Hand einer solchen Gesetzgebung einen Zustand zu schaffen, der ihnen nach Ernst von Plener's trefflichem Worte ermöglicht, „die slawischen Orte und Gegenden rein slawisch zu verwalten, die gemischten zu slawisieren, die deutschen zu utraquisieren.“ Diese Entwickelung hat bereits eine ungeheure Ausdehnung genommen. Zahlreiche der ausgesetzteren deutschen Gemeinden sind längst ihr Opfer geworden; jetzt greift sie schon mächtig über in den ehemals geschlossenen deutschen Sprachbereich.

Ein Beispiel statt vieler. In dem deutschen Reichsratswahlbezirke Brüx in Böhmen hat man bei der vorletzten Volkszählung 1000 tschechische Bewohner festgestellt, ein Jahrzehnt später bereits 9000; und dieser Bezirk, welcher noch vor wenigen Jahren eine einzige slawische Volksschule aufwies, besitzt gegenwärtig nur mehr einen einzigen Ort, in dem sich keine tschechische Schule befindet. So rasch wird der deutsche Teil Böhmens vom Slawentum durchsetzt und Schritt für Schritt der Entdeutschung zugeführt. Wahrlich, unter dem Gesichtspunkt des Besitzstandes deutscher Nation handelt es sich dort nicht um Geringes. Und doch, wie stumpfsinnig verhält sich die heutige Generation! Welche Teilnahme in Nord und Süd fand vor 30 und 40 Jahren das den Schleswig-Holsteinern drohende Schicksal! Die Volkszahl der Deutschen in Böhmen aber ist mehr als noch einmal so groß wie die der Elbherzogtümer vor ihrer Befreiung aus dänischer Fremdherrschaft. Und fast auffallender noch als in Böhmen schwindet in Mähren das Deutschtum, da ihm in diesem Lande ein größeres, geschlossenes Sprachgebiet mangelt.

Sechzehn deutsche Städte sind dort in einem einzigen Jahrzehnt gefallen, andre führen ein nur gefristetes Leben. Die deutschen Stadtkolonien Mährens, welche seinerzeit nicht so wie viele in Böhmen durch die Hussiten ausgemordet wurden, ereilt nun in unsern Tagen das Verhängnis. Sie sind fast alle von wirtschaftlichen Zonen umgeben, deren slawische Bauernschaft sie mit Schwärmen von Gesinde, Tagelöhnern, Arbeitern überzieht. Ähnliche Verhältnisse bedrohen die deutschen Städte und Marktflecken Untersteiermarks, nur daß dort vielleicht der geringeren natürlichen Kraft des Slovenentums durch künstliche Umtriebe des Klerus etwas stärker nachgeholfen werden muß. In Krain, wo der grundbesitzende Adel, die wohlhabende Stadtbürgerschaft und alles, was große Abgaben leistet und feinerer Bildung angehört, deutsch ist, erinnert die soziale Gliederung an jene in den russischen Ostseeprovinzen. Leider erinnert aber auch die Lage der Deutschen in Krain an diese Provinzen. Auch die krainischen Deutschen sind im öffentlichen Leben ihrer Heimat zu gänzlicher Ohnmacht herabgesunken. Nur in Kärnten hatte die slovenische Bewegung bisher wenig Erfolg aufzuweisen, da nach gegebenen geographischen Bedingungen für die wendischen Bauern der Schwerpunkt ihrer wirtschaftlichen Interessen in einem so ausgedehnten deutschen Gebiete liegt, daß sie Ursache haben, sich dem deutschen Elemente freundlich anzuschließen. Trotzdem ist seit etwa drei Jahren ein wachsender Einfluß der slawischen Aufwiegler auch in Kärnten bemerkbar geworden. In Görz und Gradisca betrug die relative Abnahme des Deutschtums von 1880 auf 1890 nicht weniger wie 17,95 Prozent. Während desselben Zeitraumes war in Niederösterreich, wo die Reichshauptstadt Wien größere Anziehungskraft auf die dichte Bevölkerung der nördlichen Nachbarprovinzen als auf die dünne Population der Alpenländer ausübt, das Tschechentum um 52,6 Prozent gestiegen. Bei der Volkszählung von 1880 hatten sich in Wien 61 257 Personen zur tschechischen Umgangssprache bekannt, im Jahre 1890 nicht weniger als 93 481. Insbesondere der Zuzug tschechischer Lehrlinge läßt erwarten, daß im nächsten Menschenalter die Mehrzahl der Gewerbemeister der Reichshauptstadt slawischer Abstammung sein wird. Der in Prag, Pilsen, Laibach und vielen Plätzen Böhmens, Mährens, Untersteiermarks, Krains nahezu beendigte Prozeß ist also auch in Wien in vollem Zuge. Schon begehren slawische Stimmführer, es müßten die oberen Lagerungen der Wiener Gesellschaft durch Gesetze daran gehindert werden, sich durch deutsche Schulen die nächste Generation der Einwanderer zu assimilieren. Man sieht, diese Tribunen verstehen besser als die staatlichen Organisatoren der österreichischen Schule die Wirkungen des modernen Verkehrswesens zu schätzen und zu nützen, wie sie in den Vermischungen der Volksarten sich zeigen. Wie groß und wie fortschreitend diese Wirkungen sind, entnimmt man daraus, daß im Jahre 1869 in Österreich noch von je 100 Einwohnern 79 in ihrer Aufenthaltsgemeinde heimatberechtigt waren, im Jahre 1880 nur mehr 70 und im Jahre 1890 sogar nur mehr 64. In der Reichshauptstadt betrug im Jahre 1892 der heimatberechtigte Grundstock des Wienertums bloß 32,4 Prozent der Gesamtbevölkerung der Stadt. Da ein sehr wesentlicher Teil solcher Vertauschung der heimischen Scholle gegen eine neue Wohnstätte auf

Rechnung der Übersiedlung slawischer ländlicher Arbeiter in deutsche Stadtgemeinden und Fabrikorte kommt, so hätte eine wohldurchdachte Schulorganisation eine bedeutsame Ausdehnung des deutschen Sprachbodens im Reiche, die allmähliche Heranbildung jener aufsaugungskräftigen Hauptnationalität in Österreich anbahnen können, deren Mangel ja die tiefe Krankheitsursache dieses Staates ist. Statt dessen führte die Gesetzgebung eine Entwickelung herbei, in welcher die anfänglich zunehmende Sprachenmischung mit der Aufzehrung ihrer deutschen Bestandteile enden muß. Keine Thatsache kann eine solche Unterrichtspolitik schärfer beleuchten wie die, daß das erfolgtrunkene Slawentum bereits die Eroberung des seit bald neun Jahrhunderten deutschen Grundes in Aussicht nimmt, auf dem Wien erbaut ist. Wenn den Deutschen der Sudetenländer und den Alpendeutschen einmal ihr nationaler Mittelpunkt an der Donau fehlt, dann muß sich ihr Verteidigungskampf in kleine Einzelgefechte auflösen, in denen sie zermalmt werden. Dahin steuert aber die Entwickelung, und jedenfalls kann man schon heute, wo sie vermutlich den Höhepunkt noch nicht erreicht hat, sagen, daß nirgends im Abendlande die großen technischen Erfindungen, welche die schwerfälligen, am Acker klebenden Massen in Fluß bringen und sie an Knotenpunkten häufen, so eigentümliche Veränderungen im nationalen Charakter vieler Gegenden bewirken wie in Österreich. (Schluß folgt.)



Die polnische Revolution vom Jahre 1863.

Aus dem Tagebuche eines verstorbenen Diplomaten.

(Fortsetzung.)

Langiewicz hatte seine Operationen an der Galizischen Grenze begonnen und suchte nach den ersten Erfolgen sich der Hauptstadt zu nähern. In Warschau war man über diese Nachricht in der höchsten Aufregung. Wenn es Langiewicz in der That gelang, bis unter die Thore der Hauptstadt vorzubringen, so war dort eine Massenerhebung so gut wie gewiß. Es hatte sich in Warschau bereits eine Menge verdächtigen Gesindels angesammelt, so daß man täglich auch dort dem Ausbruch der Revolution entgegensah. Was sollte aber dann der Großfürst thun? Seine Freunde traten jetzt offen mit dem Rat vor, er solle sich zum König proklamieren lassen und an die Spitze der Bewegung stellen. Diese Frage begann bereits allgemein behandelt zu werden. Notorisch ist, daß der Großfürst gestattete, sie in seiner Gegenwart zu ventilieren. Allerdings schreckte er noch vor dem Schritt zurück, sich durch einen Akt des Verrats der Krone Polens zu bemächtigen, doch glaube ich mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß man sich damals mit der Hoffnung trug, die Ereignisse würden sich so gestalten, daß man in St. Petersburg selbst es als eine Notwendigkeit betrachten mußte, die

Selbständigkeit Polens unter der Souveränität Constantins zu gewähren. Wie die Sachen damals in Rußland standen, hätte ein großartiger Erfolg des Langiewicz die Regierung allerdings leicht zu diesem äußersten Mittel zwingen können. Neue Truppen nach Polen zu schicken, wäre unmöglich gewesen, ja es war sogar fraglich, ob man nicht gezwungen sein würde, die dort befindlichen zum Teil zurückzurufen, falls, wie es den Anschein hatte, auch in Rußland ein Aufstand ausbrechen sollte.

Ich weiß nicht, wozu der Marquis Wielopolski dem Großfürsten damals geraten hat. Öffentlich sprach er seine Ansichten nicht aus, ja ließ dieselben nicht einmal erraten. Wielopolski bewies auch in dieser bewegten Zeit die große Selbstbeherrschung, die er jederzeit über sich geübt. Wenn man ihn damals sah, mußte man glauben, seine Seele sei auch nicht von dem leisesten Hauch innerer Bewegung erregt, so ruhig lächelnd war sein Antlitz. Und doch, was mag sich damals in dem Herzen dieses Mannes zugetragen haben? Die Ereignisse schienen seine Pläne auf das merkwürdigste zu begünstigen. Es hing an einem Haare, und Großfürst Constantin war König, ja sogar legitimer und anerkannter Herrscher Polens, und Wielopolski sein allmächtiger Minister. Ja, der Zarenthron selbst schien zu wanken, und wie? wenn er stürzte, war es denn nicht möglich, daß Constantin, der liberale König von Polen, nicht auch zum Herrscher in Rußland ausgerufen würde? Und wenn der Schwerpunkt dieses neuen Reiches dann nach Polen verlegt wurde, wären damit nicht die kühnsten Träume Wielopolski's verwirklicht gewesen? Allerdings, ob schließlich, wenn alles dies geglückt wäre, nicht eine neue Revolution den Thron Constantins gestürzt und die Republik proklamiert hätte, ist eine andre Frage. Ein Versuch hierzu wäre wohl unzweifelhaft sehr bald gemacht worden. Man scheint in St. Petersburg einen Augenblick der völligsten Mutlosigkeit gehabt zu haben. Daß Großfürst Constantin nicht der Mann war, die Revolution mit kräftiger Hand zu bändigen, wußte man dort ja längst, warum ersetzte man ihn also nicht schon damals durch den Grafen Berg oder einen andern General von erprobter Energie? Ich glaube, man hatte sich in St. Petersburg so ziemlich mit der Notwendigkeit vertraut gemacht, Polen aufzugeben, und wollte dasselbe wenigstens in Gestalt einer Sekundogenitur der herrschenden Dynastie erhalten. Zwar stimmten jetzt viele in der Umgebung des Kaisers für eine vierte Teilung Polens (d. h. Abtretung des Landes bis zur Weichsel und Narew an Preußen); doch hatten die Anhänger Wielopolski's und des Großfürsten Constantin immer noch zu sehr das Ohr des Kaisers, um jenem Projekt eine ernstliche Beachtung zu geben. Vermutlich hätte Preußen sich auch sehr entschieden gegen eine solche polnische Länder-Cession gesträubt. Ich sage, die Anhänger des Großfürsten und Wielopolski's hatten damals noch das Ohr des Kaisers. Aber wer waren denn diese Partisane? wird man fragen. Wären es russische Staatsmänner gewesen, so wüßte man wahrlich nicht, was man erstaunlicher finden sollte, deren Kurzsichtigkeit oder Mangel an patriotischem Gefühl. Ich glaube indes, weder Großfürst Constantin noch Marquis Wielopolski zählten damals unter den Männern des russischen Hofes viele Freunde.

Und wenn diese wenigen zum Worte gelangten, so geschah es nur, weil die andern schwiegen. Die einen thaten dies, weil sie in der Statthalterschaft des Großfürsten das beste Mittel sahen, ihn in sein eigenes Verderben rennen zu sehen, die andern, weil sie dadurch hofften, das russische Reich für immer aus der ihnen gefährlich erscheinenden Verbindung mit Polen zu lösen. Selbst die Militär-Partei wagte noch nicht offen gegen den Großfürsten aufzutreten, denn die unmittelbar erfolgte Entlassung des General Baron Ramsay, bisherigen Oberbefehlshabers der Truppen in Polen, hatte bewiesen, daß der Kaiser denn doch nicht gewillt war, seinen Bruder so ohne weiteres jeder Verdächtigung preiszugeben. Der Staatskanzler Gortschakoff erkannte zwar sehr wohl die Gefahr, die für Rußland darin bestand, daß der Großfürst aus Schwäche oder ehrgeiziger Absicht die Revolution in Polen so mächtig hatte anwachsen lassen, doch war es nie Sache dieses Ministers, seine Ansichten zur Geltung zu bringen, falls er damit auf Widerstand bei seinem kaiserlichen Herrn stieß. Kurze Zeit vor der Ernennung des Großfürsten und des Marquis Wielopolski hatte Gortschakoff an einen vertrauten Freund geschrieben: „Wielopolski nous éblouit par son esprit, mais par son caractère il se rend impossible.“ Trotzdem war dieser Staatsmann der erste, als die neue Kombination fertig war, dieser öffentlich Beifall zu klatschen.

Um gerecht zu sein, muß man indes sagen, daß es damals in der That sehr schwierig war, das Rechte zu treffen. Ich habe eben ausgeführt, in welcher bedenklichen Lage sich Rußland zu jener Zeit in seinem Innern befand und wie die Verhältnisse sich leicht so hätten gestalten können, daß ein Aufgeben Polens eine Notwendigkeit geworden wäre. Denn allerdings war ein Großfürst an der Spitze Polens immer noch besser als ein Mieroslawski oder vielleicht gar der rote Prinz von Frankreich. Die panslawistischen Ideen, wie sie Wielopolski zur Ausführung zu bringen hoffte, kannte man jedenfalls nicht, oder hätte sie höchstens verlacht. Man dachte in St. Petersburg zunächst nur daran, das Staatsschiff glücklich durch die gefährlichen Klippen zu steuern, in welche es infolge der drohenden Gärung im Innern des Landes geraten war. Polen aber war nicht Rußland, man begnügte sich daher vorläufig damit, den dort ausgebrochenen Aufstand so viel als thunlich zu lokalisieren, indem man der Revolution in Litauen einen blutigen Damm entgegensetzte. Ich werde später berichten, in welcher Weise diese Aufgabe gelöst wurde.

Einstweilen war man mitten im Strudel der Bewegung, und noch war es nicht klar, von welcher Seite her die größte Gefahr drohte. Man riet dem Kaiser, den Ballast des aufrührerischen Polen über Bord zu werfen. Ist es ein Wunder, wenn er bei der drohenden Lage der Dinge einen Augenblick auf diesen Rat hörte? Diejenigen, die dem Kaiser zu dem ersten Schritt, der Ernennung des Großfürsten und Wielopolski's, geraten hatten, waren nur konsequent, wenn sie ihm jetzt auch zu dem zweiten, der gewährten Selbständigkeit Polens, rieten. Ich habe erzählt, wer den Großfürsten und seinen Minister in Polen ans Ruder gebracht, ich brauche daher nicht zu wiederholen, wer auch jetzt wieder zu denen gehörte, die deren Sache plaidierten. Oxenstierna hat bekanntlich das Wort aus-

gesprochen: „Es ist unglaublich, mit wie viel Unverstand die Welt regiert wird.“ Dies zeigte sich auch jetzt wieder, denn statt einfach sich in dieser kritischen Lage mit Männern der That zu umgeben, lieh Kaiser Alexander II. sein Ohr den Theorien von Frauen, die gewiß sehr geistreich und nicht minder gefühlvoll waren, aber, wie dies fast immer bei Frauen geschieht, nicht mit einer kühlen Erwägung der Thatsachen, sondern mit persönlichen Sympathien oder Antipathien rechneten.

Alexander II. hat eine seltene Pietät für die Freunde und Räte seines verstorbenen Vaters. Die Großfürstin Helene aber gehörte bis zu des Kaisers Tode zu den Personen seines vertrautesten Umganges. Tag für Tag erschien Nikolaus zu derselben Stunde bei seiner Schwägerin Helene Pawlowna, mit welcher er die Gewohnheit hatte, alles zu besprechen, worüber er zu entscheiden hatte. Alexander II. hat diese Gewohnheit seines Vaters beibehalten. Der Ausspruch seiner hohen Tante war auf seine Entschließungen stets von der höchsten Bedeutung. Es ist daher wohl begreiflich, daß die Ansichten der Großfürstin über die Verhältnisse in Polen für den Kaiser von hohem Gewicht waren, um so mehr, als er sich mit ihr über den Großfürsten Constantin, seinen Bruder, in einer Weise aussprechen konnte, wie dies selbst bei seinen vertrautesten Räten kaum möglich war, da die Rücksicht gegen den Kaiserlichen Prinzen natürlich so manche Reserve auferlegte. Ich habe bereits weiter oben angedeutet, in welcher Weise die Großfürstin Helene die Polnische Frage auffaßte. Ich glaube, die Großfürstin stand in ihren ursprünglichen Ansichten auf dem Standpunkte Kaiser Alexander I. und wünschte wohl die Polen national und freisinnig regiert zu sehen, dachte indes nicht daran, von Hause aus eine völlige Lostrennung Polens von der Krone Rußlands zu begünstigen. Als jedoch die Revolution in Polen bereits gefährliche Dimensionen angenommen hatte und in Rußland selbst der Aufruhr drohte, mag sie ein freiwilliges Aufgeben Polens wohl auch für das nach ihrer Überzeugung Heilsamste erachtet haben. Die Großfürstin erhielt unausgesetzt die umständlichsten Nachrichten über die Vorgänge in Polen durch die von mir bereits erwähnte Frau von K., geb. Gräfin N., die zu jener Zeit in Warschau lebte und sich sowohl des unbedingtesten Vertrauens der Großfürstin Helene als des Großfürsten Constantin und dessen Gemahlin, deren fast täglicher Gast sie war, erfreute. Die außergewöhnlichen Fähigkeiten dieser ebenso geistreichen als liebenswürdigen Frau gaben ihren Urteilen gewiß auch in allen andern Dingen ein besonderes Gewicht, nur leider nicht in dem, womit sie sich am liebsten beschäftigt, der Politik. In allen politischen Fragen urteilt Frau von K. stets als Frau, und zwar als Frau von Herz, daher auch immer nur mit dem Herzen. Alle ihre Sympathien waren auf Seiten der Polen, was begreiflich erscheint, da, wie schon erwähnt, ihre Mutter aus polnischer Familie stammte. Blut wird niemals Wasser, natürlich daher, daß das polnische Blut (vielleicht auch die katholische Religion) Frau von K. polnische Instinkte und polnische Anschauungen gab. Jedenfalls sah sie zu jener Zeit die Sache Rußlands in Polen nicht nur als eine ungerechte, sondern auch als eine verlorene an. In diesem Sinne berichtete sie an die Großfürstin Helene und diese wieder an den Kaiser.

Eine andre Quelle, aus welcher der Kaiser direkte Mitteilungen aus Warschau erhielt, war die Gräfin K. Ich hatte bereits weiter oben gesagt, daß die Gräfin von Anfang an die Vertraute Wielopolski's und seine eben so ergebene als einflußreiche Sachwalterin beim Kaiser gewesen war. König Wilhelm sagte mir einmal über die Gräfin: sie sei ein Männerkopf. Ich habe Ursache zu glauben, daß Alexander II. die Ansicht seines Königlichen Oheims teilte. Jedenfalls legte er großes Gewicht auf das Urteil dieser, allerdings mit seltener Schärfe des Geistes begabten Frau, und unterhielt eine stete Korrespondenz mit ihr. Was ich von Frau von K. sagte, würde indes bei der Gräfin K. nicht zutreffend sein. Diese war fern von allen Sentimentalitäten, die ihre Quelle in den zarten Empfindungen des weiblichen Herzens finden. Die Ansichten oder Handlungen der Gräfin K. sind, glaube ich, nur dann von den Eingebungen ihres Herzens geleitet worden, wenn auch der Verstand ausdrücklich seinen Konsens dazugegeben hatte. Dies ist kein Fehler, vielmehr ein Vorzug, der das Wort des Königs vollkommen rechtfertigt. Die Gräfin war die vertraute Freundin des Marquis Wielopolski, weil die Geister beider jedenfalls zu viel Analoges besaßen, um in ihren Schlüssen nicht zu demselben Resultat und somit auch zu demselben Streben zu gelangen. Außerdem war auch die Gräfin K. (ebenso wie Frau von K.) durch ihre Mutter Polin und Katholikin, zwei Eigenschaften, die, wie schon gesagt, gerade bei dieser Nationalität nie zu trennen sind. Es liegt überdies, namentlich für Frauen, ein gewisser poetischer Reiz darin, mit irgend welchen Fasern seines Herzens an einer unglücklichen, unterdrückten Nation zu hängen und für deren Wiedergeburt thätig zu sein. Das Märtyrertum schafft ja stets leidenschaftlichere Anhänger als aller Ruhm und Glanz der Welt. Dieser Satz auf die Gräfin K. angewandt, scheint fast paradox, nachdem ich zuvor gesagt, daß ihre Ansichten sich nie von ihrem Herzen beeinflussen ließen. Doch hier trat der Fall ein, wo der Verstand mit dem Herzen Hand in Hand ging. Die Gräfin gehörte überdies zu den Politikern, die, ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben, den baldigen Zerfall des russischen Reichs vorhersehen. Die Geschichte hat allerdings gelehrt, daß Reiche von so unermeßlicher Ausdehnung wie Rußland mit der Zeit zerbröckeln. Sie lehrt aber auch, daß ein solcher Zerfall immer nur die Folge eines Stillstandes auf der Bahn geistigen und politischen Fortschritts ist. Dieser führt durch die Stockung des jedem organischen Wesen zu seiner Existenz notwendigen Erneuerungsprozesses allmählich zur inneren Fäulnis und endlich zu einem völligen Absterben.

Es fragt sich nur, ob Rußland bereits in seiner geistigen wie politischen Entwickelung zu einem solchen Stillstand gelangt ist, oder ob die sich vollziehende Umwandlung seiner sozialen Verhältnisse, namentlich die durch Emanzipation der Bauern angebahnte Bildung eines bis dahin gänzlich fehlenden gesunden Mittelstandes, dem Reiche Ruriks nicht neue Garantien für seine fernere Entwickelung und Erhaltung geben sollten. Was bisher die größte Gefahr für Rußland ausmachte, war die in jeder Hinsicht völlige Überlebtheit der höheren Stände und die im grellsten Gegensatz hierzu stehende Roheit der weitgrößten Masse des

Volkes. Sollten diese unheilvollen Gegensätze zu lösen und in einen veralteten Staatsorganismus das verbindende und ausgleichende Mittelglied eines gesunden und kräftigen Bürgertums einzufügen sein, aus dem sich Richterstand und Beamtentum rekrutieren können, so würde dadurch dem Bestande des mächtigen Reiches eine sehr wesentliche Stütze geschaffen sein. Eine andre Frage ist freilich, ob sich in Rußland die unter sich so völlig heterogenen Nationalitäten je mit einander werden verschmelzen lassen oder ob nicht eine gewaltsame Emanzipation der jetzt in ihrer Nationalität und ihrem Glauben gleichmäßig unterdrückten Völkerstämme nicht über kurz oder lang zu einer Zertrümmerung des russischen Kolosses führen muß? Es kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, diese verschiedenen Fragen einer näheren Erörterung zu unterwerfen. Wie allgemein bekannt, giebt es viele Politiker, die an den nicht allzufernen Zerfall des jetzigen russischen Reiches glauben, und ich habe nur konstatieren wollen, daß die Gräfin K., wenigstens zu jener Zeit, zu diesen gehörte. Man wird sie deshalb auch nicht verdammen können, wenn sie, von dieser Überzeugung ausgehend, ihre Hand dazu bot, aus dem erwarteten Schiffbruch des Ganzen wenigstens einen Teil zu retten. Es war kein Verrat, den sie trieb, als sie für die Wiederherstellung Polens wirkte, denn nach ihrer Ansicht war dies eine politische Notwendigkeit, der man sich nicht entziehen konnte, bei der es also klüger erschien, das Prävenire zu spielen. Ich glaube nicht das Vertrauen, das ich vielfach genoß, zu mißbrauchen, indem ich vorstehendes niederschreibe. Wem es, wie mir, so manches Mal vergönnt gewesen ist, hinter die Koulissen des politischen Welttheaters blicken zu dürfen, würde eine merkwürdige Indifferenz verraten, wenn er nicht wenigstens eine Zeichnung von der Maschinerie nähme, die das Ganze in Bewegung setzte. Ich habe überhaupt nicht die Absicht, diese Blätter zu veröffentlichen, denn ich möchte weder eine Indiskretion begehen, noch weniger aber etwas schreiben, was möglicher Weise wie ein Pamphlet erscheinen könnte. Vielleicht einmal später, wenn die polnische Revolution von 1863 bereits längst der Vergangenheit angehört, werde ich in der Lage sein, diese Aufzeichnungen einer unparteiischen Geschichtsschreibung zur Disposition zu stellen.

Um auf die Gräfin K. zurückzukommen, so will ich nur noch bemerken, daß sowohl das Vertrauen des Marquis als auch die Stellung ihres Gemahls die Gräfin zwar vollständig in die Lage setzten, die genaueste Kenntnis aller Verhältnisse im Königreich zu erlangen, daß sie dieselbe jedoch, soviel ich weiß, nie genißbraucht hat, um in St. Petersburg unnötig zu alarmieren. Ich glaube im Gegenteil, daß die Mitteilungen der Gräfin sachlich stets exakt und ohne jede Übertreibung waren. Ihr Hauptzweck war lediglich, den Marquis Wielopolski beim Kaiser gegen die Anklagen seiner Gegner zu schützen, im übrigen aber ließ sie die Dinge sich selbst entwickeln und begnügte sich, sie zu berichten und ihre Tragweite in das gehörige Licht zu stellen.

Als Langiewiecz seine ersten Erfolge errungen hatte und man in Warschau bereits an seinen siegreichen Einzug in die Hauptstadt Polens glaubte, beeilte sich die Aktions-Partei, die Welt von den rein nationalen Tendenzen der Re-

volution zu überzeugen. Dieselbe Komödie hatte man bereits 1831 gespielt, indem man, um jede Besorgnis eines republikanischen Polen bei den Mächten zu zerstreuen, die Krone Polens, allerdings erfolglos, verschiedenen Prinzen angeboten hatte. Auch jetzt fühlte man sich noch nicht stark genug, um die Maske abzuwerfen, und verbreitete daher das Gerücht, daß es der Nation sehr am Herzen liege, sich einen erblichen, konstitutionellen König zu geben. Wolle der Großfürst Constantin die Krone annehmen, so werde man ihn einstimmig zum König wählen, wo nicht, hätte man bereits seine Blicke auf den Erzherzog Maximilian von Österreich (späteren Kaiser von Mexiko) gerichtet. Das schlug durch. In den Augen Rußlands hatte Österreich damals der polnischen Insurrektion gegenüber eine nicht so zweifellose Haltung angenommen wie Preußen, so daß man an die Begünstigung eines solchen Projekts von Wien aus wohl glaubte.

Die Geneigtheit des Großfürsten, die Krone anzunehmen, war bekannt. Wie gesagt, war auch an der Einwilligung des Kaisers kaum mehr zu zweifeln. Man zögerte nur noch in St. Petersburg, das entscheidende Wort zu sprechen, weil man nach einem Vorwand suchte, der Sache wenigstens den Schein einer freiwilligen Entschließung zu geben. In Warschau herrschte freudige Erregung bei dem Gedanken, daß die Insurrektion nun bald beendet und die nationalen Wünsche zur Erfüllung gelangen sollten. Adel und Bürgerschaft ergriffen diese Gelegenheit mit Begier, den Großfürsten ihr früheres illoyales Benehmen vergessen zu machen, und bereits wurde eine Deputation von den Notabeln des Landes verbreitet, um dem Großfürsten die Krone Polens anzutragen.

Zum Glück für Rußland erwiesen sich indes die Thatsachen mächtiger als die Ratschläge der Großfürstin Helene und ihrer politischen Freundinnen. Denn während man in St. Petersburg noch über die Neugestaltung Polens beriet, traf plötzlich die Nachricht ein, Langiewicz, der siegreiche Diktator, sei geschlagen, seine Truppen gesprengt und er selbst nach Galizien geflohen, wo er sich den österreichischen Behörden ausgeliefert habe. Diese Nachricht traf wie ein Donnerschlag in Warschau. Wie die Spreu vor dem Winde war der ganze Königsspuk zerstoben, und die starke Hand der russischen Militärgewalt wurde plötzlich wieder fühlbar. Die Befehle, die der Großfürst als Oberbefehlshaber der Armee gegen Langiewicz gegeben, waren diesmal nur zu gut ausgeführt worden. Die Generale hatten begriffen, daß, wenn der Diktator noch einen einzigen Erfolg zu erringen vermöge, Polen für Rußland verloren sei. Diese Erkenntnis wirkte Wunder. Die ebenso widersinnigen als schwachen Anordnungen des Großfürsten wurden in einer Weise interpretiert und ausgeführt, die nichts zu wünschen übrig ließ. Die russischen Generale operierten mit einer Energie und Übereinstimmung, die, drei Monate früher, der ganzen Insurrektion in dreimal 24 Stunden ein Ende gemacht hätte. Man muß allerdings sagen, daß den Herren das Messer an der Kehle saß. Denn gelangte Polen zur Selbständigkeit, so war für die Russen an ein weiteres Bleiben im Lande nicht mehr zu denken. Aber auch im eigenen Vaterlande pflegen Generalen, denen man den Verlust einer Provinz verdankt, keine Lorbeerkränze geweiht zu werden. Die hohen Offiziere hatten eingesehen,

daß ihr unentschlossenes Operieren, statt, wie sie gehofft, die Abberufung des Großfürsten zu bewirken, ganz den entgegengesetzten Effekt hervorbrachte und demselben fast die Krone Polens gab. Sie änderten also rasch ihre Taktik. Wie es unter diesen Umständen nicht anders möglich war, gelang es nun ohne allzu große Mühe, das Gros der Insurgenten zu schlagen und zu zersprengen. Wäre jetzt, statt des Großfürsten, ein energischer Obergeneral an der Spitze der Armee gewesen, so unterlag es keinem Zweifel, daß nach diesem Schlage gegen Langiewicz alsbald das Land auch von den übrigen Banden hätte gesäubert werden können. Die völlig unbegreiflichen Anordnungen des Großfürsten vereitelten indes jeden weiteren Erfolg. Zwar war ein Teil des Langiewicz'schen Korps über die Galizische Grenze gedrängt und dort entwaffnet worden, der Rest hatte sich jedoch in das Innere des Landes geflüchtet und konnte sich dort, völlig unbelästigt, zu neuen Guerilla-Banden formieren. Was dachte sich der Großfürst? Gab er sein Spiel noch nicht verloren, oder, weil er es verloren sah, sank er in völlige Unthätigkeit zurück? —

Mit der Nachricht von der Niederlage des Langiewicz waren auch andre für die Russen ebenso erfreuliche Berichte, sowohl aus Litauen, als aus dem Innern des Reichs eingelaufen.

In Litauen war es dem neuernannten General-Gouverneur Murawiew gelungen, die Insurrektion in kurzer Zeit fast gänzlich zu ersticken. Bereits bei seinem Eintreffen in Wilna hatte der General den ihn begrüßenden Notabeln gesagt: „Ich gehöre nicht zu den Murawiew's, die gehängt werden (1831 war in Warschau ein Murawiew vom Volk an den Galgen gebracht), sondern zu denen, die hängen lassen". Er hielt Wort. Die strengsten Maßregeln wurden getroffen. Jeder mit den Waffen in der Hand ergriffene Insurgent wurde ohne weiteres füsiliert und, hatte er Vermögen, dasselbe konfisziert. Die Verdächtigen wurden verhaftet und auf die leisesten Indizien hin gehängt, während ihr Vermögen gleichfalls der Konfiskation verfiel. Ja, selbst eine notorisch oder angeblich illoyale Gesinnung genügte, um nach Sibirien deportiert zu werden. Jeder Ort, wo sich Insurgentenscharen gebildet oder aufgehalten hatten, oder wo dieselben nur in irgend welcher Weise unterstützt worden waren, wurde durch Feuer zerstört und dem Erdboden gleich gemacht. Die Bauern, die sich für die Regierung erklärten, wurden mit den konfiszierten Ländereien der Edelleute belohnt. Wer eine wichtige Denunziation machte, erhielt, falls er selbst kompromittiert war, Straffreiheit, außerdem reiche Belohnung. Durch solche Mittel gelang es bald, die ganze Provinz von den Aufständischen zu säubern und die Ruhe wieder herzustellen. Für Murawiew war es freilich nur der traurige Ruhm, der Alba Litauens geworden zu sein. Doch wurde dieses Land durch ihn wenigstens der Krone Rußland erhalten, wenn auch nur als ein großes Leichenfeld, mit Blut getränkt und bedeckt mit den rauchenden Trümmern zerstörten Wohlstands. Sollten die Regierungen denn nicht endlich lernen, daß Strenge zur rechten Zeit die wahre Milde ist? Wäre ein Murawiew zur rechten Zeit nach Polen geschickt, so hätte

ein Gortschakow gut sein Nachfolger werden können. Umgekehrt aber mußte auf den unzeitig milden Gortschakow der blutige Murawiew folgen. — —

Auch in Rußland selbst hatte die Revolution ihr Spiel verloren. Die fürchterlichen Brände, durch die man gehofft hatte, das Volk zu einem verzweifelten Aufstande zu treiben, hatten gerade das Gegenteil bewirkt von dem, was man beabsichtigt hatte. Der Kaiser hatte bei dem Unheil, von dem sein Volk in so gräßlicher Weise heimgesucht wurde, soviel persönliche Teilnahme und Aufopferung bewiesen, er hatte mit so freigebiger Hand dem Elend zu steuern gesucht, mit einem Worte, er hatte sich so als Vater seines Volkes gezeigt, daß die Herzen seiner Russen ihm wärmer denn je entgegenschlugen. Aller Haß kehrte sich gegen die teuflischen Urheber alles dieses Unglücks; der vergiftete Pfeil, der dem Kaiser gegolten, war auf den Schützen zurückgeprallt.

Auch die in Polen scheinbar siegende Rebellion machte schließlich in Rußland einen ganz andern als den erwarteten Eindruck. Statt daß die unzufriedenen Elemente in Rußland sich den polnischen Rebellen anschlossen, wurde das russische Nationalgefühl von den Erfolgen der verhaßten Polen und Lateiner über die russischen Truppen immer mehr und mehr verletzt. Ganz Rußland erhob sich plötzlich wie ein Mann um für die Niederwerfung des polnischen Aufstandes mitzukämpfen. Aus allen Teilen Rußlands kamen zahlreiche Deputationen des Adels, der Bürger und Bauern nach St. Petersburg, um dem Kaiser, falls es ihm an Mitteln fehlen sollte, Gut und Blut anzubieten. Die ganze Armee verlangte nach Polen geschickt zu werden. Die Stimmung in Rußland hatte mit einem Schlage einen völligen Umschwung erlitten. Die durch die demagogischen Wühlereien bereits gelockerte Eintracht zwischen Zar und Volk war durch den Drang nach Vernichtung des gemeinsamen Feindes aufs neue befestigt worden. Der alte Nationalhaß der Russen gegen die Polen war auf das heftigste wieder erwacht. Um sich ihm ganz hingeben zu können, vergaßen die hadernden Parteien in Rußland ihren Zwist, die Unzufriedenen ihre Klagen, die Verletzten ihren Groll. Alle scharten sich in begeisterter Eintracht um den Kaiser mit dem Rufe: führe uns gegen Polen! — Die gefährlichen Gewitterwolken, die über dem russischen Reiche geschwebt hatten, waren vor dem intensiven Lichte der Vaterlandsliebe gewichen, die drohende Gärung einer sozialen Umwälzung war von der Springflut des erwachenden Nationalgeistes fortgespült worden. Die entscheidende Krisis für Rußland war glücklich überwunden. Der Thron der Romanow stand fester denn je. —

Alle diese Nachrichten hatten in Warschau eine unbeschreibliche Bestürzung hervorgebracht. Es war klar, daß unter solchen Umständen für jetzt jede Hoffnung auf die Wiederherstellung Polens verschwunden war und nur der Wahnsinn noch an eine Fortsetzung des Kampfes denken konnte. Die öffentliche Stimme in Rußland bezeichnete den Großfürsten Constantin und den Marquis Wielopolski als Verräter und verlangte stürmisch deren Entfernung. Der Kaiser wollte zwar den Bruder auch jetzt noch nicht als einen Verräter am Vaterlande geopfert sehen und zögerte deshalb, seine Abberufung zu befehlen; man mußte

jedoch, daß dieselbe im Prinzip bereits eine beschlossene Sache war. Die Ratten verließen nun das sinkende Schiff. Die wenigen Freunde, die der Großfürst unter den Russen gehabt, beeilten sich, durch ein brüskes Auftreten jede Konnivenz mit ihm abzuleugnen. Die Militärpartei triumphierte offen und behandelte den Großfürsten mehr als einen Geächteten denn als den Statthalter des Kaisers. Seine Stellung fing an unerträglich zu werden. Die Polen, sobald sie sahen, daß ihr Spiel verloren war, besannen sich keinen Augenblick, den Großfürsten ebenfalls zu opfern, um womöglich von sich jede Verantwortung für die gehegten Pläne abzuwälzen. Der Marquis Wielopolski hatte nie Anhänger gehabt, er konnte daher auch keine verlieren. Dagegen mußte er es ertragen, jetzt, wo alle seine Pläne für die Zukunft Polens in Trümmern lagen, von den Russen beschimpft und von seinen Landsleuten verhöhnt zu werden. Unter seinen Augen begann bereits die Destruktion seines Werkes. Die meisten der von ihm zum Reichsrat berufenen Personen legten unter nichtigen Vorwänden ihre Ämter nieder. Viele Beamte nahmen ihren Abschied oder gingen mit klingendem Spiel ins russische Lager über. Keiner wollte mehr unter Wielopolski dienen. Die einen fürchteten das Mißfallen der Russen, die andern die Rache der noch immer im geheimen waltenden Nationalregierung. Diese hatte, nachdem Langiewicz geschlagen war, versucht, mit allen Mitteln des Terrorismus die Bevölkerung zu neuen verzweifelten Anstrengungen zu treiben, um den Kampf gegen die Russen fortzusetzen. Aber, wie gesagt, eine völlige Mutlosigkeit war eingetreten. Auf die Hilfe des Auslandes war unter den obwaltenden Umständen nicht mehr zu rechnen, Wie aber hätte Polen allein den Kampf gegen ganz Rußland fortsetzen können? Wäre jetzt eine allgemeine Amnestie gekommen, der bei weitem größte Teil der Insurgenten hätte sicherlich die Waffen gestreckt, und mit den etwa noch Widerspenstigen wären die Truppen rasch fertig geworden. Die in Petersburg wieder mächtig gewordene Militärpartei gelüstete es indes, in Polen ein Beispiel ähnlich wie in Litauen zu statuieren. Die Amnestie wurde deshalb noch vorenthalten und die Rebellen infolgedessen zu dem äußersten Widerstande getrieben. Dadurch stieg die Erbitterung gegen Rußland aufs neue, so daß, als endlich der Kaiser den sich unterwerfenden Rebellen Amnestie verhieß, viele es vorzogen, lieber im Kampfe den Tod zu suchen, als sich der, wie man glaubte, nur als Falle angebotenen Gnade zu unterwerfen. So kam es, daß die Insurrektion sich noch Monate halten konnte, wenn auch ohne jede weiteren Erfolge. Mittlerweile war der Regierungswechsel in Warschau vollzogen worden. Großfürst Constantin und Marquis Wielopolski wurden ihrer Ämter enthoben, der letztere sogar ohne irgend ein Zeichen der kaiserlichen Gnade. Für seinen Bruder hatte der Kaiser noch die Rücksicht genommen, ihn, wie es hieß, nur vorläufig zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit von der Statthalterschaft in Polen zu entbinden. In Petersburg hatte sich jetzt aber eine solche Erbitterung gegen den Großfürsten kund gethan, daß derselbe nicht wagte, dorthin zurückzukehren. Er begab sich deshalb mit seiner Familie zunächst nach der Krim, fand aber auch dort allenthalben einen so unverhohlenen Haß gegen seine Person, daß er, um den fort-

gesetzten bitteren Kränkungen, die ihm von hoch und niedrig bereitet wurden, zu entgehen, sich bald darauf ins Ausland begab. Man erzählt, daß auf der ganzen Reise des Großfürsten von Warschau nach der Krim die Militär- und Zivilbehörden in den russischen Provinzen nirgends bewogen werden konnten, ihn zu empfangen. Als der Großfürst seinem Nachbar auf seinen taurischen Besitzungen, dem Fürsten Woronzoff in Alupka, den ersten Besuch machen wollte, ließ der Fürst, als ihm das Nahen des Großfürsten gemeldet wurde, ausspannen und fuhr fort, um den Prinzen nicht in seinem Hause zu empfangen. Ähnlich machten es alle, denen sich der Großfürst zu nahen suchte.

(Schluß folgt.)



Entstehung und Bedeutung der Waffen.

Von

Max Jähns.

II.

Die Geschichte des Waffenwesens ist einer der wichtigsten und fesselndsten Teile der Kulturgeschichte. Wenn man sich ein Bild von dem allmählichen Fortschritte machen will, den die Anfertigung der Waffen erfuhr, sowie von den Übergängen und Verwandlschaften, die in den Stoffen und Formen hervortreten, so bleibt es immer noch zweckmäßig, hergebrachtermaßen vier große Hauptabteilungen zu unterscheiden: nämlich Waffen der vorgeschichtlichen Zeit aus Holz, Knochen und Horn, sowie aus rohem oder in Bruchflächen gehauenem oder poliertem Steine; dann Waffen von Kupfer und Bronze, zu denen die meisten früheren Erzeugnisse der Kulturvölker sowohl der alten Welt als Amerikas zählen; ferner Waffen der Eisenzeit im klassischen Altertum und im Mittelalter, und endlich die modernen Typen, die freilich auch sämtlich dem eisernen Zeitalter angehören, doch unter dem vorherrschenden Einflusse der Feuerwaffentechnik stehen. Die ersten drei Stufen dieser Reihenfolge hatten bereits die Alten erkannt. Ein Jahrhundert vor Christo sagt Lucretius:[1])

> Arma antiqua manus, ungues, dentesque fuerunt
> Et lapides et item silvarum fragmina rami . .
> Posterius ferri vis est aerisque reperta.
> Sed prius aeris erat quam ferri cognitus usus . . d. h.

> Waffen der ältesten Zeit sind Faust und Nägel und Zähne,
> Steine, Äste sodann vom Baume des Waldes gebrochen . .
> Später darauf erfand man des Eisens Gewalt und des Erzes;
> Aber das Erz war zuerst und dann erst das Eisen gebräuchlich.

---

[1]) Carus de reb. natur. V, 1282 f.

Dabei ist nun jedoch nicht zu verkennen, daß die Zeiträume, in welchen die Waffen der einen oder der andern Abteilung vorherrschen, bei den verschiedenen Völkern von weit abweichender Dauer waren, daß auch die Reihenfolge, in der die verschiedenen Stoffe und Formen auftraten, keineswegs überall dieselbe war und daß die Perioden nur ganz allmählich und je nach Örtlichkeit und Volksanlage zu sehr verschiedenen Zeiten in einander übergingen.

Holz und Knochen sind freilich wohl überall an der Spitze der Reihenfolge zu denken. Die Keule des Herkules und der Eselskinnbacken Simsons sind als Merkzeichen ältester Zustände im Gedächtnis der Menschen haften geblieben, und wenn Tacitus erzählt, daß die Finnen ihre Pfeile mit Knochensplittern bewaffnet hätten, so mußte noch mehr die große Zähigkeit des Hornes dem Menschen dies Material sehr früh unschätzbar machen. Es läßt sich kaum ermessen, welchen Nutzen ihm das Geweih des Rentiers gebracht hat, an dessen Stelle dann später der Hirsch trat. Hat Hirschgeweih doch noch in englischen Bergwerken der Frühzeit als Haue gedient! — Aber schon nach dieser ersten Stufe verschiebt die Reihenfolge sich nicht selten. Keineswegs z. B. darf man behaupten, daß geschliffene Steinwaffen durchweg eine jüngere, höhere Stufe der Entwickelung ankündigten als gehauene: vielmehr hängt die Behandlungsart im wesentlichen von der Natur des benutzten Gesteins ab. Einfache Mineralien mit muscheligem Bruch, wie Obsidian, Feuerstein und Jaspis brauchten eben nur behauen zu werden, um brauchbar zu sein; das Material für die matt oder glänzend geschliffenen Werkzeuge dagegen sind in der Regel Felsarten, die aus mehreren einfachen Mineralien gemengt sind und die der Mensch meist in Form von Geschieben auflas. Ein und dasselbe Volk mag, wenn es wanderte, im Feuersteingebiete seine Waffen hauptsächlich durch Behauen gewonnen haben, während es sie z. B. im Bereiche krystallinischer Gesteine durch Schleifen herstellen mußte. Es blieb ihm gar keine andre Wahl.[1]) Ebenso wäre es durchaus falsch, behaupten zu wollen, daß sämtliche Völker, unabhängig von einander und ohne Verkehr von Land zu Land, bei Erfindung der Metallbenutzung die von Lucretius angegebene Stufenfolge innegehalten hätten. Wo gediegenes Kupfer vorhanden, da wird es von den Naturvölkern in kaltem Zustande zu Waffen und Geräten gehämmert; metallisches Zinn wird leicht durch zufälliges Ausschmelzen gewonnen; die Verbindung von Kupfer und Zinn zu Bronze ist jedoch nicht so einfach und leicht wie die Darstellung des Eisens, welches sehr primitive Völker zu erschmelzen verstehen, und deshalb ist wohl anzunehmen, daß nicht nur in den Negergebieten Afrikas, für die es unzweifelhaft feststeht, sondern auch in andern Erdteilen die Eisenbereitung vielfach dem Bronzeguß vorausgegangen ist.[2])

Wenn aber auch Eisengeräte sowohl neben solchen von Stein als solchen von Erz einhergehen, so darf man trotzdem sehr wohl von einer Steinzeit und

[1]) H. Fischer, Archiv, f. Anthrologie. VIII, 3.

[2]) R. Andree, Die Metalle bei den Naturvölkern unter Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse. Leipzig 1884. Vergl. auch das vorzügliche, große Werk von Beck: Geschichte des Eisens. (Braunschweig 1884.)

einer Bronzezeit reden; denn in jener herrschen eben die steinernen, in dieser die ehernen Waffen vor, und ein nicht anzufechtender Grundsatz lautet: Nominatio fit a potiori!

Wie die vergleichende Anatomie den alten Sinnspruch „Ex ungue leonem" zur wissenschaftlichen Wahrheit erhoben hat, so vermag auch die Völkerkunde aus den Klauen, d. h. aus den Waffen eines Volkes auf dessen Bildungsstufe und Lebensweise zu schließen, und näheres Eingehen hierauf lehrt, daß alle diese Beziehungen größtenteils wieder örtlichen Bedingungen entstammen und entsprechen.[1]) — „Gliche z. B. die Erdoberfläche überall oder auch nur in ihrer weitesten Ausdehnung den Ebenen des Amazonenstromes, wo Modererde klaftertief über feinzermalmtem Lehme lagert, so hätte die Menschheit sich niemals auch nur zum Steinzeitalter erheben können, sondern bei Holz und Horn verharren müssen." Auch die Schleuder kann gewiß nur da erfunden sein, wo es lose Steine giebt. In Waldgebieten ist sie jedoch nicht anwendbar; desto besser in offenen Weidegeländen, und in der That trifft man sie überall als Waffe der Hirtenvölker. Stets sind Hirten im Werfen geübt: sei es zur Verteidigung ihrer Tiere, sei es zur Bestrafung der Hunde oder zerstreuter Herdestücke. Man denke an David! Die arabischen Beduinen üben Steinwerfen noch heute mit gleichem Ernste wie das Scheibenschießen. — Tritt die Schleuder wesentlich als Hirtenwaffe auf, so ist der Bogen vornehmlich Jägergewehr. Auf der Jagd erscheint er in geübter Hand sogar zweckmäßiger als das Feuerrohr, weil er geräuschlos tötet. Überall, wo gute Jagdgründe waren, finden sich daher auch Bogen und Pfeil ganz allgemein im Gebrauche. Überhaupt ist die Jagd und (weiter rückwärts greifend) das massenhafte Vorhandensein jagdbarer nützlicher oder schädlicher Tiere eine der Hauptursachen zur Vervielfältigung der Waffentypen gewesen; denn der menschliche Gegner blieb doch im wesentlichen immer derselbe. Mehrere Erforscher Ägyptens führen, vermutlich mit Recht, die überraschende Mannigfaltigkeit der Waffen der alten Äthiopier auf die Menge so sehr verschiedenartiger wilder Tiere zurück, welche die dortigen oft undurchdringlichen Wälder bevölkern[2]).

Wenn uranfänglich Schleuder und Lasso dem Hirten beim Weiden des Viehes, Bogen und Wurfspieß dem Jäger zum Erlegen des Wildes dienten und Kriegswaffen erst in zweiter Reihe wurden, so gilt letzteres noch weit mehr von Messer, Meißel und Axt, diesen ältesten Mitteln menschlicher Kunstfertigkeit. Umgekehrt aber tritt auch manches Werkzeug, welches ursprünglich zugleich als Waffe gebraucht worden, allmählich ganz in den Bereich des Handwerkszeuges zurück; so namentlich der Meißel (celtis), der im Altertum, zumal in der Stein- und Bronzeperiode, eine bedeutende Rolle als Waffe spielt, in der Folge aber ganz aus deren Kreise verschwindet. — Als erste Kriegswaffe par excellence, die nicht bei der Herdenhut, nicht bei der Jagd, nicht zum Handwerk gebraucht werden konnte, erscheint das Schwert[3]). Sein Auftreten bezeichnet daher einen großen

[1]) Oskar Peschel, Völkerkunde. Leipz. 1874.

[2]) Frdr. Ratzel, Anthropo-Geographie. Stuttgart 1882.

[3]) Insbesondere das Schwert der Bronzezeit, das nur zum Stoß gebraucht werden konnte.

Kulturfortschritt. Das Schwert ist ein Abzeichen seßhafter Völker, die aus dem Nomadentum herausgetreten sind. — Während den Jäger seine regelmäßige Tagesbeschäftigung im Waffengebrauche tüchtig erhält, ist das beim Ackerbauer nicht der Fall; er darf sich daher nicht auf solche Waffen verlassen, die, wie Bogen und Schleuder, unausgesetzte Übung und große Fertigkeit beanspruchen. Dadurch entfremdet er sich den Fernwaffen und er wendet sich zur Nahwaffe auch deshalb, weil sie entscheidender ist und weil dem Ackerbauer daran liegen muß, kurze Kriege zu führen, Kriege, die womöglich zwischen Aussaat und Ernte verlaufen. — Und nun that der Ackerbauer einen weiteren Schritt. Er, der den entscheidenden Nahkampf aufsucht, ersinnt wohl zuerst den Gebrauch der Schutzwaffen, um sich gegen die Geschosse der Hirten und Jäger zu sichern und im Gefechte Mann gegen Mann sein Übergewicht zu steigern. Er birgt die Brust in breiter Baumrinde; er bildet Schilde aus Holz oder Flechtwerk; in Amerika, dem Lande der Baumwolle, trägt er Panzer von Watte. Dem patriarchalischen Herdeneigentümer liefert das Schaf sein Vließ zum Schutzgewande. Vorzugsweise aber wählt man die Jagdtrophäe zur Rüstung, d. h. das Fell eines wilden Tieres wird zur Bekleidung und Sicherung des Körpers verwendet.

Von allen diesen urtümlichen Schutzwaffen ragt keine tiefer in die geschichtliche Zeit hinein, hat keine so große Bedeutung in der Entwickelung der Sitten und der Künste gewonnen als der Schild. Nicht sowohl der große Deck-, Lang- und Setzschild, der erst bei der taktischen Scharung größerer Massen und beim Belagerungskriege wichtig wurde, als vielmehr der kleinere Parierschild. Offenbart sich doch in ihm vorzugsweise der Ursprung der Rechtshändigkeit der Menschheit [1]). Die Urzeit war unaufhörlich von Kämpfen erfüllt, zwischen Mensch und Tier, zwischen Mensch und Mensch. Bald mußte die Erfahrung lehren, daß eine Herzwunde schnell und sicher töte; ja, das Herz erinnert den geängsteten Menschen durch sein unbehagliches Klopfen geradezu daran, daß es ein schutzbedürftiger Punkt sei. Wer die Brust gegen einen Angriff durch das Anziehen eines Armes schützen will, wird ganz unwillkürlich den linken dazu brauchen. So wurde die linke Hand die verteidigende, die Schildhand, die rechte die angreifende, die Schwertfaust. Dadurch, daß auch der Gegner sich gewöhnt, mit der rechten Hand zu schlagen, wird dann die linke Seite des Angegriffenen, die zunächst seinem Hiebe ausgesetzt ist, erst recht zur Schildseite. Und nun erklärt sich aus dem Gegensatze zwischen Schild und Schwert ganz einfach der Unterschied zwischen den normalen Händen: links herrscht Ruhe, rechts Bewegung, links verhältnismäßiges Geschehenlassen, rechts lebhafteste Thätigkeit und dadurch erworbene Geschicklichkeit. So kam die Vorliebe für Ausbildung der Rechten zu stande, die sich durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht nur festigte und mehrte. Noch heute spiegelt sich in ihr die Thatsache ab, daß unsre Ahnen die Linke als Schildhand benützten. — Hierbei sei zugleich darauf hingewiesen, daß dies auch eine Rückwirkung auf die Beine hatte. Kräftige Bewegung erfordert

---

[1]) v. Martens: Rechte und linke Hand. (Naturwissenschaftl. Wochenschrift V, No. 47.)

ein festes Widerlager. Wer mit der rechten Hand den Speer wirft, der stützt sich im Augenblick des Abwurfs auf den linken Fuß. Darum ist bei der Mehrzahl der Menschen der linke Fuß zum Stützfuß, das rechte Bein zum „Spielbein“ geworden. Dies Bein ist es, welches den Körper vorwärtsdrückt und die Wurfleistung der rechten Hand beschleunigt; eben dies Bein ist es, das, wenn der Körper auf dem linken Fuße ruht, vorausfühlt, und daher entwickelt sich in dem ‚Tastfuße‘ auch ein feiner geartetes Muskelgefühl als in seinem Gefährten; der rechte Fuß ist der bevorzugte ‚Springfuß‘, und wenn trotzdem unsre Truppen mit dem linken Fuße antreten, so ist dies lediglich das Ergebnis einer mit dem natürlichen Instinkt in Widerspruch stehenden willkürlichen Dressur.

Der Schild ist vermutlich das erste Werkzeug, an dem die künstlerische Begabung des Menschen sich in etwas umfassender Weise bethätigte. Während sein metallener Beschlag, der Rand (ein Ausdruck, der nicht selten für den Schild kurzweg gebraucht wird), vorzügliche Gelegenheit zu ornamentalen Verzierungen bot, die meist auch den Schildbuckel schmücken, erscheint die Schildfläche geradezu als die erste Bildfläche. Unser heutiges Wort ‚schildern‘ im Sinne von ‚beschreiben‘ rührt davon her, daß die ersten Maler, die ersten Schilderer, eben Schilde bemalt haben. Lebhaft schildert Tacitus die bemalten Schilde der Germanen, und welche großartigen Schilderungen die Hellenen zuweilen auf ihren Schilden darstellten, das ergiebt die Beschreibung, die uns Homer vom Schilde des Achilleus bietet. — Zufällig ist es gewiß nicht, daß sich die ersten Anfänge der höheren Kunst an die älteste Schutzwaffe knüpfen; findet diese selbst doch offenbar ihre Entstehung unter der Gunst der ersten höher gearteten Lebensführung seßhaft gewordener und eben darum den entscheidenden Nahkampf aufsuchender Ackerbauer.

Es ist wohl kaum notwendig, besonders hervorzuheben, daß die bisher gegebene Darstellung der Entwickelung der Bewaffnung sich nur auf die allerfrühesten Anfänge der menschlichen Gesellschaft bezieht. Sobald Staaten vorhanden, sobald die Teilung der Arbeit eingeleitet und geordnete Heere aufgestellt sind, treten die wirtschaftlichen Bedingungen für den Waffengebrauch gegen die taktischen Forderungen zurück, und da erscheinen denn natürlich selbst bei vollkommen seßhaften Völkern neben den mit Nahwaffen ausgestatteten Scharen auch wieder Schützentruppen mit Bogen, Wurfspieß und Schleuder.

Mit dem Wachstum der Bildung und des Reichtums steigert und verfeinert sich die Bewaffnung. Es kommt die Zeit, da es gilt, nicht nur Holzschilde und Lederpanzer, sondern eherne Schutzwaffen zu durchschlagen. Dazu bedarf es Klingen von härterem Metall als Bronze. Die klugen Schmiede schufen sie aus Eisen. Bald werden den eisernen Trutzwaffen auch eiserne Schutzwaffen entgegengestellt. Da lernen die Schmiede, die Schwerter zu stählen; da entwickelt der Bogen sich zu der weit durchschlagskräftigeren Armbrust, und so steigern sich Angriffs- und Schutzwaffen unaufhörlich aneinander; es ist genau derselbe Wetteifer, wie er heutzutage zwischen Schiffsgeschützen und Panzerplatten besteht, ein Wetteifer, der im Mittelalter endlich zu jenen be-

wunderungswürdigen Rüstungen des 15. Jahrhunderts führte, die den ganzen ritterlichen Mann in einen ebenso sicheren wie beweglichen „Krebs“ einschlossen.

Frühzeitig aber handelte es sich nicht nur um den Kampf von Mann gegen Mann; es kam vielmehr darauf an, auch Mauern zu bekämpfen, an denen der beste Spieß unschädlich abprallte. Da vergrößerte man den Speer zu einem gewaltigen Balken, der in starken Seilen hing und entweder mit stumpfem Kopfe (als Widder), wuchtig geschwungen, den feindlichen Wehrbau durch Erschütterung niederwarf oder mit scharfer Spitze (als Bohrer) das Gefüge der Mauer löste und zerstörte. — Wohl gedeckt gegen jeden Pfeil stand der belagerte Gegner hinter der die Mauer krönenden Brustwehr. Da erfand der Angreifer fahrbares Schußzeug von großen Ausmessungen, dessen Wirkung entweder der Schnellkraft gedrehter Stränge entsprang (wie bei den Euthytonen der Griechen und den Katapulten der Römer) oder der Spannung kolossaler Bogenarme (wie bei der Ballista der Spätrömer oder der Wagenarmbrust des Mittelalters.) — Indessen auch diesen Waffen gegenüber blieb der Belagerte noch immer im Vorteil; vermochte er doch seine Deckung beliebig zu verstärken. War er denn nicht durch den Wurf zu erreichen? Weder Handschleuder noch Stabschleuder erreichten die Höhe der gewaltigen Mauern; noch weniger gelang es, die dahinter ruhende Stadt zu treffen. Da ersann der Angreifer mächtige Werfzeuge: schnepperartiges Torsionsgeschütz (die Palintona der Griechen, die Ballisten der früheren Römer) oder Hebelwerke mit ungeheuren Gegengewichten (die Bleiden des Mittelalters). Mit solchen „Gewerfen“ schleuderte man zentnerschwere Steine oder Kugeln oder pestbringendes Aas, namentlich aber Brandzeug in die Festung. Es währte natürlich nicht lange, so bediente sich auch der Belagerte all' dieser Kriegsmittel, stellte sie auf die Mauern und schoß und warf damit in das Vorgelände, um die Arbeiten der Angreifer zu zerstören.

Offenbar ist der Orient die Heimat dieser großen Werkzeuge. Das 2. Buch der Chronika berichtet von Usia, einem Könige Judas, der um die Mitte des 8. Jahrhunderts vor Christus lebte, daß er die Mauern Jerusalems mit Maschinen zum Schießen großer Pfeile und zum Steinwerfen ausrüstete. Anderthalb Jahrhunderte später droht Ezechiel der heiligen Stadt mit dem Wurfzeug des Nebukadnezar, und Jeremias prophezeit ihr, daß der Großkönig seine Strangmaschinen gegen sie richten werde. Dem Plinius zufolge ist das schwere Geschütz der Alten von den Syrern und Phönikern erfunden worden. Die Hellenen lernten es, wie Plutarch berichtet, durch die Sizilianer kennen, die es unzweifelhaft von den Puniern übernommen hatten. Denn Handelsstaaten, welche der Geldkräfte stets sicherer sind als der Menschenkräfte, sahen sich, um diese Schwäche auszugleichen, naturgemäß zuerst darauf hingewiesen, die Waffenwirkung künstlich zu steigern. Einen großen Aufschwung nahm das Geschützwesen bei Gelegenheit der umfassenden Rüstungen, welche im Jahre 400 vor Christo der Tyrann Dionysios von Syrakus zu einem Kriege gegen die Karthager machte. Als etwa vierzig Jahre später dem Spartanerkönige Archidamos eine aus Sizilien gebrachte Katapelte gezeigt wurde, soll er voll trauriger Verwunderung ausgerufen haben:

„Mut, fahre wohl!" Er fürchtete von der Wirkung dieser Maschinen den Verfall der persönlichen Tapferkeit, empfand also genau so wie achtzehnhundert Jahre später die Ritter gegenüber den Feuerwaffen. In Griechenland selbst gelangte das Geschützwesen übrigens erst zur makedonischen Zeit, namentlich in den Kriegen der Diadochen, zu allgemeiner Anwendung und höherer Durchbildung.

Während die Erfindung der älteren Handwaffen, die so ganz allmählich von statten ging, den Menschen fast unbewußt geblieben war, haben sie sich mit der Einführung der großen Kriegsmaschinen selbst einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht. Das geht aus den Bezeichnungen, die sie ihnen gaben, deutlich hervor. Μηχανά nennen sie die Griechen, und dies Wort ist abgeleitet von μηχανάω d. h. etwas aussinnen.[1]) Sie erkannten also die bewußte Überlegung bei diesen Schöpfungen in unwillkürlicher Bewunderung ausdrücklich an. Die Römer übernahmen den Ausdruck in der Form machinae mit genau demselben Sinne; denn auch machinare bedeutet „etwas erdenken". Aber sie gingen noch weiter: sie nannten das einzelne Geschütz ingenium (gescheiter Einfall,[2]) ja sogar argumentum; nicht etwa in dem Sinne, wie wir wohl von den Kanonen als ultima ratio regum sprechen, sondern insofern als in jenen Werkzeugen die innere Veranlagung eines Prinzips zur äußeren Darstellung und Wirkung kommt. Unter ingeniosus versteht schon Plinius, unter argumentosus das um 1280 verfaßte Catholicon des Johannes Balbi de Janua einen Erbauer von Kriegsmaschinen. Demgemäß heißen diese letzteren im alten Frankreich engins, ihre Hersteller engigniers, angeniers oder ingenieurs.

Solcher Auffassung entspricht das philosophische Selbstbewußtsein schon der hellenischen Geschützmeister. Heron, der, etwa um 250 v. Chr., eine Lehre vom Geschützbau schrieb, leitete dieselbe folgendermaßen ein:

„Der wichtigste und notwendigste Teil der Weltweisheit ist derjenige, welcher von der Seelenruhe handelt. Über diese sind von den Philosophen bei weitem die meisten Untersuchungen angestellt worden, die, wie ich vermute, gar kein Ende nehmen werden. Doch höher als jene Theorien steht die Mechanik; schon ein Teil derselben: die Lehre vom Geschützbau, gewährt dem Menschen die Möglichkeit, in Seelenruhe zu leben. Setzt ihn doch dieser Teil der Weltweisheit in Stand, weder im Frieden vor feindlichen Angriffen zu beben, noch beim Kriegsausbruch zu zittern . . . Denn falls man sich im Frieden gehörig mit dem Geschützbau beschäftigt, so darf man hoffen, daß dies den Frieden befestigen werde, und solch' Bewußtsein muß die Seelenruhe stärken."

Die griechischen Geschützbaumeister dachten, wie man sieht, keineswegs gering von ihrer Thätigkeit, und nicht nur die Maxime „Si vis pacem para bellum!" war ihnen geläufig, sondern auch der Gedanke, daß die Vervollkommnung der Kriegsmaschinen eines der besten Mittel sei zur Einschränkung des Krieges.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts kam in Frankreich für das gesamte Geschütz und Belagerungsgerät der Ausdruck artillerie[3]) auf, der genau so wie die

---

[1]) Derselben arischen Urwurzel entspringt auch unser Wort „machen".

[2]) In diesem Sinne braucht z. B. im 2. Jhdt. n. Chr. Tertullian das Wort.

[3]) Der vom 14. bis 17. Jahrhundert in Deutschland vorkommende Ausdruck „Arkelei" oder „Arcolay" ist zweifelhafter Abstammung; er führt entweder auf arcus (Bogen) zurück oder auf arca (Kasten).

früheren Bezeichnungen den Nachdruck auf das Sinnreiche dieser Maschinen legt. Er stammt von art (Kunst), und artiller bedeutet, ganz wie engignier, aussinnen, ja überlisten. — In Deutschland war man bescheidener; man sprach von den Kriegsmaschinen als dem „Antwerk“ (Gegenwerk) oder dem „Zeug“, und nannte seine Erfinder und Handhaber „Werk-“ oder „Zeug-Meister“. Endlich aber nahm man den neuen französischen Kunstausdruck, zunächst in den Formen „Artilarey“ oder „Artollerey“, in unsre Sprache auf.

Alle diese Bezeichnungen: engins, artillerie, Zeug u. s. w. wurden dann auch auf die Feuerwaffen übertragen.

III.

Das Feuer war von jeher als Waffe benutzt worden. Gegen reißende Tiere giebt es kein besseres Schutzmittel als die lodernde Flamme; feindliche Befestigungsanlagen, zumal solche aus Holz, lassen sich nicht leichter und gründlicher zerstören als durch fressendes Feuer. — Feuerwerk der mannigfaltigsten Art hat seit uralter Zeit den Gaukelwundern der Priester gedient. Jene Gelehrigkeit der Opferflammen, die je nach dem Willen der Götter, d. h. ihrer Priester, bald hoch aufloderten, bald verglommen, jenes unauslöschliche Feuer, das auf den Altären des Wischnu, der Astarte oder der eranischen Feueranbeter glühte, jene flammenden Schriftzüge, welche in den Heiligtümern Chaldäas und Ägyptens oder bei dem Mahle Belsazars plötzlich an den Mauern erschienen, jenes Gewitter mit Donner und Blitz, das bei den Mysterien der Isis wie bei denen von Delphi und Eleusis vor der Majestät der nahen Gottheit erzittern ließ, — alles das sind offenbar Anwendungen der Feuerwerkerei im Dienste der Priesterschaft. Es konnte nicht fehlen, daß diese Kunst bald auch den Aufgaben der Kriegspolitik theokratischer Despotien des Orients zur Verfügung gestellt wurde. Zuerst scheint das in China geschehen zu sein. Die Annalen des himmlischen Reiches sollen beweisen, daß man 1000 Jahre vor Beginn unsrer Zeitrechnung dort Feuerwerkssätze im Gefecht verwendete, und daß damals die chinesischen Heere von ‚Blitzwagen‘ begleitet waren — sicherlich fahrbaren Wurfmaschinen, welche Feuertöpfe und Feuerbälle schleuderten. Ein alter Kommentar der indischen Vedas berichtet von einer Feuerwaffe, Agni-Aster, welche Wiswarkarma, der Baumeister der Götter, für den Kampf der guten mit den bösen Geistern hergestellt habe, und die Beschreibung entspricht durchaus gewissen primitiven Raketen, wie sie noch jetzt von den rohesten Stämmen des inneren Indien gebraucht werden. Antike Mythen deuten in dieselbe Richtung. Wenn z. B. berichtet wird, daß Bacchus und Herkules an den Grenzen Indiens durch furchtbare Donnerschläge zur Umkehr veranlaßt worden seien, so stellt dieser Zug der Göttersage sich gewiß als dasselbe dar, wie die Mitteilung des Apollonius von Tyana (80 v. Chr.), daß die Brahmanen gegen die Bedränger Indiens Donner und Blitz geschleudert hätten, oder wie jene Erzählung des Curtius, daß der Inderkönig Porus das Heer des großen Alexander mit Flammengeschossen bekämpft habe. — Von Osten schritt dann die Kriegsfeuerwerkerei

nach Westen fort. Aineias Taktikos, der zur Zeit Philipps von Makedonien lebte, gedenkt ihrer in seinem Briefe von der Städteverteidigung; nicht selten wenden die Römer, schon zur Zeit ihrer Republik, Kriegsfeuer an; sie werfen brennende, schwer zu löschende Körper in belagerte Städte. Sogar in den Schweizer Pfahlbauten hat man Brandkugeln gefunden. Auch die Rakete konnte nicht Eigentum der Priester bleiben. Wenn sich (Dio Cassius zufolge) um 40 n. Chr. Kaiser Caligula rühmte, dem Jupiter Trotz bieten zu können, indem er den Blitzstrahl des Himmels mit Blitzen beantwortete, welche er gegen die Wolken schoß, so handelt es sich hier ganz offenbar um Raketen.

Was an Nachrichten über die Mischung der Brandsätze bis zum Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. mitgeteilt wird, geht allerdings nicht über die Anwendung von Schwefel, Naphta und Öl hinaus, und doch ist es höchst unwahrscheinlich, daß die Priester, namentlich die des Ostens, nicht auch die Eigenschaften des Salpeters gekannt haben sollten, zumal viele der überlieferten thaumaturgischen Wunder sich eigentlich nur durch das Vorhandensein dieses die Verbrennung so lebhaft unterstützenden Salzes erklären lassen und es sehr ins Gewicht fällt, daß der in Europa seltene Stoff in den alten, heißen Kulturländern am Kiang-ho, am Ganges, am Indus, am Nil, also gerade in den Gebieten jener Despotien, in denen zuerst die Kriegsfeuerwerkerei auftritt, als Auswitterung des trockenen Bodens in ziemlicher Fülle vorkommt. Erwähnt aber wird der Salpeter zuerst in einer kriegstechnischen Schrift, welche Julius Afrikanus, Bischof von Nikopolis, um das Jahr 225 unter dem Titel Κεστοί verfaßt hat. Da erläutert er nämlich u. a. die Zusammensetzung eines ‚automatischen Feuers‘; dessen Satz aber soll bestehen aus Schwefel, Salpeter und Erdpech. (Asphalt). Da der letztgenannte Bestandteil im wesentlichen nichts andres ist wie Kohle, so kann man kaum verkennen, daß zu Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. das Pulver bereits erfunden war.[1]) Es fragt sich nun, ob man sein Gas auch schon als Motor verwendete. Der Name ‚automatisches‘ d. h. ‚sich selbst bewegendes Feuer‘ deutet bestimmt darauf hin. Ein Zeitgenosse des schriftstellernden Bischofs, der Rhetor Athenaios, überliefert,[2]) daß zu seiner Zeit ein Taschenspieler Xenophon, der die Welt durch wundervolle Künste in Erstaunen setzte, unter anderm auch das πῦρ αὐτόματον bereitete. Möglicherweise waren das Feuerwerkskörper, die durch den Rückstoß der ausströmenden Gase sich über den Fußboden schlängelten, wie deren mehrfach, auch im 6. Jahrhundert, erwähnt werden, oder es waren, was mindestens ebenso wahrscheinlich ist, primitive Raketen (Schwärmer); denn wohl nur von solchen, nicht aber von Feuerschlangen oder Fröschen, konnte Julius Afrikanus sich irgend welche militärische Wirkung versprechen. Wie dem auch sei: das alte Tempelgeheimnis war damals

[1]) Dies hat schon Vossius in dem Liber observationum (London 1685) klar ausgesprochen. Nebenbestandteile, welche Julius Afrikanus noch für das automatische Feuer vorschreibt (Sykomorensaft und eine geringe Menge ungelöschten Kalkes) sind ganz unwesentlich. Dergleichen enthalten sogar noch die Pulverrezepte des 15. und 16. Jahrhunderts.

[2]) Ausgabe des Athenaios von Schweighäuser (Straßburg 1801) Buch I, Kap. 35.

zu öffentlichen Belustigungen profaniert; nicht mehr allein die Priester verstanden die mise en scène des Feuerwerks, und um die Mitte des 4. Jahrhunderts beschreibt Ammianus Marcellinus ausdrücklich die Anwendung raketenartiger Waffen in den Heeren Julians.

Der berühmteste Feuerwerkssatz jener älteren Zeit ist das vielgenannte ‚Griechische Feuer', welches die Byzantiner selbst als ‚Medisches Feuer' bezeichneten und damit auf seinen orientalischen Ursprung hinwiesen. Der Überlieferung nach hat ein Baumeister Kallinikos die Mischung im Jahre 673 aus Heliopolis (Balbek) nach Konstantinopel gebracht[1]) und damit den Römäern ein höchst wertvolles Verteidigungsmittel zugeführt. Dieser Nachricht widerspricht aber eine Auseinandersetzung Kaiser Konstantins, des Purpurgeborenen,[2]) in welcher es heißt: jenes Feuer sei von einem Engel dem ersten Könige der Christen, Konstantin dem Großen, mit dem ausdrücklichen Befehle anvertraut worden, es nirgends anders als in der Stadt der Christen (Byzanz) zu bereiten; der große König habe an Gottes Altar die Geheimhaltung gelobt und jeden verflucht, der es wagen werde, Mischung und Herstellung des griechischen Feuers irgend einem Fremden mitzuteilen. Diese Aussage Konstantins VII. ist (abgesehen von dem Engel) durchaus wahrscheinlich; denn sämtliche Feuerwerkssätze, welche unter dem Namen des griechischen Feuers bekannt geworden sind, waren allerdings auch schon zur Zeit Konstantins des Großen, d. h. zu Anfang des 4. Jahrhunderts, bekannt.

Der Ausdruck ‚Griechisches Feuer' ist nämlich ein Sammelname für verschiedene leicht brennbare, heftig zündende und zum Teil auch explosive Gemenge, denen man besonders nachrühmte, daß sie auch unter Wasser fortbrannten, und die den Byzantinern vom 7. bis zum 10. Jahrhundert gegen die Flotten der ihre Hauptstadt bedrängenden Araber und Russen treffliche Dienste leisteten. Am deutlichsten redet über diese Kunstfeuer ein gewisser Marchus Graecus, der, da er im 9. Jahrhundert von dem arabischen Arzte Mesue zitiert wird,[3]) nicht wohl später als um das Jahr 840 gelebt haben kann. Marchus bespricht in seinem uns nur in lateinischer Übersetzung erhaltenen Liber ignium ad comburendos hostes zunächst die gewöhnlichen Mischungen aus Naphta, Erdöl, Harz, Theer, Öl, Pflanzensäften und Eiweiß, die ganz genau den Vorschriften entsprechen, welche schon Vegetius im 4. Jahrhundert zur Herstellung von Feuerpfeilen gegeben hat.[4]) In diesen Dingen liegt weder etwas Neues noch etwas Merkwürdiges, und wenn es sich nur um sie gehandelt hätte, so müßte man sich über das ängstliche Geheimnis wundern, mit dem Byzanz zu allen Zeiten die Herstellung seiner Kunstfeuer umgeben hat. Hochwichtig dagegen erscheint ein andres von Marchus geschildertes Kriegsfeuer, nämlich das ignis volans, das fliegende Feuer; denn dies besteht aus Salpeter, Schwefel und Kohle — ist also Schießpulver. Eine

[1]) Hannovius: Disquisitiones. (Danzig 1750.)

[2]) In der Einleitung zu dem Werke de administrando imperio, welches der Kaiser seinem Sohne Romanos widmete.

[3]) Höfer: Histoire de la chimie. I. (Paris 1866.)

[4]) Epitoma rei militaris (um 400 n. Chr.)

solche Mischung lohnte freilich die Geheimhaltung, zumal die engverwandte Zusammensetzung des automatischen Feuers, wie sie einst Julius Afrikanus vorgetragen, außerhalb Konstantinopels anscheinend verloren gegangen war. Marchus lehrt die Zusammensetzung des Pulvers und seine Verwendung zu Raketen und Kanonenschlägen. Seine Mischung besteht aus 2 Teilen Kohle, 1 Teil Schwefel und 6 Teilen Salpeter, entspricht also genau demselben Pulver, welches bis zur jüngsten Vergangenheit allgemein für Feldsignalraketen gebraucht wurde und zwischen Geschütz- und Sprengpulver die Mitte hielt. Sollte es als Raketensatz dienen, so wurde es in eine dünne Hülle gefüllt, die lang sein mußte und voll geschlagen wurde; sollte es zum Donnern dienen, so wählte man eine kurze, dicke, mit Eisendraht umwundene Hülse, die nur zur Hälfte mit Pulver gefüllt ward. In jede Hülse (in die der Rakete wie die des Kanonenschlages) wird ein Zünder eingeführt, der wieder aus einer mit Pulver gefüllten Hülse besteht, die an den Enden dünn, in der Mitte dicker ist. Von einem Raketenstabe ist nicht die Rede, auch nicht von einer Seele der Rakete. Aber die Durchbohrung derselben zur Einführung des Zünders bereitet die Seele mindestens vor, zumal sie nicht allzuklein gewesen sein dürfte, da der Zünder in der Mitte dick sein sollte. Überdies kam es der ‚Tunica ad volandum' (so nennt Marchus die Raketen) zu statten, daß die Bestandteile des damaligen Pulvers noch sehr unrein waren; andernfalls würde die Mischung zu schnell verbrannt sein. — Während Julius Afrikanus für sein automatisches Feuer nur die Ingredienzien, nicht aber das Mischungsverhältnis angiebt, erweist sich Marchus in dieser Beziehung ganz genau, und so hat man von ihm die Entwicklung der wissenschaftlich erkennbaren Pyrotechnik zu datieren.

Der Verschiedenheit der Zusammensetzung des griechischen Feuers entspricht die Verschiedenheit des Gebrauches. Bald wird es aus Schläuchen auf die feindlichen Schiffe gespritzt, bald, in Gefäßen lodernd, mit Gewerfen geschleudert, bald an Pfeilen befestigt geschossen, bald von Gestellen als Raketen losgelassen. Alles das erhellt aus den Beschreibungen des Kaisers Leontos Taktikos (900 n. Chr.)[1]) und aus denen der Kaisertochter Anna Komnena (1120 n. Chr.),[2]) die freilich beide doch sehr viel Rätselhaftes enthalten.

Daß die gewöhnlichen Arten des Griechischen Feuers auch den Gegnern der Byzantiner bekannt waren, lehrt u. a. die Erzählung des Johannes Cameniata von der Eroberung seiner Geburtsstadt Thessalonich durch die Sarazenen im Jahre 904;[3]) von der Verwendung der Raketen durch die Feinde Konstantinopels hört man jedoch, wenigstens bis zur Zeit der Kreuzzüge, nichts. Im Abendlande aber wurde das fliegende Feuer durch das Buch des Marchus Gräcus bekannt. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts beschreibt Albertus Magnus in Köln das aus Salpeter, Kohle und Schwefel gemischte Pulver und dessen Eigenschaften,

[1]) Summarische Auseinandersetzung der Kriegskunst. 19. Institut. Vom Seekriege.

[2]) ‚Alexias'. Die Maschinen, die auf den Schiffsvorderteilen aufgestellt waren und von denen man die Raketen abschoß, bestanden aus Kupfer und Eisen, hatten vorn die Gestalt von Tierköpfen, namentlich Löwenrachen, waren bemalt und zum Teil vergoldet.

[3]) In Leonis allatii συμμικτά. Köln 1653.

Blitz und Donner zu erzeugen oder Raketen steigen zu lassen,[1]) und fast gleichzeitig bespricht auch der britische Mönch Roger Bacon das mit Salpeter gemischte ignis volans und bezeichnet die mit einer Pergamenthülle versehene Rakete bereits als ein bekanntes Spielzeug.[2]) Daß dergleichen Feuerwerk auch im Kriege angewendet wurde, zeigt u. a. eine Episode aus der Belagerung Kölns durch Konrad von Hochstaden im Jahre 1258.[3])

(Schluß folgt.)



Berichte aus allen Wissenschaften.

Litteraturgeschichte.

Bellamy's Vorgänger.[4])

Eine Studie.

Der außerordentliche buchhändlerische Erfolg, den der amerikanische Novellist, Herr Eduard Bellamy, mit seiner Schilderung des sozialistischen Zukunftstaates errungen hat, ist fast noch wunderbarer und unerklärlicher als die 38 Auflagen des geistreich-paradoxen Rembrandtbuches. Hier lag wenigstens noch eine neue Form vor, in der über allerlei Zeitfragen gesprochen wurde, wenn diese litterarische Form auch die allerformloseste genannt werden muß. Bellamy's „Rückblick" (looking blackward) hingegen ist weder inhaltlich noch formell neu, und nur die Art, wie der Verfasser der sozialpolitischen Strömung der Gegenwart schmeichelt, erklärt einigermaßen den Erfolg dieses Buches, welches zu jener Gattung der „Staatsromane" gehört, für welche wir das Urbild schon im klassischen Altertum finden.

Wenn wir von der kommunistischen Staatslehre absehen, welche Plato in seinem berühmten philosophischen Werke der „Staat" entwickelt hat, und gegen welche schon sein großer Schüler Aristoteles eine vernichtende Kritik geübt hat, so könnte man die erste derartige in Romanform gehaltene ideale Schilderung eines Staatswesens in Xenophon's „Kyropädie" finden. Dieser als Feldherr, Staatsmann und Historiker gleich bedeutende Mann, Republikaner und Aristokrat im besten Sinne, unternimmt hier nichts Geringeres, als seinen griechischen Landsleuten das Idealbild einer Herrscherpersönlichkeit darzustellen, in deren tüchtigen Eigenschaften das Wohl des Gemeinwesens wie das Glück der Bürger verbürgt ist. Hierbei ist Xenophon, der dieses Werk in der Verbannung fern von der Heimatsstadt Athen, in Korinth, verfaßt hat, nicht frei von einer gewissen Tendenz. Manche Anspielung in der Kyropädie, sowie gewisse fingierte Persönlichkeiten beziehen sich auf atheniſche Verhältnisse. Aber wer merkt diesem liebenswürdigen Werke an, daß es ein alter Militär verfaßt hat! Da wandelt er auf den belebten Plätzen

---

[1]) De mirabilibus mundi.

[2]) Epistola de secretis operibus und Opus majus.

[3]) Von Grote: Des Meisters Godefrit von Hagen Reimchronik. Köln 1834

[4]) Vergl. die umfangreiche Sammlung der „Voyages imaginaires"; außerdem: Mohl, „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften", Bd. I; Sudre, „Histoire du Communisme" (in deutscher Übersetzung Berlin 1882); Herzka, „Freiland" (Leipzig 1890); „Bellamy, Looking backward" (deutsch von G. von Gyzicki, Nr. 690 in Reclam's Universalbibliothek); Kleinwächter, „Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Lehre vom Kommunismus und Sozialismus" (Wien 1891).

Korinths, der greise Mann in einfach-schlichter Kleidung langsam daher. Er scheint in Erinnerungen versunken an seine bewegte Vergangenheit. Denkt er an den Glanz des persischen Hofes, den er so lebendig beschreibt, oder gar weit zurück an jene Zeit, wo er als Jüngling mit seinem Jugendfreunde Platon zu den Schülern des Sokrates gehörte? Denkt er an Aristophanes, der einst in seinen Komödien seinen geliebten Lehrer verspottet hat, oder gar an Anitos und Melitos, die Ankläger desselben? Wie streng und hart die Züge des Mannes sind! Wer sieht ihm an, daß die Nachwelt einst in ihm den unterhaltendsten Memoirenschreiber und den anmutigsten Prosaisten Griechenlands bewundern wird?

Fand Xenophon's politischer Tendenzroman Nachahmung im Altertum? Alle unsre Kenntnis beschränkt sich auf einige unsichere Berichte und Bruchstücke des Geographen Hekatäos aus Milet, welcher eine phantastische Schilderung eines in Glück und Unschuld lebenden hyperboräischen Volkes uns hinterlassen hat. Auch in der „Taumasia" des Historikers Theopompos ist noch das Bruchstück einer Erzählung enthalten, in welcher die offenbar fingierten Zustände idyllischer Naturvölker dargestellt werden. Und wenn wir dem Plutarch glauben wollen, so lag auch ihm ein Werk des kyrenäischen Philosophen Euhemeros aus Messena vor, in welchem die Bewohner einer Phantasie-Insel Panchaia geschildert werden. — Endlich mag hier noch auf Diodor's Erwähnung einer Schrift des neuplatonischen Philosophen Jambulos hingewiesen sein, in welcher eine durch Fruchtbarkeit und Milde des Klimas ausgezeichnete Insel im Äthiopischen Meere beschrieben wird. Die glücklichen Bewohner dieser Insel sind Riesen an Wuchs und Stärke und erreichen bei andauernder Gesundheit meist ein Alter von über 150 Jahren. Ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind kommunistischer Art.

Indem wir den klassischen Boden von Hellas verlassen und unsern Blick über einen Zeitraum von zehn Jahrhunderten schweifen lassen, suchen wir vergeblich irgend welche Spuren dieser litterarischen Gattung. Weder in der Litteratur der Römer noch der des Mittelalters können wir Anzeichen derselben wahrnehmen. Diese Erscheinung ist so auffallend, daß wir einige Momente bei ihr verweilen müssen.

Man hat den Grund dafür in der gänzlichen Abwesenheit eines etwaigen Zwiespaltes gesucht, der zwischen der Gestaltung des wirklichen Staatslebens und den Idealen der gebildeten Gesellschaft hätte bestehen und die dichterische Phantasie zur Fiktion derartiger idealer Staatsgebilde hätte bewegen können. Ohne die Berechtigung dieses Einwandes in einigen Punkten in Abrede zu stellen, möchten wir doch nur auf jene Periode des Übergangs der altheidnischen in die christliche Welt hinweisen, eine Zeit, so recht geeignet, der träumerischen Phantasie Stoff und Anlaß zum Entwerfen phantastischer Gesellschaftsideale zu geben. Nicht minder interessant ist jene antike Epoche, wo die griechisch-römische Bildung von den neuen germanischen Elementen zur Zeit der Völkerwanderung zersetzt wird. Thatsächlich hat auch der heutige kulturhistorische Roman aus beiden Perioden seine Stoffe und seine Gestalten entnommen. Aber je mehr das Christentum der ersten Jahrhunderte Weltflucht und Askese lehrte, um des himmlischen Ideals teilhaftig zu werden, desto weniger konnte die Phantasie auf die Ausmalung eines irdischen Staatsideals verfallen. Was jedoch die Zeit betrifft, in der die germanischen Stämme in den römischen Provinzen sich dauernd niederließen, so fehlte es hier völlig an jenem allgemeinen Begriff der Humanität, aus welchem erst dichterische Verklärungen gegebener gesellschaftlicher Zustände hätten hervorgehen können.

Und was das Mittelalter selbst betrifft, so konnte weder die herrschende Vorstellung von der Einheit der geistigen und irdischen Macht der Kirche, wie sie die Staatslehre des Thomas von Aquino, der bis auf unsre Zeit gefeiertsten katholischen Autorität, begründet hat, noch aber das das ganze öffentliche Leben durchdringende Prinzip der Feudalität aus sich heraus eine derartige litterarische Richtung erzeugen.

Die Phantasie des Mittelalters war gebunden, beschränkt, begrenzt durch die Begriffe der Kirche, der Feudalität und des Rittertums. Erst mit der Erschütterung dieser Grundsäulen konnte auch die Dichterphantasie einen neuen, höheren Flug versuchen. Ein polnischer Mönch zertrümmert die vieltausendjährige Herrschaft des Ptolemäischen Weltsystems; ein Genueser See-

fahrer erweitert den irdischen Gesichtskreis ins Ungemessene, und ein deutscher Mönch erschüttert den gewaltigen Bau der Kirche, deren Hauptstütze, die Scholastik, durch kühne Denker bereits ins Wanken gebracht worden war. Aber auch die Kunst und Litteraturanschauung wird eine andre, seitdem die litterarischen Schätze des klassischen Altertums bekannt geworden waren und die neue Epoche der Renaissance eingeleitet hatten.

Wir treten in das Zeitalter der Entdeckungsreisen. Immer neue Erdteile, neue Meere und Inseln tauchen vor den erstaunten Augen der Zeitgenossen empor: eine seltsame und wunderbare Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt tritt ans Tageslicht. Das anthropologische, geographische und naturhistorische Wissen Europas erweitert sich ins Unübersehbare. Damit wächst die Reiselust und die Neugierde, die Gesellschaften und staatlichen Zustände dieser neuentdeckten Länder kennen zu lernen: so verschmilzt die Unzufriedenheit mit den alten, halb morschen Verhältnissen mit der Sehnsucht nach einem neuen Leben, und so entstehen jene „Staatsromane", in denen allerlei Wünsche nach gesellschaftlichen Reformen in das Gewand von abenteuerlichen Reiseschilderungen und phantastischen Erlebnissen sich kleiden.

Diese Gattung von Romanlitteratur beginnt mit dem 16. Jahrhundert und hat ihr vornehmstes, charakteristisches und klassisches Prototyp in dem Werke des englischen Staatskanzlers Thomas Morus: „**De optimo reipublicae statu et de nova insula Utopia**".[1] Das früher vielgelesene Buch, welches ebenso sehr durch seinen Inhalt wie durch das tragische Schicksal seines Verfassers interessant ist, bedarf weiter keiner Analyse. Aber so viel muß betont werden, daß die Schrift, welche in klassischem Latein abgefaßt ist — war doch Morus einer der gebildetsten Männer seiner Zeit — auch durch die Form und Komposition gewissermaßen Richtung gebend für alle spätere derartige Staatsromane geworden ist. Alle sind ihrer Tendenz nach mehr oder wenig kommunistisch und alle wählen als Einkleidung die Erzählung einer abenteuerlichen Reise oder die Schilderung irgend eines phantastischen Volkes, seiner Sitten und Staatseinrichtungen. In der Erzählung des Morus, der „Utopia", tritt ein gewisser Hythlodäus, ein Freund und Gast des Kanzlers, als Berichterstatter auf. Er giebt von den politischen Institutionen und religiösen Vorstellungen der Utopier eine höchst anziehende Schilderung. Aber der Staatskanzler kann ihm nur in einigen Dingen beistimmen. „Denn," so schließt der Roman, „wenn ich auf der einen Seite nicht alles billigen kann, was von diesem Manne gesprochen war, so gestehe ich auf der andern Seite gern, daß es bei den Utopiern eine Menge von Dingen giebt, von welchen ich wünsche, daß sie auch unsre Städte sich aneignen möchten. Ich wünsche es mehr, als ich es hoffe." — Vorsichtiger konnte sich der Kanzler Heinrichs VIII., eines der gefährlichsten Despoten der Geschichte, gewiß nicht ausdrücken! Hat ihm aber leider doch nichts genützt: am 6. Mai 1535 fiel sein edles Haupt durch das Beil des Henkers. Morus hatte sich geweigert, alle Schritte Heinrichs in der Ehescheidung von der Katharina von Aragonien gut zu heißen, die der Despot, von der Schönheit und dem Reiz der jugendlichen Anna Boleyn völlig bezaubert, unternommen hatte.

Mehr als 100 Jahre vergingen, ehe der Roman des Thomas Morus Nachahmung fand, und zwar seitens eines Schriftstellers, dessen Persönlichkeit und Schicksale nicht geringeres Interesse einflößen als die Zahl, die Tiefe und die Gelehrsamkeit seiner wissenschaftlichen Schriften. Thomas Campanella gehört zu jenen italienischen Renaissance-Philosophen, unter denen so mancher interessante Charakterkopf (wie Giordano Bruno, Giulio Vanini u. a.) hervorragt. Nichts stimmt elegischer als das leidensvolle Lebensbild dieses gelehrten Dominikaners, von dem leider noch keine seiner würdige Biographie existiert. Dieser merkwürdige Mann verfaßte nicht weniger als 82 Werke, in denen er nicht minder als Naturphilosoph wie als Astronom und Mediziner, als Theologe wie als Ethiker, Rechtsphilosoph und Politiker hervorragt. Hierzu kommt, daß er ein hochbegabter Dichter war, dessen Sonetten kein Geringerer als Herder „Tiefsinn und ergreifende Schwermut im Inhalt, Kühnheit und Reichtum der Gedanken und eine oft fesselnde Schönheit der Form" nachrühmt. Bei alledem war er ein echter

[1] Löwen 1516, deutsch 1612 und später von Öttinger 1846; zuletzt von Kothe in der Reclam'schen Universalbibliothek.

Märtyrer der Wissenschaft. Nicht weniger als 27 Jahre hat er in den verschiedenen Gefängnissen der Inquisition zugebracht, bis er an einem sonnigen Frühlingsmorgen (am 21. Mai 1639) in der trüben Zelle des Dominikanerklosters in der Rue St. Honoré zu Paris, wo er seit einigen Jahren Zuflucht gefunden hatte, um eine Gesamtausgabe seiner Werke vorzubereiten, die müden Augen schloß. — Wir müssen es uns versagen, hier eine nähere Charakteristik seiner theosophisch-pantheistischen Weltanschauung zu geben. Wer die anziehende, aber schwierige Aufgabe sich stellt, in die eigenartigen Gedankenlabyrinthe seiner Schriften einzudringen, wird ebenso oft von der Kühnheit seiner Ideen überrascht sein, als er sich wiederum von den seltsam mystischen und astrologischen Träumereien desselben ermüdet fühlen wird. Campanella repräsentiert eben in hervorragender Weise jenen Gärungsprozeß vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, der in so vielen bedeutenden Köpfen jener Zeit sich darstellt: den Kampf der noch nicht ganz erstorbenen theologischen Scholastik des Mittelalters mit der neu erwachten naturwissenschaftlichen Anschauung. Hierzu kommt, daß Campanella einen entschiedenen Zug nach einem encyklopädischen Universalismus zeigt. Während seine philosophischen Zeitgenossen fast alle noch an der antiken Dreiteilung der Philosophie in Logik, Physik und Ethik festhalten, begegnen wir bei ihm schon einer Art von Systematisierung der philosophischen Wissenschaften, so zwar, daß Mathematik und Logik als propädeutische Disziplinen und als Einleitung das System eröffnen, dessen Hauptteile die Metaphysik, die Physik und die Ethik bilden. Aber man muß nicht glauben, daß hier systematisch abgerundete Darstellungen vorliegen. Innerhalb der scheinbar strengen Systematisierung schieben sich überall breite Exkurse ein, deren Inhalt in ganz andre Gebiete übergreift.

Am wenigsten hat von diesen Einschiebungen das Werk Campanella's, um deswillen er in dieser Studie überhaupt genannt wird, sein kommunistischer Staatsroman: „Civitas solis" (der Sonnenstaat)[1]. Die Staatsanschauung Campanella's ist eine hierarchisch-theokratische; aber die gesellschaftlichen Einrichtungen seines „Sonnenstaates" sind kommunistisch: Güter und Frauengemeinschaft herrscht überall in diesem Staate, den ein genuesischer Kapitän auf der Insel Tagobrau entdeckt haben soll. Der oberste Beherrscher dieses Staates heißt Großmetaphysiker, und seine drei Hauptminister, „Pon", „Sin" und „Mor" genannt, repräsentieren die Macht, die Weisheit und die Liebe, d. h. den Krieg, die Wissenschaft, die Kunst und die Industrie und — das Staatsressort der Ehestiftung und Fortpflanzung. Ein weit verzweigtes Beamtenheer hat die Spezialverwaltung aller dieser Verhältnisse. Die Rechtspflege ist einfach und gerecht. Sehr viel wird in dem Sonnenstaat für die Erziehung gethan, welche schon vor der Geburt des Kindes beginnt, insofern von Staatswegen alles geschieht, um die Veredlung der Bürger zu erzielen. So z. B. wird die Brautnacht vom Astrologen bestimmt, und das Brautgemach wird von den Bildsäulen der berühmtesten und weisesten Männer geschmückt. Im übrigen ist bei den Solarien, ähnlich wie in Utopia, alles gemeinsam: Wohnung, Arbeit und Mahlzeiten, bei welchen letzteren die schönsten Jungfrauen durch Musik und Gesang die Tafelfreude erhöhen. Alle Künste, die edlen wie die mechanischen, werden von den Männern und Frauen betrieben, nur daß den ersteren mehr diejenigen zufallen, welche eine größere physische Kraft erfordern. Der äußere, sichtbare Ausdruck des theokratischen Charakters des Sonnenstaates liegt in dem heiligen Sonnentempel, dessen Pracht und Erhabenheit aller Beschreibung spottet. Auf dem Hauptaltar des Tempels sieht man die Himmelskugel und den Erdglobus, darüber die Gestirne, welche als das Abbild Gottes gelten. Aber die Spitze des Tempels bildet eine leuchtende Sonne, das eigentliche Symbol des Licht und Wärme und Leben spendenden göttlichen Wesens.. — Dieser Tempel bildet das Nationalheiligtum der Solarier. Alle wichtigen öffentlichen Akte werden hier vollzogen, wie ja auch hier dem Großmetaphysiker, welcher neben der weltlichen auch die höchste geistliche Macht besitzt, gebeichtet wird.

Großer Wert wird im Sonnenstaate auf den Unterricht des heranwachsenden Geschlechts gelegt. Campanella giebt über die hier herrschende Unterrichtsmethode eine weitläufige Aus-

[1] Ursprünglich italienisch geschrieben, erschien das Buch in lateinischer Bearbeitung im Jahre 1620.

einandersetzung. Es ist die Anschauungsmethode, welche nicht nur auf die naturhistorischen und mathematischen Unterrichtsfächer, sondern auch auf die Philosophie, Jurisprudenz, Ethik und Theologie angewendet wird. — Hierzu bedarf er einer mannigfaltigen wissenschaftlichen Symbolik und Semiotik, vermittelst deren jeder in fortschreitendem Stufengang die konkretesten bis zu den abstraktesten Wissenschaften leicht erlernen kann. Wie einst im alten Sparta sollen die Greise, welche hier eine besondere Verehrung genießen, den Jünglingen in Tugend, Edelmut und Tapferkeit zum Vorbilde dienen. —

Campanella war von der Durchführbarkeit dieses seines Staatsplanes bis zu seinem Tode fest überzeugt. — Wie oft mag dem asketischen Dominikaner in einsamer Klosterzelle diese Fata morgana einer glücklichen Zukunft des Menschengeschlechts vorgeschwebt haben! Wie leicht mochte sich in der Phantasie des schwärmerischen Gelehrten die Form der idealisierten päpstlichen Universalherrschaft als das erstrebenswerte Zukunftsbild gezeigt haben! Freilich sieht man nicht recht ein, wie diese ideale Theokratie mit dem mystischen Naturpantheismus, der den Grundgedanken seiner Philosophie bildet, und noch weniger wie dieselbe mit dem Kommunismus seines „Sonnenstaates“ zu vereinigen sei.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts werden nun diese Art kommunistischer Romane zur förmlichen Modelitteratur. Es würde den mir für diese Studie bestimmten Raum weit überschreiten, wollte ich versuchen, in eine litterarische Analyse aller dieser Erzählungen, erdichteter Reisen, erfundener Abenteuer einzugehen. Zum Teil hängt ja diese ganze Richtung mit dem zu jener Zeit in allen Ländern blühenden Genre des Abenteurer-Romans aufs engste zusammen. Aber während dieser letztere nur auf die Beschäftigung der Phantasie durch übertriebene und unmögliche Erlebnisse ausgeht, hat der kommunistische Roman immer eine bestimmte politische Tendenz, wenn es auch nicht immer möglich ist, diese Tendenz mit der herrschenden politischen Richtung jener Zeit in einen bestimmten ursächlichen Zusammenhang zu bringen. — Hierbei ist es bemerkenswert, daß die Litteratur fast aller Kulturnationen diese merkwürdige Erscheinung zeigt. In England wie in Frankreich, in Deutschland wie in Italien erscheinen von nun ab eine Fülle von sogenannten „Staatsromanen“, deren Tendenz bei aller unglaublichen Phantastik im einzelnen doch im ganzen eine politisch-soziale ist.

Ich kann nun aber hier nicht alle jene Romanautoren anführen, sondern muß mich darauf beschränken, in aller Kürze nur die hauptsächlichsten und litterarisch bedeutendsten zu nennen. Da ist zunächst ein württembergischer Geistlicher Andreä, der in seiner „Beschreibung einer christlichen Republik“ (1719) es unternommen hat, ein solches Idealbild eines christlich-kommunistischen Gesellschaftslebens zu entwerfen. Man merkt überall, daß der Verfasser ein Theologe ist. Nichtsdestoweniger herrscht in dieser Erzählung eine wohlthuende protestantische Sittenstrenge. — Politisch bedeutender ist die „Oceana“ des englischen Schriftstellers Harrington, eines Zeitgenossen Cromwell's. Die Grundlage dieses Gesellschaftsbildes ist die repräsentative Demokratie, gemischt mit einem gemäßigten Agrarsozialismus. Weit berühmter jedoch ist die Sitten- und Gesellschaftsschilderung, wie sie etwas früher der große englische Lordkanzler Bacon von Verulam in seiner „Nova Atlantis“ gegeben hat. Der berühmte Verfasser der „Instauratio magna“, durch welche er die moderne Erfahrungs- und Naturwissenschaft begründet hat, ist auch in seiner „Nova Atlantis“ wiederzuerkennen, und zwar durch den intensiven Haß, den er auch hier gegen alle scholastischen Metaphysiker zur Schau trägt.

Ein Zeitgenosse des Engländers Harrington ist der Franzose Vairasse, dessen kommunistische Erzählung: „Histoire des Sevarambes“ (1677) nicht ohne poetische Schönheiten — aber auch nicht ohne starke sexuelle Zweideutigkeiten ist. Interessant ist z. B. die Art, wie Vairasse die Einrichtung in Bezug auf das Verhältnis der Geschlechter in und außer der Ehe treffen will. Das Regierungsprinzip im Lande der Sevaramben ist ein aus demokratischen und aristokratischen Elementen gemischtes. — Weit weniger interessant sind die phantastischen Schilderungen zweier andrer französischer Schriftsteller, Gabriel Foignys, „Abenteuer des Jaques Sadeur bei der Entdeckung der australischen Länder“ (1676) und des cartesianischen Philosophen Antonius

le Grand, dessen einige Jahre später erschienene „Sevdromedia“ (Paris 1680) die gesellschaftlichen Einrichtungen eines auf einer Insel des Atlantischen Ozeans wohnenden Volkes schildert. Natürlich ist diese Insel auf keiner geographischen Karte zu finden, wie überhaupt der Verfasser vielfach die kommunistischen Ideen und Institutionen früherer Erzähler nur wiederholt.

Möge mir nun der verehrte Leser gestatten noch einen Blick auf das 18. Jahrhundert zu werfen, um ihm einige der wichtigsten sozialistischen Romanschriftsteller vorzuführen. Ob wir die ihm wie allen aus seiner Schulzeit her bekannte reizvolle Erzählung Fenelons „Les avantures de Télémaque“ zu dem hier behandelten litterarischen Genre zählen können, dürfte zweifelhaft sein; wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß der Erzbischof von Cambray für seinen Zögling, den Dauphin von Frankreich, hier das Ideal eines weisen, mäßigen und lernbegierigen Prinzen aufstellen, also immerhin eine politische Einwirkung ausüben wollte. Ebensowenig tritt das sozialistische Element in der äußerst gelehrten Erzählung des Chevalier de Ramsey, eines Freundes Fenélons, hervor: „Les voyages de Cyrus“. Hier werden wir in das alte Persien und Ägypten versetzt, um die Weisheit der dortigen Gesetzgeber kennen zu lernen, wobei der Verfasser unhistorisch genug Zoroaster, Daniel, Lykurg und Solon zusammenbringt und sich über die beste Staatsverfassung unterhalten läßt. — Ebenfalls im alten Wunderlande der Pharaonen spielt die phantastische Schilderung, die der Abbé de Tarrasson in seinem „Sethos“ (Amsterdam 1732) von dem ägyptischen Leben, Sitten und Staatseinrichtungen giebt. Endlich möchte ich noch auf ein Buch hinweisen, welches im Band IX. der „Voyages imaginaires“ unter dem Titel „Die Memoiren des Gaudentius von Lucca“ zu finden und wohl als eine französische Übersetzung der Bearbeitung eines verloren gegangenen englischen Reiseromans anzusehen ist. Sprache und Stil sind hier fließend und gefällig. Die Handlung spielt im Innern Afrikas unter dem Volke der Mezzorianer, deren öffentliches und privates Leben eine überaus anziehende Idylle bildet.

Allmählich nahmen diese Romane des 18. Jahrhunderts einen politisch-satirischen Charakter an. Die öffentlichen Zustände in den europäischen Staaten, wie sie sich unter dem zwar aufgeklärten, aber doch meist absolutistischen Regiment der damaligen Fürsten gestalteten, fordern vielfach die Satire heraus, und fortan ist dieses die Form, unter welcher die sozialistische, Gesellschaftsschilderungen auftreten. So ist die Republik der Philosophie von Fontenelle eine Satire trotz ihres idyllisch-bucolischen Gewandes. Weniger tritt dieser Charakter in den Romanen des Dichters der „Alpen“, Albrechts von Haller, auf, der in seinen drei Idealerzählungen „Usong“ (1771), „Alfred“ (1774) und „Fabius und Cato“ (1774) das Ideal einer Despotie, einer konstitutionellen Monarchie und einer Republik schildert. Diese Romane sind heute wegen ihrer langen Episoden und ihrer aufdringlichen Moral kaum noch lesbar. Weit besser noch ist das satirische Epos des Abbé Morelly, des bekannten Verfassers des auf die französischen Encyklopädisten starken Einfluß übenden „Code de la nature“ (deutsch von Ernst Moritz Arndt 1842). Jene epische Dichtung führt den Titel: Naufrages des iles flottantes ou la Basiliade de Bilpaï (1753). Es ist das reine Naturevangelium, welches der edle Morelly gleich seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Rousseau hier anempfiehlt. Aber das Ganze ist gespickt von den schärfsten Pfeilen der Satire. Weder die Höfe mit ihrer Maitressenwirtschaft noch der Adel und die Geistlichkeit, die sich auf Kosten des Volkes mästen und bereichern, werden geschont. Dabei aber sind die Farben hier so kunstvoll gemischt, daß es schwer hält, im einzelnen die idealen Zukunftspläne von den sarkastischen Beimischungen, in denen er es auf die Zeitgebrechen abgesehen hat, zu trennen.

Endlich nimmt dann der kommunistische Roman auch die Form der politischen Prophezeiung an. Dieses gilt von der Erzählung „L'an deux mille quatre cent quarante“ (1771). Der anonyme Verfasser stellt kein kommunistisches Staatsideal auf, sondern läßt nur die Handlung seiner Erzählung im Jahre 2440 n. Chr. spielen. Er zeigt nun hier wie in einem Zauberspiegel die Gesellschaftseinrichtungen einer 700 Jahrhunderte späteren Zeit, wobei allerdings zu bemerken ist, daß vieles seit den letzten 120 Jahren nach Abfassung des Romans, z. B. der Verkehr mit China und Japan, die Befreiung der nordamerikanischen Kolonien, das Verbot

der Witwenverbrennung in Indien u. s. w.) wirklich eingetreten ist. Der Verfasser ist kein Revolutionär, sondern ein liberaler Monarchist. Nichtsdestoweniger hat der vielseitig gebildete und erfahrene Mann ein offenes Auge für die gesellschaftlichen und sittlichen Schäden der Zeit. — Als eines der letzten Produkte dieses Litteraturgenres im 18. Jahrhundert möchte ich nun noch einen deutschen Roman, „der Staat von Felicien" (1794), bezeichnen. Das Buch ist offenbar eine Satire gegen die despotische Kleinstaaterei in Deutschland. Doch hatte dasselbe nur geringe Aufmerksamkeit erregt. Denn schon waren die Augen der Welt auf das gewaltige Drama gerichtet, das sich damals in Frankreich abspielte und dessen erschütternde Peripetie sich eben am Morgen des 10. Thermidor vollzogen hatte. —

Das 19. Jahrhundert weist in seiner ersten Hälfte eine nur wenig zahlreiche Litteratur dieser Art auf. Um so bedeutsamer ist ein Roman von wesentlich kommunistischer Tendenz, welcher 1840 zu Paris erschien und den bekannten sozialistischen Agitator Etienne Cabet zum Verfasser hat: „**Voyage en Ikarie, roman philosophique et social.**"[1])

Der Cabet'sche Roman, im ganzen eine Reiseschilderung über die Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen in „Ikarien", ist vom rein litterarischen Standpunkt eine höchst amüsante und fesselnde Erzählung. Der langjährige Redakteur des sozialistischen „Populaire" bewies damit, daß er nicht bloß ein schneidiger Publizist, sondern auch ein phantasiereicher Dichter gewesen ist. Aber wie einst seine praktisch-politische Thätigkeit völlig resultatlos verlief (bekanntlich starb Cabet nach einem unglücklichen Versuch, in Texas eine kommunistische Kolonie zu begründen, enttäuscht und arm in St. Louis am 9. November 1856), so hatte auch sein Tendenzroman nur kurze Zeit Aufsehen gemacht. Heute ist er so gut wie vergessen. —

Und so dürfte es auch dem Bellamy'schen „Rückblick" ergehen. Wir können auch diesem neuesten Versuch, eine anziehende Schilderung von dem künftigen sozialen Staat zu geben, gewisse litterarische Vorzüge in Komposition und Sprache nicht absprechen. Aber man nehme dieses Phantasieprodukt nicht ernst. Am allerwenigsten sollte man, wie Richard Michelis[2]) gethan hat, es zu widerlegen suchen. Weit wirksamer werden derartige Empfehlungen des Kommunismus durch Satiren und Parodien widerlegt, wie dieses in der unterhaltenden Schrift des Herrn Friedrich Ost (ein Pseudonym), „Erlebnisse in der Welt Bellamy's aus den Jahren 2001 und 2002"[3]) geschehen ist. Der Vollständigkeit halber erwähnen wir eine dritte Widerlegung Bellamy's von Dr. Ed. Löwenthal, „der Staat Bellamy's und seine Nachfolger", Berlin 1891. Der bekannte Verfasser der in mehreren Auflagen erschienenen „Geschichte und System des Naturalismus" geht mehr auf eine innere sozialpolitische Kritik des amerikanischen Novellisten aus. Aber auch hier fragen wir: „Wozu der Lärm?"

Leipzig. Moritz Brasch.

Kunstgeschichte.

Übersicht einer Kunstgeschichte Tirols.

So eng die Landesgrenzen Tirols sind und so abgeschlossen, zumal in früheren Zeiten, seine meisten Thäler vom Weltverkehr waren, so rege äußerte sich doch, seit den frühesten Zeiten seiner selbständigen Geschichte, der Kunsttrieb in dessen Bevölkerungen, gewiß zum nicht geringen Teil als ein Vermächtnis der rhäto-romanischen Stämme, welche vormals ausschließlich dieses Land bewohnten und erst in der Völkerwanderungszeit von germanischen Stämmen überflutet wurden und sich mit ihnen mischten. In derselben Zeit werden auch die ersten Keime politischer Gestaltung Tirols, wie sie uns jetzt entgegentritt, gelegt.

In diese noch halb sagenhafte Epoche der tirolischen Geschichte fallen auch die frühesten Kirchenstiftungen durch die Apostel und die ersten Bischöfe des Landes, sowie durch Edelleute

---

1) In deutscher Übersetzung von Wendel-Hippler 1848.

2) „Ein Blick in die Zukunft" in Reclams Universalbibliothek Nr. 2800.

3) Berlin 1891.

und Fürsten. Hermagoras, Patriarch von Aquileja, und der hl. Vigilius, Bischof von Trient, gründeten die erste kleine Kirche, aus welcher nachmals der Dom von Trient erwuchs; dem heiligen Vigilius werden außerdem zahlreiche Kirchenstiftungen in der Umgebung von Bozen zugeschrieben. Dem hl. Cassian verdankt die Marienkirche auf der Felshöhe Säbens bei Clausen, an der Stelle eines alten Isistempels, ihre Entstehung; der Überrest seiner Stiftung, die alte Frauenkirche, besteht in einer einschiffigen Kapelle mit Apsis. Der hl. Ingenuin gründete sodann auf der höchsten Spitze Säbens die Kreuzkirche, deren erhaltene Grundmauern sie als eine dreischiffige Basilika mit Narthex kennzeichnen. Im 10. Jahrhundert verlegten sodann die Bischöfe Zacharias und Richbert von Säben ihren Bischofsitz nach Brixen und legten den Grund zum Münster. Aus ihrer Zeit ist noch die Johanneskapelle, an der Südseite des Kreuzganges, erhalten, in welcher die Brixner Synode, welche Gregor VII. absetzte, tagte. Das fast quadratische Langhaus ist durch einen Triumphbogen auf vorspringenden Mauern vom gleich breiten Querschiff getrennt, über welchem eine Rundkuppel auf achtseitigem Tembrür sich erhebt. Auch die kleine, einschiffige Liebfrauenkirche am Westende des Kreuzganges dürfte noch aus der Stiftungszeit des Münsters im 10. Jahrhundert stammen.

Ziemlich sagenhaft sind die Berichte über die Kirchenstiftungen durch Fürsten und Große, wie Königin Theodelinde, Karl den Großen, den hl. Romedius. Historisch beglaubigter ist die Gründung der Stiftskirche von Innichen durch Otto von Scharnitz im Jahre 770, von welcher noch die dreischiffige Krypta mit ganz rohen Würfelkapitälen herrühren dürfte. Erhalten sind auch noch die Reste einer Rundkapelle, welche die bayrischen Edelleute Adalbert und Othar in der Nähe Bozens zu Ehren des hl. Quirin stifteten, dessen Reliquien sie vom Papst Leo I. zum Lohn für geleistete Hilfe gegen die Longobarden erhalten haben sollen. Auch die Anfänge des Klosters Wilten werden noch ins 6. Jahrhundert verlegt, indem angeblich damals an stelle des römischen Castrums Veldidena eine Ortschaft mit einer dem hl. Laurentius gewidmeten Kirche entstand, an die sich im 9. Jahrhundert die erste Klosterstiftung anschloß.

Von Überresten der Plastik aus der Völkerwanderungszeit ist der römisch-byzantinisch verzierte Marmorsarg des hl. Vigilius zu Trient hervorzuheben. Archäologisch und technologisch hoch interessant sind sodann die Eisenbeschläge eines hölzernen Sarges, sowie das goldene Brustkreuz und die Waffen des einst darin bestatteten, vornehmen Longobarden, welche zu Civizzano gefunden wurden und jetzt gleichfalls im Ferdinandeum aufbewahrt werden.

Die für Tirols einheitliche politische Gestaltung so bedeutsame Epoche vom 11. bis 13. Jahrhundert ist trotz der zahllosen Fehden zwischen Adel und Bistümern, welche mit der Begründung der Herrschaft der Grafen von Meran endigten, doch auch zugleich eine Zeit des geistigen und materiellen Aufschwunges, wenigstens für einzelne Klassen der Bevölkerung, gewesen. Vor allem blühte das Rittertum in Tirol auf und entfaltete in seinen zahlreichen Burgen ein gastliches, höfisches Leben, das durch Ritterspiele wie Musik und Minnesang verschönert wurde. Stammt doch der Fürst der deutschen Minnesänger, Walther von der Vogelweide, aus dem Eisachthale. Auch für eine stattliche, durch Malerei und Skulptur veredelte Ausschmückung der Schloßkapellen und Rittersäle wurde jetzt schon gesorgt, wie das Nonnenschloß des Grafen von Tirol oberhalb Meran noch heute bezeugt.

Um dieselbe Zeit wuchsen zahlreiche Städte, wie Meran, Bozen, Trient, Riva und Innsbruck, durch die Gunst der Großen im Lande empor und gelangten zu Wohlstand und Freiheit. Von dem Gewerbefleiß dieser Städte, soweit er der Ausstattung ihrer Wohnhäuser zukam, ist uns freilich wenig mehr erhalten, der Hauptanteil fiel wohl der Ausschmückung ihrer Kirchen zu.

Besonders eifrige Pflege fand die kirchliche Kunst jedoch in den Klöstern Tirols, deren bedeutendste der Frömmigkeit adliger Geschlechter dieser Zeit ihre Entstehung verdanken, so das 1166 von einem Grafen von Eppan gegründete Kloster in der Au bei Gries (Bozen), ferner das 1142 vom Grafen Regiebert I. von Säben gegründete Kloster Neustift bei Brixen, das 1177 von Ulrich von Tharasch gestiftete Kloster Marienberg im Vintschgau, das 1272 zum Andenken Konradins von seiner Mutter erbaute Cisterzienserkloster in Stams; ebenso fällt die Neu-

gründung des Klosters von Innichen und Wilten in diese Zeit. Während diese Klöster bis auf wenige alte Reste nachmals umgebaut wurden, so geben dagegen zahlreiche erhaltene Kirchenbauten noch deutliche Kunde von der Frömmigkeit dieser Epoche. An der Spitze derselben steht der schöne, 1048 an stelle der alten Vigiliuskapelle von Bischof Udalrich gegründete, im 12. und 13. Jahrhundert aufgebaute Dom von Trient, der eine interessante Verschmelzung lombardischer und deutsch-romanischer Bauweise offenbart. Die dreischiffige Anlage mit drei Apsiden, wie sie dieser Dom zeigt, kehrt wieder im alten Dom von Brixen, dessen Grundriß uns noch aufbewahrt ist, in der vom 13. Jahrhundert stammenden, noch wohl erhaltenen Stiftskirche von Innichen, sowie in der alten Pfarrkirche von Bozen. Nur eine Apside besaß dagegen die alte Klosterkirche von Marienberg. Selbst zahlreiche einschiffige Kirchen erhielten drei Apsiden entweder, nebeneinander (S. Margarete zu Lana, Schloßkapelle von Hoheneppan) oder in kleeblattförmiger Anordnung (S. Vigil zu Moster in Vintschgau), wie sie besonders am Rhein und in Südfrankreich vorkommt.

Nicht selten sind auch zweischiffige Kirchen mit zwei Apsiden aus dieser Zeit, wie z. B. S. Martin bei Schenna.

Am häufigsten kommen freilich die einschiffigen Kirchen mit einem Turm über dem Chor vor.

Besonders interessant sind die zahlreichen romanischen Rundkapellen Tirols. Wir erwähnen bloß die Rundkapelle des hl. Michael beim Kloster Neustift, welche ausnahmsweise schon ursprünglich von ihrem Gründer Probst Konrad im Jahre 1190 zu einer Spitals- und Grabkapelle bestimmt ward und, wie die von S. Marein bei Prank in Steiermark, in ihrer Anlage von zwei übereinanderliegenden Kuppelsälen und einem oberen, offenen Säulenumgang (der nachmals zu Befestigungszwecken vermauert und durch Schießscharten ersetzt wurde) auffallend an das Grab des Theodorich bei Ravenna erinnert.

Häufig haben die romanischen Rundkapellen Tirols vortretende Apsiden, so die Leonhardskapelle zu Planitzing bei Kaltern; besonders merkwürdig ist die alte Spitalskirche zu den 12 Aposteln bei Klausen, wo zwölf im Kreise vortretende Apsiden jene symbolisch andeuten.

Die romanische Steinskulptur Tirols ist vorwiegend roh und schließt sich völlig dem Stil der lombardischen Skulptur an; so besonders die phantastischen Reliefs von Tiergestalten an den Portalen des Rittersaals und der Kapelle des Schlosses Tirol; sodann die ähnlichen Skulpturen am Portal der Zenoburg bei Meran. Auch die Kreuzabnahme und die Engelgestalt im Tympanon der erstgenannten Portale sind fast noch longobardischen Stiles. Völlig barbarisch ist sodann ein Dreikönigsrelief an der Außenseite der Pfarrkirche von Obermauern im Pusterthal, wogegen etwas mehr belebt die Steinmadonnen an der Nordseite des Trientiner Domes, sowie hinter dem Hochaltar der Bozner Pfarrkirche sind.

Unter den romanischen Holzskulpturen Tirols sind einige Kreuzigungsgruppen nach Art derer von Wechselburg bemerkenswert, hinter der sie aber durch eine starr byzantinische Behandlung — im Gegensatz zu der plump-lombardischen der gleichzeitigen Steinskulptur Tirols — wesentlich zurückstehen. Solche Gruppen finden sich zu Innichen, Sonnenburg (Pusterthal) sowie in der Kapelle des Schlosses Tirol.

Weit kunstvoller als die Stein- und Holzskulpturen sind die tirolischen Werke der Goldschmiedekunst dieser Zeit; ein Meisterwerk ist vor allem der mit figuralen und ornamentalen Details in getriebener Arbeit, Niello und Email reich verzierte Speisekelch samt Patena im Kloster Wilten.

Nicht unwichtig sind die Überreste romanischer Wandmalereien in Tirol, die hier noch häufiger als anderwärts erhalten sind und zum Teil noch einen ziemlich streng byzantinischen Charakter zeigen, wie die beiden übermalten Fresken von S. Nicolaus in Windischmatrei, sowie die Burgkapelle von Hoheneppan, zum Teil schon die ungestüme Beweglichkeit des romanischen Stiles zeigen, wie die symbolisch-phantastischen Gemälde zu Tramin, die der Johanneskapelle zu Brixen u. s. w.

Im 14. Jahrhundert wurde Tirol einerseits durch das Streben seiner Landesfürsten nach Gebietserweiterungen, anderseits durch den Wettkampf verschiedener benachbarter Fürstengeschlechter um die Herrschaft in diesem Lande in die große Politik mit hineingerissen, was der Entwickelung der Bevölkerung im ganzen jedoch nur förderlich war, da dadurch ihr Gesichtskreis erweitert und ihre Unternehmungslust gesteigert wurde. Endlich fiel durch die Vermählung des letzten, kinderlosen Erben des alten Landesfürsten, Meinhards III., mit einer Tochter des Herzogs Albrechts II. von Österreich die Erbfolge an Österreich, indem Margarete Maultasch, die Mutter Meinhards, noch bei Lebzeiten die Landeshoheit an Rudolph VI. von Habsburg abtrat. Hiermit trat eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte Tirols ein, das seitdem an das Haus Habsburg gebunden blieb. Während dieser Umwälzungen hatte im ganzen der Wohlstand und die Macht der Bürger, sowie freilich auch der Einfluß des Klerus wesentlich zugenommen, und auch die Lage sich verbessert. Zur höchsten Blüte gelangten Bürger und Bauernstand aber im 15. Jahrhundert unter der Gunst Friedrichs IV. und der Nachgiebigkeit des lebenslustigen Erzherzog Siegmund, der sich zugleich als ein großer Kunstfreund erwies Handel, Gewerbe, Bergbau und Landwirtschaft brachten dem Lande ungeahnte Reichtümer, und Tirol galt am Ende des 15. Jahrhunderts als eines der reichsten Länder Österreichs.

Was die Kunstthätigkeit in diesem Zeitraum betrifft, so leidet die **Baukunst** des Landes im 14. Jahrhundert an einem auffallenden Mangel an einheimischen Meistern und Werkleuten, sodaß dieselben zuerst aus dem benachbarten Schwaben herbeigezogen werden.

Dagegen nahm im 15. Jahrhundert, zumal unter Erzherzog Sigmund, die kirchliche Baukunst überall wieder einen neuen Aufschwung. Es entstehen zumeist durch seine Freigebigkeit die Pfarrkirche von Gries bei Bozen, die mit reicher Fassade versehene Pfarrkirche von Landeck sowie die Spitalkirche von Meran. Regen Anteil am Kirchenbau nahmen auch die reichen Bergwerkbesitzer sowie deren fromme Bergknappen durch große und kleine Geldspenden. So entstanden die ansehnlichen Pfarrkirchen von Schwaz, von Battenberg, von Hall, Sterzing u. s. f., außerdem noch zahlreiche einschiffige Kirchlein. Die größeren dieser Kirchen sind zumeist dreischiffige Hallenkirchen, so die Pfarrkirchen von Bozen, Meran, Hall, Sterzing, Seefeld, Imst, die Franziskanerkirche von Bozen und die Spitalkirche von Meran; nur die Pfarrkirchen von Lienz und Landeck haben erhöhte Mittelschiffe, während die von Schwaz, Battenberg und Felskirch zwei Schiffe mit zwei Chören zeigen, indem die eine Hälfte für die Bergknappen bestimmt war. Die Pfarrkirche von Bozen und die Spitalkirche von Meran haben nach dem System der Cisterzienserkirchen Chorumgänge und einen freistehenden Pfeilerkranz im Chor. Die Fassaden sind meist einfach, durch abgetreppte Giebel abgeschlossen, mit drei Portalen zwischen Strebepfeilern und gemahnen fast an befestigte Hausfassaden; nur einzelne Fassaden, wie die zu Innfeld, sind reicher mit Maßwerk und Skulptur verziert.

Die zahlreichen Schloßumbauten, welche im 14. und 15. Jahrhundert stattfanden und zumeist den Zweck hatten, deren Wohnlichkeit zu erhöhen und die Widerstandskraft, entsprechend den neuen, weittragenden Waffen, mehr an die Außenwerke zu verlegen, können hier nicht einzeln angeführt werden. Erwähnt sei bloß, daß Erzherzog Sigmund in ungemessener Baulust eine Unzahl Jagd- und Lustschlösser über das ganze Land zerstreute, die sich noch heute durch ihre Namen Sigmundslust, Sigmundsried, Sigmundsburg, Sigmundskron u. s. f. kenntlich machen.

Von der regen Baulust Tirols im Profanbau im 14. und 15. Jahrhundert geben die alten Straßen mit ihren Bogengängen, den „Lauben“, ihren Erkern und Zinnengiebeln, welche noch heute fast allen Städten und größeren Orten Tirols, wie Innsbruck, Bozen, Meran, Sterzing, Brixen, ihr charakteristisches Gepräge verleihen, deutliche Kunde.

In der Steinskulptur hat Tirol im 14. Jahrhundert nichts Hervorragendes geleistet. Dagegen findet im 15. Jahrhundert ein bedeutender Aufschwung in der Steinskulptur Tirols, zumal auch in technischer Hinsicht, statt. So sehen wir kunstvoll durchbrochene Reliefs der thronenden Madonna mit dekorativem Beiwerk am Hauptportal der Pfarrkirche von Landeck und am Südportal der Pfarrkirche in Sterzing; sehr reich an guten Skulpturen ist die Fassade der Pfarrkirche von Seefeld, sowie die Pfarrkirche in Bozen. Ein besonderes Interesse bieten die

zahlreichen, zum Teil vorzüglich gearbeiteten Grabplatten in fast allen Kirchen Tirols: wie z. B. diejenigen des Grafen Leonhard von Görz und der Freifrau von Wolkenstein in der Pfarrkirche von Liez, Arbeiten des Bildhauers Christoph Geiger. Die Grabsteine von Bischöfen beim Brixer Dom bieten sodann eine fortlaufende Reihe stilgeschichtlicher Beispiele.

Die Holzskulptur nimmt schon früher einen Aufschwung in Tirol, Beweis dessen die liebliche, reingothische, schwungvoll stilisierte Madonnenfigur am Hochaltar der Sterzinger Pfarrkirche. Im 15. Jahrhundert erreichte die Holzschnittkunst in Tirol eine Stufe, wie sie sonst kaum irgendwo in Deutschland erreicht wurde, selbst nicht durch Til Riemenschneider, welcher wenigstens an Großartigkeit der Auffassung sich kaum mit Michael Pacher messen durfte.

Auch die Kleinkünste, die Schmiedeeisenkunst, der Erzguß, die Plattnerei, das Münzwesen und die Goldschmiedekunst blühten bereits im 15. Jahrhundert, besonders durch die Pflege der Landesfürsten, Friedrich IV. und Sigmund, mächtig empor.

Was endlich die Malerei in diesem Zeitraum betrifft, so herrscht im 14. Jahrhundert noch immer die Wandmalerei, besonders in Südtirol vor; fast jede Kirche, jede Burg, jede Rats- und Trinkstube wurde innen und häufig auch außen mit Fresken verziert, wovon noch zahlreiche Überreste erhalten sind. In der religiösen Wandmalerei herrscht im 14. Jahrhundert der italienische Einfluß wenigstens in Südtirol entschieden vor, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Besonders glaubt man häufig die Einflüsse der alten Veroneserschule des Aldighieri, sowie seines Nachfolgers, des Stefano da Zevio, zu erkennen.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts drangen dagegen, wahrscheinlich von Nordtirol her, deutschflandrische Einflüsse nach dem Süden und wurden von der Brixer Malerschule in eigentümlicher Weise mit italienischen Elementen, sowie mit unmittelbaren Beobachtungen nach dem Leben und nach der derben Dramatik der damaligen Passionsspiele verschmolzen. Aus dieser Richtung ging ohne Zweifel auch Michael Pacher hervor, der jedoch die handwerksmäßige Derbheit seiner Vorgänger zu feindurchdachter und empfundener Kunst läuterte und als Freskomaler wie als Tafelmaler trefflich gezeichnete und verkürzte, sowie großartig charakterisierte und dramatisch bewegte Kompositionen schuf. Sein Meisterwerk als Maler ist bekanntlich der Zyklus von vier Darstellungen aus dem Marienleben am Flügelaltar zu S. Wolfgang. Großartige Schöpfungen von ihm sind auch die vier lebensgroßen Kirchenväter in Augsburg.

In Nordtirol sind uns von Wandmalereien des 14. und 15. Jahrhunderts keine erwähnenswerten Überreste geblieben; dagegen blühte dort die Tafelmalerei, welche vorwiegend unter dem Einfluß der schwäbischen Schule stand: so verraten dieselben zum Beispiel die Gemälde des Hans Multschner von Innsbruck, welche er für einen Flügelaltar in Sterzing schuf.

Von der düsteren Folie der beginnenden Verarmung des tirolischen Volkes durch die Kriege Kaiser Maximilians sowie der gewaltsamen Unterdrückung seiner religiösen und sozialen Befreiungsversuche unter Ferdinand I. hebt sich um so glänzender das rege Kunstleben ab, welches sich unter diesen Fürsten in Tirol entfaltete.

Was zunächst die Baukunst dieser Zeit betrifft, so nimmt sie, hinsichtlich der Zahl der ausgeführten Bauten, keine besonders hervorragende Stellung ein, doch treten in derselben eine Reihe von begabten Meistern hervor. Unter Maximilian dauert der gotische Stil in seiner späten schmuckreichen Form noch fort, zumal wenn auch, in Südtirol, schon einzelne Elemente der Renaissance in dieselbe eindringen. Die eigentliche Übergangszeit beginnt aber erst unter Erzherzog Ferdinand I. Maximilian selbst legte den Grund zu der schönen dreischiffigen Pfarrkirche von Sterzing, welche 1525 vollendet ward. In den Jahren 1501 bis 1519 ließen die Bozner durch den jungen Meister Hans Lutz von Schussenried den Turm zur Pfarrkirche mit seinem zierlich durchbrochenen Helm erbauen, während gleichzeitig ein andrer tüchtiger Baumeister, Mathias Winkler aus Pfalzen, den Chor der Pfarrkirche von Brünneck und der Pfarrkirche von Teufers im Pusterthal in schöner Spätgotik erbaute. Selbst ein Wälschtiroler, Andrea Crivelli, bediente sich in der unter Ferdinand erbauten Pfarrkirche von St. Pauls bei

Eppan noch gotischer Formen. Eine eigentümliche Mischung von Gotik und Renaissance, spitzbogige Fenster und ein Portal im Stil venetianischer Renaissance, zeigt die schöne Pfarrkirche von Cirezzano, welche der kunstliebende Fürstbischof von Trient, Bernardo Clesio, erbauen ließ. Auch die von Ferdinand I. im Jahre 1553 begonnene Hofkirche in Innsbruck, vom erwähnten Andrea Crivelli entworfen und unter seiner Leitung von Nicolaus Düring erbaut, zeigt noch ein eigentümliches Schwanken zwischen Gotik und Renaissance. Ganz im Renaissancestil ist dagegen bereits die ebenfalls von Bernardo Clesio errichtete Kirche St. Maria maggiore in Trient.

In der Privatbaukunst entfaltet auch diese Zeit noch hohen malerischen Sinn; Beweis dessen das von Maximilian vollendete goldene Dachl, sowie der prächtige Sorgenturm, der beim Neubau der Burg unter Maria Theresia leider zerstört ward.

Je weiter südlich, um so früher begannen auch im Zivilbau Tirols Renaissanceformen Eingang zu finden; in Brixen und Bozen mischen sie sich mit überlieferten deutschen Formen.

Die großartigste Thätigkeit im Zivilbau entfaltete sich in Trient unter dem Fürstbischof Bernardo Clesio (1514 bis 1539) am Castel nuovo zu Trient und an vielen andern Schlössern dieses prachtliebenden Fürsten, und zwar durchaus in den edelsten Formen der venetianischen Renaissance, während im Jahre 1475 noch Fürstbischof Hans von Hinterbacher das alte Schloß von Trient im Stile venetianischer Gotik hatte erneuern lassen.

Der glänzende Bausinn dieses Kirchenfürsten, so wenig er beim niederen Volke Anklang fand, spornte doch den Wetteifer der Patrizierfamilien von Trient an, welche um dieselbe Zeit, zum Teil durch die nämlichen Künstler, sich ebenfalls Paläste im Stil der venetianischen Renaissance erbauen und mit reichen Fassadenmalereien schmücken ließen.

Die Fürsorge der Landesfürsten selbst wandte sich in dieser Epoche jedoch in weit höherem Grade der Pflege der Politik als der Baukunst zu; Kaiser Maximilian wurde hierzu hauptsächlich durch seine Ruhmliebe veranlaßt und Erzherzog Ferdinand durch die Pietät für seine Vorgänger. Ganz besonders nahm das Grabmonument, welches Kaiser Max sich selbst setzen wollte, dessen Kunstliebe in Anspruch.

Keinem von beiden Fürsten war es jedoch vergönnt, die vollkommene Durchführung ihrer Idee zu erleben; ja dem Kaiser Max gelang es nicht, trotz allen Eifers, mit dem er das Werk betrieb, auch nur einen wesentlichen Teil des geplanten Monuments vollendet zu sehen; seine Mühen scheiterten an den kümmerlichen Geldverhältnissen, mit denen er zu kämpfen hatte, sowie an der Unfähigkeit oder Unehrlichkeit des Künstlers, dem er die Hauptaufgabe anvertraut hatte, des Gilg Sesslschreiber. Statt der vierzig überlebensgroßen und hundert kleinen Statuen, welche das Monument umgeben sollten, kamen überhaupt nur achtundzwanzig, bei Lebzeiten Maximilians nur sieben fertige und acht halbfertige zu stande.

Die schönsten darunter sind diejenigen, welche Peter Vischer im Jahre 1508 goß, die Könige Arthur und Theoderich, deren schlanke, edle Gestalten geradezu als die vorzüglichsten deutschen Renaissancestatuen zu bezeichnen sind. Diejenigen Sesslschreibers sind plump und schlecht gegossen, zum Teil aber nicht ohne Charakter und Ausdruck.

Nach Sesslschreiber's Abdankung im Jahre 1518 und dem bald darauf erfolgten Tode Maximilians setzte der Hofmaler Jörg Kölderer, unter Beihilfe des Schnitzers Leonhard Magt und des Gießers Stephan Godl, die Arbeiten im Auftrage Ferdinands I. fort. Ihre Leistungen sind im ganzen viel weniger befriedigend, obwohl im Guß besser, als die des Sesslschreiber. Die einzige treffliche Statue, welche unter Ferdinand noch entstand, ist die des hl. Chlodwig, zu welcher der Nürnberger Maler Christoph Amberger die Zeichnung lieferte, während der treffliche Erzgießer Gregor Löffler im Jahre 1550 den Guß ausführte.

In der Steinskulptur besaß Tirol um dieselbe Zeit treffliche, besonders technisch wohlgeschulte Meister, denen aber keine größeren Aufträge, sondern vorwiegend nur dekorative Aufgaben für den Schmuck der Kirchen, sowie für Grabsteine zu teil wurden.

Treffliche Bildhauer waren unter andern: Sebold Bockstorffer, welcher die Grabreliefplatte für den 1511 unter Maximilian gefallenen Ritter Christoph von Truchseß im Kreuzgang zu

Neustift herstellte, sowie Lucas Maurus, von dem das Grabdenkmal des venetianischen Feldherrn Roberto di Launverum im Dom von Trient herrührt.

Besonders Hervorragendes leistete sodann die Holzschnitzerei unter Maximilian, obwohl sie allerdings wesentlich von den Anregungen zehrte, welche Michael Pacher hinterlassen hatte. Bozen ist der Hauptsitz seiner Schule in dieser Kunst, und ein Meister, der technisch ihm ebenbürtig war, in der künstlerischen Empfindung sehr nahe kam, ist jener, leider namenlose Künstler, welcher die herrlichen Schnitzaltäre im Nationalmuseum zu München (dort unter Pacher's Namen ausgestellt) in der linken Seitenkapelle der Franziskanerkirche zu Bozen, sowie in der Pfarrkirche zu Pinzon oberhalb Neumarkt herstellte. Nicht minder vorzüglich sind die Schnitzbilder und Verzierungen am großen Flügelaltar in Niederlana, welche Hans Schnackerpeck von Meran in den Jahren 1503 bis 1508 ausführte. Ein Reihe trefflicher solcher Altäre befinden sich ferner in Vintschgau, sowie in der Umgebung von Brixen, welche alle mehr oder minder Pacher's Einwirkung verraten.

Im engen Anschluß an Architektur und Skulptur blühte auch das Kunstgewerbe unter Maximilian und Ferdinand I. Die Plattner und Panzerschmiede in Mühlau bei Innsbruck schufen technisch wie stilistisch wahre Meister- und Musterwerke; der berühmteste unter ihnen war Jörg Seusenhofer, welcher im Auftrage Ferdinands I. wahre Prachtrüstungen für König Franz I. von Frankreich, seine zwei Söhne und den Connetable Montmorency schuf. Die Fürsten und Könige fast aller Länder bewarben sich eifrig um tirolische Prachtrüstungen, welche bis vor kurzem für italienische Arbeiten gehalten wurden. Gleichzeitig war die Erzgießerfamilie Löffler, deren hervorragendstes Mitglied Gregor Löffler, eifrig bemüht, durch ihre ebenfalls in jeder Weise ausgezeichneten Geschütze die vorgenannte Kunst zu untergraben.

Auch die tirolische Kunsttischlerei und Schmiedeeisenarbeit sind damals auf der Höhe der Zeit. In ersterer wurde besonders die farbige Intarsie in eigener Ausbildung und mit großem Geschmack verwendet. Von der Schmiede- und Schlosserkunst jener Zeit legen noch zahlreiche Kunstschlösser, Eisengitter, Armleuchter u. s. f. Zeugnis ab. Für Glasmalerei wird im Jahre 1553 durch Wolfgang Vintl in Hall eine Tochteranstalt der augsburgischen Glasmalerei gegründet, und treffliche Werke dieser Anstalt sind in Hall und im Ferdinandeum von Innsbruck noch erhalten. In der Münz- und Stempelschneiderei leistet seit 1508 der ebenfalls in Hall ansässige, in Italien ausgebildete Münzmeister Maximilians Ulrich Ursenthaler, ganz Hervorragendes. Ebenso werden um diese Zeit Majolikaöfen, Spitzen, Lederarbeiten, Stickereien in vorzüglicher Weise in Tirol ausgeführt.

Was endlich die Malerei in dieser Zeit betrifft, so hat dieselbe seit Maximilian ihren Hauptsitz in Innsbruck aufgeschlagen, wo freilich vorwiegend schwäbische, bayrische und fränkische Meister, sowie in Deutschland geschulte Tiroler, wie z. B. Sebastian Schel wirken. In Brixen und Bozen blühen noch tirolische Schulen, unter dem Einfluß der älteren Brixnerschule und des Pacher fort, während in Wälsch-Tirol, besonders durch Bernardo Clesio, fast ausschließlich italienische Maler beschäftigt werden. Unter Ferdinand I. wird sodann der italienische Einfluß durch italienische Maler auch nach Nordtirol verbreitet.

Nach dem Tode Ferdinands I., der seit 1558 auch die deutsche Kaiserwürde bekleidet hatte, erhielt Tirol mit dem Regierungsantritt Erzherzog Ferdinands II., des zweiten Sohnes des verstorbenen Kaisers, für hundert Jahre lang, von 1564 bis 1665, wieder eine Reihe von eigenen Landesfürsten, welche, obwohl aus dem Hause Österreich, doch mit den übrigen Erblanden Österreichs und mit dem deutschen Reich nur in einem sehr lockeren Verband standen. Obwohl hierdurch Tirol von den Kriegen, welche während dieses Zeitraums die übrigen Länder Österreichs und des Reiches heimsuchten, fast ganz verschont blieb, so war doch auch diese Periode sehr nachteilig für die Entwickelung des Landes. Die Landesfürsten dieser Ära waren ebenso fanatische Anhänger der katholischen Kirche und ihrer im Konzil von Trient gesteigerten Machtansprüche, als sie zugleich Freunde eines fürstlichen Glanzes und eines verschwenderischen Hoflebens waren, das mit den Einkünften des Landes in keinem Verhältnisse stand.

Dem Volke ging allmählich jeder Unternehmungsgeist und jedes selbständige Denken verloren. Zugleich überschwemmten jetzt italienische Jesuiten und Beamte das Land, das Italienisch wurde fast ausschließliche Hofsprache, italienische Mode herrschte, italienische Schauspieler, Sänger und Tänzer wurden zu den Hofbelustigungen herbeigezogen, italienische Kunst und Künstler erhielten den Vorzug, kurz das Land war in dieser Periode auf dem besten Wege ganz zu verwelschen.

Daß die Kunst Tirols, auch in dieser Epoche, trotz des allgemeinen Niederganges, glänzende Leistungen aufweist, das verdankt sie vor allem dem Glanz und Aufwand des Hoflebens sowie der wirklichen, hervorragenden Kunstliebe seiner Herrscher, Ferdinand II. voran, und außerdem den reichen Einkünften der Kirche, deren höhere Vertreter jetzt ebenfalls eine vornehme, höfische Lebensführung, nach italienischem Vorbild, annahmen und durch prunkvolle Zeremonien und Bauten die Macht der Kirche der Phantasie des Volkes einzuprägen strebten.

Unter Ferdinand II. ist die Bauthätigkeit im Lande im ganzen eine geringere. Erzherzog Ferdinand II. selbst besaß zwar eine ungewöhnliche Baulust und auch Verständnis für Architektur, allein die geringen Mittel, welche ihm für Bauten bei seiner verschwenderischen Hofhaltung übrig blieben, ließen manche seiner Pläne gar nicht oder nur halb zur Ausführung kommen. Die Hauptsorge wendete er dem Schloß Ambras, dem Sitz seiner Geliebten, nachmaligen Gattin, Philippine Welser, zu, wo der spanische Saal, wahrscheinlich durch Giovanni Guarienti, unter ihm entstand.

Außerdem ließ er es sich in seiner Frömmigkeit angelegen sein, alle seiner Schlösser und Wohnsitze mit Kapellen zu versehen, die er reichlich ausstattete. So besonders die Hofkapelle, die silberne Kapelle in der Hofkirche, von Giuleo Fontane 1571 vollendet.

Dagegen sind nur wenige neue Kirchenbauten unter seiner Regierung entstanden, man beschränkte sich hauptsächlich auf eine innere Umgestaltung und Renovierung der Kirchen nach dem Zeitgeschmack, wofür er freigebig Beiträge lieferte. Die wichtigsten Bauten, welche Ferdinand II. ausführen ließ, gelten der Installierung der Jesuiten in Tirol. Unter Erzherzog Ferdinands II. Nachfolger, bis ca. 1655, nahm die Baukunst in Tirol wieder einen höheren Aufschwung und streifte jetzt alle deutschen Elemente ab, die sich unter Ferdinand II. noch derselben beimischten. Der italienische Barockstil hielt jetzt seinen ungehemmten Einzug in Tirol, als Ausdruck der siegreichen Gegenreformation. Besonders die Klöster entfalten jetzt wieder eine rege Bauthätigkeit; die Stiftskirche von Malten wird aus einer dreischiffigen, gotischen Hallenkirche unter Beibehaltung der Konstruktion durch italienische Stukkatoren in eine reiche Barockkirche mit zwei Emporen umgewandelt (1651—65); dasselbe geschieht mit der zuvor romanischen Basilika des Benediktinerstiftes **Brecht** bei Schwez (1654–60), woselbst auch das Kloster neu und stattlich aufgebaut wurde (1637—40).

In der **Jesuitenkirche** von Innsbruck, welche von 1627—1640 vollständig neu aufgebaut wird, wurde die einschiffig weiträumige Anlage der römischen Kirche Gesie, mit den Nebenkapellen und der Kuppel vor dem Chorraum befolgt; zugleich aber Emporen über die Seitenkapellen, die Vorhalle und die Seitenräume des Querschiffes neben der Kuppel errichtet.

Mit Vorliebe wendete man jetzt auch Zentralanlagen an, wie die schöngegliederte, mit einer Vorhalle versehene Rundkuppelkirche **Mariahilf bei Innsbruck** (1647), sowie die ähnlich ausgebildete **Marienkapelle in der Stiftskirche von Neustift** zeigen.

Ein origineller Rundbau mit flacher Kuppel und drei apsidenförmigen Kapellen ist sodann die vom Arzt **Hippolite Guarinoni** 1620—54 erbaute **Eremitenkirche bei Volders**, deren Außengestalt durch die barocke Unruhe der Fensterbildungen und des Turmes freilich den Dilettanten verrät.

Bedeutenderes, als in der Architektur wurde in dem hundertjährigen Zeitraum von 1564—1665 in der **Skulptur** und **Bronzeplastik** geschaffen, wogegen die figurale Holzschnitzerei um dieselbe Zeit in einem unsichern Schwanken zwischen altdeutschem Stil und italienischer Manier sowohl formell als technisch verwilderte.

In der **Marmorskulptur** stammt freilich das Vorzüglichste dieser Zeit nicht von **tirolischen**, sondern italienisch geschulten **belgischen** Meistern her, von **Florian Abel** (eigentlich Abeille)

und Alexander Colin von Mecheln. Nach des ersteren Entwürfen führt letzterer in den Jahren 1564–1566 die wunderbaren Marmorreliefs, welche die Thaten Maximilians schildern, für dessen Kenotaph in der Innsbrucker Hofkirche aus, dessen Vollendung Erzherzog Ferdinand II. eifrig betrieb. Ebenso stammt von Colin das schöne Marmorgrabmal der Philippine Welser in der schon erwähnten silbernen Kapelle. Auch eine Reihe geschmackvoll komponierter bronzener Gedenk- und Grabtafeln (im Ferdinandeum, in der Pfarrkirche von Schwez u. s. w.) wurden von Colin modelliert und von Gregor Löffler kunstvoll gegossen.

Unter Maximilian Deutschmeister und Erzherzog Leopold I. blüht der Bronzeguß in Innsbruck fort. Nach Gregor Löffler sind es besonders die Brüder Andorfer, Reinhart, die Familie Pichler und Christoph Löffler, welche den Erzguß in Innsbruck betrieben. Reinhart diente als Gießer besonders dem ausgezeichneten Plastiker Caspar Gras aus Franken, welcher niederländisch geschult, eine Reihe trefflicher Werke unter Leopold I. modellierte. Als Hauptwerk desselben ist das schöne, bronzene, jetzt leider geteilte Grabmonument Erzherzog Maximilians in der Pfarrkirche zu nennen.

Sehr geschmackvoll war auch die Fontäne komponiert, welche den Hofgarten schmücken sollte, deren einzelne zum Teil mythologische Bronzefiguren jedoch später aus Prüderie in den Kellern des Schlosses Ambras versteckt wurden, während das Reiterbild Leopolds I., einst die Bekrönung der Fontäne, auf einen plumpen Sockel gestellt wurde.

Innsbruck. (Schluß folgt.) Hans Semper.

Litterarische Berichte.

Unser Heer. Fünfzig Bilder von Carl Röchling. In eleganter Mappe. Breslau 1892. Verlag von C. T. Wiskott.

Das ist ein prächtiges Seitenstück zu „Allers, Unsere Marine“, welches derselbe Breslauer Kunstverlag im vorigen Jahre auf den Markt gebracht hatte. Mit gutem Humor und scharfer Charakterisierung wird hier das militärische Treiben in fünfzig Bildern zur Darstellung gebracht. Die Lichtdrucke nach den lebenswahren, aber nie platten Röchling'schen Zeichnungen sind vortrefflich ausgeführt. Auch das bunte Titelblatt und die gediegene Mappe mit dem strahlenden Reichsadler sind Meisterstücke der Technik. Wir wünschen dem schönen Werke die weiteste Verbreitung. E.

Abhandlungen zur Geschichte Friedrichs des Großen. Von E. Reimann. Gotha 1892. Verlag von F. A. Perthes.

Der durch seine sehr gründlichen und umsichtigen Forschungen der schier unerschöpflichen Friedericianischen Geschichte bekannte Breslauer Gymnasialprofessor giebt in diesen „Abhandlungen“ einzelne Durchschnitte von Anschauungen und Handlungsweisen des großen Königs: seine Stellung zu Religion und Philosophie, zur deutschen Litteratur, seine Ansichten vom Fürstenberuf, seine Finanzpolitik, seine auswärtige Politik im Jahre 1782, schließlich einen interessanten Abschnitt über den Bergbau, besonders in Schlesien unter seiner Regierung. Sind die meisten dieser Themata auch schon öfters behandelt, so bringt der Verfasser doch überall noch neues hinzu, das er stets aus primärer Quelle schöpft. Wir dürften uns dieser Beiträge zum Verständnisse Friedrichs des Großen unbefangener erfreuen, wenn der Verfasser eine gewisse Gereiztheit gegen andre Friedrichsforscher weniger hätte hervortreten lassen (namentlich S. 80/81 und S. 122/123). Der Sache wäre damit gewiß kein Abbruch geschehen. Auch bringt das sehr ausgeprägte Streben nach Objektivität den Verfasser nicht selten dazu, die Motive der preußischen Politik allzu ungünstig zu schildern. Mit den Raubkriegen Ludwig XIV. ist denn doch die Eroberung Schlesiens nicht auf eine Linie zu stellen (S. 80), ganz abgesehen davon, daß jene deutsches Land Deutschland entrissen, diese ein deutsches Land davor bewahrte, deutschem Wesen entfremdet zu werden. Auch mit der steten, grundsätzlichen Angriffsbereitschaft Friedrichs gegen Sachsen (S. 103) steht es doch sehr anders, wie der Verfasser an späteren Stellen natürlich selbst auch findet (S. 107 und 115). Wer möchte dem, an dieser Stelle allerdings deplazierten Worte nicht beistimmen (S. 81:) „die Vaterlandsliebe verlangt von uns nicht, daß wir die Wahrheit verschleiern;“ aber ebenso wenig

darf es das Ziel historischer Objektivität werden, den eigenen Helden gleichsam mißtrauisch zu betrachten. — G.

Tiberius Gracchus. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Paul Barth. Leipzig 1893. Verlag von Carl Reißner.

Der Kampf des römischen Volkstribunen für den verarmten Bauernstand Italiens und sein Tod in diesem Kampf ums Recht ist schon an und für sich ein für die Bearbeitung im Trauerspiel wohl geeigneter Stoff und gewinnt außerdem durch die Vergleichung mit ähnlichen Verwickelungen und Bestrebungen der Neuzeit bedeutend an Interesse. Schon deswegen dürfen wir die Wahl dieses Stoffes als eine gute bezeichnen, aber auch die Durchführung selbst verdient vollen Beifall. Nach einem allerdings etwas matten und langsam fortschreitenden Eingang schlingt sich der Knoten der tragischen Verwickelung so, daß wir dem weiteren Fortgang mit Interesse und Spannung folgen; auch die Lösung des Konflikts entspricht durchaus den Gesetzen des Trauerspiels. Durch die Einführung des Retogenes aus Numantia und seiner Tochter Sempronia wird die Handlung geschickt erweitert, doch ohne die Beziehung zum Ganzen zu lockern; vielmehr dienen beide Figuren zur Belebung des behandelten Stoffes und zur Charakteristik der Hauptpersonen sowie der gesamten damaligen Zustände im politischen und gesellschaftlichen Leben. Ob der Verfasser mit seinem Werke eine auf die heutigen sozialen Verhältnisse sich beziehende Tendenz aufstellen und durchführen will, läßt sich wohl nicht genau erkennen; mehrere Stellen hier und da sowie die Schlußworte scheinen darauf hinzudeuten. Der Schluß selbst dürfte bei einer Ausführung auf der Bühne wohl eine kleine Abänderung erfordern, da derselbe etwas zu matt ist und die Wirkung des Ganzen vielleicht abschwächen könnte. Die Sprache ist knapp und kräftig, stellenweise entschieden ergreifend; es drängt sich übrigens unabweisbar die Wahrnehmung auf, daß das Drama zuerst in fünffüßigen jambischen Versen geschrieben gewesen und dann erst in Prosa umgearbeitet worden ist. Hierbei möchten wir den dringenden Wunsch aussprechen, daß der Verfasser lieber den poetischen Text wiederherstellen möge, da, wie fast überall erkennbar, diese Verse durchaus gute und fließende gewesen sein müssen. Wir möchten dieses Trauerspiel, das durch unbedeutende Abänderungen leicht vervollkommnet werden kann, für die Aufführung auf der Bühne empfehlen. C. S.

Das Neue Testament übersetzt von Carl Weizsäcker, Dr. theol. Fünfte neu bearbeitete Auflage. Freiburg i. B. 1892. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Wenn ein Buch in verhältnismäßig kurzer Zeit die fünfte Auflage notwendig macht, so scheint eine neue Empfehlung desselben überflüssig, eine entgegengesetzte Beurteilung aber einerseits unberechtigt, anderseits erfolglos zu sein. Trotzdem sei es gestattet, unsre zu diesem Punkte schon früher geäußerten Bedenken noch einmal auszusprechen. Unstreitig ist von den in neuerer Zeit erschienenen Bibelübersetzungen die von Weizsäcker die beste, da sie sowohl philologisch genau als auch dem Ausdruck noch entschieden gut ist. Aber ist denn wirklich, wie es fast scheinen möchte, eine solche Uebersetzung ein Bedürfnis? Genügt Luther's ruhig und klar dahinfließende Darstellungsart der historischen Bestandteile sowie die ebenso klar ausgedrückte Entwickelung der Lehre Jesu in den Evangelien nicht vollständig dem gebildeten wie dem ungebildeten Leser, und sind etwa besonders ergreifende und sprachlich schöne Stellen des Luther'schen Textes, wie Röm. 13, 1. Cor. 13 und 15, Philipper 2, der Brief an Philemon, die Apokalypse u. s. w. in irgend einer andern Uebersetzung schöner und ergreifender? Wem aber einige Stellen entweder ihrem Sinne nach dunkel oder falsch zu sein scheinen, der kann, wenn er seine Belehrung nicht aus dem griechischen Urtext zu schöpfen vermag, dieselbe leicht durch wenige Fragen erhalten. Und wenn wir nun im Hinblick auf die Wenigen, die vielleicht doch statt des Fragens sich durch Einblick in eine philologisch und sachlich genaue Uebertragung Klarheit verschaffen wollen, einige dieser bekanntesten fraglichen Stellen bei Weizsäcker nachlesen, so scheint es doch zweifelhaft, ob in diesen nun ein bei friedigender Ausdruck gefunden worden ist. Durch die Worte in der „Hochzeit zu Kana" Joh. 2, „was willst du von mir, Frau", ist weder der Urtext genau wiedergegeben noch der bei Luther's Ausdruck empfundene Anstoß beseitigt. Die bei Luther ganz unklare Stelle Marcus 7, wo das Wort „Korban" steht, ist bei Weizsäcker um nichts deutlicher ausgedrückt, genau dasselbe gilt von Matth 11 v. 19, wo gleich darauf in v. 20 der entschieden falsche Ausdruck folgt: „er hob an die Städte zu schmähen" (Jesus hat niemals „geschmäht"), und ebenso von der vielumstrittenen auch hier dem Verständnis nicht näher gelangten Stelle Gal. 3 v. 19 und 20. Wozu ist bei einer Uebertragung, die den Text der Bibel dem modernen Ausdruck anzupassen strebt, das heute gar nicht mehr gebräuchliche „kreisen" d. h. gebären angewendet u. a. mehr? Diesen Stellen, in welchen der von Weizsäcker gebrauchte Ausdruck nicht als der dem Luther'schen Texte vorzuziehende gerühmt werden kann, schließen sich nun noch mehrere an, in welchen wir auch die philologische Richtigkeit vermissen, so z. B. Matth. 5: „womit soll es (das Salz) gesalzen werden", statt: „womit soll man salzen," obgleich hierbei einzuräumen ist, daß über solche und andre Stellen die Ansichten der Erklärer sehr verschieden sind. Es sind im ganzen doch nur wenige Stellen in der Luther'schen Bibel, welche der heutigen

Redeweise nicht mehr entsprechen, und diese mögen lieber in neuen Abdrücken als Anmerkungen erklärt werden; eine das ganze neue Testament umfassende Uebersetzung scheint uns immer noch kein Bedürfnis zu sein.
C. S.

Katechismus der allgemeinen Litteraturgeschichte. Von Adolf Stern. 3. Auflage. Leipzig. Verlag von J. J. Weber.

Die gesamte Litteraturgeschichte in eine kurzgefaßte Darstellung zu bringen, ist eine sehr schwierige, aber vom Verfasser mit Erfolg gelöste Aufgabe. Der obige Katechismus bietet für das gebildete Publikum alles Wissenswerte aus der allgemeinen Litteraturgeschichte und behandelt auch die neuesten Erscheinungen der verschiedenen europäischen Litteraturen. R.

Auf Schneeschuhen durch Grönland von Dr. Fridtjof Nansen. Autorisierte deutsche Uebersetzung von M. Mann, mit 159 Abbildungen und 4 Karten, 2. Band, Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter).

Ueber den zweiten Band läßt sich das im Juni 1891 an dieser Stelle gegebene Urteil nur wiederholen. Die Reiseerlebnisse sind womöglich noch fesselnder und interessanter dargestellt als im ersten Bande. Besonders die vielen närrischen Abenteuer in der ersten Zeit der Inlandsreise, die vielen Verstöße gegen die anerkannten Regeln der Kochkunst und ihre schrecklichen Folgen sind mit einem packenden Humor geschildert. Daneben bekommt aber auch der Ernst sein Recht. Die mancherlei Gefahren, Leiden und Entbehrungen, denen die Reisenden sich unterziehen müssen, werden ohne Ruhmredigkeit, aber naturgemäß auch ohne Abschwächungen mit anschaulichen und beredten Worten vor die Seele des Lesers geführt. Außer der Erzählung der Reiseerlebnisse und dem Abdruck einiger Berichte aus andern Federn giebt der zweite Band Untersuchungen über Grönlands Inlandseis (Kap. XVI.), über die Ethnologie der grönländischen Eskimos (Kap. XXVI, 85 Seiten) und über das wissenschaftliche Ergebnis der Expedition. Von diesen Untersuchungen wird die ethnologische das Interesse des Publikums am meisten fesseln. Sie ist vom Standpunkt des nüchtern und verständig denkenden, wohlwollenden Mannes abgefaßt und giebt ein zwar nicht erschöpfendes, aber anschauliches und offenbar richtiges Bild. Die Angaben Nansen's stimmen mit denen von Frau Signe Rink, welche dasselbe Völkchen im „Auslande" beschrieben hat, im wesentlichen überein und sind auch dadurch interessant, weil sie uns zeigen, wie schwer es ist, ein Volk zu zivilisieren, selbst wenn es dazu so äußerst günstige Vorbedingungen mitbringt wie die Eskimos von Godthaab. Mit Recht befürchtet Nansen, daß auch diese so interessante Nation mit der Zeit der Vernichtung entgegen geht. Das dem zweiten Bande beigefügte Bildnis Nansen's ist schlecht, die Textbilder sind nicht alle deutlich wiedergegeben, die Karten machen einen guten Eindruck. K. F.

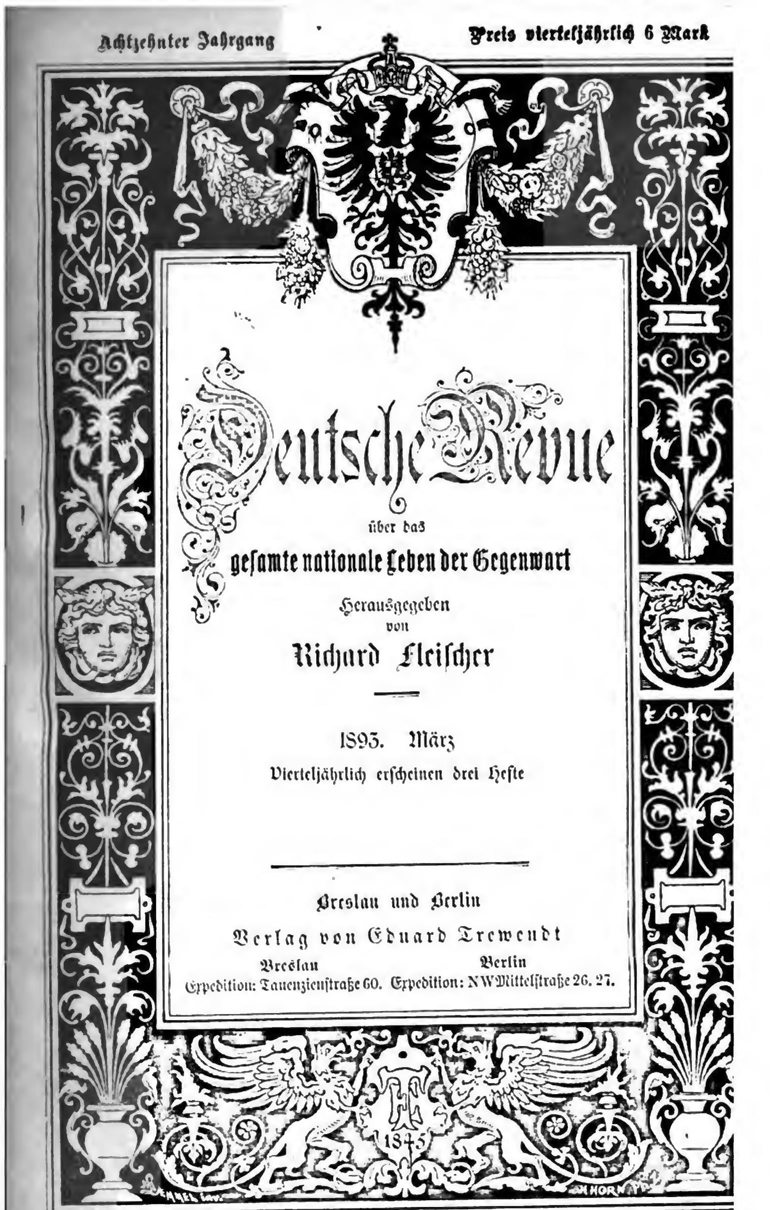
Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen von Dr. J. Froitzheim. Gotha 1893. Verlag von Fr. Andr. Perthes.

Viel Worte über diese Schrift zu machen, verlohnte sich nicht, wenn sich nicht Leser, die ohne große Aufmerksamkeit lesen, fänden und die Entdeckung, die der Verfasser gemacht haben will, am Ende glaubten. In Straßburg sitzt ein Gymnasiallehrer, der seit Jahren in den Standesregistern des Elsaß wühlt und wichtige Funde für die Litteraturgeschichte gemacht zu haben meint, wenn er einen Geburtsschein, einen Ehekontrakt, einen Totenschein aufstöbert, der irgend Beziehung zu einem Schriftsteller der Sturm- und Drangperiode hat. Männer, die es jetzt wohl bereuen, haben dazu ermunternde Worte vergeudet. Dieser Mann, Froitzheim heißt er, hat sich nun seit längerer Zeit die Aufgabe gesetzt, urkundlich zu erweisen, daß Friederike Brion eine leichtsinnige Dirne von Jugend auf gewesen sei, und daß sie mindestens ein Kind in Unehren gehabt habe. Nun ist ihm gelungen eine Eintragung in den Stephansfelder Findelakten vom 31. Mai 1787 zu finden, wonach der katholische Pfarrer von Sesenheim Reimbolt dem Findelhause ein Kind unter gleichzeitiger Zahlung von 400 Franks übergab und dabei als Eltern einen Joh Friedrich Blumenhold von Pfaffenhofen und eine Franciska Ludovica Wallner von Schweighausen eintragen ließ, beides Lutheraner. Das Kind, ein Knabe und Joh. Lorenz Blumenhold katholisch getauft, ward 1795 in das Straßburger Findelhaus übertragen und ist 1807 den 16. Februar im Alter von 20 Jahren als Pastetenbäcker in Straßburg gestorben. Das sind die urkundlichen Funde, auf die hin Herr Froitzheim jene vorhin bezeichneten Aufstellungen zu machen sich — erkühnt hat. Die Mittel, die er zu diesem unsaubern Kunststück anwendet, liegen in dem Geklätsch, das von Pfarrer Lucius von Sesenheim und andern in seiner Nichtigkeit längst erwiesen ist, und das Herr Froitzheim noch breiter zu treten sich angelegen sein läßt. Hätte dieser Herr eine Ahnung von historischer Kritik, könnte er überhaupt zusammenhängend denken, trüge er Anstand und Schamgefühl in sich, so würde er unsre Goethelitteratur nicht mit seinem Machwerk befleckt haben. Er habe seinen Lohn dahin! Zu beklagen ist nur, daß die Verlagsfirma Fr. A. Perthes auf dem Titel der Scharteke gedruckt steht. Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).


Achtzehnter Jahrgang

Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1893. März

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

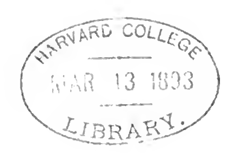
Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

März 1893.



Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

11./23. April. Bratianu trifft in Jassy ein. In Bakau hat der durch die judenfeindliche Fraktion aufgereizte Pöbel gegen den Durchreisenden demonstriert und ihn mit Schmutz beworfen, weil derselbe durch energische Maßregeln Ausschreitungen gegen die Juden vorgebeugt hat. Bakau ist ein Herd von Unruhen, schon seit einiger Zeit.

Der Minister des Äußern, St. Golesku, richtet ein Rundschreiben an die Vertreter der garantierenden Mächte, in dem er die Vorgänge festlegt, die man künstlich bis zu einer Judenverfolgung aufgebauscht habe: diese Anschuldigungen, die man nur als systematische Feindseligkeit gegen die rumänische Regierung auffassen könne, gingen vom österreichischen Konsulate in Jassy aus.

14./26. April. Der Fürst führt hier dasselbe ruhelos angestrengte Leben wie bei früheren Besuchen; Besichtigungen von Truppen, Kasernen, Hospitälern und Schulen, dann zahllose Audienzen füllen den ganzen Tag aus. Heute wohnt er der Hochzeit des Herrn Nicolas Rosnovanu bei — desselben, der bei des Fürsten erster Anwesenheit in Jassy sein Haus demonstrativ verschloß und unbeleuchtet ließ, inmitten der allgemeinen Illumination, der seitdem aber längst aus einem Separatisten ein treuer Anhänger der Union und der Dynastie geworden! Außerdem Empfang einer jüdischen Deputation, welche dem Fürsten für den den Israeliten gewährten Schutz dankt.

In Bakau sind Truppen zusammengezogen worden, weil nach der in die Bevölkerung hineingetragenen Aufregung Ausschreitungen gegen die Juden zu befürchten stehen; die National-Garde wird entwaffnet, da sie sich als unzuverlässig erwiesen hat.

17./29. April. Der Fürst reist aus Jassy ab, nach Piatra und in die Klöster, überall wird ihm ein warmer Empfang zuteil.

21. April/3. Mai. Rückreise nach Bukarest über das militärisch besetzte Bakau; anstatt der befürchteten Demonstration bereitet man dem Fürsten hier einen jubelnden Empfang, obgleich Bratianu in seiner Begleitung ist. — Für das Aus-

land gilt Bratianu als der Judenverfolger, im Inland aber demonstriert man gegen ihn als gegen den Beschützer der Israeliten, weil vor zwei Jahren sein politischer Freund C. A. Rosetti in der Kammer die völlige Emanzipation und Gleichstellung der Juden beantragt hatte.

22. April/4. Mai. In Buseu erfährt der Fürst, daß die sogenannte Bakauer Juden-Verfolgung für ganz Europa zur cause célèbre geworden ist und sogar das Zustandekommen des Eisenbahnprojektes gefährdet.

England hat durch seinen Generalkonsul eine geharnischte Erklärung zu gunsten der, wie es heißt, „Opfer des rumänischen Fanatismus" abgegeben und erklärt zwar Bratianu für den Hauptschuldigen, macht jedoch das Gesamt-Ministerium und den Fürsten verantwortlich für die Verletzung von Artikel 46 des Pariser Vertrags, in welchem allen Klassen des Landes ohne Unterschied der Rasse und des Glaubens gleiche Behandlung zugesichert wird. — Österreich ist sehr verletzt, da St. Golesku in seinem Rundschreiben den österreichischen Konsul in Jassy direkt verdächtigt hat, falsche Anschuldigungen in Umlauf gesetzt zu haben; Frankreich schließt sich den Forderungen Österreichs nach Genugthuung dafür und Entschädigung der Ausgewiesenen an; auch Preußen und Rußland thun das Gleiche.

23. April/5. Mai. Von Buseu aus macht der Fürst einen Ausflug ins Gebirge, wo er für den Ausbau eines Kirchleins in Ciolan 500 Dukaten giebt, und kehrt erst am 24. April/6. Mai in sein Sommerpalais Cotroceni zurück.

26. April/8. Mai. Fürst Karl löst durch Dekret die schon entwaffnete National-Garde von Bakau auf. — Der Minister-Präsident und Minister des Auswärtigen, St. Golesku, giebt, weil er beschuldigt worden war, in jenem Rundschreiben an die Generalkonsuln einige nicht ganz korrekte Angaben gemacht zu haben, seine Demission; der Fürst nimmt dieselbe an, weil die Note in einem zu scharfen Tone abgefaßt war, und Golesku sie ohne die Autorisation des Fürsten in dessen Abwesenheit abgeschickt hatte. Selbst damit aber ist Österreich noch nicht zufrieden, sondern verlangt, daß die Regierung die gegen den österreichisch-ungarischen Konsul in Jassy erhobene Anklage zurückziehe.

Das Offizierkorps des Kanonenbootes Blitz, des norddeutschen Stationsschiffes auf der Donau, macht dem Fürsten seine Aufwartung; Graf Keyserling stellt es vor.

In der Kammer bringt Carp, der einzige, der in der Judenfrage unparteiisch ist, eine Interpellation wegen der Vorgänge in Bakau ein und verliest die vertraulichen Zirkulare Bratianu's, in denen derselbe als Minister des Innern den Präfekten die Ausweisung der Juden aus den Landgemeinden auftrug, während er öffentlich in der Kammer Reden gegen die judenfeindliche Fraktion hielt. So wird das Ministerium von allen Seiten angegriffen.

28. April/10. Mai. Der neue französische Generalkonsul Mellinet wird in hergebrachter Weise empfangen. Der Fürst benutzt diese Gelegenheit, um die „froideur", welche immer noch in den Beziehungen zu Frankreich besteht, zu beseitigen, und antwortet warm auf Mellinet's höfliche Antrittsrede.

30. April/12. Mai. General Nikolas Golesku übernimmt an stelle seines Bruders das Präsidium des Ministeriums und das Ressort des Äußern.

3./15. Mai. Der Fürst empfängt den russischen Generalkonsul Baron Offenberg, der die Mitteilung macht, daß Rußland zu Verhandlungen über Aufhebung der Konsular-Gerichtsbarkeit bereit sei. — Der frühere Minister Steege übernimmt hierbei die Vertretung der Interessen seines Landes.

4./16. Mai. Im Senat wird das Ministerium von neuem auf das heftigste angegriffen. N. Jonesku verlangt, daß die diplomatischen Verhandlungen dem Senate mitgeteilt würden, und die Majorität schließt sich dem an, da sie Bratianu's Politik in der Judenfrage für zweideutig erklären müsse.

9./21. Mai. Der Fürst schafft die Bastonade in der Armee ab und teilt dies in einem an den Kriegsminister gerichteten, durch den Moniteur veröffentlichten Briefe mit. — Je zudringlicher das Ausland sich in die Angelegenheiten Rumäniens mischt, um so eifriger arbeitet der Fürst auf sein nächstes Ziel, die Verbesserung des Heeres, hin; eine solche aber setzt gebieterisch die Hebung des soldatischen Ehrgefühls und die Abschaffung jener barbarischen Körperstrafe voraus.

Als am Vorabend des nationalen Feiertags werden heute 800 Kinder gespeist.

Fürst Karl Anton schreibt seinem Sohne:

„Meine Reise nach Bukarest, wohin es mich mit der Allgewalt des Herzens zieht, wird problematisch durch eine Badekur, die ich durchaus gebrauchen soll. Die Ärzte sehen mein Fußleiden für ernst an.

„Vielleicht kannst Du doch auf ein paar Wochen herauskommen? Das Frühjahr hier ist prachtvoll, alles verspricht ein gesegnetes Jahr! Man kann es bei all der herrschenden Misere brauchen.

„In der großen Politik ist es still, doch traut Niemand den Plänen und Absichten Frankreichs. In Preußen tagt jetzt das Zollparlament. — Die Süddeutschen darin, namentlich die Schwaben, sind schwierig und aus Gegensatz zu Preußen französisch gesinnt. Sonst Alles ruhig, die Geschäfte gehen ihren geordneten Gang. — Der Mai stimmt mich immer traurig: Nächstens sind es schon zwei Jahre, seit Du uns verlassen!

„Ohne die Judenfrage wärest Du eigentlich berechtigt, mit großer Genugthuung auf Deine Aufgabe zurückschauen zu können, denn Rumänien hat sich offenbar politisch und moralisch gehoben, von der materiellen Entwicklung nicht zu sprechen. Hoffentlich gelingt es Dir ferner, Deine schwere Aufgabe zu erfüllen — das walte Gott!

„Die Judenfrage ist in ein Stadium getreten, welches die gespannteste Aufmerksamkeit des gesammten Europa's erregt hat. Sie ist eine höchst unglückliche Episode in der sonst ruhigen Weiterentwicklung der innern Rumänischen Zustände, zugleich aber eine große dynastische Gefahr. Ich habe schon früher auseinandergesetzt, daß alle jüdischen Angelegenheiten ein Noli me tangere seien. Diese Thatsache ist eine krankhafte Erscheinung Europas, aber als That-

sache muß sie acceptirt werden, denn an ihr ist nichts zu ändern, weil die gesammte Europäische Presse von der jüdischen Finanzmacht beherrscht wird. Mit einem Worte, das Geldjudenthum ist eine Großmacht, deren Gunst von den vortheilhaftesten Wirkungen sein kann, deren Mißgunst aber gefährlich ist! — Von allen Seiten, von allen Ecken und Enden der Erde ertönte uni sono ein Schrei des Entsetzens und der Verurtheilung gegen die Begebenheit von Bakau, und nichts war im Stande, selbst nicht die offiziellsten Dementis, den Eindruck zu mildern oder zu schwächen, den diese Ereignisse hervorgerufen haben. — Mir scheint, daß Bratianu nicht genug Energie gezeigt hat in dieser Frage und zu viel auf eine Karte setzt! — Alle Regierungen haben, auf die Berichte ihrer Konsuln gestützt, diesem Ministerium ihr Vertrauen entzogen.

„Die Versetzung Lecca's, nachdem er gefehlt und diese Frage heraufbeschworen, ist nicht die That einer starken Regierung, sondern einer solchen, welche sich vor einem einflußreichen Beamten fürchtet.

„Die Entwicklung Rumäniens war in schönster Blüthe, da kam das unglückliche Judengewitter und zerstörte alles.

„Vom Guten spricht niemand, Jedermann aber vom Bösen, das ist in der Welt nicht zu ändern und muß hingenommen werden!

„Du wirst den famosen Brief an Auerbach gelesen haben, der durch die gesammte europäische Presse seinen Rundgang gemacht hat. Diesen Brief habe ich in bester Absicht an Auerbach geschrieben, damit er seinen Einfluß aufbiete, um die Sprache der Neuen Freien Presse gegen Rumänien zu mäßigen, eine Sprache, die an Heftigkeit Alles übersteigt.

„Auerbach hatte die unerhörte Eitelkeit und den unüberlegten Leichtsinn, meinen Brief, wie er war, an die Redaktion der Neuen Freien Presse zu schicken — hierauf folgte die mir sehr unliebsame Veröffentlichung, die ich nicht beabsichtigt hatte; denn sonst würde ich diesen Brief ganz anders geschrieben haben; in dieser Form war und konnte er nicht für die Publicität geschrieben sein. Mir war es sehr fatal.

„Massenhafte Zuschriften sind mir von allen Seiten zugegangen, um meinen Beistand in dieser unglücklichen Judenaffaire zu erbitten, namentlich von der Alliance Israélite (Crémieux); Paris hat den größten Lärm geschlagen — Alles das ist nicht zu ändern, und Du hast nichts gewonnen als bereicherte Erfahrung.

„Persönlich schätze und achte ich Jon Bratianu hoch, allein sein längeres Verbleiben ist eine Gefahr; denn das Napoleonische Mißtrauen gegen ihn ist nur gewachsen. Ohne französischen appui, in der gehörigen Maßhaltung, ist aber die Existenz Rumäniens fortwährend bedroht, weil Rumänien bei jeder französisch-österreichischen Allianz ein Compensationsobjekt in territorialer und politischer Beziehung bildet."

10./22. Mai. Zweiter Jahrestag des Regierungsantritts. Die Feierlichkeit verläuft wie die vorigen Male: Tedeum, offizielle Deputationen, große Teil-

nahme des Volkes. Abends auf dem sogenannten Freiheitsfelde bei Filaret ein Bankett, das die Municipalität giebt: 4000 Personen speisen im Freien, während für den Fürsten und 300 geladene Gäste, darunter alle Generalkonsuln, in einem Pavillon gedeckt ist. Allgemein hatte man erwartet, der Fürst solle hierbei in seinem Trinkspruch die Unabhängigkeit des Landes erklären. Das abendliche Feuerwerk wird durch einen Wolkenbruch gestört, der aber mit Freuden begrüßt wird, weil der nach langer Trockenheit eintretende Regen eine gute Ernte verspricht.

Herr E. K. Epurann, ehemaliger rumänischer Minister-Präsident, hat an den Redakteur der Neuen Freien Presse eine Erwiderung gerichtet auf den so ganz gegen den Willen des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern veröffentlichten Brief desselben an Berthold Auerbach. Durch eine Erwähnung des „Bojarentums" von seiten des Fürsten fühlte sich Herr Epurann veranlaßt, dasselbe zu verteidigen, und rekapitulierte alle Verdienste, welche der Adel des Landes, die sogenannten Bojaren, seit 1834 um die fortschrittliche Neugestaltung Rumäniens sich erworben hat, während er die liberale (Bratiann'sche) Partei als eine demagogische hinstellte.

Fürst Karl Anton antwortet (in einem Düsseldorf 11. Mai 1868 datierten Schreiben) Herrn Epurann auf seinen offenen Brief, ersucht ihn aber, sein Schreiben nicht der Presse zu überliefern. Der Fürst hebt hervor, daß er natürlich nie daran gedacht habe, eine Polemik zu provozieren, für welche er „weder orientiert noch disponiert wäre". Wenn er das Wort „Bojarentum" mißverständlich im Sinne von „Junkertum" gebraucht habe, so läge darin keine Feindseligkeit gegen sehr ehrenwerte Individuen jenes Standes.

Herr Epurann schreibt darauf an den Fürsten Karl Anton, daß es ihm „schwer fiele, Worte zu finden, die seine tief empfundene Ergebenheit und seinen Dank" dafür aussprächen, daß der Fürst ihn eines Briefes gewürdigt habe. Er gestünde offen, daß er weniger beabsichtigt hätte, die Bojaren zu verteidigen, als die Aufmerksamkeit Sr. Königl. Hoheit auf die jetzigen Verhältnisse Rumäniens zu lenken. In Deutschland erzogen, habe er „es sich zur Norm gemacht, stets den geraden Weg der Offenheit und Aufrichtigkeit den Krummwegen der byzantinisch-diplomatischen Schule vorzuziehen." — Er erkennt dankbarst alle Opfer an, welche der junge Fürst seinem Adoptiv-Vaterlande gebracht hat, und sieht Rumänien in demselben verkörpert.

14./26. Mai. Der Fürst läßt, um zu einem einheitlichen Reglement zu gelangen, Versuchs-Bataillone zusammenstellen.

17./29. Mai. Dem Verlangen Österreich-Ungarns wird durch eine Note des Ministers des Äußern entsprochen, in welcher derselbe bedauert, daß sein Vorgänger die Empfindlichkeit des Kaiserstaates wachgerufen habe. — Die Eisenbahnfrage stößt auf große Schwierigkeiten.

18./30. Mai. Der Fürst kauft den Waldkomplex Pojeni in der Moldau, unweit von Jassy, an, hauptsächlich um den Moldauern zu zeigen, welch' besonderes Interesse er für sie hat, und um überhaupt sein Vertrauen in die gesicherte Zukunft des Landes und seiner Dynastie an den Tag zu legen.

21. März/2. Juni. In der Kammer wird endlich die Eisenbahnkonzession mit 94 Stimmen gegen 28 in Erwägung gezogen. —

22. Mai/3. Juni. Stürmische Eisenbahndebatte in der Kammer, die Artikel werden einzeln unter heftiger Opposition votiert.

24. Mai/5. Juni. Die Konzession Ofenheim (Strecke Suceawa-Jassy-Roman) wird durch die Kammer genehmigt.

Der Staat hat 230000 Frank und außerdem eine Subvention von 40000 Frank per Kilometer bewilligt.

Der Fürst bekommt die Mitteilung, daß Prinz Napoleon, der in Wien und Berlin war, auf der Reise nach Konstantinopel zu ihm nach Bukarest kommen will.

30. Mai/11. Juni. Die Nachricht von der Ermordung Fürst Michaels von Serbien trifft ein und erweckt aufrichtige Trauer und Empörung in dem befreundeten rumänischen Staate.

31. Mai/12. Juni. Der Senat erteilt dem Ministerium ein motiviertes Mißtrauensvotum in Anlaß einer Kreditforderung von 800000 Frank: mit dieser Summe sollte eine Schuldforderung Rußlands (für das bei der Schleifung von Ismail und Kilia überlassene Baumaterial) beglichen und Rußland selbst dann zur Zahlung einer rückständigen Okkupationsschuld von 18 Millionen veranlaßt werden, worüber schon zu Anfang des Jahres in Petersburg verhandelt worden war. — Statt den ungeheuren Nutzen anzuerkennen, den eine solche Summe in diesem Augenblicke für das Land haben würde, erklären die Motive des Mißtrauensvotums: die jetzige Regierung habe das Land im Innern der Anarchie und dem finanziellen Ruin entgegen geführt, nach außen aber demselben weder seine Neutralität noch seine Würde gewahrt, sodaß das Land die Mißbilligung von ganz Europa sich zugezogen habe und die Einmischung des Auslandes in seine inneren Angelegenheiten sich gefallen lassen müsse! —

Von 74 Stimmen enthalten sich vierzehn der Abstimmung, nur acht sind für das Ministerium, welches augenblicklich ankündigt, daß es seine Entlassung geben wird. Der Fürst ruft die beiden Vizepräsidenten des Senats zu sich und erteilt ihnen den Auftrag, ein Ministerium zu bilden, mit welchem er die Eisenbahnkonzession durch den Senat bringen kann.

1./13. Juni. Costa-Foru, einer der Vizepräsidenten, lehnt jenen Auftrag ab, will dagegen das jetzige Ministerium in den Anklagezustand versetzt wissen. — In der Kammer herrscht gewaltige Erregung über diese Krisis; mit überwältigender Majorität hat sie sofort dem Ministerium ein Vertrauensvotum erteilt.

Votiert werden die Konzession Godillot für die Erbauung von Markthallen in Bukarest, Jassy und Crajowa, und das Gesetz über die Heeresorganisation.

Nach den Bestimmungen dieses Gesetzes wird die bewaffnete Macht des Landes aus fünf verschiedenen Elementen bestehen:

1. dem stehenden Heer mit seiner Reserve;
2. der aktiven Miliz (Dorobanzen und Grenzer);
3. der inaktiven Miliz;

4. der Bürgerwehr;
5. dem Landsturm;

Die erste Kategorie dient drei Jahre aktiv, vier Jahre in der Reserve; die zweite ist nur ein Drittel der Dienstzeit unter den Waffen, zwei Drittel dagegen beurlaubt; die dritte wird nur im Kriege zu den Fahnen gerufen; die vierte, die militärisch ohne Bedeutung ist, rekrutiert sich nach Censusklassen und wählt sich ihre Offiziere selbst; die fünfte umfaßt die ganze wehrfähige männliche Bevölkerung vom 17.—50. Lebensjahre, so weit und so lange sie nicht bereits den vier ersten Kategorien angehört.

So bedeutend auch die Heeresmacht des Landes durch diese Neuordnung vermehrt wird, so gering sind ihre Mehrkosten: dieselben erhöhen das Militärbudget nur um 4800000 Frank bis auf die Summe von 16 Millionen Frank.

Demeter Bratianu berichtet in einem jetzt erst eintreffenden Briefe von dem Empfang, der ihm in Turin und Florenz zu teil geworden ist. Er hat daselbst Glückwünsche des Fürsten zur Vermählung des italienischen Thronfolgers mit der Prinzessin von Genua abgestattet und zugleich die ersten Schritte für die Aufhebung der Konsular-Gerichtsbarkeit gethan. — Prinz Napoleon, den Dem. Bratianu bei den Hochzeitsfeierlichkeiten hat sprechen können, teilte ihm unverhohlen das Urteil der öffentlichen Meinung Frankreichs über Rumänien mit: der Thron sei gefährdet, das ganze Land desorganisiert, die Unzufriedenheit allgemein! — D. Bratianu hat sich bemüht, ihm andre Begriffe beizubringen, und sogar, als Prinz Napoleon riet, sich an Österreich anzulehnen, das stolze Wort gesprochen: sein kleines Vaterland bedürfe nicht des großen Nachbarstaates!

König Viktor Emanuel hat sich sehr eingehend und mit wärmstem Interesse nach Fürst Karl erkundigt, und der deutsche Kronprinz, der auch bei den Festlichkeiten anwesend war, hat den rumänischen Abgesandten mit großer Auszeichnung behandelt, da er ihm Kunde von einem so lieben Verwandten brachte.

2./14. Juni Feierlicher Trauergottesdienst für den ermordeten Fürsten Michael von Serbien.

3./15. Juni. Fürst Karl hat sich entschlossen, den erst vor fünf Monaten erwählten Senat aufzulösen! — Das Dekret ist heute verlesen worden. Beim Verlassen des Sitzungssaales hat man gegen einige Senatoren demonstriert.

4./16. Juni Der Ministerpräsident fährt dem Prinzen Napoleon bis an die Landesgrenze entgegen; die Ankunft desselben bildet ein großes Ereignis fürs ganze Land; leider ereignet sich bei den Vorbereitungen, die im Arsenal für das zu Ehren des hohen Gastes abzubrennende Feuerwerk gemacht werden, eine Explosion, die sechs Mann tötet und dreizehn verwundet; der Fürst sagt den Witwen gleich eine Pension zu.

9./21. Juni. Strousberg trifft in Bukarest ein; der erste Eindruck, den er macht, ist kein ungünstiger, er scheint energisch zu sein und ist entschlossen, sogleich den Bau zu beginnen.

Graf Keyserling, der häufig beim Fürsten ist, sieht die Lage des Landes, wie meist, zu pessimistisch an. Fürst Karl nimmt seine Minister ihm gegenüber in Schutz.

12./24. Juni. Der Fürst fährt dem Prinzen Napoleon, der von Giurgiu eintrifft, eine Stunde weit entgegen. Halb beunruhigt über die rasende Eile, mit der das Achtgespann über die Ebene dahinsaust, fragt der Gast den Fürsten, ob die Postillone nicht langsamer fahren könnten? Doch dieser macht sich den Scherz, anstatt langsamer, intinde! (drauflos!) zu rufen, so daß Prinz Napoleon, dem Hören und Sehen verging, es wie eine Erlösung betrachtet, als der Reisewagen im Schloßhofe anhält, und meint: Rumänien brauche keine Eisenbahn, da seine Post dieser an Geschwindigkeit gleich käme. Der Fürst ist sehr stolz, die rumänische Post so zur Geltung gebracht zu haben.

Bei dem Empfang des französischen Prinzen kommen alle Sympathien der Rumänen für Frankreich und die Napoleoniden zum Durchbruch. Der Prinz macht jedoch in seinem ganzen Auftreten einen schlechten Eindruck auf die Rumänen. Von seiten der Stadt hat man ihm einen glänzenden Empfang bereitet, überall werden ihm Bouquets zugeworfen, das Hurra-Rufen nimmt kein Ende, — all' dies läßt ihn aber kalt, er grüßt kaum, geschweige daß er dankt, nicht einmal den Damen, welche ihm Blumen reichen! Mit den Personen, welche der Fürst ihm vorstellt, spricht er kein Wort, fast scheint es, als ob jede Freundlichkeit, die man ihm erweist, ihn unangenehm berührt. Der Fürst fragt sich, ob es ist, weil er sein Inkognito respektiert wissen will, oder ob er ungehalten ist über die Ovationen, welche man ihm als dem Vetter Kaiser Napoleons macht? Niemand kann sich seine Stimmung erklären.

Gegen den Fürsten selbst hat er ein sehr verwandtschaftliches und liebenswürdiges Benehmen; er sagt ihm wiederholt, wenn er ihm irgendwie nützlich sein könne, möge Fürst Karl es ihm nur schreiben: „je prendrai vos affaires à coeur.“ Vom Kaiser überbringt er ihm Grüße: „L'Empereur m'a chargé de vous dire bien des choses aimables et de vous assurer de son amitié.“ Mit Bratianu, den er von Paris her genau kennt und jetzt sehr auszeichnet, unterhält sich der Prinz über die Juden-Affaire; er ist vollständig befriedigt von den Erklärungen, die Bratianu ihm giebt. Die Politik wird vermieden, nur eine Äußerung darüber läßt der Prinz fallen: „on vous croit à Paris complètement dans le camp russe.“

13./25. Juni. Um dem Prinzen etwas von der Umgebung der Stadt zu zeigen, fährt der Fürst mit ihm in die nächsten Klöster, doch scheint das orientalische Mönchswesen nichts Anziehendes für ihn zu haben, da er ausruft: „Ces gredins ne font rien!“

Am Abend großes Gartenfest mit Illumination und Feuerwerk in Cotroceni, bei welchem Prinz Napoleon Jean Bratianu sehr auszeichnet; um dem Feste ein originelles Gepräge zu geben, hat der Fürst veranlaßt, daß auch Nationaltänze aufgeführt werden. Noch vor Schluß des Festes reist der Prinz wieder ab: es duldet ihn nicht länger in Bukarest, da er einen Teil seiner Reisebegleitung, der ihm sehr am Herzen liegt, in Giurgiu hat zurücklassen müssen. —

In der europäischen Presse wird der französische Besuch sehr kommentiert. Der Fürst schreibt über ihn und andres dem preußischen Kronprinzen:

18./30. Juni 1868.

„Die Abreise des Grafen Keyserling nach Berlin bietet mir eine willkommene Gelegenheit, Dir für den lieben Brief zu danken, den Du mir am Vorabend Deiner Abreise nach Italien schriebst. Der Graf wird ohne Zweifel die Ehre haben, von Dir empfangen zu werden und diese wenigen Zeilen durch seinen Bericht ergänzen. — Er sieht etwas schwarz in die Zukunft und beurteilt die hiesigen Verhältnisse zu sehr nach occidentalischem Maßstab; natürlich strebe auch ich stets das Vollkommenste an, doch vorläufig muß man sich noch mit dem Mittelmäßigen begnügen, namentlich angesichts der Mittel, die Einem zu Gebote stehen. Ich freue mich, Dich versichern zu können, daß ich im Grafen Keyserling einen treuen Freund habe, auf dessen Ergebenheit jeder Hohenzoller zählen kann. Seine dreimonatliche Abwesenheit von hier wird mir recht fühlbar werden.

„Seit einiger Zeit hat er seine frühere günstige Meinung über J. Bratianu modificirt, was mir sehr leid thut, er beurtheilt ihn entschieden zu strenge. Nach meiner Ansicht ist B. einer der fähigsten rumänischen Staatsmänner, und ich halte noch heute an dem fest, was ich Dir früher über ihn schrieb. — Ich stelle nicht in Abrede, daß er in der letzten Zeit Fehler begangen hat, namentlich in der unglücklichen Judenfrage, durch die er mir manche Verlegenheit bereitete, ich muß aber anerkennen, daß er heute zur Einsicht gekommen ist und die verschiedenen schwierigen Fragen mit Takt behandelt. — Ich hoffe, mit ihm in kürzester Frist die Juden-Angelegenheit in einer Europa befriedigenden Weise zu beseitigen. — Frankreich und Oesterreich machen mir die bittersten Vorwürfe, daß ich an einem so revolutionären Minister festhalte, und erklären mich für eine Marionette in seiner Hand; dies ist mir aber ziemlich gleichgültig, ich handle nach meinem Gefühle und meiner Ueberzeugung und werde mich niemals vom Auslande beeinflussen lassen.

„Die Reise des Prinzen Napoleon nach Rumänien hatte durchaus keinen politischen Zweck. Es lag in der Natur der Sache, daß er mit Enthusiasmus empfangen wurde, aber Alles, was hier in Scene gesetzt wird, ist politisch sans conséquence. Mit mir sprach er kein Wort Politik, ein Thema, das auch ich ganz vermied; er erzählte mir mit großer Befriedigung von seinem Berliner Aufenthalt, sprach mir viel von Heiraths-Plänen (mich betreffend) und machte mich auf die Nothwendigkeit aufmerksam, bald zu einem Entschlusse zu kommen. Als passende Parthien schlug er die Prinzessinnen von Schweden, Bayern und Dänemark vor — auf letztere dürfte ich eigentlich als Düppelstürmer keinen Anspruch machen! . . .

„Auch in diesem Jahre werde ich schwerlich eine Reise nach dem Occidente unternehmen können, da im August Senat und Kammer wieder tagen werden. Gegen den Herbst habe ich die Absicht, meine Truppen in einem Lager bei Fokschani zusammen zu ziehen und daselbst Manöver abzuhalten, denen hoffentlich Oberstl. Krensky beiwohnen kann. Ich erwarte ihn in kurzer Zeit hier;

leider hat er nur einen Urlaub von wenigen Wochen, dessen Verlängerung ich aber durch Deine Intervention zu erreichen hoffe.

„In den Zeitungen verfolge ich stets Deine Kreuz- und Quer-Züge mit großem Interesse und habe dabei immer nur einen Wunsch: Dich ab und zu begleiten zu dürfen! ... Die Reise von Hamburg nach Lübeck wird mir stets unvergeßlich bleiben."

14./26. Juni. Al. Golesku kommt aus Konstantinopel, wo er in letzter Zeit wegen der Erlaubnis zum Durchgang von 10 bis 15000 Stück Peabody-Gewehren, welche die rumänische Regierung in Amerika angekauft, unterhandelt hat, ohne daß die Frage schon erledigt wäre. Fuad Pascha wirft Rumänien vieles vor. Unter anderm beklagt er sich darüber, daß der rumänische Agent in Paris die Türkei nur wie eine Garantie-Macht, nicht wie den suzeränen Staat behandle. Der türkische Gesandte in Paris habe infolgedessen jede Beziehung zum dortigen rumänischen Agenten abgebrochen, und doch habe gerade jetzt, wo die Judenfrage den Fürstentümern so viele Schwierigkeiten geschaffen, Rumänien ein doppeltes Interesse daran, sich mit der Türkei, die es verteidigen könne, gut zu stellen. In Konstantinopel säßen übrigens im Staatsrat Juden neben Mohammedanern, — daran möge Rumänien sich ein Beispiel nehmen! Überhaupt solle es sein Verhältnis zur Pforte wie das eines Sohnes zum Vater ansehen: wenn es dem Sohn auch nicht zu verwehren sei, sich einen eigenen Hausstand zu gründen, so dürfe dies doch nie ohne Rücksicht auf den Vater geschehen. -- Außerdem berichtet Golescu, daß augenblicklich der französische Einfluß in Konstantinopel der überwiegende ist, aber doch nicht bis zu dem Grade, daß die Pforte den Vorschlag Frankreichs angenommen hätte, dem Fürsten von Montenegro auch die serbische Krone zu übertragen; im Gegenteil, sie erklärte, nur einen einheimischen Fürsten anerkennen zu wollen. Es ist also anzunehmen, daß der Neffe des ermordeten Fürsten, Milan Obrenowitsch, welcher am 11./23. aus Paris in Belgrad eingetroffen ist, die Bestätigung erhält.

Die von Europa geforderten Reformen sollen nun durch den neuen, zum einen Teil aus Mohammedanern, zum andern aus Christen bestehenden Staatsrat, der unter dem Vorsitze Midhats im Mai zusammengetreten ist, ins Leben gerufen werden; der Sultan hat diesen Staatsrat durch eine Art Thronrede eröffnet, deren türkischer Text allerdings von dem französischen abweichen soll. Der Hauptpunkt des Programms ist die Trennung von Verwaltung und Rechtspflege. Der Verlauf der Verhandlungen hat ergeben, daß Midhats Stellung eine sehr schwierige ist: er wollte wirklich reformieren, die Regierung aber sieht in dem Ganzen nur ein Scheinmanöver, mit dem Europa hinters Licht geführt werden soll.

In Kreta herrscht immer noch keine Ruhe; stürmisch verlangen die Kandioten ihre Einverleibung durch Griechenland, ja, sie haben sechzehn Abgeordnete gewählt, welche in der Kammer zu Athen ihre Insel vertreten sollen! — Griechenland befindet sich in einer recht schwierigen Lage, da es diese kretischen Deputierten unmöglich an den Kammerverhandlungen teilnehmen lassen kann, ohne

ganz Europa gegen sich aufzubringen. — Graf Ignatjew versichert dem Sultan, daß Rußland nie einen einzigen feindseligen Gedanken gegen die Türkei gehegt habe; trotzdem kann er dem wachsenden Einfluß Frankreichs nicht steuern. In Bezug auf die Reise des Prinzen Napoleon, speziell nach Berlin, äußerte Graf Ignatjew malitiös: la France a peur de la Prusse et lui fait des coquetteries: Rußland hat eine besondere Antipathie gegen diesen Prinzen, dessen Vorliebe für die Polen bekannt ist; auch in Konstantinopel empfängt derselbe eine Deputation der Polen, während er zur russischen Botschaft in keinerlei Beziehung tritt.

Eine andre auf der Tagesordnung stehende Frage ist die der Loslösung der bulgarischen Kirche vom Patriarchat zu Konstantinopel; sowohl Rußland als Frankreich unterstützen die Bulgaren in diesem Streben nach Autonomie ihrer Kirche und Errichtung eines bulgarischen Exarchats mit dem Sitz in Tirnova oder Philippopel. Frankreich hat dabei den Hintergedanken, daß es ein kirchlich selbständiges Bulgarien mit leichter Mühe dem Katholizismus werde in die Arme führen können, während andrerseits Rußland der festen Überzeugung ist, daß der bulgarische Klerus, so bald er nicht mehr dem Einfluß des Patriarchen unterstehe, ganz von selbst der Anziehungskraft der orthodoxen russischen Staatskirche verfallen werde.

Die Finanzlage des türkischen Reiches ist desolater denn je.

Der Sultan verfolgt zwischen allen politischen Klippen hindurch seinen Grundgedanken: die bisher geltende mohammedanische Erbfolge abzuschaffen und zu Gunsten seines Sohnes das Recht der Erstgeburt auf die Krone einzuführen; doch hat er noch keine Minister gefunden, die gesonnen wären, mutig für diesen seinen Wunsch einzutreten.

17./29. Juni. Der Minister des Äußeren N. Golesku läßt den Bevollmächtigten der Garantie-Mächte in Bukarest eine Note zugehen, worin er mit Bezug auf die Judenfrage die toleranten Gesinnungen des Ministeriums betont und seine Überzeugung ausdrückt, daß Rumänien, qui est heureusement sorti de difficultés plus considérables encore, saura résoudre également la question des israélites à l'honneur de la civilisation de notre siècle, et sans que les intérêts nationaux soient lésés. Die Note schließt mit dem Hinweis, daß die Garantie-Mächte nicht außer acht lassen möchten, mit wie viel Schwierigkeiten ein junger Staat unter einer neuen Regierung und sous l'empire d'une constitution qui est, sans contredit, l'une des plus libérales de l'Europe, zu kämpfen habe.

18./30. Juni. In Bukarest nimmt die Hitze sehr zu; trotzdem besucht der Fürst die Schulen, um nach alter Gewohnheit den jetzt, als am Schlusse des Schuljahres, stattfindenden Prüfungen beizuwohnen; fast allabendlich exerziert er vier bis fünf Stunden mit der Kavallerie auf dem Plateau von Cotroceni, um ihr Verständnis für die Aufgaben, welche die moderne Kriegswissenschaft der Reiterei zuweist, zu wecken.

23. Juni/5. Juli. Die Skuptschina hat den jungen Milan Obrenowitsch einstimmig zum Fürsten proklamiert; seine Mutter ist bekanntlich eine Rumänin.

Fürst Karl besucht bei Busen den großen Jahrmarkt von Dragaika und begiebt sich dann ins Gebirge nach Valeni de munte; hier wird er von einem Pferde verletzt, setzt aber ohne Rücksicht darauf seinen Ritt über die Berge nach Sinaja fort.

28. Juni/10. Juli. Rückkehr nach Bukarest, um der großen Preisverteilung an die Zöglinge sämtlicher Schulen der Hauptstadt, die am 29./11. im Theatersaal stattfinden soll, beizuwohnen.

In Vertretung des Ministers Golesku hat am 25. Juni/7. Juli J. Bratiano eine kurze Antwortnote an den österreichischen Generalkonsul gelangen lassen; dieser hatte ihm unter dem 18./30. Juni mitgeteilt, daß seine Regierung vollständig befriedigt sei von dem empressement du Gouvernement Princier à faire disparaitre toute trace de malentendu, und Bratiano erklärt nunmehr seinerseits, daß in kürzester Frist den ausgewiesenen Israeliten, die eine Schädigung erlitten hätten, durch die zuständigen Gerichte ein ausreichender Schadenersatz werde zugebilligt werden; er dürfe daher die Hoffnung aussprechen, daß fortan nichts mehr die Harmonie zwischen Rumänien und dem benachbarten Kaiserstaate stören werde.

4./16. Juli. Graf Keyserling erstattet dem Fürsten Bericht über seine ersten Erlebnisse in Berlin und schreibt u. a.:

„Der König sprach wohl 3/4 Stunden (in Babelsberg) mit mir und legte das lebhafteste Interesse an dem Ergehen E. H. an den Tag. Er sagte: Ich habe, wie ich Ihnen schon im Herbste bemerkte, immer gehofft, Preußen noch eine Zeitlang aus der orientalischen Bagarre fern zu halten. Jetzt, da mein Vetter Carl in Rumänien weilt, haben wir aber, wenn auch nicht traktatenmäßige, so doch moralische Verpflichtung, ihn so gut und so nachhaltig als möglich zu unterstützen. Ich bin gern bereit, ihm alle erforderlichen Personen zur Verfügung zu stellen, sobald er seine Wünsche möglichst praecise formulirt."

Graf Keyserling hat hierbei Gelegenheit genommen, sich von Sr. Majestät die Beiordnung eines Militärattachés für seine Rückkehr im September versprechen zu lassen, was auch auf das bereitwilligste genehmigt wurde.

Nach der Audienz beim Könige sprach dann die Königin mit dem Gesandten und befragte ihn über Rumänien; auch ihr Hauptinteresse war natürlich auf die Person des Fürsten gerichtet. Später, beim Thee, traf Graf Keyserling endlich den von einer langen Inspektionsreise zurückkehrenden Kronprinzen im besten Wohlsein; „liebenswürdig und schön wie ein junger Kriegsgott." Er versprach für alles, was den Fürsten beträfe, „aide et protection" und meinte, Graf Keyserling sei das reine Werbebüreau für Rumänien. Auch die Königin-Witwe sprach mit wahrer verwandtschaftlicher Teilnahme vom Fürsten und erkundigte sich nach den Projekten für seine Vermählung.

(Fortsetzung folgt.)

Geteilte Liebe.

Erzählung
von
Heinrich von Anzenberg.

(Schluß.)

Ich hatte eine Nacht bei meiner Frau mit der Einstellung meiner warnenden Stimme, mit dem teuersten Schweigegelde, das ich je bezahlte, erkauft. Brauche ich Ihnen zu beschreiben, mit welcher Mißstimmung ich aufwachte? Jetzt konnte ich mich begraben lassen. Meine Frau hatte gewonnenes Spiel; seitdem sie mich von dieser schwächlichen Seite kennen gelernt hatte, war ich nur mehr ein Ball in ihren Händen, und sie verstand es meisterhaft, mit demselben umherzuwerfen.

Als ich am selben Tage von der Kanzlei nach Hause kam, meldete mir der Diener beim Eintritt, die gnädige Frau habe Besuch. Die mir vorgewiesene Karte zeigte richtig den Namen ihres gestrigen Tischnachbarn. Auf Befragen erfuhr ich, der Besuch sei schon gut eine Stunde im Salon. Selbst auf die Gefahr hin, den Verdacht eines eifersüchtigen Gatten zu erwecken, beschloß ich, dem tête à tête ein Ende zu bereiten. Ich erblickte beim Eintritt meine Frau auf einer Chaiselongue hingestreckt, mit einem Sträußchen Veilchen spielend, das sie offenbar von dem Besuche erhalten hatte. Mehr noch als diese Attitude, die mehr in das Boudoir einer Schauspielerin als für den Salon einer deutschen Diplomatenfrau paßte, fiel mir das Aussehen meiner Frau auf. Auf ihren Wangen zeigte sich eine Röte, die nichts Natürliches an sich hatte, und die von der heftigen Erregung Zeugnis gab, in die sie die Unterhaltung versetzt hatte. Der Kollege hatte seinen Sessel hart an das Ruhebett gerückt, und es war mir vorgekommen, als ob seine Hand bei meinem unerwarteten Eintritt sich zurückzog. Auf dem Antlitz beider malte sich, wenn auch nur auf die Dauer eines Augenblicks, jene Verlegenheit ab, welche das charakteristische Merkmal zweier überraschten Liebesleute ist.

Es ist selbstredend, daß das ganze Kleeblatt seiner Eigenschaft als Zugehörige zur Zunft, die das Wort kennt, um seine Gedanken zu verbergen, alle Ehre machte. Ich war herzlich erfreut über das baldige Wiedersehen; der Kollege hatte den Besuch nur um deswegen so lange ausgedehnt, um mich noch begrüßen zu können; der Gattin war mein endliches Kommen hochwillkommen, um noch meine Zustimmung zu einem für den morgigen Tag geplanten Besuch des Zirkus zu erlangen. Wie hätte ich, da alles so schön abgekartet war, noch einen Strich durch die Rechnung machen können? Man verabschiedete sich also auf baldiges Wiedersehen. Als der Besuch uns verlassen hatte, erwartete ich mit Bestimmtheit irgend eine Eröffnung meiner Frau, die größte Offenheit war doch bisher ihre Art. Oft hatte sie mit einem mich verblüffenden Freimut von dem Eindrucke gesprochen,

den ein Vorgestellter oder Bekannter bei ihr zurückließ. Das hatte mich dann jedesmal sicher gemacht; denn so wie sie es that, verrät man nicht seine Herzensgeheimnisse dem Gatten, wenn man vorhat, ihn hinter das Licht zu führen. Dieses Mal fiel aber keine Silbe, und ich stand vor einem Buch mit sieben Siegeln. Nun kamen mir auf einmal die Worte in den Sinn, welche Mercedes während unsers Brautstandes an mich gerichtet hatte: „Aber das sage ich dir, du darfst auf mich nicht eifersüchtig sein, sonst machst du dich zu dem unglücklichsten Menschen." Bisher nahm ich an, daß sich diese Warnung bloß auf Koketterie bezog, die bei meiner Frau allerdings bis zu einem hohen Grade entwickelt war; nun gingen mir erst über den wahren Sinn dieser Worte die Augen auf. Ich sollte offenbar alles über mich ergehen lassen und ruhig zusehen, wie eine vom ersten Augenblick existierende Neigung sich blitzschnell zu einer verzehrenden Leidenschaft entwickelte. Eine solche Rolle hätte mir gerade gepaßt! Ich wäre mir, wenn ich dieselbe acceptiert hätte, wie ein Mitschuldiger vorgekommen. Meine Aufgabe, wie sie mir Ehre, Herz und Verstand gleichzeitig diktierten, war die gerade entgegengesetzte. Ich mußte die Stimme des Gewissens, die bei meiner Frau zu schlummern schien, ersetzen und alles in Bewegung bringen, um ein Unglück zu verhüten. Eifersüchtige Ehemänner liebten es damals in Rom, ihre Frauen durch gedungene Aufpasser auf Schritt und Tritt verfolgen zu lassen, um auf diese Weise die Fäden schließlich in die Hände zu bekommen; es war ferner zu allen Zeiten ein beliebtes Manöver, eine Reise vorzuschieben und die dadurch in falsche Sicherheit Gebrachten im entscheidenden Augenblick auf frischer That zu ertappen. Für ein derartiges Gebahren hatte ich nur die tiefste Verachtung übrig. Mir sollte keiner der beiden Teile einmal vorwerfen können, daß ich nicht mit der größten Loyalität vorgegangen sei und alle Mittel erschöpft habe, ehe ich von der brutalen Gewalt Gebrauch machte.

Meine und meiner Frau damalige Lage kam mir jetzt vor wie die zweier Bergsteiger, welche die lebensgefährlichste Stelle einer Gebirgstour mit einem Seile verbunden passieren. Ein Fehltritt meiner Frau, und wir waren beide verloren, wenn ich nicht feststand wie eine Mauer, im stande, nicht bloß sie, sondern auch mich vor dem Abgleiten in die Tiefe zu retten. Wie ein solcher Bergsteiger das Auge schärft, auf jeden Luftzug achtet, den einen Fuß nur dann vorsetzt, wenn der andre auf festem Untergrunde steht, so mußte auch ich jetzt meines Weges gehen. Das Auge nicht nach links, nicht nach rechts, nur auf den einen Punkt gerichtet: die Ehre des Hauses zu retten.

Es wird Sie vielleicht wundern, daß ich mich zu solchem Mißtrauen gegen meine Frau hinreißen ließ, wiewohl ich doch ihr Naturell kannte, das eine Untreue derselben sicher nicht begünstigte. Sie erinnern sich noch ihrer eigenen, vorhin angeführten Worte: sie sei nicht wie die andern Frauen, was jene zu Verirrungen führte, sei ihr so gut als fremd. Ganz recht, ich hatte die sinnliche Seite bei ihr nicht ausgeprägt gefunden. Aber dann log ihr Auge, ihr ganzes Auftreten. Ich habe niemals ein lebhafteres, feurigeres, liebevolleres Auge gesehen als das meiner Frau. Es ist wahr, es lag darin mitunter eine

beseligende Ruhe, ein himmlischer Friede, eine Sanftmut und Unschuld ohne gleichen. Wenn sie aber wollte, so leuchtete daraus ein wildes, verzehrendes Feuer, eine Flut der stärksten Leidenschaften. Man konnte dieses Auge mit einem Gebirgssee vergleichen: heute spiegelglatt, das tiefste Blau des Himmels zum Vergleiche herausfordernd, morgen die tiefschwarzen Wogen haushoch gegen den Felsen spritzend, selbst dem kühnsten Schiffer, den der Sturm auf den Gewässern überrascht, Todesschrecken einflößend. Gerade dieses Doppelspiel war es, das den Mangel an Vertrauen zu meiner Frau immer wieder aufs neue entfachte. Sah ich dieselbe im Verkehr mit Damen oder mit älteren Herren, dann mußte ich sie mit den andern für das lieblichste, reinste Geschöpf halten, sah ich sie aber in der nächsten Minute in Gesellschaft mit jungen Leuten, denen sie ihre Macht fühlen lassen wollte, dann verfloß ihr Heiligenschein. Dann regte sich in mir stets eine diabolische Stimme, die mir ins Ohr blies: Sie ist nur gegen dich so kalt, weil sie dich nicht liebt, weil das Feuer und der Reiz der Jugend dir abgeht; hinter der Maske, die sie für dich trägt, schlummert aber eine heiße, verlangende Natur, die nur auf die Gelegenheit wartet; heute werden noch erst Liebesblicke gewechselt, was der morgende Tag bringt, die Götter wissen es.

Was sagen Sie zu diesem Weibe, zu diesem Charakter? Ist er nicht geschaffen, einem den Verstand zu rauben? Haben Sie diese Entwickelung nach den Vorgängen ahnen können? Sie meinen, ich hätte gleich zu allererst die Augen besser öffnen sollen. Hätte ich aber dann auf den Grund gesehen? Hätte ich das zweite Gesicht anzuschauen bekommen? Man spricht so viel von den betrogenen Bräuten; ja, sollen sie von ihren künftigen Gatten wirklich das Geständnis aller ihrer früheren Laster erhalten? Ist es nicht genug, wenn sie dieselben fortan ehrlich ablegen? Wie viel schlimmer handelt die Frau, die in der Prüfungszeit sich so giebt, wie sie nicht ist und nicht zu bleiben gedenkt!

Was ich noch zu erzählen habe, muß ich kurz zusammenfassen: wollte ich die Wunden, die Mercedes Tag für Tag mir schlug, alle aufzählen — es würde mir das Herz brechen. Ich will mich darum in Einzelheiten möglichst wenig verlieren und lieber versuchen, Ihnen ein Gesamtbild dessen zu entrollen, was die nächsten zwei Monate mir gebracht haben.

Das Hauptfazit, das ich nicht hatte aufhalten können, war eine sichtbar fortschreitende Intimität zwischen meiner Frau und dem jungen Kollegen. Sie fragen mich, ob es mir denn nicht möglich gewesen sei, wenigstens ihrem gegenseitigen äußeren Verkehr gewisse Schranken zu setzen. Die Frage verrät, daß Sie das Leben in Rom nicht kennen. Selbst wenn wir uns auf den Verkehr mit dem diplomatischen Korps hätten beschränken wollen, so war schon Gelegenheit, sich in der Woche an drei bis vier Abenden zu sehen. Dazu kamen noch die offiziellen Hoffeste und die befreundeten sonstigen Salons, in denen mein Kollege nur die Karte abzugeben brauchte, um gleichfalls zu den Eingeladenen zu gehören.

Wem aber wirklich die Abendgesellschaften noch nicht ausreichten, um sich mit seiner Angebeteten zu treffen, dem standen noch die after-noon-Thees zu Ge-

bote, die Theater, die Kirchen, die Friedhöfe, der Korso, die Gallerien und die Künstlerateliers. Daß im gegebenen Falle von allen diesen Hilfsmitteln ein ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde, brauche ich nicht erst zu sagen.

Der Gesellschaft konnte die Aufmerksamkeit, welche der Kollege meiner Frau schenkte, nicht entgehen. Es wurde im geheimen sicher bereits viel darüber gezischelt, dabei hatte es aber auch sein Bewenden. Sie machen sich keinen Begriff davon, wie frei man in der dortigen Fremdenkolonie über die Pflichten der Gattin denkt. Das elfte Gebot ist: sich nur nicht erwischen lassen und um jeden Preis einen Skandal verhüten. Mit diesem Vorbehalt gestattet der Kodex der Moral einer verheirateten Frau in Rom alles.

An eine Frau, welche nur einen Liebhaber hat, wagt sich, selbst wenn derselbe häufig wechselt, die Lästersucht überhaupt nicht leicht heran. Die Welt ist dort so nachsichtig, daß sie Liebesverhältnisse dieser Art geradezu protegiert; wer hieran Ärgernis nehmen wollte, würde gegen den Strom schwimmen. Es war denn auch bald eine feststehende Gewohnheit, daß man bei Diners dem Kollegen das Kouvert neben das meiner Frau legte und ihn dieselbe zu Tisch führen ließ. Daß Frauen, welche thatsächlich oder rechtlich von ihrem Manne getrennt leben, ganz allein die Gesellschaft besuchen, können Sie fast in jedem Salon beobachten. Selbst unverheiratete Mädchen habe ich dort allein in die Welt gehen sehen, ohne daß ihr Ruf darunter auch nur im mindesten gelitten hätte.

Daß hier eine Atmosphäre herrschte, worin der Giftbaum des Ehebruchs üppige Blüten treiben konnte, brauche ich kaum zu bemerken. Als Beispiel will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, welche sich gerade in der von mir jetzt geschilderten Zeitperiode in Rom abspielte. Es lebte dort seit Jahren ein in der Mitte der Vierziger stehender Amerikaner, Mr. Egli, welcher sein nach Millionen zählendes Vermögen hauptsächlich Grundstücksspekulationen in und um Chicago zu verdanken hatte. Man munkelte schon seit längerer Zeit, daß er mit seiner bildschönen jungen Frau auf schlechtem Fuße stand, und daß diese einen häßlichen, aber reichen Pariser Lebemann zu ihrem Geliebten hatte. Nur der Gatte hatte davon keine Ahnung, bis ein von Mrs. Egli entlassener Diener aus Rache seinem Herrn das Geheimnis verriet. Er kam unvermutet nach Hause, sprengte die Schlafzimmerthür, überraschte seine Frau in flagranti und feuerte, nachdem der Liebhaber durch einen kühnen Sprung durch das Fenster zwar sein Leben, nicht aber seine gesunden Glieder gerettet hatte, auf seine mit ihrem Körper das Fenster deckende Gattin drei Schüsse ab, an deren Folgen sie am nächsten Tage starb. Dieses Liebesdrama machte um so größere Sensation, als fast jedermann aus der Gesellschaft die handelnden Personen gekannt und speziell die Anmut und den Geschmack von Mrs. Egli bewundert hatte. Ihr Begräbnis gestaltete sich zu einer gewaltigen und rührenden Kundgebung. So gut wie alle nahmen für dieselbe Partei; ihr Sarg war mit Blumen überschüttet, die Zeitungen brachten Leitartikel, als ob es sich um das Dahinscheiden einer Heiligen handelte; daß sie gar den Rückzug des Geliebten mit ihrem Körper gedeckt, wurde bis in

den Himmel gepriesen. „Voilà une femme“, so lautete die Überschrift eines von Anklagen gegen den Mann wimmelnden Leitartikels. Der letztere konnte sich noch Glück wünschen, daß er in Untersuchungshaft genommen wurde; die Menge hätte ihn am liebsten in Stücke zerrissen.

Ich war — so viel ich hörte — der einzige, der ihn nicht so schlankweg verurteilte. Wenn die Frau, die noch dazu vier Kinder hatte, ihren von allen Seiten geachteten Mann systematisch betrog, wenn sie sich auf frischer That ertappen ließ und schließlich noch ihren Mitschuldigen dem rächenden Arme des betrogenen Gatten entzog, so konnte man eine Aufwallung des letzteren, die ihn seiner selbst nicht mehr mächtig und zum blutigen Rächer seiner Ehre machte, wohl begreiflich finden. Mir sind Dutzende von Fällen dieser Art bekannt, wo die Geschworenen den Mann einstimmig freigesprochen haben. Meine Art und Weise, die Dinge anzusehen, mochte in unsern Gesellschaftskreisen vereinzelt dastehen, dafür stand ihr aber sicher die gesunde Volksseele zur Seite, die in den Wahrsprüchen der Geschworenen meistens einen richtigen Ausdruck findet.

Meine Frau war natürlich der entgegengesetzten Meinung. „Du plädierst so lebhaft für den Mörder — bemerkte sie — daß man meinen möchte, du würdest im gegebenen Falle wie er gehandelt haben.“ Ich erklärte es für müßig, hierauf zu antworten. Wer könne überhaupt wissen, wie man in einem Augenblick handle, wo man seiner nicht mächtig sei. Die Bezeichnung „Mörder“ würde aber jedenfalls auf mich nie passen, denn der Mord setze den Vorbedacht der Ausführung, die kaltblütige Überlegung der That voraus. Gerade diese Momente machten das zum gemeinen Verbrechen, was unter andern Umständen als eine Art Gottesurteil, als ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit angesehen werden müsse.

Ich fand auch mit dieser Auffassung bei meiner Frau keinen Anklang. Ich sei einfach ein Theoretiker und ein Fanatiker noch obendrein, der mit dem Kopf durch die Wand wolle und sich denselben auch noch einmal garstig anstoßen werde. Leute meines Schlages, welche die Welt nur aus der Studierstube kennten, sollten sich am besten in derselben verschließen, vor allem aber nicht eine junge, schöne Frau heiraten, ihr zuerst Berge von Hingebung, Aufopferung und Nachsicht versprechen und, wenn der Vogel einmal gefangen, sich als wahre Haustyrannen entpuppen. Sie warne mich, damit ich nicht mit offenen Augen ins Elend hineinlaufe.

Hier haben Sie wieder einmal ein Beispiel von den Unterhaltungen, wie sie jetzt täglich zwischen uns vorkamen. Wer hätte je gedacht, daß das Lied so enden würde! Ja, der Mensch kann nur ein gewisses Maß von Glück ertragen, die Jugend freilich mehr als das Alter. Ein Mißgeschick gilt bei ihr eigentlich nur als eine unliebsame Unterbrechung des Zustandes frohen, sorgenlosen, kraftvollen, gesunden, schaffensfreudigen und fruchtbaren Dahinlebens. Je mehr aber der Mensch mit den Jahren dahinschreitet, um so ängstlicher zieht sich das Glück von ihm zurück. Es nagen an ihm tausend Sorgen, der Körper verliert die alte Widerstandsfähigkeit, die heitere Lebensanschauung schwindet, die Produktivität geht in demselben Maße zurück, wie das Bedürfnis nach Anerkennung wächst.

Vor dem ausgereiften Manne liegt eine Zeitperiode mit der Aussicht auf eine stetig abnehmende Genußfähigkeit. Man muß schon einen starken Geist und einen markigen Körper haben, um im fortschreitenden Alter nicht zum Melancholiker, zum Einsiedler zu werden. Wen aber die Götter recht strafen wollen, dem lassen sie im vorgerückteren Lebensalter noch ein Lieb erstehen; Reichtum, Ruhm, Lebensstellung, ein hoher, geistiger Flug sind wohl geeignet, ihm dasselbe als Weib zuzuführen, aber nimmermehr es festzuhalten. Das habe ich so recht an mir selbst erfahren müssen.

Die Wolken, die sich am Horizonte unsrer Ehe aufballten, nahmen von Tag zu Tag einen bedrohlicheren Charakter an. Ich hatte mit Zusammenraffung aller Geduld die ganze Zeit stillschweigend zugesehen, wie die beiden es fertig brachten, in der Woche vier- bis fünfmal in denselben Salons, Theatern, Konzerten ꝛc. zusammenzutreffen, mit welch' verliebten Augen sie sich in Momenten, da sie sich unbemerkt glaubten, verschlangen, wie meine Frau in seiner Nähe die Farbe wechselte, und welch' faszinierende Wirkung er auf dieselbe insbesondere dann ausübte, wenn er sich ans Klavier setzte, um mit seinem prachtvollen Bariton die Lieder unsrer heimatlichen Meister vorzutragen. Nicht darüber, daß sie sich liebten, sondern nur über den Charakter ihrer Liebe konnte noch ein Zweifel sein.

Da meine Frau sich systematisch ins Schweigen hüllte, so mußte ich ihr schon die Zunge lösen. Es war an einem Abend, da wir zu vier, Mercedes, eine Freundin derselben, ich und der Unzertrennliche, gemeinschaftlich ein Theater besucht hatten. Ich reichte unserm Gaste den Arm, während dem Kollegen die süße Pflicht oblag, sich meiner Frau zu widmen. Er saß in der Loge hinter derselben, und es entging mir nicht, wie stark er sich unablässig vorbeugte, als wollte er mit seinem Antlitz ihren Nacken berühren und den von ihrem Körper ausströmenden Parfüm ganz auffangen. Ihre Vertraulichkeit muß dazumal bereits einen starken Grad gehabt haben: sie suchten ihre Konversation möglichst zu isolieren, indem sie mir die Unterhaltung meiner Dame fast ausschließlich überließen; mehrfach konnte ich in ihrem Gespräche jenen ganz charakteristischen Flüsterton wahrnehmen, dessen Liebesleute sich bedienen, wenn sie sich in Gesellschaft eines Unberufenen etwas zu sagen haben. Ich wette, daß in diesen Momenten das vertrauliche „Du“ die Ansprache mit „Allergnädigste Frau“ bereits abgelöst hatte. Jedenfalls saß ich da wie auf Kohlen, und nur mit Mühe konnte ich die tiefe Entrüstung und den Zorn über die Ungezwungenheit der beiden unterdrücken.

Meine Frau hatte offenbar aus dem Umstande, daß ich die letzten Wochen alles über mich hatte ergehen lassen, ohne ihr einen Vorhalt zu machen, den Schluß gezogen, daß ich ihrer Liebelei keine Bedeutung beimesse, oder wohl gar den alten, eifersüchtigen Menschen ausgezogen habe. Ja, es fehlte vielleicht nicht viel, daß sie glaubte, ich füge mich in das Unvermeidliche, mache zum bösen Spiel gute Miene und kalkuliere, daß, wenn ich sie in froher Laune erhielte, ich selbst dabei am besten fahren würde. Der letzten Annahme, so unglaublich sie klingt, standen jedenfalls die Thatsachen zur Seite. Zu keiner Zeit unsrer Ver-

heiratung hatte es für mich so freundliche Gesichter abgesetzt, als in den letzten vierzehn Tagen. Was immer ich mir erbitten mochte, es war mir von vornherein gewährt, die schönen Tage von Montreux schienen nochmals aufzuerstehen; nichts wäre meinem Glücke abgegangen, als die unablässig mich quälende Furcht, dasselbe mit einem Dritten teilen zu müssen.

Ja, nun auf einmal durchschaute ich den ganzen Plan; jetzt ahnte ich den Preis, für den ich die Freuden der letzten Wochen erkauft hatte. Wenn ich meine Frau nur ruhig weiter gewähren ließ, beide Augen zudrückte, ihr den Liebsten nicht verscheuchte, dann winkte auch mir für die Folge zu Hause ein Himmel voller Geigen; dann brauchte ich mich über die Trennung unsrer Schlafstätten nicht mehr zu beklagen.

Das war eine Rechnung klipp und klar, so recht nach Frauenart, nur war sie ohne den Wirt gemacht. Lieber wollte ich des Tags über Steine klopfen und des Nachts das Haupt auf Bretter legen, als den ganzen Flitter dieses Handels genießen und das üppigste Ruhebett mit Venus selbst teilen.

Sobald ich mit meiner Frau unter vier Augen war, suchte ich ihr ins Gewissen zu reden, nicht wie der Mann einer Frau gegenüber, die er der Untreue verdächtigt, sondern wie ein Geliebter, der die Teuerste zu verlieren wähnt, und der seine ganze Beredsamkeit erschöpft, um sich den Herzensschatz zu erhalten. Das Wort „Gewissen“ und „Pflicht“ wollte ich gar nicht in den Mund nehmen, auch nicht an die gewechselten Schwüre sie erinnern; ihr gesunder Sinn müsse ihr aber sagen, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege besten Falls sich selbst unglücklich mache, mutmaßlich aber noch zwei weitere Menschenleben auf das Spiel setze. Ich sei gewiß weit entfernt, ein engherziger Moralist zu sein, der sich in das Leben und die Auffassung einer jungen Frau nicht hineinzudenken vermöge, wenn sie aber glaube, ich gäbe mich zu der Rolle gewisser Ehemänner her, die ihre eigene Freiheit oder die Ruhe und das Wohlleben im Hause mit dem Zugeständnis eines Liebhabers ihrer Frau erkauften, dann irre sie sich gröblich. Ich hätte, da meine erste Warnung auf so unfruchtbaren Boden gefallen, eine Zeitlang ruhig mit angesehen, wie die Sache sich entwickle, jetzt sei meine Geduld erschöpft; denn was ich gesehen, sei hoffentlich noch nicht der Ehebruch selbst, aber sein sicherer Vorläufer. Meinen letzten Blutstropfen wollte ich hingeben, um sie vor Schande und ewiger Reue zu bewahren. Zur Einkehr sei es noch nicht, überhaupt niemals zu spät. Wenn sie aus eigener Kraft nicht mehr die Charakterfestigkeit dazu besitze, so möge sie sich auf ihr „altes Lieb“ stützen; nicht wie eine Verirrte, wie eine glühend geliebte Braut würde ich sie wieder aufnehmen. Schon winke mir in nächster Nähe ein selbständiger diplomatischer Posten, der mir gestatte, die Arbeitslast, die ich bisher auf mich geladen, auf jüngere Schultern abzuwälzen, mich ihr mehr zu widmen. Habe denn die Aussicht auf dieses otium cum dignitate für sie denn gar nichts Verlockendes, da doch ihre ganze Haltung darauf abziele, mir das Verbleiben in meiner dienstlichen Stellung unmöglich zu machen? Ich sei auf dem Punkte angekommen, daß ich selbst ein Ende mit Schrecken der jetzigen Lage vorzöge.

Noch sei es möglich, Unheil zu verhüten, wenn sie die unselige Leidenschaft mit der Wurzel ausreißen wolle. Gefiele oder gelänge ihr dies nicht, dann bliebe mir aber nur übrig, daß ich „ihn“ auf Tod und Leben fordern würde; denn einer von uns beiden sei dann zuviel auf der Welt. Aber wohlverstanden, ich wollte mit ihm fechten, bevor ich zur lächerlichen Figur geworden und bevor die Sache mit einem Riesenskandal geendigt. Nun möge sie wählen zwischen dem vielleicht mäßigen, aber sicheren Glücke, das ihr ein liebender Gatte biete, und einem Leben, bei dem jeder Genuß mit tausendfältigen Aufregungen und Gewissensbissen erkauft sei.

Ich hatte die Hände meiner Frau ergriffen, als gelte es, dieselbe im Kampfe mit einem Dritten zu mir herüberzuziehen; mein Auge flammte, und mit der Spannung des Angeschuldigten, der eben sein Urteil vernehmen soll, hing ich an den Lippen der Teuersten.

In dieser Stunde hätte meine Frau wirklich noch alles aus mir und mit mir machen können; ich war Wachs in ihren Händen. Wenn sie mir zugerufen hätte: „Komm', entreiß mich diesem Boden, laß uns fliehen, sage deinem Dienste Valet, laß uns das glänzende Leben am Hofe mit einem bescheidenen Landaufenthalt, die Feder mit dem Pfluge vertauschen, meine Liebe soll dir all' den Firlefanz deiner Karriere vergessen machen“ — ich wäre ihr bis ans Ende der Welt gefolgt. Hätte sie mir ihre unselige Liebe bekannt und mich aufgefordert, ihr im ehrlichen Ankämpfen gegen dieselbe zur Seite zu stehen und nicht so bald die Geduld zu verlieren — wie hätte sie auf mich zählen können! Hätte sie, ihr Gesicht vor Scham mit den Händen bedeckend, keine Antwort gefunden, ich hätte sie nicht von mir gestoßen; nicht wie eine Verräterin würde ich sie behandelt, wie ein verlorenes Kind hätte ich sie in meine Arme geschlossen; selbst den Verführer, glaube ich, hätte ich geschont.

Aber alle diese Eventualitäten setzten ja ein loyales Herz, ein wahrhaftiges Wesen voraus — indes in meiner Frau der Geist der Lüge sich schon festgesetzt hatte. Ich sei doch — meinte sie — der Unverbesserliche, der alte, eifersüchtige und blinde Schwachgeist. Seit einigen Wochen habe sie geglaubt, ich hätte endlich Vernunft angenommen, und nun zeige ich plötzlich wieder mein ganzes verabscheuungswürdiges Wesen. Nach dem Gesagten durchschaue sie mich und meine Absichten. Ich möchte sie am liebsten wie einen Vogel mit schimmerdem Gefieder in einer Glasglocke verwahren und jeden verschlingen, der sie anzublicken wage. Und dann die andern Zukunftsbilder, die ich ihr entrollt, die paßten ihr gerade. Einen Diplomaten heiraten, um einen Bauer oder besten Falls Krautjunker zu besitzen, dies wäre so ganz nach ihrem Geschmacke. Ich sei überhaupt nichts wie eine verschlechterte Auflage von Don Quixote. Wenn ich wie dieser Mühlen für Riesen, Schafherden für Streitscharen und jeden Mann, der sie mit einigem Interesse anblicke, für einen heimlichen Geliebten halte, dann möchte ich mich nur nicht wundern, wenn ich wie die Perle der fahrenden Ritterschaft behandelt, d. h. günstigstens Falls ausgelacht würde. In Bezug auf den Herrn Ritter, mit dem ich eben jetzt auf Tod und Leben kämpfen wolle, weil er es gewagt, sich in

Dulcinea zu verlieben, wolle sie nur noch folgendes, ihr letztes Wort, hinzusetzen: Für ihr Herz brauche ich mir wegen dieses Schäfers keine Sorge zu machen, es sei, wie ich wisse, mit einem stählernen Panzer umgeben, von dem alle Pfeile zurückprallten. Der Schütze, der ihn durchbohren könne, müsse noch erst geboren werden. Ich würde darum besser thun, sie ruhig fleurten zu lassen, statt den Teufel immer an die Wand zu malen. Mein Spionieren, mein Mißtrauen, meine Gardinenpredigten habe sie satt — bis zum Überdruß, ich möchte sie damit ein für alle Mal verschonen, mir selbst aber möchte ich zurufen: „Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein." Und damit den Worten auch die Thaten folgten, wolle sie mir versprechen, fortan auch ihren äußeren Verkehr mit ihm so zu gestalten, daß niemand in der Welt mehr etwas Unkorrektes dahinter vermuten könne.

Ich kann nicht sagen, daß mich die Antwort meiner Frau sehr befriedigte. Inhaltlich — ich gebe das zu — entwaffnete sie mich; die Motivierung und der ganze Ton hatten mich auf das allertiefste verletzt. Der Vers: „Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein," hört sich, in Musik gesetzt, hübsch an; in diesem Zusammenhang schien er mir aber wie ein Hohn; denn das bisher Erlebte war fürwahr weit entfernt, mich in eine vertrauensvolle Stimmung zu versetzen und auf eine fest und treustehende Wacht zu verzichten. Nur ein paar hineingeflochtene Liebesworte hätten es mir leichter gemacht, den Versicherungen meiner Frau eher Glauben zu schenken als der ganze Strom ihrer sarkastischen Beredsamkeit.

Doch die *Thatsachen* sprachen, und diese schienen mir zunächst wirklich unrecht zu geben. Während bisher der Kollege in jeder Woche mehrmals freundschaftlich bei uns gegessen hatte, vergingen jetzt Wochen, ohne daß er das Haus betrat. Wenn wir ihm an drittem Orte begegneten, so war an der Haltung meiner Frau ebensowenig etwas auszusetzen als an der seinigen. Die Reserve, die sich beide Teile auferlegten, war so groß, daß jeder glauben mußte, die Tändelei sei vorüber, ganz zu Ende, und der Schmetterling habe seinen vorangegangenen Ruf, sich in kein Netz, sei es noch so verführerisch, fangen zu lassen, aufs neue glänzend gerechtfertigt.

Ich war der einzige, der dem Übereifer, mit dem die beiden in das Extrem gefallen waren, nicht traute. In Haß mag sich die Liebe über Nacht verwandeln, in Gleichgültigkeit nimmermehr. Daraus folgerte ich mit Sicherheit, daß die zur Schau getragene Kälte nur eine Maske war, und daß unter der Asche das Feuer der Liebe noch lustig fortbrannte, bereit, im ersten unbewachten Moment zu hellen Flammen aufzulodern.

Ein alter Praktikus hat mir einmal die Quintessenz der Erfahrungen, die er auf Vorder- und Hintertreppen gesammelt, in dem Satze zusammengefaßt, es gebe auf die Dauer keine *verborgene* Liebe. Unter zehn Fällen verrate sie sich neunmal selbst. Es sei schon höchst selten, daß von zwei Liebenden *einer* mit der Klugheit der Schlange das Geheimnis zu bewahren vermöge; denn dazu gehöre schon eine beispiellose Verstellungskunst, eine zu Lug und Trug ganz besonders veranlagte Natur, eine Raffiniertheit, wie sie ein Mensch mit nur einigermaßen

anständigen Gesinnungen nicht aufweise, vor allem aber ein Grad von Selbstbeherrschung, wie ihn nur eine ganz starke Natur besitze. Die Regel wird aber sein, daß alsdann der andre Teil sein Herz auf der Hand trägt, daß er entweder nicht schwindeln kann oder plötzlich aus der Rolle fällt, daß ein längerer Erfolg ihn allmählich sicher macht und die Vorsicht vergessen heißt, oder daß ihn in einem gegebenen Augenblick die Leidenschaft so mächtig hinreißt, daß er alles wagt, coûte qu'il coûte.

Ich war zum Aufpasser, zum Spion schlecht geschaffen, mein ganzes Innere empörte sich gegen eine solche Rolle, aber sie drängte sich mir auf, ich mußte auf den Grund sehen, mußte wissen, ob ich meine Frau auf den Knieen um Verzeihung zu bitten hatte, daß ich sie einer Schlechtigkeit für fähig gehalten, oder ob ich eine Schlange am Busen nährte.

Wenn ein unerlaubter Verkehr zwischen beiden stattfand, so konnten die Zusammenkünfte nur an einem dritten Orte erfolgen. Die Verabredung derselben war jedenfalls mit Schwierigkeiten verknüpft, denn der Kollege, dem meine Frau unsre letzte Besprechung offenbar sofort Wort für Wort hinterbracht hatte, war seitdem die Ängstlichkeit selbst. Er ging so weit, sich ihr in Salons stets nur dann zu nähern, wenn er dieselbe im Gespräche mit andern fand. Wie also mochten sie ihre Rendezvous treffen? Sie raten auf die Post? Mir wollte es nicht wahrscheinlich dünken, daß die Gewitzigten derselben etwas Geschriebenes anvertrauten. Der Zufall wollte es, daß ich mit einem Schlage den Faden ihrer Geheimkorrespondenz bloßlegte.

Auf einer Abendgesellschaft, welcher auch der Kollege beiwohnte, sah ich denselben sich der Gruppe nähern, in welcher meine Frau stand. Ich weiß nicht, welcher Geist mich antrieb, ihn von meinem nicht beobachteten Standpunkte aus wie ein Scharfschütze auf das Korn zu nehmen und mir nichts entgehen zu lassen, keinen Gesichtsausdruck, keine Bewegung. Bei meiner Frau glaubte ich, als er sich ihrem Standpunkte näherte, eine gesteigerte Unruhe und eine auffällige Prozedur zu bemerken. Sie näherte die linke Hand der rechten, als ob es gelte, am Handschuhknopf etwas vorzunehmen. Im nächsten Moment erfolgte die gegenseitige Begrüßung mit Handschlag. Etwa zwei Sekunden hielt er die Hand meiner Frau in der seinigen, gerade lange genug, um aus der Öffnung des Handschuhes ein kleines Stück Papier zu erhaschen, das er mit Windesschnelle — ich konnte nicht beobachten wohin — verschwinden ließ.

Ihnen beiden schien ein Stein vom Herzen zu fallen, als die Briefpost ohne Unfall besorgt war, mir aber wurde es schwarz vor den Augen; ich griff unwillkürlich nach einem Stuhl und bat den in meiner Nähe befindlichen Wirt, mir auf ein paar Minuten Tinte und Feder zur Verfügung zu stellen, um ein Billet abfassen zu können. Auf diese Weise gelang es mir, unauffällig so lange zu verschwinden, bis ich wieder Herr meiner selbst geworden war.

Wenn mir jetzt niemand ansah, was in meinem Innern vor sich ging, dann konnte ich mich der Meisterschaft in der Selbstbeherrschung rühmen. War mir doch wie einem Gladiator, dem das dicke Blut aus den Wunden strömt,

der aber, Dank seiner eisernen Willenskraft, nicht zusammenbricht, vielmehr noch alle Kraft zusammenrafft, um den entscheidenden Schlag seines Gegners zu parieren!

Meine Frau hatte versprochen, das Verhältnis zu brechen, und nun hatte ich mit eigenen Augen gesehen, daß die seitdem beobachtete Zurückhaltung Komödie war, daß sie sich nach wie vor liebten und mich am Narrenseil herumführten. War jetzt überhaupt noch ein Zweifel möglich? Konnte das Billet etwas Andres enthalten als Liebesschwüre oder die Verabredung des nächsten Stelldicheins?

Mein erster Gedanke war, sofort an die Nichtswürdigen heranzutreten und den Verrätern die Larve vom Gesicht zu reißen, im nächsten Augenblicke siegte aber doch die Vernunft. Vor der ganzen Gesellschaft ein Familiendrama abspielen — nein, einer solchen Geschmacklosigkeit war ich nicht fähig; lieber warten, bis wir in unsre vier Pfähle zurückgekehrt waren. Ich schien also kalt wie ein Marmorblock und hatte es wahrlich nicht zu bereuen, denn mit der Zeit kam noch besseres Einsehen. Wie, wenn meine Frau auf Vorhalten alle Schuld weit von sich wies, wenn sie vorgab, sie habe, in Ermangelung jeglicher sonstigen Verbindung, mit dem Verirrten nur deshalb korrespondiert, um ihn aufzurichten, auf den Pfad der Tugend zurückzuführen; sie habe ihm gerade das abgeschlagen, was ich gewährt glaubte. Und wie kinderleicht war es, selbst wenn die ganze Sache sich anders verhielt, nachträglich sie so hinzustellen! Hatte ich denn auch nur den geringsten Beweis in Händen? War ich denn vorhin ganz mit Blindheit geschlagen, daß ich mich so ganz in die eine unselige Anschauung hatte verrennen können, welche jede Hoffnung ausschloß? War es nicht möglich, daß meine Frau mir selbst später ein Geständnis machte, und daß sie nur den jetzigen Zeitpunkt hierfür noch als verfrüht ansah, da beide Teile ihre inneren Kämpfe noch nicht völlig ausgetragen hatten, und eine vorzeitige Mitteilung mir nur unnütze Aufregungen verursacht haben würde? Diese Erwägungen verdankte ich der kälteren Überlegung, dem beruhigten Blutumlauf, in erster Linie aber — ich will es Ihnen offen eingestehen — der Hoffnung, daß es so sein möchte. Der Wunsch war wieder einmal der Vater des Gedankens.

Wenn Sie wüßten, was es ist, ein Wesen zu verlieren, das alles mit sich nimmt, woran man gehangen: Liebe, Ehre, Stellung, dann begreifen Sie, daß ich, bereits im Versinken begriffen, mich noch an einen Strohhalm klammerte und in einem schwachen Faden ein rettendes Tau zu finden wähnte. Jedenfalls reifte aber aus dieser Anschauungsweise und Stimmung nach und nach der Plan, die gemachte Entdeckung zunächst ganz für mich zu behalten, mir in dem Benehmen gegen meine Frau nichts merken zu lassen und die weitere Entwickelung ruhig abzuwarten.

Je mehr ich darüber nachdachte, um so weiser schien mir dieser Entschluß. Zunächst war Zeit gewonnen, und was war das unter Umständen nicht allein schon wert? Warum sollten nicht die Wunden, die heute noch flossen, nach einiger Zeit vernarben? Warum sollte bis dahin die Leidenschaft nicht unter der Stimme der Vernunft und des Gewissens zusammenschmelzen wie der Märzschnee unter

den Strahlen der Frühlingssonne? Eine Frau, die von ihrem Manne geliebt und von demselben nicht vernachlässigt wird, muß schon einen hohen Grad von Verworfenheit haben, wenn sie sich einem andern hingiebt. Es muß ihr eine furchtbare Überwindung kosten, zum ersten Male den Rest der Scham abzulegen, in ein fremdes Haus zu gehen und sich der Gefahr einer Überrumpelung oder nachträglichen Entdeckung auszusetzen. Vielleicht kämpfte meine Frau noch mit sich selbst, bevor sie den letzten Schritt wagte, und es setzte sich, wie so oft, noch in letzter Stunde ein unerwartetes Hindernis entgegen. Interim aliquid fit.

Kam nun freilich auch noch die andre Alternative zu bedenken, daß die Treue schon gebrochen war, und daß das Verbrechen unter gleißnerischer Hülle den Schandpfad inzwischen ruhig weiter wandelte. Dann konnte aber, nachdem ich einmal den Schlüssel ihrer Geheimkorrespondenz besaß, die volle Aufdeckung ihres Lasterlebens nur Sache von Tagen, schlimmsten Falls von Wochen sein, und die jetzt noch vorliegende, sei es auch noch so entfernte Möglichkeit, mit meinem Zorn Unschuldige zu treffen, war dann völlig ausgeschlossen.

Es war gerade um diese Zeit, da mein altes Lungenleiden wieder an die Thür klopfte. War es ein Wunder, wenn der böse Wurm sich wieder zu regen begann, da von allen Seiten so rücksichtslos auf denselben gestoßen worden war? Und zwar fehlte gar nicht viel, daß ich genau wieder auf dem Punkte war, der mich vor zwei Jahren gezwungen hatte, den Dienst zeitweilig zu verlassen. Zu einer Badereise war es noch zu früh, wir standen erst vor dem April, welcher Monat gerade in Rom zu den schönsten zählt; es ist unser Mai, nur diesen vermöge seiner wundersamen Vegetation, balsamischen Luft und herrlichen Lichteffekte weit in den Schatten stellend. Die einzige Vorsicht, die der Arzt unter den obwaltenden Umständen für geboten erklärte, bestand in einem strengen Hausarrest, der glücklicherweise aber nur bis zum Eintritt der wärmeren Witterung andauern sollte. Es war eine Galgenfrist, während welcher ich mich über meine Frau äußerlich nicht zu beklagen hatte, sie sagte auch für sich alle Gesellschaften ab, war die Fürsorge selbst und zeigte mit einem Male häusliche Talente und einen praktischen Sinn, den ich bisher bei ihr gar nicht vermutet hatte.

War es bloßer Zufall, oder war es die ausgesuchteste Bosheit des Schicksals, daß ich das Wesen, das ich mir trotz allem Vorgefallenen noch immer nicht aus Kopf und Sinn schlagen konnte, ganz zuletzt noch in einem bisher unbekannten Lichtglanze erblicken sollte?

Bis zum 4. April, dem Geburtstag meiner Frau, hatte mich der Arzt das Zimmer hüten lassen. Während bis dahin verspätete Märzstürme ihr Unwesen getrieben hatten, ließ uns der Himmel an diesem Morgen unerwartet die ganze Pracht des jungen Lenzes schauen. Von 9 Uhr ab brachte jede Stunde neue duftige Gaben desselben ins Haus. Der Salon, in dem die Geschenke aufgebaut waren, glich einem Blumengarten. Voll Anmut schritt darin Mercedes einher, hier ein Arrangement treffend, dort den Duft einer Rose einschlürfend, schließlich aber immer wieder zu mir zurückkehrend, mich wohl ein Dutzend Mal in ihre Arme schließend. „Wie bin ich beglückt durch die Flut von Liebesgaben, durch

die Glückwünsche von nah und fern, und durch deinen Schmuck mit den köstlichen Perlen! So oft ich die Frauen mit ihren reichen Steinen sah, regte sich stets in mir der Wunsch, es ihnen auch auf diesem kostbaren Boden gleichzuthun; nun werde ich sie, dank deiner Großmut, noch gar übertreffen, du teures Lieb. Wer hätte vor sechs Monaten, da du mich in Montreux zuerst im Salon anstauntest, geglaubt, daß wir heute diesen Tag miteinander feiern würden, für mich ein doppelter Festtag, da ich deinen ersten Gang ins Freie nach langer Kerkerluft werde leiten dürfen. Fortan will ich dich aber auch hegen und pflegen und wie ein Kleinod hüten, auch die Stirn dir glätten und alles Ungemach vergessen machen." Dabei drückte sie mir aufs neue einen Kuß auf die Stirn und sprang dann, wie ein Kind in die Hände klatschend, dem Diener entgegen, der eben mit einem neuen Blumenkorb die Schwelle des Zimmers betrat.

Und dieses süße Schmeichelkätzchen, diese Verkörperung von Unschuld und Kindlichkeit, dem das Beste und Schönste darzubringen, was Kunst und Natur boten, heute Hunderte wetteiferten, es sollte sein, was es nicht schien? Wo war aber dann noch überhaupt Glaube, Treue, Wahrhaftigkeit? Nein, keine Lügnerin, nicht einmal eine Schauspielerin konnte sie sein. Sie war entweder, was sie selbst von sich behauptet hatte, nichts mehr und nichts weniger als eine berückende Kopfverdreherin, oder es lebten — und diese Ansicht hat sich in mir von Tag zu Tag mehr festgesetzt — in ihr zwei Seelen, eine reine, der Grundton ihrer Natur, ihr eigentliches Ich, daß sich mir in Montreux in so himmlischer Weise geoffenbart hatte, und dicht daneben eine schwarze Seele, ein rücksichtsloses Hinwegsetzen über alle Regeln der Pflicht, ein Sichüberlassen wilden Instinkten, ein unaufhaltsamer Zug zum Unerlaubten, zum Unnormalen, zum Widernatürlichen. Daher dann plötzlich dieser harte Zug, vor dem man wie vor einem Rätsel stand, das Erwachen der wildesten, geradezu unnatürlichen Leidenschaften bei der von Hause aus kalten Natur, daher dann diese spitzen Redensarten, die einem die Adern vor Zorn schwellen ließen, diese souveräne Rücksichtslosigkeit, dieser völlige Mangel an Takt und Herzensgüte, dieses Wegwerfen jeglicher Vorsicht, dieses Tanzen zwischen zwei Kirchtürmen auf einem lose gespannten Seil.

War Mercedes sie selbst, ihr besseres Ich, dann gab es in der Welt kein süßeres Wesen, dann gab es keine barmherzige Schwester, die es ihr an liebender Fürsorge und Hingebung hätte gleich thun können; rührte sich in ihr aber der Dämon, dann konnte sie mit verschränkten Armen und kaltem Lächeln zusehen, wie einer ihrethalben zu Grunde ging.

Ich habe eben symbolisch von zwei Seelen gesprochen. Der Arzt würde sich das psychologische Problem anders zurechtlegen; er wird alles aus dem Nervensystem erklären. Fungiert es normal, dann bekommen wir den Menschen zu sehen als Produkt seiner Bildung, Moral, Selbstbeherrschung; im konkreten Falle das engelsliebe Geschöpf, das keiner Fliege ein Leid zufügen kann, an dem sich aber die Männerherzen wie Fliegen an der Leimrute fangen. Hat das Nervensystem aber einen Stoß erhalten, die Ursache mag in der Einwirkung der Luft, des Blutumlaufs, des Magens liegen oder auf Aufregungen zurückzuführen sein, dann

sauve qui peut! Wer aber der bösen Katze den Rücken nicht kehren kann, das ist der Mann, der noch liebt und in dessen Augen das Licht den Schatten noch überwiegt. Das eine steht fest: zuletzt endigen alle Ehen zwischen Personen dieser Art mit Scheidung, wenn nicht mit Schlimmerem.

Nach dem Frühstück harrte unser ein bequemer Landauer, in dem meine Frau und ich und ihre bereits früher erwähnte Freundin Platz nahmen. Meine Frau ließ nicht ab, bis ich mich trotz des tiefblauen Himmels und einer köstlichen Wärme in den Winterpaletot hüllte, dann schlug sie selbst die Füße in einen Plaid ein und verwies mich auf den Sitz im Fond des Wagens, während sie zu meiner Beschämung den Rücksitz einnahm. Ob mir nicht kalt wäre; der Kutscher möchte für die Fahrt ja nur die sonnigen Straßen auswählen. Jetzt sei es Zeit umzukehren, morgen wolle sie mich länger im Freien lassen.

Als wir aus der Via Condotti in den Korso einbogen, stand uns plötzlich der Kollege gegenüber. Er hatte sich begnügt, meiner Frau einen Strauß mit Rosen mit seiner Karte zu übersenden, sprang aber jetzt galant an den Wagen, um nachträglich persönlich seine Glückwünsche darzubringen. Da die Wagen in folge des Verkehrs sich stauten, so währte die Unterhaltung ein paar Minuten, in deren Verlauf die Freundin meine Frau an den kürzlich gemeinsam verlebten genußreichen Theaterabend erinnerte. Eben gastiere in Rom eine französische Operntruppe, die das Publikum in Enthusiasmus versetze; wie reizend es wäre, wenn wir, die Gesellschaft von dazumal, einer Aufführung beiwohnten; nächsten Sonntag würde Carmen, ihre Lieblingsoper, gegeben. Bitte! Bitte!

Meine Frau schaute mich fragend, jedoch mit einem Blicke an, der sagen wollte, wie gerne sie von der Partie wäre. Wie hätte ich da, zumal heute, an ihrem Freudentage, den Spielverderber spielen sollen. Also abgemacht, Rendezvous mit dem Kollegen im Foyer der Oper pünktlich mit dem Rideau. Addio! und der Wagen rollte den Korso entlang nach Hause.

Bei Überlegung reute mich meine Nachgiebigkeit; nachträglich abzusagen, hätte aber leicht falsch ausgelegt werden können. Und dann hatte sich meiner ein gewisser fatalistischer Zug bemächtigt. Wenn wirklich dies eine von mir ungeahnte Zusammentreffen dem Faß den Boden ausschlug, dann vermochten alle Böttcher der Welt nicht mehr, es zusammenzuflicken.

Am festgesetzten Abend um $9^1/_2$ Uhr fuhren wir zu Dreien beim Theater vor. Im Foyer erwartete uns bereits der Kollege mit einem Herrn, den wir nicht kannten, im Gespräche; er eilte auf uns zu und bot, nachdem er uns seinen Begleiter vorgestellt hatte, meiner Frau den Arm zum Weg in die Loge. Ich führte, ganz wie damals, die Freundin meiner Frau. Schon im Foyer hatte die wachsende Unruhe und Nervosität meiner Frau den Gedanken in mir entzündet, daß am Ende heute wohl gar wieder die Handschuhpost in Thätigkeit treten würde. Ganz recht — ich täuschte mich nicht. Aus dem Innern des perlgrauen rechten Handschuhs, gerade an der Stelle, die ich auf der Fahrt zu Gesellschaften so häufig mit Küssen bedeckt hatte, ragte ganz schüchtern die Spitze eines Billets hervor, der Verrat streckte bereits sein Fühlhorn aus. Jetzt waren

sie, nachdem der Versuch, uns beim Ansteigen der Treppe den Vortritt zu gewähren, gescheitert war, im Vestibül der Loge angekommen. Ich nahm unserm Gaste den Mantel ab, der Kollege machte sich mit der Toilette meiner Frau zu schaffen, und siehe da, die Handschuhpost war plötzlich ausgetragen, das Billet in der Seitentasche seines Überrocks verschwunden. Nun legte ich gleich ihm meinen Überzieher ab, entschlossen, unter irgend einem Vorwande alsbald in den Vorraum zurückzukehren und bei dieser Gelegenheit das Billet an mich zu bringen.

Sie erinnern sich vielleicht der ersten Szene von Carmen. Ein alter Herr, seine junge Frau und ein Jüngling gehen vor dem Wachlokal spazieren, der letztere darauf lauernd, der schönen Spanierin ein billet doux in die Hände zu spielen. Nach längerem vergeblichen Bemühen erhebt er endlich den einen Arm, um den Blick des alten Herrn himmelwärts zu lenken. Der mürrische Alte geht richtig in die Falle; denn während er in die Luft guckt, spielt der Geliebte seiner Dame mit der andern Hand das Blättchen in die Hände.

Le tour est fait,
car la dame a le billet.

Die Szene paßte vorzüglich zur Situation. Unser Pärchen schien das auch zu finden; wenigstens sah ich meine Frau sich zu ihrem Nachbar halb wenden und ihm lächelnd einen Blick zuwerfen, als wollte sie ihm mit dem Libretto von Carmen sagen:

En matière de tromperie, de duperie
Il est toujours bon sur ma foi
D'avoir les femmes avec soi.

Jetzt hätten mich zehn Pferde nicht zurückhalten können. Unter dem Vorwande, Bekannte in einer benachbarten Loge zu besuchen, die unsre verlassen, die Seitentaschen seines Pelzrocks mit zitternder Hand nach dem Billet durchsuchen, es an mich nehmen und durchfliegen, das alles ging Schlag auf Schlag.

Ich halte es jetzt ruhig in meinen Händen — damals ballte ich es in der Faust zusammen. Sie sehen, es trägt noch heute die Spuren der ihm angethanen Gewalt. Konvert und Briefpapier waren der Papeterie entnommen, die ich Mercedes vor zwölf Stunden zum Geschenk gemacht hatte. Dem Ganzen entströmte ein zartes, mir wohl bekanntes Parfüm. Es hatte mich oft berückt, jetzt, in den Dienst des Ehebruchs gestellt, widerte es mich an. Das Konvert war nicht geschlossen und nicht adressiert, die Schriftzüge des Billets deuteten darauf hin, daß die Worte mit Windesschnelle auf das Papier geworfen worden waren, vielleicht im letzten Moment vor dem Ausgehen, nachdem ein nichtssagendes, der Bedeutung des Tages nicht angemessenes Briefchen kassiert worden war.

Wenn ich Ihnen den Inhalt jetzt vorlese, steht Mercedes mit Leib und Seele vor mir. Jede Zeile atmet ihren Geist, das Doppelspiel, das hier die Natur zu Wege gebracht, das Sphinxartige, das Unfaßbare. Und sehen Sie nur, trotz aller Eile nicht ein Wort korrigiert, in der Form alles so vollendet, daß man es schlankweg abdrucken kann. Der Mangel an Überschrift und Unterschrift läßt erkennen, daß wir es nicht mit einem Briefe zu thun haben, sondern mit

einem Seelengemälde, wie Mercedes selbst am Schlusse andeutet, mit einer psychologischen Studie. Doch nun, hören Sie, was sie schrieb:

„Ich schließe die Augen für einige kurze Sekunden und überlasse mich dem Strudel der Gedanken, die in meinem Hirne kreisen. Seltsame Bilder, wie in einem Kaleidoskop, ziehen da vorüber, Gedanken, flüchtigen Skizzen gleich, romantisch, bunt, kaum ausgedacht, unvollendet.

Ihr himmlischen Götter, möchtet ihr mir als Gnadengeschenk nur für eine Stunde Ruhe, Sammlung und die Fähigkeit gewähren, mir über mich und mein treibendes Wesen Rechenschaft abzulegen und in das Chaos meiner Seele einzudringen.

Wenn geteilte Freude doppelte Freude und geteilter Schmerz halber Schmerz, was, ihr unsichtbaren Mächte droben, ist geteilte Liebe? Giebt es überhaupt eine solche? Ja, sie existiert, ich fühle es, ich, die sie durch alle Phasen gekostet, von der Hölle bis zum himmlischen Entzücken.

Der eine beherrscht mich durch den hohen Geist, die Gedankenfreiheit, die Vornehmheit der Gesinnung, mit einem Worte, ich bewundere ihn, ich schaue zu ihm auf wie zu einem Gott, die Bewunderung geht in Liebe über, in Liebe, der vielleicht zu viel Sinnlichkeit mangelt, um sie zur profanen Wirklichkeit herabzuziehen, und doch möchte ich ihm in endlosem Kusse sagen: ich vergöttere Dich, Du mein herrlicher Aar. Der andre, der mit dämonischer Hand in mein Schicksal eingegriffen, an dem ich fast die gleichen Eigenschaften des einen bewundere, beherrscht mich durch die Macht seines Blickes; eine Unfreiheit, eine Lähmung meines ganzen Seins überkommt mich in seiner Gegenwart. Berührt er mich nur leise, vibriert jeder Nerv in mir, ich fühle mich fast abgestoßen durch die unheimliche Macht, welche er über mich ausübt, und doch zieht mich alles zu ihm hin, ich liebe ihn. Ist er mir fern, glaube ich sterben zu müssen, und doch ist die Nähe des Ersten mir Lebenselexier.

Welcher ist der Eine, welcher der Andre? Ist es denkbar, daß meine Gefühle gleich verteilt sind, daß mein Herz für beide gleich heiß, die spannende Erwartung, sie in meine Arme zu schließen, für beide gleich groß ist? Wer löst dies physiologische Rätsel?"

Ich hatte die Aufzeichnung nicht gelesen, nein verschlungen, heruntergestürzt, wie ein Erdürstender einen ihm gereichten unzulänglichen Becher leert. Ich hatte erwartet, was man im gewöhnlichen Leben einen Liebesbrief nennt, ein Abkommen über das nächste Rendez-vous, Schwüre ewiger Liebe und Treue, und siehe da! Wie war mir doch? Hatte ich recht gelesen? Einen Aar hatte sie mich genannt, den sie bis zur Liebe bewunderte. Ich, der ich seit Wochen fürchtete, nur mehr das dritte Rad am Wagen zu sein, gerade gut genug, um die Rolle des betrogenen Ehemanns, auf den ab und zu nur noch ein Lichtstrahl abfällt, zu spielen, ich beherrschte sie, zu mir blickte sie auf wie zu einem Gotte, mich liebte sie. Und dieser Liebe fehlte nur jenes Übermaß der Sinnlichkeit, daß dieselbe zur wilden, tierischen Leidenschaft stempelt. Und dieses herrliche Liebesgeständnis

hatte sie etwa nicht mir gemacht oder den Sternen, sondern einem Dritten, unter Umständen, die sie nicht ahnen ließen, daß ich je davon Kenntnis erhalten würde.

Aber auf demselben Blatte stand freilich, nur zwei Zeilen tiefer, mein Todesurteil. Ich konnte die Worte drehen und wenden, wie ich wollte, immer schrie es mir aus den Zeilen in das Ohr: den andern liebt sie aber erst recht. Ja, das ist die rechte, die wahre Liebe, wo schon der Anblick desselben einen erzittern macht, wo die Sehnsucht nach dem Zusammensein alle Schranken durchbricht, wo ohne ihn, entfernt von ihm nichts winkt als Tod und Finsternis.

Ja, erst durch den Gegensatz bekam mein Lob, das erst so voll klang, die richtige Deutung. Jetzt war's mir deutlich — das Ganze war nur ein Spiel mit Worten. Er war und blieb der Geliebte, bei mir verwechselte sie nur die Liebe mit der Freundschaft, ich war nur ihr Lebenselexir, der andre aber war ihre Lebensbedingung. Brauchte man dazu noch einen Kommentar? Das Band, das sie zu mir hinzog, war — ich muß mich über den Verdacht des Eigenlobs schon hinwegsetzen — meine seltene Herzensgüte, Nachsicht und Hingebung; dazu kam mein Geist, der sie von Anfang an angezogen hatte, die Geradheit meines Charakters, mein persönlicher Mut — Mercedes war Augenzeuge, da ich einem kleinen Kinde, welches in Montreux vom Dampfschiffsteg in die Wogen versank, nachsprang — mehr aber als alles dies meine Stellung, die ihrem Ehrgeize schmeichelte. Die Lust, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, es den andern zuvorzuthun, alles zu Füßen zu haben, war ja der Grundzug ihres Charakters, der in letzter Linie fast alle ihre Entschlüsse diktierte.

Was Mercedes zu dem andern hinzog, war die reine Sinnlichkeit. Endlich war der eine auferstanden, der ihre Natur in dieser Beziehung besiegte, der sie mit magnetischer Kraft zu sich zog, der ihr Empfindungen, Gefühle aufschloß, die sie bisher nicht gekannt, und die wieder zu kosten ihr über alles ging. Und zwar mußte er sie bereits besessen haben; denn das war nicht die Sprache, wie sie einer erwachenden Neigung ansteht, nein, das war die Sprache des liebenden Weibes, das war Isolde! Auf denn, König Marke, sprich das Urteil streng und mild, und vollstrecke es!

Ich saß wie im Starrkrampf auf einem Divan im Logengang, ganz unter der Wucht des Geständnisses, nach einem vernünftigen Entschlusse ringend. Was sollte ich thun, ich meine nur im Augenblicke. Ein Königreich für den richtigen Gedanken; denn darüber, daß mein nächster Schritt alles entscheiden würde, darüber mußte ich mir klar sein. Ich konnte das Billet wieder in die Rocktasche verschwinden lassen, dann ging alles den bisherigen Gang weiter; ich konnte es den Schuldigen vor die Füße werfen und die Katastrophe in der nächsten Minute herbeiführen, dann war aber das Tischtuch zwischen mir und Mercedes auf immer zerschnitten, die vielleicht nur Verirrte auf ewig verloren, dem andern geradezu in die Arme getrieben.

In meiner qualvollen Verlegenheit kam mir ein Sprüchlein zu Sinn, dem ich schon oft, wenn ich mich in einem Labyrinthe befand, den Ausweg zu ver-

danken hatte. Divide et impera: teile und herrsche. Nur die Sache mit Mercedes war noch nicht spruchreif. Der „andre" hatte mit sträflicher Hand in mein Schicksal eingegriffen, er hatte gewagt, sein Auge zu meiner Frau zu erheben, er hatte bei der bis dahin Reinen die Saat des Bösen gelegt, dafür mußte er bluten. Ja, daß ich doch auf diese einfache Lösung, zunächst mit ihm abzurechnen, nicht sogleich verfallen war, war es doch das Ei des Columbus.

War erst die Richtschnur gefunden, so ergab sich das weitere von selbst. Ich steckte also das Billet ein und legte an dessen Stelle in das Kouvert meine Visitenkarte, worauf ich mit Bleistift die Worte schrieb:

„Ich ersuche Sie, morgen Nachmittag 2 Uhr bei sich meine Zeugen zu erwarten."

Dann trat ich wieder in die Loge zurück, gerade bei der Stelle der Oper da Carmen das Lied ertönen ließ:

L'amour est un oiseau rebelle
Que nul ne peut apprivoiser.
Et c'est bien en vain qu'on l'appelle
S'il lui convient de refuser
Rien n'y fait; menace ou prière
L'un parle bien, l'autre se tait;
Et c'est, l'autre que je préfère,
Il n'a rien dit, mais il me plait.
L'amour est enfant de Bohême,
Il n'a jamais connu de loi;
Si tu ne m'aimes pas, je t'aime;
Si je t'aime, prends garde à toi!
L'oiseau que tu croyais surprendre
Battit de l'aile et s'envola . . .
L'amour est loin, tu peux l'attendre
Tu ne l'attends plus . . . il est là . . .
Tout autour de toi, vite, vite,
Il vient, s'en va, puis il revient . . .
Tu crois le tenir, il t'évite,
Tu veux l'éviter, il te tient.

Ich mußte beim Eintritt in die Loge einen verstörten Eindruck gemacht haben, wenigstens fragte mich Mercedes voll Angst, was mir denn sei, ob ich unwohl, ob die Hitze mir unerträglich geworden. Ja, das letztere sei es, darum bäte ich vorsichtshalber, mich zurückziehen zu dürfen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sich die übrige Gesellschaft in ihrem Genusse nicht stören lassen würde.

Zu Hause bestelle ich dem Diener, mir den Kasten mit den Pistolen herunter zu holen; dann setze ich mich an den Arbeitstisch, bitte zwei Freunde, mir zur Schlichtung eines Ehrenhandels ihre Dienste nicht zu versagen und des andern Morgens mich zu besuchen, lasse die Briefe noch abtragen und wünsche dann nicht weiter gestört zu werden. „Von niemandem, hören Sie, von niemandem."

Der Zweikampf konnte unter Umständen schon morgen stattfinden; darum wollte ich heute noch ordnen, was in der Kürze der Zeit noch geschafft werden

konnte. Ich ging also an das Ausscheiden meiner Briefschaften und Papiere und machte für meine nächsten Angehörigen noch eine Aufzeichnung für den Fall meines Ablebens.

Als der Wust der Papiermassen bis auf ein kleines Paket geschwunden war, warf ich mich in den Lehnstuhl zurück, griff nach meiner Brieftasche und holte daraus zum so und so vielten Male das psychologische Rätsel hervor, das Mercedes einem andern aufgegeben hatte als dem, der sich jetzt damit aufs neue abquälte.

War die Aufzeichnung nicht ganz sie selbst? War die Teilung ihrer Liebe nicht ein Ausfluß ihrer Zweiseelentheorie? War aber mit einem Wesen von so abnormer Veranlagung auf die Dauer eine Ehe, ein Zusammensein möglich? Lag nicht in jedem Abschluß einer neuen Verbindung bereits der Keim zu neuem Ehebruch? Wie Richard III. hinter der Leiche der Gattin schon um das nächste Weib freite, so war sie im stande, auf dem Wege von der Kirchthür zum Altar schon das Auge nach einem neuen Liebhaber schweifen zu lassen. Wie mochte dieses sich selbst rätselhafte Wesen enden, wenn es erst einmal von dem Zwang der Ehe befreit war und unkontrolierbar dahin leben konnte, wie es ihm gut dünkte! Warum sollte es nicht enden auf dem Pflaster einer Großstadt oder auf den Brettern? Aber dagegen sprach ihr grenzenloser Ehrgeiz, der sie eher prädestinierte, als die Frau eines grand seigneur abzuschließen, eines der Lebemänner, welche die Freuden der Liebe in zu raffinierter Weise genossen haben, um noch jenes Glück zu schätzen, das die Hand eines einfachen, unkomplizierten, unschuldigen Mädchens zu bieten vermag.

Vor mir lagen die Waffen, die vielleicht schon in vierundzwanzig Stunden über mein Schicksal entscheiden sollten. Streckte er mich nieder, dann gab's kein weiteres Kopfzerbrechen. Meinethalten dann die Sintflut! Traf meine Kugel und siegte die Gerechtigkeit, dann stand ich erst recht da wie Herkules am Scheidewege. Was dann, wenn meine dienstliche Stellung in Rom nach dem Duelle unmöglich geworden? Wohin mit dem Wanderstab? Und Mercedes? Wie mochte sie mir unter die Augen treten?

Aus diesen Träumereien weckte mich bald nach Mitternacht die Hausklingel. Meine Frau mußte von der Oper zurückgekehrt sein. Mit Ungeduld erwartete ich ihr Hereintreten. Sie meldete sich nicht. Es vergingen fünf Minuten in erwartungsvoller Stille, sie kam nicht. Ich hatte freilich dem Diener gesagt, ich wollte von niemandem mehr gestört sein, aber dieses Verbot konnte sich doch nicht auf meine Frau beziehen. Vielleicht glaubte sie, ich schliefe bereits. Oder scheute sie sich etwa, noch in so später Stunde meinem vorwurfsvollen Blicke zu begegnen? Noch eine andre Möglichkeit: die Verwechselung des Billets war von dem andern noch gar nicht bemerkt worden, und sie ahnte noch nichts von dem Gewitter, welches jeden Augenblick losbrechen sollte.

Nun sah ich plötzlich Licht in ihrem Boudoir, ganz neben ihrem Schreibtisch, augenscheinlich kam jetzt das Auskleiden an die Reihe. Jetzt hörte ich sie nach der Kammerjungfer zweimal klingeln, dann in die Schlafstube treten, die

von der meinen nur durch mein Arbeitszimmer getrennt war. Sie ging also zur Ruhe, ohne mir gute Nacht zu wünschen. Am Ende erwartete sie gar, daß ich heute Nacht noch käme und unter ihren Küssen ihr alles verzeihe. Jetzt löschte ich die Studierlampe und zog mich auch meinerseits in das Schlafzimmer zurück. Alles still . . . Ich suche einzuschlafen. Es will nicht gehen. Ich greife nach meinem Schlafmittel. Nach einem solchen Tage sollte ich wohl noch stundenlang mit dem Schlafe kämpfen?! — — —

Morgens acht Uhr erwache ich, den Kopf schwer, wie wenn eine Wolke darauf lagert; ich mache mich zurecht, um in mein Arbeitszimmer zu gehen, woselbst ich das erste Frühstück einzunehmen pflegte. In Mercedes' Gemach war noch alles ruhig. Es konnte nicht verwundern, war sie doch gleichfalls erst gegen ein Uhr zur Ruhe gegangen.

Auf zehn Uhr hatte ich die Zeugen zu mir gebeten; bevor ich mit ihnen verhandelte, mußte ich meine Frau sprechen. Ich warte bis 9½ Uhr, noch alles still. Nun mußte ich schon ihren Schlaf stören, selbst auf die Gefahr hin, daß ich sie aus einem süßen Traume weckte. Ich klopfe leise an, keine Antwort! stärker, noch stärker. Nicht ein Laut vernehmbar. Nun öffne ich leise die Thür. Niemand sichtbar. Der erste Blick fällt auf ihr Ruhebett. Es ist unberührt; der Schlafrock mit den hellblauen Blumen, die türkischen Hausschuhe stehen in Reih und Glied vor dem Stuhle, auf den die Kammerjungfer ihrer Herrin die Morgentoilette hineingelegt hatte. Wie eine Mutter, der man ihr Kind geraubt hat, eile ich zur Thür. „Mercedes! Einziges Lieb! Wo bist du?"

Keine Antwort . . .

Ich stürze zu den Dienerzimmern hinauf, immer vor mir herrufend: „Mercedes, komm! Wo bist du?"

Auf mein Jammergeschrei eilt die Kammerjungfer herbei. Bei meinem Anblick schlägt sie die Hände über den Kopf: „Gnädiger Herr! Was ist Ihnen?" — „Meine Frau ist nirgends zu finden, helfen Sie suchen! O Gott! Ich ahne, sie ist fort. Ich Ärmster!"

Inzwischen war auf den Lärm auch der Diener herbeigeeilt. Wir liefen planlos noch einmal alle Zimmer ab; ich durchsuche — hatte ich den Verstand schon ganz verloren? — jeden Wandschrank, die Holzkammer, den Boden; dann treibt's mich wieder in ihr Boudoir, wo ich vor ihrem Schlafengehen zuletzt Licht bemerkt hatte. Wenn es auch in meinem Kopfe aussah, als ob zehn Mühlräder darin umhergingen, so hatte ich doch noch so viel Witz übrig, um mir zu sagen, man geht in solcher Lage nicht nach Hause, um der Wohnung Lebewohl zu sagen, oder das Opernglas zurückzubringen. Denn so viel hatten wir inzwischen festgestellt, sie war in die kalte Nacht hinausgegangen, wie sie gekommen, in ihrem dekolletierten gelbseidenen Kleide, ihrem olivenfarbenen Plüschumhang, den ausgeschnittenen Schuhchen, in seidenen Strümpfen, nichts auf dem Haupte!

Eben als ich mich auf den Weg zu ihrem Schreibtisch mache, um dort etwa eine Spur zu entdecken, kommt aus der Gegend desselben mein Diener atemlos auf mich zu: „Hier ein Brief der gnädigen Frau an den Herrn! Dabei hielt

er mir dieses kleine Briefchen entgegen, rosa Papier, von Heliotrop duftend, mit rosa Siegellack verschlossen. Ich reiß es auf. Hören Sie den Inhalt:

„Herbert, ich weiß alles, — alles. Du hast das unglückselige kleine Billet entdeckt, falsche Schlüsse daraus gezogen, und „Ihn" gefordert! Nun kann ich Dir nicht mehr angehören, alles revoltiert sich gegen den Gedanken, noch länger Dein Weib zu sein! Ich fliehe die Stätte, wo wir beide so lange in grausamen Fesseln geschmachtet. — Zu „Ihm", meinem letzten Troste, eile ich — ich muß ihn retten. — Verzeih, was ich Dich habe leiden lassen und noch leiden lassen werde. Mir bleibt keine Wahl!

Adieu, Herbert, versuch', mich zu vergessen, mich unglückselig, elend Weib."

So viel Worte, so viel Stiche in mein Herz. Die Sinne schwanden mir, ich brach zusammen.

Als ich wieder erwachte, sah ich mich von den beiden Freunden umgeben, die ich für heute früh zu mir gebeten hatte. Sie waren gekommen, mir Genugthuung zu fordern, mich auf den Waffengang zu begleiten — nun bot sich ihnen das Schauspiel eines Verzweifelnden dar, der sich alsbald in einen Rasenden verwandelte.

„Der Schurke, der mir mein Weib gestohlen. Er muß sterben!

Auf zu dem Verräter!

Johann, die Stiefel her!

Ich muß mein Weib wieder haben!

Den nächst' besten Wagen besorgen!

Die Pistolen nicht vergessen! . . ."

Zehn Minuten später rollte ein Wagen nach der Via Nationale. Das Schweigen der drei Fahrgäste wurde nur ab und zu durch ein paar dem Kutscher zum Fenster hinausgerufene Worte unterbrochen. Presto! Prestissimo!

Dem Ziele ganz nahe, rufe ich dem Kutscher zu: „La prossima casa! L'altra casa!"

Der Wagen konnte nicht weiter.

Vor dem Hause des Kollegen stand eine dichtgedrängte Menschenmenge, in Gruppen von zehn bis zwanzig Personen, Leute aus allen Ständen, viel Weibervolk, gestikulierend und ihrem Entsetzen lauten Ausdruck gebend. Während wir uns mit Mühe eine Straße durch die Menge bahnten, tönte es uns von allen Seiten in die Ohren:

„E stata uccisa.[1])"

„Le guardie sono montate per arrestare il complice." [2])

„No, e un suicidio." [3])

„E una signora maritata — inglese, una bellissima signora!" [4])

[1]) Zu Deutsch: „Sie haben eine ermordet."

[2]) „Die Häscher sind schon droben, um den Mörder zu verhaften."

[3]) „Nein, es ist ein Selbstmord."

[4]) „Eine verheiratete Frau hat sich entleibt, eine Engländerin, eine bildschöne Dame!"

Noch ein Wort wollte ich von den Umstehenden erhaschen, aber umsonst; die Freunde hatten mich eben von beiden Seiten unter den Arm genommen und in die Hausthür hineingezogen.

Oben vor der Wohnung standen zwei Polizeibeamte, welche die Schar der Neugierigen zurückhielten.

Auch uns wird der Eintritt verwehrt, bis das Wort „il marito“ sie zurücktreten heißt. „Il marito!“ so ging's wie ein Lauffeuer die Treppe hinab. „Questo era il marito, il marito.“

In Angstschweiß gebadet, werde ich in ein Gemach geführt, indes der eine meiner Freunde sich „ihm“ melden läßt. Ich lasse mich nur mit Mühe zurückhalten. „Wo ist sie? Atmet sie noch? Das Schrecklichste zu wissen, ist Balsam im Vergleich zu dieser Ungewißheit. Erbarmen!“

Ich bin eben im Begriffe, mich auf die geschlossene Thür zu stürzen, als mein Begleiter daraus hervortritt, blaß wie der Tod, in der linken Hand einen gefalteten Zettel mir entgegenhaltend, dieses Blättchen hier, und dann also mich anredend:

„Hier bringe ich dir Tod und Leben, Finsternis und Licht, tiefstes Elend und süßestes Labsal zugleich. Die Götter haben dich gegeißelt. und doch nenn' ich dich ihren Liebling, da dein verirrtes Weib dich wiedergefunden, keusch und dich liebend. — Nun vernimm ihren Abschiedsgruß:

„Herbert, Herbert, Du mein angebeteter Mann! Ich bin gestraft für all' das Leid, was ich Dir zugefügt — Du bist gerächt! Furchtbar gerächt! Das Wunderbild meines Altars ist in Trümmer zerfallen und hat mein Herz zerschmettert. Dir, Liebster, meine letzten Grüße! Die kleine Waffe, welche Du mir einst, in Montreux war es, schenktest, hilft meinem verlorenen Sein ein Ende machen.

Bete für die, die nie, so wahr sie dem Tod fest ins Auge schaut, einem andern gehörte als ihrem Gatten.“

Dann öffnete er das Nebengemach und schob mich sanft hinein.

Hier lag sie auf den Rücken hingestreckt, das edle Haupt auf den Kopf eines gewaltigen weißen Bärenfells gelehnt, die Augen geschlossen, als ob sie sanft ruhte, an der rechten Schläfe eine kaum sichtbare Wunde, aus der das Blut das Bärenfell gefärbt hatte.

Geraume Zeit stand ich wie versteinert da, von dem Anblick des Entsetzlichen ganz überwältigt, von alle dem, was sonst um mich vorging, nichts sehend, nichts hörend. Endlich löste sich mein Schmerz in Thränen. Ich stürze mich auf mein Weib, um es mit Küssen ins Leben zurückzurufen. Zu spät! Ich hielt einen Leichnam in meinen Armen. Aber ach, welchen Leichnam: schön bis in den Tod, im Haar noch die Rose, die gestern sie hineingeflochten, die Brust weiß wie Alabaster, um den Hals die ihr zum Geburtstag geschenkte Perlenschnur, auf dem Antlitz der Ausdruck ausgekämpften Schmerzes, die linke Hand aufs Herz gelegt, wie einen letzten Gruß von dort entsendend, jeder Zoll das alte, süße, einzige Lieb!

Ich weiß nicht, wie lange ich an ihrer Brust gelegen. Plötzlich fühle ich die eisige Kälte, die mein Herz bislang umgeben hatte, schwinden; das Blut empört sich in meinen Adern, es stürzt mit Macht sich aus dem Munde, die Reine überströmend und sich mit ihrem Herzblute vermählend. Blut um Blut!

Ein Bahre, die sonst zum Transporte Erkrankter diente, war inzwischen zur Stelle gebracht worden; dort legten sie den unentstellten, wunderbaren Körper hinein, der vollständig noch vom Leben durchhaucht schien und zu dessen Füßen sie duftende Rosen gelegt hatten. Dann schüttelte ich den Staub von den Füßen. Ich war gekommen, nach seinem Blute zu verlangen, nun sollte er mit seinem Leben bestraft werden. Auf Erinnyen! Ans Werk!

Unten vor dem Hause hatte sich die Menge zu Hunderten angesammelt, es wogte und tobte. Schon suchte die Habsucht aus dem Unglück Kapital zu schlagen. In einer benachbarten Schnellpresse hatte ein erfinderischer Kopf ein Extrablatt hergestellt, das von halberwachsenen Burschen mit gellender Stimme feilgeboten und in die Stadt weiter verbreitet wurde:

„Il suicidio della Via Nationale!
Il suicidio della Via Nationale!“

so tönte es aus der Menge heraus, bis die Nächststehenden die Bahre gewahrten, mich dahinter, schluchzend wie ein Kind, von den beiden Freunden in die Mitte genommen und zu dem Wagen mehr geschleppt als geleitet.

Das Unglück flößt Ehrfurcht ein. Verstummt war plötzlich das lärmende Gewühl, kein Drängen mehr, die Häupter entblößen sich, sie machen freiwillig dem Trauerzug eine Gasse, und nur ein Flüsterwort durchläuft die Menge: „il marito! questo è il marito!“

Was weiter geschah, ich weiß es nur vom Hörensagen. Acht Tage lang lag ich in Fieberphantasien da; als ich erwachte, umschlang mich der Arm meiner aus Deutschland herbeigeeilten Schwester, ein Nervenfieber hatte den Rest meiner Kräfte aufgerieben. Doch was gelingt nicht der liebenden Pflege einer Schwester und der Kunst der Ärzte? So haben sie mich denn wieder zusammengeflickt, wie Sie mich jetzt sehen. War es der Mühe wert? Ich will es nicht untersuchen, aber sie sollten mir nicht nachsagen, daß ich das unglaubliche Leid, das Mercedes mir zugefügt, unmannhaft auf die Meinigen habe abwälzen wollen.

Ja, wenn ich zum Revolver griff, so war's nicht dasselbe, bei mir war's Feigheit, war's ein Verbrechen. Hab' ich nicht durch die That bewiesen, daß ich den Becher des Leids bis zur Hefe leeren konnte? Für sie aber gab's keine Wahl. Oder sollte sie zu dem zurückkehren, den sie erst namenlos unglücklich gemacht und dann schnöde verlassen? Sollte sie die Maitresse desjenigen werden, der ihre Hand verschmähte? Sollte sie, die Stolze, zum zweiten Mal eine Schiffbrüchige, ins Elternhaus zurückkehren? Nein, für sie gab es keinen andern Ausweg. Und dann noch eins: wenn damals auch ich, dem Ratschlusse des Unerforschlichen vorgreifend, gewaltsam aus dem Leben schied, wie dunkel, wie voller Flecken stand da noch meine Frau vor mir! Wie wären wir uns jenseits vor die Augen getreten? Jetzt ist das Leid, das sie mir zugefügt, vergessen, die Wunden sind

vernarbt, die Schatten geschwunden, und immer teurer und verklärter erscheint mir ihr Bild . . .

Sehen Sie nur, wie mir jetzt leicht ist, wie frei ich heute atme. Es ist das Vorgefühl des baldigen Wiedersehens, die Dämmerung der ewigen Schmerzlosigkeit. Oh Mercedes! Verzeih', wie ich dich in den Tod getrieben. — — — Ich liebe Dich!



Briefe über wichtige Zeitfragen an den Herausgeber.

Die Abrüstungsfrage und die militärische Lage in Europa.

Brief von Sir Charles Dilke an den Herausgeber der „Deutschen Revue".[1])

20. Januar 1893.

Geehrter Herr!

Es ist mir unmöglich Ihnen über das, was Sie „die soziale Gefahr" nennen, etwas Neues mitzuteilen. Die Gefahr kommt meiner Ansicht nach einzig daher, daß die Staatsmänner der meisten Länder des Kontinents zu konservativ sind, indem dieselben, so zu sagen, die Sicherheitsventile schließen und eine allmähliche Entwickelung zum lokalen und munizipalen Sozialismus, wir wir sie in England ruhig durchmachen, verhindern.

Auch betreffs der andern Frage, die Sie mir stellen, nämlich der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer allgemeinen Entwaffnung, kann ich nur das wiederholen, was ich schon früher gesagt habe. Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, — wie beispielsweise in meinem Buche „The Present Position of European Politics" — daß die unglückliche Annexion Elsaß-Lothringens seitens Deutschlands im Jahre 1870, die gegen den Willen der Bevölkerung vollzogen wurde, Frankreich, als einer unbeugsamen und hochfahrenden Nation, es unmöglich gemacht hat, das Resultat des Krieges als ein endgültiges hinzunehmen. Hätte diese Annexion nicht stattgefunden, so bin ich überzeugt, daß man in Frankreich, wo der Wunsch nach Frieden weit verbreitet ist, allmählich die Niederlage verschmerzt hätte, ohne an Revanche zu denken. Wie einmal die Verhältnisse liegen, so muß Frankreich bewaffnet bleiben und stets versuchen mit Rußland in nähere Verbindung zu treten; dies aber zwingt Deutschland, sein Heer immer mehr zu vergrößern. Italien könnte sein Landheer verringern und sogar aus dem Dreibunde ausscheiden, ohne daß dadurch die allgemeine Lage verändert würde. Es könnte in voller Sicherheit sich darauf verlassen, daß keine fremde Macht trotz der Verringerung seines Landheeres es angreifen würde, indem sonst Italien sich auf die Seite der Gegner stellen und deren Streitkräfte durch seine stattliche Flotte vermehren würde. Hierbei sei nur kurz bemerkt, daß Großbritannien sich in seinem Interesse veranlaßt

---

[1]) Aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Ehrenthal.

fühlen könnte, die Neutralität Italiens zu beschützen. Auf dem Kontinente jedoch ist jede Abrüstung abgesehen von Italien meiner Ansicht nach bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen unmöglich. Das Beste, was wir augenblicklich hoffen können, ist, daß der bewaffnete Friede so lange als nur möglich dauern möge. Nichts, was auch die Mitglieder der Friedensliga unternehmen mögen, wird Deutschland bewegen, Elsaß-Lothringen an Frankreich abzutreten, und selbst wenn es möglich wäre, Deutschland zu veranlassen, in die Abtretung einzuwilligen, so fürchte ich nach allem, was sich zugetragen hat, daß dies allein die Gestaltung der Zukunft nicht beeinflussen wird. Dies sind trübe Aussichten; wir würden uns aber selbst täuschen, wenn wir uns ein andres Bild von der Zukunft machten.

Die Schweiz hat ihre Heeresorganisation derartig eingerichtet, daß das Heer bei sehr kurzem aktiven Dienste und geringen Ausgaben doch als vortrefflich bezeichnet werden muß; dabei ist die Artillerie ausgezeichnet, und die Schützen sind die besten der Welt. Ich bilde mir ein, daß die deutschen und französischen Heere allmählich in Heere nach dem Schweizer Vorbilde umgewandelt werden — in Milizen —; dies würde in hohem Grade die Unkosten und Lasten, welche die großen Heere der Bevölkerung auferlegen, verringern. Anderseits wird das Militär-Budget der Staaten des Kontinents dadurch erhöht werden müssen, daß es unbedingt notwendig ist, die Offiziere schneller avanzieren zu lassen und eine größere Anzahl höherer Offiziere in jüngerem Alter zur Verfügung zu haben. Die neue Kriegsführung wird überaus viele Opfer an Offizieren verlangen: nach Einführung des rauchlosen Pulvers und der Vervollkommnung aller Waffen wird es schwer sein, die Mannschaften auf der einen wie auf der andern Seite in der Schlacht avanzieren zu lassen, und die Offiziere, welche die Mannschaften zum Angriffe führen sollen, werden dabei vorweg getötet werden. Die Schlachten werden sich lange hinziehen, und die Offiziere, die schon im hohen Alter sind, werden die Strapazen von vielen aufeinander folgenden Gefechtstagen nicht ertragen können. Dadurch, daß die höheren Offiziere der deutschen Armee gegenwärtig ein geringeres Alter als die der französischen haben, hat die deutsche Armee einen Vorzug. Generäle, die im Durchschnitt 55 Jahre alt sind, können viel besser die Strapazen eines Feldzuges ertragen als solche, welche 61 Jahre alt sind.

Genehmigen Sie 2c.

Charles W. Dilke.

Offenes Antwortschreiben des Generalleutnants z. D. von Boguslawski.

Sie senden mir den obig mitgeteilten Brief Sir Charles Dilke's zu mit der Aufforderung, mich über denselben zu äußern. Dabei haben Sie wohl hauptsächlich die militärische Seite der Sache im Auge gehabt. Ich kann jedoch nicht umhin, mich auch über einige von Sir Charles Dilke berührte politische Punkte auszusprechen, denn die Politik spielt bei Betrachtung der Heeres-Fragen stets eine große Rolle.

Wenn Sir Charles Dilke von dem Konservatismus der kontinentalen Staatsmänner spricht, welche die Ventile schließen und damit jeden sozialen Fortschritt hemmen, so muß man sich fragen, ob er über die Verfassung und die Sozialgesetzgebung Deutschlands wohl recht berichtet ist. Aber wäre es denkbar, daß ein Politiker wie Sir Charles Dilke nicht darüber unterrichtet sein sollte, daß wir in Deutschland das allgemeine Wahlrecht besitzen; daß wir infolgedessen eine Fraktion von ca. 35 Sozialisten im Reichstage haben, die den Mund in einer Weise öffnen, daß man das wohl ein anständiges Sicherheitsventil nennen kann? Sollte Sir Charles Dilke nicht wissen, daß wir einer sozialistischen Presse, sogar der allerrotesten Schattierung, das freie Wort gestatten, und daß die sozialistischen Vereine sich über das ganze Land ziehen? Ist es Sir Charles Dilke unbekannt, daß wir in Deutschland ein Unfall-, ein Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz besitzen, und daß der Staat, wie auch die besitzenden Klassen, um die Wette durch die Ausführung dieser Gesetze beitragen, das Los der handarbeitenden Klassen zu erleichtern? — Wir beantworten diese Fragen selbst dahin: Es ist unmöglich, daß Sir Charles Dilke diese Verhältnisse nicht kennt. Dann aber ist seine Behauptung von dem Mangel eines Sicherheitsventils, wenigstens für Deutschland, einfach unverständlich.

Die Fortschritte Englands in Bezug auf die Verhältnisse des handarbeitenden Standes will ich nicht leugnen, aber kann das Vorhandensein einer starken sozialistischen Partei verneint werden? Und ob der Fortschritt sich auch für die Zukunft so ganz friedlich vollziehen wird, das müssen wir abwarten.

Wir wissen sehr genau, welches Bollwerk England in dem gesetzlichen Sinn seiner Bevölkerung, vorzüglich seines wohlhabenden Mittelstandes, besitzt. Derselbe hat sich glänzend bei der Unterdrückung der versuchten Chartisten-Revolution von 1848 bewährt. —

Die Heeresverhältnisse Englands sind von denen Deutschlands aber ganz verschieden. Welche Armee sich besser, den auflösenden Tendenzen der Zeit gegenüber, bewähren wird — die des alten Werbesystems oder die der allgemeinen Wehrpflicht – steht dahin, ist noch nicht erprobt. Wenn wir auch das größte Vertrauen in das Eisen haben, welches unzweifelhaft im englischen Volkskörper steckt, so weisen doch die vielfachen Meutereien in der englischen Armee darauf hin, daß man auch dort die Augen nicht schließen darf.

Sir Charles Dilke wiederholt die Anschuldigung, die man im Auslande, hauptsächlich von den Radikalen, vielfach hören kann, daß die Annexion von Elsaß-Lothringen an den gesteigerten Rüstungen und der Unruhe schuld sei, die Europa erfüllt. Die Voraussetzung von Sir Charles Dilke, daß Frankreich ohne die Annexion dieser Provinzen in Zukunft mit uns Frieden und Freundschaft würde gehalten haben, ist eine ganz willkürliche, jeder historischen Grundlage entbehrende. Ich frage: Hat Frankreich nach 1815, als man ihm seine alten Grenzen ließ, Ruhe gehalten? Hat es nicht den Kriegslärm von 1840, den Luxemburger Handel von 1867 angestiftet, an Bismarck 1866 die Forderungen

auf Erwerbung deutscher Landesteile gestellt und endlich den Krieg von 1870 vom Zaune gebrochen?

Nichtdeutsche können ruhig und bequem ein solches Urteil aussprechen wie Sir Charles Dilke. Wäre er ein Deutscher, er würde anders reden. Nur die vaterlandslose Sozialdemokratie thut Deutschland den Schimpf an, die Annexion von Elsaß-Lothringen als Raub zu bezeichnen.

Wer an das Schwert appelliert, der sagt sich von den Verträgen und internationalen Rechtszuständen, die zwischen ihm und seinem Gegner bestehen, los und muß also auch die Entscheidung des Schwertes anerkennen. Auf dieser beruht die neue, durch den Frieden entstehende Rechtsordnung.

Der Besiegte kann, wenn er diese Entscheidung angerufen, sich nimmermehr auf den früheren Rechtszustand berufen. — Daß Frankreich der provozierende Teil war, hat niemand angezweifelt — ausgenommen einige Sozialdemokraten — und aus dem ganzen Emser Depeschenwirrwar ist die Thatsache der Provokation durch Frankreich aufs neue als festgestellt hervorgegangen. Denn es wurde erwiesen, daß Bismarck den Sinn und Inhalt der Emser Depesche in allen Stücken, ungeachtet der vorgenommenen Redigierung, richtig weitergegeben hatte, ganz abgesehen von allen andern Momenten, welche die Schuld auf Frankreich werfen. — Hätten wir abermals auf die Zurücknahme dieser alten deutschen Lande wie 1815 verzichtet, so wäre damit anerkannt worden, daß Frankreich das Privilegium besäße, andre Völker mit Krieg zu überziehen, ohne dafür büßen zu müssen, während es anderseits nach seinem Siege das Recht der Eroberung zweifellos in Anspruch genommen hätte. Das deutsche Volk aber verlangte einstimmig in tausend Kundgebungen der Presse damals die Zurücknahme der uns einst geraubten Provinzen. Ein Friede ohne die Annexion war einfach undenkbar.

Ein Selbstbestimmungsrecht des Besiegten über den Sieger — durch Abstimmung der Bevölkerung — wäre eine Ungeheuerlichkeit gewesen. — Die Abrüstung Italiens zu Lande und das Ausscheiden aus dem Dreibunde, welches Sir Ch. Dilke für ratsam hält, würde, das Fortbestehen der bisherigen Verhältnisse und die nämliche Gruppierung der Staaten Europas vorausgesetzt, sehr wahrscheinlich baldigst den Krieg herbeiführen. Gewiß würde jede der kriegführenden Mächte Italien vorläufig in Ruhe lassen, um seine Flotte nicht zum Gegner zu haben, aber wie würde es mit Italien nach dem Kriege — insbesondere nach einem Siege Frankeichs — aussehen? Es würde beim Friedensschlusse eine ähnliche Behandlung erfahren wie Preußen 1856 beim Pariser Frieden und würde — ein Vasallenstaat Frankreichs werden.

An eine Teilnahme Englands am Kriege auf seiten des Dreibundes scheint Sir Charles Dilke gar nicht zu denken. 1891 sagte mir ein Engländer am Genfer See: „Englands Interessen im Mittelmeer, in Ägypten erfordern ganz gebieterisch, daß es sich bei Ausbruch des Krieges auf Seite des Dreibundes stelle, und das wird es thun.“ — Dies ist auch meine Ansicht. Wenn der Dreibund unterliegen sollte, so könnten die Engländer zusehen, wie sie und ob sie in Ägypten bleiben würden. Der Glaube an einen Anschluß Englands an

den Dreibund im Falle des Krieges würde einer der wichtigsten Hebel der Erhaltung des Friedens sein.

Mit der Ansicht Sir Charles Dilke's über die Unmöglichkeit einer Abrüstung der andern Staaten bin ich natürlich einverstanden. Die alleinige Abrüstung Italiens ist dann aber um so weniger verständlich und schmeckt ganz und gar nach einer Franzosenfreundlichkeit à tout prix, die nur dazu angethan wäre, schließlich England selbst in eine sehr üble Lage zu bringen.

Sir Charles Dilke's Ansicht über die Schweizer Armee kann ich insofern zustimmen, als auch ich die Infanterie genügend kennen gelernt habe und aussprechen muß, daß die Schweizer, in Anbetracht ihrer ganz kurzen Dienstzeit, vorzügliches leisten. Aber niemand kann mehr leisten, als *seine Mittel ihm gestatten*. Die Schweizer Truppen erreichen alles, was sie erreichen können, aber dies ist eben für eine große Armee, welche die offensive Führung des Krieges immer als ihre Hauptaufgabe ansehen muß, nicht genug. Die Schweizer Armee ist immerhin nur eine Miliz. — Nun muß man aus eigener Erfahrung wissen, wie sich das Gefecht gegen einen gleichwertigen Gegner bei der Infanterie gestaltet, welche Auflösung sich der best geschulten Truppen bemächtigt, wie die Mannschaft im Kriege 1870/71 nur zu häufig den Führern aus der Hand kam, um beurteilen zu können, was eine Miliz in solcher Lage wird leisten können. Ich kann dabei nur auf meine „Taktischen Folgerungen aus dem Kriege 1870/71", übersetzt ins Englische von Lumley Graham, verweisen, wenn man sich hiervon einen Begriff machen will. Daß eben die meisten Parteiführer und Parlamentarier davon keine Vorstellung haben, das eben erzeugt diese schiefen Anschauungen, die wir gerade jetzt in Deutschland so vielfach eine große Rolle spielen sehen.

Von einer Annäherung des deutschen oder sonst eines kontinentalen Militärsystems an das schweizerische kann keine Rede sein.

Sir Charles Dilke lobt besonders die Schweizer Artillerie. Die Ausbildung der Kanoniere der fahrenden Artillerie ist viel leichter als die des Infanteristen, wie ich schon in meiner Schrift: „Die Notwendigkeit der zweijährigen Dienstzeit" nachwies, zum Erstaunen vieler Menschen allerdings, die bisher die gegenteilige Ansicht als Dogma aufgenommen hatten. Sie kann also mit einer kurzen Dienstzeit auskommen. Die deutsche Regierung hat die Richtigkeit dieser Ansicht anerkannt, indem sie in dem neuen Militärgesetz die zweijährige Dienstzeit der Artillerie, mit Ausnahme der reitenden, vorschlägt.

Über die Verjüngung der Offiziere in höheren Stellungen entwickelt Sir Charles Dilke ganz richtige Ansichten. Nur möchte ich bemerken, daß hierbei mit Vorsicht verfahren werden muß. Mancher ist mit 60 Jahren jünger als ein andrer mit 45. Ebenso kann das Äußere des Mannes häufig über die körperliche und geistige Rüstigkeit täuschen. — Die Altersgrenzen der französischen Armee halten wir für eine sehr schlechte Einrichtung.

Das Offizierkorps erleidet immer größere Verluste als die Mannschaft. Ich glaube aber nicht, daß sich der Prozentsatz der Offizierverluste im Verhältnis zur Mannschaft steigern wird. Ich habe schon 1892 nachgewiesen, daß eine

Steigerung der Verluste im Durchschnitt infolge der Einführung der neuesten Waffen unwahrscheinlich ist, sondern daß nur an einzelnen Brennpunkten des Kampfes sich eine Steigerung bemerkbar machen wird. Der Sprung von dem glatten Feuersteingewehr bis zum Zündnadel- oder Chassepot-Gewehr war ein viel größerer als vom Chassepot- zum Repetiergewehr. — Dennoch sind die Verluste im siebenjährigen und in den Napoleonischen Kriegen durchschnittlich nicht geringer als die von 1870. Man kann also mit Recht schließen, daß sich dies in Zukunft nicht wesentlich anders gestalten wird. Man wird sich weiter vom Leibe bleiben, und die Schlachten werden länger dauern — in letzterem Satz hat Sir Charles Dilke ganz recht — weite Umfassungen werden eine große Rolle spielen. — Dies ist das wahrscheinliche Bild. Indes der Krieg bringt so viele Überraschungen, ist so vielseitig, daß niemand mit Sicherheit absolut gültige Sätze für die Zukunft aufstellen kann.

v. Boguslawski.

Die Armeen und die soziale Gefahr.

Sehr geehrter Herr!

Sie beehrten mich mit der Aufforderung, Ihnen meine Gedanken über „Die Armeen und die soziale Gefahr" auszusprechen. Es ist dies ohne Zweifel ein Gegenstand, der jedem Denkenden nahe liegt. Spricht es doch schon der alte Republikaner Scherr aus, daß nur die Armeen und speziell die deutsche Armee, als der mächtigste Hort der Gesellschaft und des Staates, schließlich im stande sein würden, uns vor der Überflutung durch das moderne Barbarentum zu retten, falls sie nämlich selbst in Zucht und Ordnung bleiben. — Die große Frage ist nun, ob dies für die Dauer zu erreichen sein wird, denn wer wollte die Augen davor verschließen, daß mit jedem Aushebungstermin Tausende von Sozialdemokraten in die Armeen eingestellt werden? Nur der deutsche Philister allerreinsten Schlages ist so gutmütig zu glauben, daß die Sozialdemokratie nach Aufhebung des Sozialistengesetzes sich in Wahrheit und Aufrichtigkeit auf den gesetzlichen Boden gestellt hat und nun durch friedliche Mittel ihre Ziele zu erreichen strebt. — Die Wühlerei in der Armee wird vielmehr ununterbrochen, aber in ungemein intelligenter Weise betrieben. Der eintretende Sozialdemokrat wird von den sozialistischen Führern ermahnt, seine Schuldigkeit zu thun und keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Er soll vielmehr dahin streben, sich auszuzeichnen, und womöglich die Gefreitenknöpfe erwerben, um Einfluß in der Kompanie zu gewinnen. Dies ist etwa der Weg, der nach den eigenen Aussagen sozialdemokratischer Chefs den zielbewußten Genossen vorgezeichnet wird. Auch beim Betrieb von geheimer Agitation sollen die Genossen durchaus vorsichtig sein. Im richtigen Moment würde man sich dann ihrer zu bedienen wissen. Die Beobachtungen, welche von einzelnen Kompaniechefs an Soldaten gemacht wurden, welche erweislich vor ihrem Eintritt in das Heer zu den entschiedenen

Anhängern der Sozialdemokratie zählten, stimmen hiermit überein. Auf eine Verbreitung sozialistischer Schriften in den Kasernen scheint man auch gänzlich verzichtet zu haben.

Nun ist aber eine gut organisierte Armee in einem auf fester Grundlage ruhenden Staate ein Verband, dessen Kraft sich auch bei der Aufnahme verdorbener oder unsicherer Elemente bewährt. Die straffe Form, der entschiedene Befehlston, die Bestimmtheit des Auftretens der Vorgesetzten, das sofortige Entgegentreten einer ganz andern Gesinnung, die Predigt des Gehorsams und der Treue, der anstrengende Dienst, das alles macht einen solchen Eindruck auf den Rekruten, daß gewißlich auch die „zielbewußten Genossen" sich demselben meist nicht entziehen können, wie viel weniger diejenigen Leute, die sich zwar Sozialdemokraten nennen und oft genug die in Stoff und Form gleich abscheulichen Lieder der Sozialdemokratie mitgebrüllt haben, im Grunde aber ohne alles Verständnis für die Lehren derselben geblieben sind. Höchstens haben sie davon begriffen, daß es den Geldsäcken ans Leder gehen soll. Man muß nur bedenken, wie zurückgeblieben oft in den handarbeitenden Ständen die Entwickelung der jungen Leute von 20 bis 21 Jahren ist. Meist ist der junge Mann noch Wachs in den Händen derjenigen, die ihm, wie die Agitatoren, an Wissen und Wortgewandtheit überlegen sind. Wie viel eher aber fügt er sich Vorgesetzten, die mit staatlicher Autorität, Fachkenntnis und Festigkeit ihm gegenübertreten, und dies um so mehr, als er mit einer großen Anzahl Kameraden zusammen dient, welche von den Lehren der Sozialdemokratie noch unberührt sind. Das ist noch der größte Teil der ländlichen Bevölkerung, und man kann es nur als eine der Unbegreiflichkeiten der Zeit betrachten, wenn wir mit gekreuzten Armen zusehen, wie die Sozialdemokratie bemüht ist, diesen Kern der Armeen allmählich in ihr Lager hinüberzuziehen.

Wenn also die geheime Agitation der Sozialdemokratie in der Armee selbst einen vorsichtigen und abwartenden Charakter trägt, so bemüht sie sich um so mehr, eine offene Agitation zu betreiben, wobei sie sich in der Presse und im Reichstage als Beschützer des gemeinen Soldaten gegen eine angeblich unerträgliche Behandlung geberdet.

Zu dem Ende werden die Fälle von Mißhandlungen, welche in der Armee sich ereignen, möglichst gesammelt und in einer unerhörten Weise aufgebauscht. Es wird die Meinung verbreitet, daß der deutsche Soldat in einem „Zuchthause" lebe, um so die Disziplin durch fortwährende Schürung der Unzufriedenheit zu lockern.

Trotz alledem glauben wir, daß die Armeen noch überall ihre Schuldigkeit thun werden, wenn man die Truppen richtig verwendet. Nationalgarden, welche durch ihr Verhalten, wie oftmals bei den französischen Revolutionen, die Truppen ins Schwanken bringen könnten, existieren fast nirgends. Es fehlt überall, im Vergleich zu den Armeen, der Revolution an Waffen. Ein Aufstand hat also absolut keine Aussicht. Aber nichtsdestoweniger können sich Verhältnisse und Situationen herausstellen, welche die Lockerung der Mannszucht und die revolutionäre Einwirkung zu begünstigen im stande wären. Man denke nur daran, daß die vor-

hin geschilderte Einwirkung in der Armee selbst nicht bei allen Leuten vorhalten wird. Ein Beispiel für viele. Ein Hauptmann frägt seinen sehr ordentlichen Burschen bei der Entlassung: Nun, wenn Sie zurück in die Fabrik kommen, werden Sie dann wieder Sozialdemokrat? Ich habe gehört, Sie wären es vor Ihrem Eintritt gewesen. — Ja wohl, Herr Hauptmann! — So, glauben Sie denn an diese Lehren? — Nein, Herr Hauptmann! — Nun, warum denn Sozialdemokrat sein? — Weil mich die andern ausspotten und hauen, Herr Hauptmann. — Wie und aus welchen Ursachen sich diese außergewöhnlichen Verhältnisse nun entwickeln könnten, an welchen Punkten die Revolution dann die Hebel ansetzen, welcher Mittel sie sich bedienen müßte, wie anderseits solchen Versuchen entgegenzutreten wäre, das hier näher zu erörtern, würden wir nicht für unbedenklich, vielleicht sogar für schädlich halten. Schädlich und jenen Zweck verfehlend, würde es ferner sein, wollte man in der Armee über ihre Bestimmung, die sozial-revolutionäre Partei niederzuhalten, viele Worte machen, Ermahnungen und Belehrungen, lange Auseinandersetzungen von sich geben. Es genügt vollkommen, die bisherige einfache Instruktion, daß der Soldat zur Verteidigung des Vaterlandes, aber auch zur Aufrechterhaltung des Gesetzes im Staat berufen sei, dem Manne fest einzuprägen, im Falle des Einschreitens mit der größten Bestimmtheit und Ruhe zu befehlen und zu handeln. Die notwendige Überwachung muß unverfänglich sein und den Soldaten den Zweck derselben wo möglich gar nicht erkennen lassen. Nur in Ausnahmefällen darf hiervon abgewichen werden.

Es handelt sich also vor allem um Aufrechterhaltung der Mannszucht in den Truppen. Bei dem Zusammenhange aber, in welchem Armee und Volk stehen, müssen hierzu, um allen Krisen gewachsen zu sein, noch andre Momente wie die schon genannten mitwirken. — Der Hauptzweck jedes Heeres ist das Abweisen äußerer Gefahr, also im gegebenen Falle der Krieg. Ist die Armee hierzu in aller und jeder Beziehung gut vorbereitet, so wird sie auch dem inneren Feinde mit Erfolg entgegentreten. Dieser moralische Faktor, welcher Armee und Volk gleichermaßen durchdringen muß, heißt der kriegerische Geist. Was ist der kriegerische Geist eines Volkes und was soll er sein? Ich will versuchen im Anschluß an mein Buch: „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk“ dies darzulegen.

Es zeigte sich bei den Besprechungen dieses Buches augenscheinlich, wie verschieden die Auffassung jenes Begriffes war, wie man den kriegerischen Geist mit Angriffs- und Eroberungssucht gleichartig erklärte, wie man ihn mit Kriegsgeübtheit und Kriegserfahrung verwechselte, ihn einfach sogar mit dem Chauvinismus auf eine Stufe stellte. Meine Schrift wies auf die Gefahr eines Niederganges des kriegerischen Geistes, infolge der Agitation der Sozialdemokratie und auch der Apostel des ewigen Friedens, hin, welche letzteren sich die Sprache der ersteren, in Bezug auf den Krieg und das Heer, vielfach angeeignet hätten. Die Gefahr eines Nachlassens kriegerischen Sinnes und Geistes, der Erschlaffung und Verweichlichung tritt besonders hervor in langen Friedensperioden, was sich in der Geschichte, auch ohne Sozialdemokratie und Friedensapostel, häufig gezeigt hat. Es kann

diese Gefahr aber sehr gut vermieden werden. Dies geschah z. B. in Preußen von 1815 bis 1864 — in der nur durch kurze Kampfepisoden unterbrochenen Friedenszeit — durch die allgemeine Wehrpflicht, durch den Ernst der Handhabung des Dienstes, durch die Erziehung des Volkes und durch die Hochhaltung der Überlieferungen aus den Freiheitskriegen und dem siebenjährigen Kriege. Beseelt von diesem Geist waren die Preußen im stande, 1866 durch ihre Erfolge die Welt in Erstaunen zu setzen.

Ganz anders gestaltete sich die Sache 1870 für die Franzosen. Eine Söldner- oder Stellvertreter-Armee kann sehr kriegsgeübt und ehrgeizig sein, und doch kann der kriegerische Geist im Volke, von dem hier die Rede ist, vollständig fehlen.

Kriegserfahrung und kriegerischer Geist sind eben ganz verschiedene Dinge.

Die Armee schlug sich gut, aber sie war stark mit sozialistischen Elementen durchsetzt; ein frecher Geist der Insubordination herrschte in ihr, und der sich geltend machende Chauvinismus schlug bald in das Gegenteil um. Dann bekamen jene Elemente die Oberhand, denen die Verspottung jeder Autorität in Fleisch und Blut übergegangen war. Mag man von Zola's Schriften denken, was man will, unbestreitbar bleibt sein Talent des Studiums einzelner Volksklassen, des Wesens dieses oder jenes Berufs. Dies beweist er wieder in „La débâcle.“ Und wer in Frankreich damals „mit gewesen“ und die gefangene Armee von Sedan gesehen, das Wesen der Gefangenen beobachtet, ihre wüsten Reden gehört hat, der wird wissen, daß Figuren wie die des Füsiliers Chouteau in La débâcle typisch waren. Derselbe schleudert schon lange vor Sedan das Wort unter seine Kameraden: „Was geht uns die Querelle zwischen Badinguet und Bismarck an? Weshalb sollen wir Hunderttausende uns die Knochen deshalb zerschießen lassen?“ Und noch am Morgen von Sedan: „Mac Mahon hat drei Millionen, und Douay, Lebrun u. s. w. je eine erhalten, um uns zu verraten.“ — Chouteau ist dann unter den ersten, die das Hasenpanier ergreifen.

Das sind die Männer, welche die Predigt der Sozialdemokraten und der Apostel des ewigen Friedens erzieht, und halten wir es denn für ganz unmöglich, daß solche Früchte auch bei uns reifen könnten, bei uns, unter einer sozialistischen Propaganda, welche, durch keinen Damm gehemmt, weit wirksamer ist als die unter dem zweiten Kaiserreich?

Diese Gefahr ist es, auf welche ich in jenem Buche hinweise, und wenn man es für fraglich halten muß, daß wir so schnelle und glänzende Siege wie 1866 und 1870 stets erfechten werden, und daß dann erst der kriegerische Sinn seine höchste Probe bestehen wird, wer wollte in Anbetracht solcher Möglichkeiten und der Agitation jener Parteien bestreiten, daß diese Gefahr eine reelle werden könnte?

Nach den Niederlagen im August und September 1870 gelang es Gambetta's starker Hand, Hunderttausende unter die Waffen zu bringen, aber von wahrhaft kriegerischem Geiste waren diese Massen nicht beseelt. So schnell findet sich nicht wieder, was einmal verloren gegangen war. Selbst die größte Willenskraft konnte es nicht hindern, daß diese Aufgebote von dem deutschen kriegsgeübten und von kriegerischem Geiste belebten Volksheere, einer gegen vier, geschlagen wurden.

Als nun aber die Niederlage vollständig war, als die Hauptstadt kapitulierte, da zeigte sich erst des Unheils entsetzlichste Gestalt in dem Abfall der Truppen in Paris und in dem zeitweisen Siege der Kommune.

Wenn man nun heute vom kriegerischen Geiste eines Volkes spricht, so hat man selbstverständlich ein Volk der Gegenwart im Auge. Der kriegerische Geist eines germanischen Stammes im ersten oder zweiten Jahrhundert mag gleichbedeutend gewesen sein mit Kriegslust und Eroberungssucht; der eines zivilisierten Volkes ist andrer Natur, aber deshalb nicht minder notwendig, ja vielleicht noch notwendiger als damals für das Bestehen der Nation.

Ich definiere den kriegerischen Geist in meiner oben genannten Schrift folgendermaßen:

„Der kriegerische Geist besteht in dem Bewußtsein des Volkes, allen Feinden körperlich und geistig gewachsen zu sein und in der Freude an der That."

Später ist noch gesagt:

„Ein Volk, welches das Heldentum nicht mehr verehren und lieben, das Feldherrntum nicht mehr bewundern und verstehen kann, hat keinen kriegerischen Geist und ist im Niedergange."

Der chauvinistische Geist wird als eine „Ausartung" des kriegerischen Geistes bezeichnet.

Der kriegerische Geist eines Volkes hat seine Wurzel in der Anhänglichkeit an den Staat und in der Liebe zum Vaterlande. Hieraus entwickelt sich das Bewußtsein, zur Verteidigung dieses Staates, dieser Heimat verpflichtet zu sein. Das hieraus erwachsende Pflichtgefühl aber steigert sich zum Ehrgefühl, indem es die Verteidigung des Staates nicht gemieteten Söldlingen überläßt, nicht nur mit Geld und Geldeswert für ihn eintritt, sondern ihm sein eigenes Blut und sein eigenes Leben zur Verfügung stellt. Indem der Staatsbürger nun also handelt, muß er einen hohen Begriff von der Aufgabe haben, die ihm zufällt, von der Rolle, die er zu spielen, der Thätigkeit, welche er auszuüben hat. Er muß somit die Überlieferung seiner Ahnen von der Verdienstlichkeit des Kriegsdienstes, von der Hoheit und Herrlichkeit des Heldentums, von der Würde und der Bedeutung des Feldherrntums in sich bewahren und hochhalten. Mag der Mann des neunzehnten Jahrhunderts am liebsten seinen friedlichen Beschäftigungen nachgehen — wird die Trommel gerührt, so muß er nicht widerwillig, er muß gern kommen, denn etwas, was man nicht gern thut, kann nicht gelingen.

Ist er aber gewohnt den Krieg als ein durchaus verwerfliches Ding, als eine „Schlächterei", als ein „Verbrechen", das Feldherrntum als einen „vornehmen Sport" anzusehen, so wird er der Stunde fluchen, da er zur Fahne gerufen wird. Nur wenn der kriegerische Geist und Sinn in dem Ganzen lebt, findet sich eine Mannszucht im Heere, welche nicht auf Zwang und Strafe, sondern auf die Überzeugung und Erkenntnis gebaut ist, daß die Unterordnung nötig ist, um den höchsten Aufgaben des Heeres zu genügen. Dieser Geist steht also keineswegs

im Gegensatz zu unsrer Kulturarbeit, zu den Bestrebungen einer wahren Zivilisation, im Gegenteil, er ist zur Erhaltung wahrer Zivilisation notwendig. Er steht aber im entschiedensten Gegensatz zur revolutionären Sozialdemokratie.

Der kriegerische Geist, wie wir ihn geschildert haben, ist das Lebenswasser der starken Eiche des Heeres, welche den Stürmen trotzen soll. Nehmt ihn fort, nehmt die Liebe zum Waffenhandwerk, die Achtung vor dem Heldentum fort, und ihre Zweige werden kein Grün mehr treiben. Wie er nicht mit dem Chauvinismus verwechselt werden darf, so kann man ihn noch weniger mit der revolutinären Kampflust, wie sie sich in verschiedenen Geschichtsepochen zeigte und sich auch wieder zeigen wird, in Parallele stellen. Ohne den kriegerischen Geist verdorren auch die andern Eigenschaften, die wir im Heere, um den Umsturz niederschlagen zu können, notwendig erhalten müssen.

von Boguslawski.

Über die Choleragefahr.

Hochgeehrter Herr!

Sie stellen meine Selbstüberwindung auf eine harte Probe, indem Sie mir unermüdlich die schönsten „aktuellen" Themata zur Bearbeitung anbieten. Auch das Thema, das Sie mir jetzt stellen, ist sehr verlockend, und ich lehne nur mit Bedauern, aber aus wohlerwogenen Gründen, eine Besprechung der Frage von den Schutzmaßregeln bei Seuchen und speziell bei der Cholera ab.

Wenn man auch mit größter Berechtigung die Auffassung vertreten kann, daß in diesem Jahre eine Choleraepidemie für Deutschland in Aussicht steht, und daß das Jahr 1893 wahrscheinlich wieder das Jahr der Prüfung für alle Theorieen über Cholera und für die Leistungen der heutigen Hygiene — so weit sie sich mit der Lehre von der Bekämpfung pathogener Organismen deckt — sein wird, so ist doch Prophezeien stets ein undankbares Geschäft, mögen nun die Vorhersagungen eintreten oder, wie man hier als Mensch und Arzt wünschen muß, unerfüllt bleiben. Aber diese opportunistischen Erwägungen würden mich von einer Darlegung meiner Ansichten nicht zurückhalten, ebensowenig wie die Furcht, durch solche trübe Prophezeiungen die Ruhe der augenblicklich befreit Aufatmenden zu stören; denn da ja nach der Ansicht der jetzt herrschenden Schule mit der Vernichtung der Krankheitskeime auch die Vernichtung der Krankheitsursache und somit ein absoluter Schutz vor der Seuche gegeben ist, so kann ja durch Alarmrufe nur die Wachsamkeit in erhöhtem Maße erregt und die Kampfbereitschaft vergrößert werden. Hat man ja doch auch im vergangenen Jahre die Furcht vor Ansteckung als stärkstes Mittel zur Erregung der Wachsamkeit benützt, und gilt ja doch diese Furcht auch noch für die Zukunft als wesentliches Erfordernis der Kampfbereitschaft.

Das, was mich abhält, das Thema von der Verhütung der Seuchen mit Hinblick auf eine bevorstehende Epidemie zu erörtern, ist also nicht die Scheu,

die zur Zeit durch den scheinbaren Stillstand der Seuche und durch das Vertrauen auf die Zuverlässigkeit unsrer Maßnahmen beruhigten Gemüter, möglicherweise sogar unnütz, zu alarmieren, sondern das Bewußtsein, daß meine Auffassung von dem Wesen der Seuchen und von dem Vorgange der Ansteckung weit entfernt ist von der Sicherheit der Lehrmeinungen, denen die herrschende Schule vertraut und auf Grund deren sie eben im festen Besitze der Mittel zur Abwehr jeder Seuche zu sein glaubt. Ich müßte offen eingestehen, daß wir meines Erachtens weder durch Absperrungsmaßregeln noch durch antiseptische Thaten, noch durch Bacillenuntersuchungen einen Einfluß auf eine Seuche gewinnen, d. h. den Ausbruch oder die Verbreitung verhindern können, und daß diejenigen, die sich einer solchen Aussicht hingeben, nur so lange triumphieren werden, als eben wirklich keine Seuche kommt; ebenso wie diejenigen, die ein Ungewitter durch irgend einen Zauber beschwören, nur so lange als Helfer und Retter gelten, bis der Blitz oder Hagel wirklich einmal niederfährt. Da nun ein großer Teil der Menschheit, mag es sich nun um Laien oder um Vertreter ärztlicher Wissenschaft handeln, sich den kindlichen Glauben an die menschliche Allmacht hoffnungsvoll bewahrt hat und sicher ist, daß es gegen alle Ereignisse auch ein Mittel und bevorzugte Menschen (wissenschaftliche oder soziale Heroen), die es abwehren, geben müsse, so thut man sich und andern den schlechtesten Dienst, wenn man darauf hinweist, daß die Hoffnung auf die Abwehr einer Seuche durch Menschenhand zur Zeit eigentlich nichts Andres ist als das Ergebnis eines alten Wunderglaubens.

Ob also gegen eine Seuche, wie die Cholera, auf Grund unsrer heutigen Kenntnisse der Gesetze der Entstehung und Verbreitung von Epidemien überhaupt eine Abwehr möglich ist, erscheint uns zweifelhaft, da wir noch nicht einmal über die relativ einfache Frage der Ansteckung, namentlich über den Weg und die Art der Ansteckung (auf gewissermaßen natürlichem Wege) Klarheit besitzen. Noch schwieriger muß aber das Unternehmen, eine Seuche im Keime ersticken zu wollen, dem erscheinen, der Krankheit und Seuche im speziellen als besonderen Fall im Kampfe ums Dasein zwischen Lebewesen oder richtiger als Wirkung des Einflusses uns noch unbekannter Gesetze, die die Existenz der einzelnen Spezies von Organismen regulieren, ansieht. Mag man den Mikroorganismen bei Entstehung aller Infektionskrankheiten und namentlich der Seuchen eine primäre oder, wie ich dies thue, in vielen Fällen nur eine sekundäre Stelle zuweisen, so wird doch stets die Erkrankung des einzelnen Individuums und ihre Verbreitung über die sozialen Verbände hin von gewissen Relationen zwischen den Erkrankten und den Krankheitserregern abhängen, und es handelt sich bei unsrer Stellungnahme zu diesen Fragen um die Entscheidung der wichtigen Vorfragen, ob eine primäre Schwächung des einen Organismus ihn erst zum Nährboden für einen andern werden läßt, ob eine besondere Begünstigung der Lebensbedingungen des Krankheitserregers ihn erst aggressiv für die Mehrzahl der Menschen macht, ob ferner nicht das, was der einen Art schädlich ist, zugleich auch der andern nützt. Es handelt sich endlich um die Entscheidung, ob überhaupt der Mikroorganismus bei allen sogenannten Infektionskrankheiten eine

wesentliche (ursächliche) Rolle spielt, und ob nicht in vielen Fällen allein eine gewisse Schädigung (Veränderung) der Lebensverhältnisse (im weitesten Sinne) genügt, ein bestimmtes Krankheitsbild bei vielen Menschen zu gleicher Zeit oder in unmittelbarer Aufeinanderfolge herbeizuführen (Seuche), ohne daß es der Mitwirkung von kleinsten Lebewesen bedarf; denn die Begriffe „Seuche“ und „Infektionskrankheit“ decken sich nicht.

Man sieht leicht ein, daß von der Beantwortung dieser Frage, also von der Lehrmeinung der Schule, auch die Maßnahmen zur Bekämpfung der Krankheiten abhängen, und daß derjenige, der der einen oder der andern Auffassung zuneigt, auch wesentlich andre Ansichten über die Möglichkeit einer Ansteckung und die Sicherung vor Ansteckung haben und demgemäß auch in der Praxis die entgegenstehende Ansicht als direkt schädlich bekämpfen muß. Wenn z. B. die Cholera, wie ich glaube, keine ansteckende Krankheit ist, so ist naturgemäß der Glaube an Ansteckung, dessen schlimmste Folge die Furcht vor Ansteckung ist, eine der größten Schädlichkeiten, da die Furcht die Widerstandsfähigkeit des Körpers untergräbt, die gerade unter den veränderten Lebensbedingungen, — die die eigentliche Ursache der Seuche, der Disposition zur Erkrankung sind, — doppelt verstärkt werden sollte. Wenn man dagegen annimmt, daß der Krankheitskeim von leblosen Gegenständen oder vom erkrankten Menschen auf den gesunden Menschen übertragbar ist, so muß diese Furcht möglichst rege erhalten werden, damit der Träger oder Überträger des Keimes möglichst gemieden, und damit nicht durch Sorglosigkeit der anscheinend einzig mögliche Grund zur Verschleppung gegeben werde.

Da nun aber thatsächlich durch tausende von Beispielen der Beweis geliefert ist, daß Cholera nicht ansteckend, jedenfalls nicht in dem Sinne ansteckend ist, daß eine Epidemie nachweisbar nur durch Übertragung entstehen könne, da sich ferner nach dem bisherigen Gange der Dinge sogar die Ansicht verteidigen läßt, daß die Mikrobien bei der Cholera überhaupt nur eine unwesentliche, durchaus keine charakteristische, Begleiterscheinung sind, so müssen die Mittel, mit denen man heute die Cholera-Epidemieen zu bekämpfen versucht oder sie sogar besiegt zu haben glaubt, als vollkommen illusorisch und nur dadurch wirksam erscheinen, daß sie bei dem Unwissenden und Furchtsamen den Glauben erwecken, daß etwas zu seinem Besten geschehe. Dieser Vorteil aber wird bei weitem dadurch aufgewogen, daß sie den Furchtsamen noch furchtsamer machen und uns der Möglichkeit berauben, in so komplizierten Dingen überhaupt einigermaßen klar zu sehen.

Unsrer Ansicht nach ist überhaupt eine Abwehr einer Seuche zur Zeit unmöglich; nur ein relativer Schutz kann in gewissem Sinne durch allgemeine, lange vorbereitete, hygienische Maßnahmen ermöglicht werden, und diese bestehen eben nicht darin, daß man Antisepsis treibt und Bacillen aufsucht, sondern darin, daß man das Niveau der Lebenshaltung der Menschen beträchtlich erhöht, Wohnung und Nahrung verbessert, Energie und Mut rc., hebt. Selbst damit würde man aber nur einen besseren Widerstand gegen die Seuchen erreichen,

die die ärmste Klasse der Bevölkerung dezimieren; denn daß gute Ernährung und reinliche Wohnung allein nicht schützt, sehen wir ja bei andern epidemischen Krankheiten, wie z. B. bei Scharlach, Diphtherie ɾc., die auch Angehörige der sogenannten höheren Klassen ohne Unterschied ergreifen.

Solche skeptische und „wenig schneidige" Ansichten darf man aber heute nicht offen aussprechen; denn man will lieber vielgeschäftig einem beglückenden Irrtum sich hingeben als die traurige Wahrheit hören, daß wir in den wichtigsten Fragen noch keine Spur der Erkenntnis des Zusammenhanges der Dinge besitzen. Die Folge dieses Mangels an Festigkeit und diese Überschätzung unsrer Einsicht bringt es ja dann leider auch zu Wege, daß, wenn diese Erkenntnis sich einmal durch den Lauf der Ereignisse zwingend aufdrängt, fast immer ein Zusammenbruch aller bisherigen Glaubenssätze erfolgt, da ja diejenigen, die einen Heiligen oder Heroen am eifrigsten um ein Wunder angefleht und ihm am ergebungsvollsten vertraut haben, am ehesten geneigt sind, ihn zu zertrümmern oder zu verlassen, wenn er seine Hilfe versagt.

Die Konsequenz dieser Anschauung ist, daß auch bei uns, wenn wir in diesem Jahre eine große Choleraepidemie bekommen sollten, die trotz aller vielgestaltigen Schutzmaßregeln und Beschränkungen des Verkehrs sich ausbreitet, ein Opfer gesucht und gefunden werden wird, dem die Verantwortung für diese gescheiterte Hoffnung aufgebürdet werden muß, wenn sich nicht bis dahin die Ansicht Bahn gebrochen haben sollte, daß der Eintritt der Seuchen von Faktoren abhängig ist, auf deren Eintritt wir keinen Einfluß haben, daß eine noch unbekannte Naturgewalt die Bedingungen schafft, die den Ausbruch einer Seuche begünstigen, und daß eine Seuche eben nicht eindringt, wie ein Feind durch ein unbewachtes Thor in eine Festung schlüpft.

Sollten Sie, hochgeehrter Herr, einmal Muße finden, meine Arbeit über „Ansteckung, Ansteckungsfurcht und die bakteriologische Schule" trotz Ihrer beschränkten Zeit genauer zu lesen, so werden Sie meinen Standpunkt gegenüber der heutigen hygienischen Praxis, die offene Fragen nicht mehr diskutiert, sondern in durchaus unwissenschaftlicher Weise als abgeschlossen ansieht und ihre Lehrmeinung als starres Dogma dem vielgestaltigen Leben aufzwingt, kennen lernen und mir hoffentlich Recht geben, wenn ich mit solchen Anschauungen nicht weiter vor tauben Ohren predigen will. Was ist ein Klavier ohne Resonanzboden? Und der Resonator, die öffentliche Meinung, wird durch Ausführungen, die zur Skepsis und zur weiteren, unbeirrten und vorurteilsfreien Forschung mahnen, nicht so in Bewegung gesetzt wie durch die herrschenden Theorien, die nicht nur mit dem Anspruche auftreten, als „der Weisheit letzter Schluß" betrachtet zu werden, sondern auch vorgeben, das verlockende Ziel der Befreiung der Menschheit von der Plage der Seuchen bereits erreicht zu haben.

Die Zeit ist noch fern, in der man „die Gesetze der Seuchen und Kriege" unter dem Gesichtspunkte des Kampfes ums Dasein oder richtiger als einen Ausdruck des Entwickelungsgesetzes der Menschheit betrachten wird, und obwohl wir für diese Gesetze noch nicht einmal eine solche Formulierung gefunden haben,

wie für gewisse einfache atmosphärische Veränderungen, so geben wir uns der Täuschung hin, schon sichere Mittel zur Abhilfe zu besitzen, während wir auf dem Gebiete der Witterungskunde über Sturmwarnungen und über die Bestimmung der in den nächsten Stunden mit Wahrscheinlichkeit zu erwartenden Veränderungen in der Atmosphäre noch nicht herausgekommen sind.

Ihre Anfrage bezüglich der Wirksamkeit des Oleum Eucalypti in Form der subkutanen Injektion möchte ich dahin beantworten, daß es in dieser Form bei den sogenannten Infektionskrankheiten meines Wissens noch nicht angewendet worden ist, obwohl es in solchen Fällen innerlich bereits häufig in Gebrauch gezogen wurde. Man ist aber, ganz im Gegensatze zu den hochgespannten Erwartungen, mit denen man vor mehr als einem Jahrzehnte die Ära der Eukalyptuspräparate inaugurierte, jetzt von dieser Behandlungsmethode ganz abgekommen. Nach meinen theoretischen Erwägungen, die sich übrigens auf eine große Reihe von klinischen Erfahrungen mit antiseptischen Substanzen gründen, ist Infektionskrankheiten, die einmal ausgebrochen sind, durch Mittel nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen beizukommen, und bis jetzt hat die Erfahrung diese theoretische Deduktion bestätigt, da nur die Malaria in allerleichtester Form und ebenso der akute Gelenkrheumatismus schwächeren Grades durch sogenannte spezifische Mittel beeinflußbar ist. Nach den bisherigen Erscheinungen scheint mir also der Schluß gerechtfertigt, daß 1. nur wenige Krankheiten ein Spezifikum haben, daß 2. die spezifische Wirkung keine eigentlich antiseptische ist, und daß 3. die Injektion solcher Mittel keinen Vorzug von ihrer gewöhnlichen Anwendungsweise hat. Da nun Eukalyptusöl bereits innerlich ohne Erfolg oder nur mit gleichem Erfolge angewendet worden ist wie Chinin, so vermute ich, daß es auch subkutan keine größere Wirkung haben wird, aber diese Vermutung ist eben kein Beweis, und ein Versuch mit der Injektion, wie Sie ihn vorschlagen, wäre ebenso gerechtfertigt wie irgend ein andrer therapeutischer Versuch, und hier um so mehr, da er meines Wissens eben noch nicht gemacht ist.

Mit freundlichem Gruße in vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Breslau, den 10. Januar 1893. Rosenbach.



Welche Bedeutung hat die gegenwärtige Choleragefahr und wie ist dieselbe am wirksamsten zu bekämpfen?

Von

Karl Finkelnburg.

Wie in alten Kriegsläuften winterliche Waffenruhe den geplagten Völkern Zeit ließ, die Mittel zur Abwehr erneuter Überfälle für Frühling und Sommer zu Rate zu ziehen, so genießt Deutschland augenblicklich der ihm notthuenden Sammlung gegenüber der asiatischen Geißel, welche im Jahre 1892 in Rußland über 200000, in Deutschland über 9000 und in Frankreich über 3000 Menschenleben vernichtete, eine mehr als gleiche Zahl der Todesgefahr nahe brachte, den Wohlstand blühender Gemeinwesen, in Deutschland denjenigen der ersten Handelsstadt für lange Jahre tief erschütterte und über unsre wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande eine nachhaltige Unsicherheit verhängt hat. Welche erneute Gefahren haben wir für 1893 zu gewärtigen und welche Abwehrmaßregeln versprechen uns wirksamen Schutz gegen diese Gefahren? Ist die Seuche bei ihrem diesmaligen Heereszuge durch Europa in neuem Lichte minder rätselhaft erschienen nach den epochemachenden Entdeckungen, welche deutscher Forschergeist von der Wiege des unheimlichen Gastes, von den Ufern des Ganges heimgebracht hatte? Und welche Früchte erwachsen dem öffentlichen Gesundheitsschutze aus diesem neuen Lichte nach den Erfahrungen des verflossenen Jahres? Diese Fragen liegen in aller Gebildeten Sinne, und als Antwort erwartet man in weitesten Kreisen die Zusicherung, daß nunmehr dem langjährigen Widerstreit der Meinungen, dem großen Cholera-Rätsel ein Ende bereitet, daß die Naturgeschichte der Krankheit durch Auffindung ihres einheitlichen Erregers klargelegt und damit zugleich die Mittel zu ihrer direkten Bekämpfung von selbst gewiesen seien. *Einheitliche* Ursachen für die Übel des Lebens verantwortlich zu machen, einheitliche Waffen zu ihrer Bekämpfung zu schmieden, ist man ja stets geneigt. Nichts sichert dem Arzte willigeres Ohr und Vertrauen, als wenn er recht nachdrücklich ein einzelnes Organ oder ein bestimmtes Gift als den Sündenbock bezeichnet und ebenso nachdrücklich von einem einzelnen Mittel, sei es ein arzneiliches Specifikum, sei es ein mechanisches oder thermisches Kurverfahren, Hilfe verspricht. Leider ist aber die Natur nun einmal nicht so schneidig einfach in den Bedingungen ihres Waltens bei Gesunden und Kranken. Sie zwingt uns in Wirklichkeit, stets mit recht zusammengesetzten Faktoren als Ursachen zu rechnen, schon bei Krankheiten der Individuen, noch viel mehr bei Volksseuchen. Die Jagd nach spezifischen Ursachen und spezifischen Heilmitteln hat die Heilkunde ein Jahrtausend hindurch und länger verhängnisvoll irregeleitet; das von ähnlichem Geiste getragene moderne Spezialistentum zeitigt unter der überwuchernden Gunst des Publikums ebenso bedenkliche Verirrungen, und der gleiche Gedankenzug drängt die epidemiologischen Auffassungen der Gegenwart vielfach zu bequemer, aber illusorischer Einseitigkeit. Kämen dabei nur rein wissenschaftliche Fragen in Be-

tracht, so könnte man das Abklingen solcher auf Kosten des alten Erfahrungsschatzes überwallenden Wertschätzung neuerer Errungenschaften getrost der Zeit überlassen. Handelt es sich aber um die Grundlagen zur Gestaltung des öffentlichen Gesundheitsschutzes, so ist es Pflicht, vor der drohenden Aufgebung oder Hintansetzung bewährter Grundsätze zu warnen und den „neuen Kurs" soviel wie möglich mit den alten Wahrheiten in Einklang zu bringen. Es bleiben dann immer noch hinreichende Anlässe, sich mit dem alten Trostspruch: θεῶν ἐν γούνασι κεῖται, bescheiden zu müssen.

Dies zur allgemeinen Erklärung für manche in den nachfolgenden Sätzen sich ergebenden Abweichungen von dem, was die Leser sich erinnern mögen von andern sachverständigen Seiten über die uns beschäftigenden Fragen vernommen zu haben.

Die Geschichte des diesmaligen — sechsten — Einbruchs der Cholera in Europa bietet gegenüber den beiden letztvorhergegangenen Wanderzügen derselben einen im internationalen Gesundheitsinteresse bemerkenswerten Unterschied dar. Als die Eröffnung des Suezkanals den direkten Verkehr Asiens mit Europa so außerordentlich erleichtert und beschleunigt hatte, galt es für ausgemacht, daß auch die Cholera sich die neue Wasserstraße zu nutze machen und fortan auf diesem Wege ihre Einbrüche in Europa vollziehen würde. In der That brachten Orientdampfer im Juli 1865, unmittelbar nach einem heftigen Choleraausbruch unter den Pilgern in Mekka, die Krankheit nach Marseille, von wo sie sich auch über Südfrankreich und Spanien verbreitete, im Oktober Paris erreichte und nach der gewöhnlichen Winterpause auch Deutschland, Österreich, die Niederlande und Schweden heimsuchte. In gleicher Weise gelangte die Seuche, nachdem sie seit 1873 aus Europa verschwunden war, im Juni 1884 wiederum vermittelst eines aus Tonkin durch den Suezkanal zurückgekehrten französischen Dampfers („Montebello") nach Toulon, um sich von neuem über ganz Frankreich, Spanien, Italien und Österreich-Ungarn zu verbreiten. Seit jener Zeit hat der Suezkanal, dank der Verkehrstechnik der russischen Eroberer in Zentralasien, einen erfolgreichen Konkurrenten gefunden: — der Cholera steht behufs ihrer europäischen Ausflüge eine Eisenbahn zur Verfügung, und sie hat nicht verfehlt, dieselbe zu benutzen. Nachdem die Seuche bereits im Winter 1890 bis 1891 über Persien nach Kleinasien hineingezüngelt und in der zweiten Hälfte des Jahres 1891 vorübergehende Ausbrüche auf der arabischen Halbinsel veranlaßt hatte, begann sie im Frühjahr 1892 in Indien selbst mit außergewöhnlicher Stärke aufzutreten und über Delhi und Kaschmir sich nach Herat und weiterhin über das nordöstliche Persien bis Merschhed zu verbreiten, wo sie im Juni sehr heftig auftrat und bis zu 250 Todesfälle täglich veranlaßte. Von Merschhed gelangte die Seuche nordwärts, trotz russischer Grenzsperre, sehr rasch nach Turkestan, wo sie an den Stationen der neuen transkaspischen Eisenbahnlinie, besonders in Kaaschka, heftig auftrat und, der genannten Bahnlinie westwärts folgend, bereits Ende Juni Askabat und das Ostufer des Kaspischen Meeres erreichte. Von hier gelangte sie, wahrscheinlich durch den Seeverkehr, nach Baku und von dort sowohl auf dem gleichen Wege nach Astrachan

wie auf dem Eisenbahnwege nach Tiflis und der Ostküste des schwarzen Meeres. Während in letztgenannter Richtung die Krankheit milde auftrat und am schwarzen Meere nur sporadische Erkrankungen veranlaßte, stieg in Astrachan die tägliche Zahl der Erkrankungen schon in der zweiten Juliwoche bis zu 300, diejenige der Todesfälle bis zu 200, und der Weitergang der Seuche das Wolgathal hinauf vollzog sich vermittest des dortigen regen Flußdampferverkehrs so schnell, daß die Krankheit am 12. Juli in Zarizyn, am 14. in Saratow, am 18. im Simbirsk, am 20. in Kasan und am 25. in Nischnei-Nowgorod amtlich festgestellt wurde und von den genannten Städten vermittelst der Eisenbahnlinien sich im Laufe des Juli über ganz Südrußland verbreitete. Der gesamte Einbruchweg der Epidemie war somit der gleiche wie bei der ersten Cholerainvasion in Rußland 1823, bei der zweiten, über Rußland ganz Europa heimsuchenden 1831 bis 1832 und bei der dritten im Jahre 1847; er führte durch weite Landstrecken, die wegen ihres sanitären Elends von jeher berüchtigt waren, in welchen aber der Weitertransport der gefährlichen Kontagien nach Westen ehedem durch die schwierigen, langsamen und spärlich benutzten Kammunikationsmittel sehr behindert wurde.

Die Verlaufsweise der Seuche in Hamburg und in den von dort aus infizierten über 200 norddeutschen Ortschaften unterschied sich in keinem wesentlichen Punkte von der Verlaufsweise früherer Ausbrüche in Deutschland wie im Auslande. Es ist daher leider auch kein Grund anzunehmen, daß die Krankheit diesmal von ihrer regelmäßigen Gepflogenheit abweichen werde, nach mehr oder weniger latenter Überwinterung im Frühjahr mit erneuter Kraft zu erwachen. Noch bei keinem ihrer bis jetzt nach Europa gedrungenen Wanderzüge hat die Seuche sich mit einjähriger Arbeit begnügt, und manche Orte erfuhren erst im zweiten oder dritten Jahre den Höhepunkt ihrer Heimsuchung. In Hamburg ist sie bei ihrem ersten Auftreten vom Oktober 1831 an bis zum Jahre 1835 nie ganz erloschen, und die Verseuchung Deutschlands hielt damals im ganzen sechs Jahre an. Für die augenblickliche Lage muß jede etwa noch genährte Illusion nach den in charakteristischer Weise sich weiterzettelnden Einzelerkrankungen in Hamburg, namentlich aber nach dem scharfen Lebenszeichen der Infektion in Nietleben bei Halle völlig schwinden. Der Cholerakeim ist wahrscheinlich über den größten Teil Deutschlands ausgesäet. Wie mächtig die Saat aufgehen werde, hängt lediglich von dem Grade der „Seuchenfestigkeit“ ab, welche wir bis dahin unsern Wohnstätten und unserm Körper zu sichern vermögen. Auf ein Abnehmen in der Bösartigkeit des Krankheitscharakters selbst zu rechnen, wäre gleichfalls eine aller Erfahrung widersprechende Illusion. Es ist überhaupt eine bloße Legende, daß die Verlaufsweise der Choleraerkrankungen im Laufe dieses Jahrhunderts sich gemildert, die Sterblichkeit unter den Erkrankten geringer geworden sei. In Hamburg sowohl wie in Paris und Havre, und ebenso in Rußland starb diesmal von den Erkrankten eine gleich hohe Verhältniszahl — d. h. annähernd 50 Prozent — wie bei der ersten, gewöhnlich als besonders bösartig geschilderten Epidemie von 1831 bis 32. Die ärztliche Kunst hat in der Behandlung der Cholerakranken keinen Fortschritt aufzuweisen. Was bei uns minder geworden, ist nicht die Intensität, die Tödlich-

keit, sondern die Extensität, die Verbreitungshäufigkeit der Erkrankungen, und das ist, wie aus allen Vergleichen hervorgeht, lediglich als Wirkung der verbesserten hygienischen Ortszustände in den westeuropäischen Ländern zu betrachten.

In Paris raffte die Cholera 1832 über 20000 Menschen weg (im Verhältnis zur damaligen Bevölkerung so viel wie 1892 in Hamburg), 1849 über 19000, 1873 und 1884 über 1000 und 1892 annähernd ebensoviele, darunter jedoch nur ein Drittel in der inneren Stadt, die übrigen in den Vororten.

Eine keineswegs neue Erscheinung bildete auch die viel kommentierte „explosionsartig“ rapide Zunahme der Erkrankungen in Hamburg, — vom 16. bis zum 27. August erreichten sie ihren Höhepunkt; das Gleiche wurde auch anderwärts beobachtet, und zwar unter Umständen, welche die Annahme einer gleichzeitigen Massenvergiftung durch gemeinsames Trinkwasser ausschlossen. Es ist sogar die Regel, daß nach anfänglichem Vorkommen vereinzelter Fälle, von denen die weitere Aussaat erst auszugehen scheint, plötzlich eine rasch zunehmende Massenerkrankung über die verschiedensten Teile der heimgesuchten Stadt sich verbreitet, ganz unähnlich dem regelmäßig von Haus zu Haus, von Straße zu Straße fortschreitenden Gange der Blattern, des Flecktyphus, des Scharlach, also der einfach kontagiösen Krankheiten. Schon der erste große Choleraausbruch in Paris 1832, derselbe, welchen Eugen Sue in seinen Mystères de Paris so drastisch schildert, nahm genau den gleichen Verlauf, obgleich die heimgesuchten Stadtteile keine Wasserleitung besaßen. Vom 28. März bis zum 10. April stieg damals die Seuche auf ihren Höhepunkt, binnen welcher Zeit in den Zivilhospitälern 4265 Cholerakranke aufgenommen und 2072 gestorben waren. Von da an nahm die Krankheit merklich ab bis Mitte Juni, um dann plötzlich wieder binnen sechs Tagen aufs Zehnfache zu steigen und in mäßigem Grade den ganzen Sommer hindurch zu herrschen. Auch die beiden ersten Epidemien in Hamburg, 1831 bis 32 und 1848, nahmen beide eine „blitzschnelle“ Verbreitung über alle Teile der Stadt, obgleich damals nur einzelne Distrikte durch zwei kleine „Wasserkünste“ mit Wasser versorgt wurden und die jetzige städtische Wasserleitung erst im Jahre 1848 in Betrieb gesetzt wurde. Ebenso plötzlich verbreitete sich im Juli bis August 1854 die Krankheit über München, nachdem sie schon vorher in den tiefstgelegenen Stadtteilen Wurzel gefaßt hatte. „Es war als ob ein Pesthauch über die unglückliche Stadt gefahren wäre“, sagt von Pettenkofer in seinem Berichte. Und auch in München konnte bei der großen Vielartigkeit der Trinkwasserversorgung von einer gleichzeitigen Massen-Infektion durch letztere nicht die Rede sein. Bei der jetzigen Epidemie wiederholte sich auch die längst bekannte Thatsache, daß die meisten und sehr oft die ersten Erkrankungen in den tiefgelegenen Ortsteilen längs der Flüsse, Kanäle, Hafenanlagen u. s. w. sich ereignen, und diese Thatsache gab ebenso wie bei früheren Epidemien den einen Anlaß, im Genuß des betreffenden Wassers, den andern im verunreinigten und mangelhaft drainierten Untergrund dieser Uferviertel die Ursache ihres vorzugsweisen Ergriffenseins zu suchen. So in Hamburg, so in Lauenburg, in Boizenburg und in Stettin.

Erscheint die Cholera in Hamburg als hygienische Zuchtmeisterin gegenüber einer unverantwortlich schlechten Trink- und Nutzwasserversorgung mit allen daraus resultierenden offenen und verdeckten Folgezuständen, so vollzog sie gleichzeitig in der am schwersten heimgesuchten Stadt Frankreichs, in Havre, ein Strafgericht für andre Sünden der öffentlichen Gesundheitspflege. Dem dortigen, als Hygieniker rühmlichst bekannten Gesundheitsbeamten Dr. Gibert verdanken wir einen vor der französischen Akademie der Medizin erstatteten, alle Verhältnisse so klarlegenden Bericht, wie wir einen gleichen über die Hamburger Epidemie bis jetzt schmerzlich vermissen. In Havre standen die städtischen Trinkwasserleitungen, denen alles von der Bevölkerung gebrauchte Wasser entnommen wird, außer allem Verdachte irgend welcher Verunreinigung. Auch zeigte die Verbreitungsweise der Erkrankungen keinerlei Beziehung zu den Versorgungsbezirken der drei verschiedenen Wasserwerke. Dieser Nichtzusammenhang mit dem Trinkwasser gilt, wie für die Cholera, so auch für die andern in Havre vorkommenden Infektionskrankheiten, insbesondere für den dort häufigen Typhus. So vortrefflich aber das Wasser, so mangelhaft sind die sanitären Bodenzustände. Nicht ein Drittel der Straßen ist drainiert, und die vorhandenen Kanäle sind so fehlerhaft angelegt, daß sie den natürlichen Abfluß des verunreinigten Grundwassers aus den nichtkanalisierten, mit Senkgruben versehenen Stadtteilen wie ein quer vorgelagerter Mauerwall behindern. Eine Folge der dadurch bedingten Rückstauung war der wiederholte Ausbruch von Typhus-Epidemien in dem betroffenen Stadtteile, welcher bis zum Zeitpunkt der verfehlten Anlage ganz frei davon geblieben war und sich überhaupt besonderer Salubrität erfreut hatte. Dieser Stadtteil litt auch, obgleich von der wohlhabenderen Klasse bewohnt, verhältnismäßig schwer von der Cholera. Dagegen blieb der städtische Distrikt Parrey, dessen Untergrund sich einer täglich zweimaligen Durchströmung von der Flut- und Ebbebewegung des Grundwassers erfreut, von Typhuserkrankungen stets frei und ebenso 1892 von Choleraerkrankungen. Die Karten der epidemischen Typhus- und der Choleraverbreitung in Havre decken sich in auffallend übereinstimmender Weise; ja auch die Diphtherie- und die Phthisiskarte von Havre zeigen die gleichen Abstufungen. Von vier Distrikten, deren Bewohner gleich armselig wohnen und leben und das gleiche Trinkwasser benutzen, blieb der eine (Parrey) frei von Cholera wie von Typhus, während die drei andern (St. Joseph, St. François und Notre Dame) eine erschreckende Häufigkeit der Erkrankungen an beiden Seuchenformen aufwiesen. Der erstgenannte Distrikt hatte einen reichlich durchspülten, die drei andern einen undrainierten, mit stagnierendem Grundwasser erfüllten Untergrund. Auch in Havre war das Ansteigen der Erkrankungszahl ein ebenso rapides wie in Hamburg. Die dort so frappant nachgewiesene Übereinstimmung scharfer örtlicher Verbreitungs-Unterschiede mit bestimmten Unterschieden der Bodenverunreinigung aber erinnert an eine Menge analoger Thatsachen aus der Geschichte aller früheren Epidemien, soweit die letzteren wissenschaftlich beschrieben sind, — Thatsachen, welche unbeschadet der nachgewiesenen Existenz eines parasitischen Krankheitserregers dem unvoreingenommenen Beurteiler die Überzeugung aufdrängen, daß bei dem Ent-

stehen örtlicher Choleraepidemien es sich noch um andre Faktoren handeln muß als um die bloße Weitersaat des Pilzes. Schon der geistvolle Beobachter der drei ersten Epidemien in England von 1831 bis 1854, John Simon, erklärte als Präsident des Zentral-Gesundheitsamts im Jahre 1854, nach seinen Beobachtungen sei die erste und auffallendste Eigentümlichkeit der Cholera ihre Vorliebe für bestimmte Örtlichkeiten; sie sei „in eminentem Grade eine Distriktskrankheit". Er fand die Krankheit überall um so stärker verbreitet, „je tiefgelegener, je feuchter und namentlich je verunreinigter der Wohnboden war." Und wenn, um zu deutschen Erfahrungsbeispielen überzugehen, die den Regierungsbezirk Oppeln im Jahre 1866 5 Monate hindurch heimsuchende Epidemie in den Kreisen Rosenberg und Lublinitz nur je 9, im Kreise Oppeln 300, im Kreise Neisse 662 und im Kreise Leobschütz 1259 Todesfälle veranlaßte, wenn während der Epidemie von 1855 Nürnberg stark heimgesucht und das unmittelbar benachbarte, im lebhaftesten Verkehr mit Nürnberg bleibende Fürth ganz verschont blieb, so wird niemand annehmen können, daß es sich in diesen und den zahlreichen ähnlichen Fällen auch nur entfernt um entsprechend verschiedene Gelegenheiten zur Ansteckung durch den Verkehr mit Personen oder Sachen gehandelt habe. Solche gewaltige Kontraste zwischen derart benachbarten Kreisen und Städten müssen jede andre Erklärung als diejenige durch das Bestehen irgend welcher örtlicher, entweder immer oder nur zeitweise vorhandener Faktoren der Empfänglichkeit für die Seuche ausschließen. Über die erfahrungsgemäße Natur dieser „örtlichen Disposition" zu epidemischen Cholera-Ausbrüchen hat der scharfsinnige Nestor der deutschen Hygiene Professor von Pettenkofer auf Grund sehr umfassender kritisch-statistischer Studien schon seit 1854 einen reichen Schatz schwerwiegender Thatsachen gesammelt, welche er im Jahre 1887 in seinem sehr inhaltreichen Buche „Zum gegenwärtigen Stande der Cholerafrage" zusammengefaßt hat. Es ist bezeichnend für die einseitige Richtung der heutigen Choleraforschung, daß man diese für Wissenschaft und Praxis so wertvollen Ergebnisse und ebenso auch die reiche Fundgrube, welche die Berichte der Cholerakommission für das deutsche Reich von 1876 bis 1879 enthalten, in Deutschland fast ganz zu ignorieren pflegt, während im Auslande und namentlich in England alle neueren Cholerabeobachtungen bezüglich ihrer Beziehungen zu den Pettenkofer'schen Forschungsergebnissen geprüft werden. Das mangelnde Verständnis für letztere geht so weit, daß man selbst in „sachverständigen" Kreisen vielfach der Auffassung begegnet, als ob die Annahme einer örtlichen Cholera-Disposition einen Widerspruch gegen die spezifische Bedeutung des von Robert Koch entdeckten und für die Konstatierung der Erkrankungen an asiatischer Cholera ausschlaggebenden Kommabacillen bedinge. Nichts kann irrtümlicher sein als eine solche Auffassung, gegen welche sich Pettenkofer selbst entschieden verwahrt hat. Wir kennen manche parasitische Pflanzenkrankheiten, welche nur unter bestimmten Bodenverhältnissen zur Entwickelung und Massenverbreitung gelangen, obgleich der krankheitserzeugende spezifische Parasit auch anderswo verbreitet ist. Unsre Forstmänner kennen genau die Pilze, welche bei Buchen, Lärchen und Tannen Krebskrankheiten erzeugen, aber sie wissen zugleich,

daß Fehler des Standortes dazu gehören, den Bäumen ihre Widerstandskraft zu entziehen und dadurch den Pilzen ihren siegreichen Einzug zu ermöglichen. Sie verlieren nicht Zeit und Geld mit Absuchen der Parasiten, sondern drainieren den Boden und schaffen Luft.

Jede Choleraepidemie in Europa wie in Indien, und so auch diejenige von 1892, hat nur an solchen Orten sich einzunisten vermocht, wo entweder durch Imprägnierung durchlässigen Wohngrundes mit exkrementiellen Fäulnisstoffen oder durch unreine Bezugsquellen des Trink- und Nutzwassers eine meist länger dauernde Versündigung gegen die wichtigsten Gebote der öffentlichen Gesundheitspflege Platz gegriffen hatte. In seinem inhaltreichen Berichte über die Epidemie von 1873 bis 1874 im Regierungsbezirk Oppeln erklärt sich der damalige Regier.-Med.-Rat Dr. Pistor auf Grund seiner Untersuchungen für „fest überzeugt, daß die Durchtränkung des Wohngrundes mit Zersetzungsstoffen einer der wesentlichsten Faktoren für die Verbreitung der Cholera wie des Darm-Typhus ist, und daß die geologische Beschaffenheit des Untergrundes besonders insofern von Bedeutung ist, als sie auf die langsamere oder schnellere Zersetzung der Auswurfstoffe Einfluß übt." Wenn dann bei der nächstfolgenden Epidemie von 1884 bis 86 Toulon, Havre, Neapel, Palermo und Valencia so schwer heimgesucht wurden, so konnte es für niemand zweifelhaft sein, daß diese Städte nur für die langjährige grobe Vernachlässigung der öffentlichen Reinlichkeit zu büßen hatten. Und ebenso waren es im Jahre 1892 die russischen Schmutzstädte, die sanitär verwahrlosten Vororte von Paris, das bodenverjauchte Havre und das mit einer unverantwortlich unsauberen Wasserversorgung behaftete Hamburg, welche von der Zuchtrute am härtesten betroffen wurden.

Wie es in den kleinstädtischen und ländlichen, von Hamburg aus in Norddeutschland entstandenen Seuchenherden mit den hygienischen Einrichtungen und Gepflogenheiten stand, erfahren wir ja zum Teil aus der sehr dankenswerten amtlichen Denkschrift, welche der Reichskanzler dem Reichstage vorgelegt hat. In Lauenburg, wo 43 Erkrankungen mit 25 Todesfällen vorkamen, wurden alle Abzüge ungeahndet in die kleine, langsam mit Stauwasser fließende Stecknitz geschüttet, und in Boizenburg (38 Erkrankungen mit 19 Todesfällen) entnahm ein Teil der Bewohner sein Trinkwasser einem Teiche, in welchen exkrementielle Abgänge hineingelangen. Auch die bei allen Choleraepidemien sich wiederholende Häufigkeit der Erkrankungen bei Flußschiffern kann niemand wundern, der die schmutzigen Zustände und Gewohnheiten auf diesen Fahrzeugen — besonders aber die empfängliche Brutstätte kennt, welche der sogenannte Bilgeraum bildet, ein künstlicher Fang- und Brütboden für Seuchenkeime jeder Art.

Wenn diesmal in unsrer Reichs-Metropole der wiederholt von Hamburg hineingeworfene Funke nicht zu zünden vermochte, so verdanken wir das unzweifelhaft den vortrefflichen sanitären Einrichtungen, durch welche Berlin sich im Gegensatz zu früheren Zeiten relativ seuchenfest zu machen gewußt hat. Wer daran zweifeln wollte, daß eine wachsame und vor keinen Geldopfern zurückschreckende Fürsorge für ständige gute Gesundheits-Einrichtungen in Staat und

Gemeinde den sichersten Schutz gegen Choleragefahr gewährt, der möge auf die Erfahrungen in England verwiesen werden. Dort raffte die Cholera im Jahre 1832 über 30000, im Jahre 1849 über 53000 (in London allein über 14000) und noch im Jahre 1854 über 20000 Einwohner weg. Seit dem letztgenannten Zeitpunkte haben unter dem Einfluß einer sehr eingreifenden Gesetzgebung seitens des Staates und einer verständnisvollen Opferwilligkeit seitens der Kommune großartige Assanierungsanlagen die Gesundheitsbedingungen in allen größeren und in den meisten der kleineren Gemeinden des Königreichs gänzlich umgestaltet. Die allgemeine jährliche Sterblichkeitsziffer ist von 22,5 (auf je 1000 Einwohner) bis auf 18,0, diejenige Londons von 24,5 auf 19,0 zurückgegangen, — und die Cholera hat, nachdem sie zuletzt im Jahre 1859 noch einen schwächeren Vorstoß mit insgesamt 880 Todesfällen ausgeführt, seitdem, also seit 33 Jahren, ungeachtet sehr häufiger Einschleppung und ungeachtet grundsätzlicher Verzichtleistung auf alle Absperrmaßregeln, in England keinen festen Fuß mehr zu fassen vermocht. Im Jahre 1892 hat England — allein von sämtlichen europäischen Staaten — sowohl mit dem von Deutschland gemiedenen Hamburg wie mit den sämtlich verseuchten Hafenplätzen der ihm gegenüber liegenden französischen Küste die sehr lebhaften Reise- und Handelsbeziehungen ohne alle Einschränkung aufrecht erhalten; — es wurden denn auch nicht weniger als 29 nachweisliche Cholerafälle nach England eingeschleppt, — aber keiner von diesen Fällen hatte auch nur eine einzige weitere Erkrankung auf englischem Boden zur Folge. Dies ist um so bemerkenswerter, als ein Teil der eingeschleppten Fälle erst nachträglich erkannt wurde, nachdem die Erkrankten sich bereits tagelang inmitten großer Städte befunden hatten, ohne der auch in England sonst strenge geübten Isolierung und Desinfektion unterworfen worden zu sein. Ein sprechenderer Beweis kann kaum gefunden werden für die beiden Sätze, erstens daß die Cholera nur eine relative Kontagiosität besitzt und nicht eine absolute gleich den unter solchen Umständen ganz anders sich verhaltenden Pocken und ähnlichen Ansteckungsfiebern, — und zweitens daß die Weiterverbreitung der Cholera vornehmlich von der Beschaffenheit des Mediums abhängt, in welches ihr Übertragungskeim hineingerät, das „wandernde Ferment“, wie John Simon ihn 30 Jahre vor der Entdeckung des Koch'schen Kommabacillus bezeichnete. Die Bedingungen dieser Empfänglichkeit eines örtlichen Mediums für Choleraverseuchung sind allerdings nicht bloß in Wohngrund und Trinkwasser zu suchen, sondern in allen denjenigen einer Menschen-Ansiedlung anhaftenden Umständen, welche einesteils die Umgebung der Bewohner zum Haften und zur Weiterentwickelung der Cholerasaat eignen, anderenteils die Bewohner selbst widerstandsschwach gegen den parasitischen Eindringling machen. Beide Bedingungen finden sich nach älteren epidemiologischen Erfahrungen und besonders auch wieder nach denjenigen des Jahres 1892 gerade in den verrufensten Choleranestern stets vereint und werfen ein sehr beherzigenswertes Schlaglicht auf die sozialen Wurzeln der Seuchengefahr. Enges Beisammenleben, gepaart mit Armut und Unreinlichkeit, macht die Wohnungen, schlechte Ernährung, Kräfte-

erschöpfung, Branntweinmißbrauch, rohe Lebensgewohnheiten und deprimierte Stimmung die Menschen empfänglich für Choleraverseuchung. Es ist mehr als bloße Redensart, daß die Cholera eine Krankheit der Armen, der Elenden sei. Sie ist dies mehr als irgend eine andre Krankheit in der Welt. Schon in ihrer Heimat, in Indien, ist sie als solche bekannt. Die Tausende von Indiern, welche, an den Ufern des Ganges gelagert, sich den Ausbrüchen religiöser Schwärmerei hingeben, sind mit wenigen Ausnahmen arme, schlechtgenährte, durch weite Pilgermärsche, Entbehrungen und Exzesse geschwächte Menschen, deren Lagerleben den Inbegriff sozialen und hygieinischen Elends darbietet. Das Gleiche gilt von den Pilgerversammlungen zu Mekka, wo die Überfüllung der Lagerstätten mit Menschen und mit menschlichem Unrat unter der brennenden Sonne Arabiens zu Fäulnis- und Gärungsprozessen jeder Art die fruchtbarste Brutstätte schafft.

Alle genaueren Berichte über die früheren Epidemien in Europa lassen den gleichen sozialen Hintergrund grell hervortreten. Sogar das Verhältnis, in welchem die verschiedenen Provinzen des preußischen Staates von Cholera heimgesucht worden sind, spiegelt den Einfluß des Wohlstandes, der Bildung und der damit zusammenhängenden sozial-hygieinischen Zustände in der Bevölkerung wieder. Nach Zusammenstellung aus amtlichen Quellen betrug die Verhältniszahl der Todesfälle an Cholera zur Bevölkerung, im jährlichen Durchschnitt auf je 10000 Einwohner berechnet, von 1848 bis 1859 in den Provinzen:

Posen	19,88
Preußen	18,22
Pommern	10,17
Sachsen	8,99
Brandenburg	7,52
Schlesien	5,14
Rheinland	1,62
Westfalen	0,54

Wie ganz anders müßte sich vorstehende Tabelle gestalten, wenn die Lebhaftigkeit des Menschen- und Warenverkehrs oder auch die Nachbarschaft choleraverseuchter Staaten irgendwie bedingend für die Häufigkeit der Erkrankungen wäre! Deutlich dagegen verrät sie als maßgebende Faktoren die sozial-hygieinischen Wirkungen von Wohlstand und Bildung, welche in den westlichen Provinzen so viel höher stehen als im Osten der preußischen Monarchie. Und die gleiche Erklärung ist auch wohl die zutreffendste für die erfahrungsgemäß viel geringere Cholera-Empfänglichkeit der Juden, sowie für die in unsern östlichen Provinzen beobachtete weit größere Cholerasterblichkeit unter der slawischen Bevölkerung im Vergleich mit der deutschen.

Die französische Epidemie von 1892 begann zu Nanterre unter Siechen und Gefangenen, welche, schlecht genährt, in engen, mangelhaft gelüfteten Räumen zusammen wohnten und Seine-Wasser tranken. Dann brach sie in Bonneval unter den Geisteskranken aus und verbreitete sich in den Pariser Vororten unter den „Hindus der Banlieue", wie Professor Peter sie in der Akademie der Medizin

bezeichnete, d. h. bei den physisch ebenso herabgekommenen und unter ebenso schlechten Wohnungs- und Trinkwasser-Verhältnissen lebenden Menschen, wie es die Hindus am Ganges sind. Dem Wasser des letzteren läßt dasjenige der Seine an Verunreinigung nichts nach. Dr. Lausanne in St. Germain konstatierte, daß ihm bei wiederholten Choleraausbrüchen in St. Germain nie ein Fall vorgekommen sei, welcher eine gut ernährte und unter normalen hygienischen Einflüssen lebende Person betroffen habe; „bei letzteren kam es höchstens zu leichten Cholerinen". Die meisten seiner Cholerakranken waren Alkoholiker, welche sich schlecht nährten und in schmutzigen, elenden Wohnungen lebten. Und in Havre erkrankten nach Dr. Gibert's Bericht an die Akademie der Medizin fast ausschließlich arme, geschwächte, durch Alkohol oder andre Einflüsse heruntergekommene oder psychisch deprimierte Menschen. Obgleich uns eine umfassende Analyse der jüngsten Hamburger Epidemie bis jetzt fehlt, so lassen doch sämtliche Einzelberichte über dieselbe ein gleiches Vorherrschen der Seuche unter dem Proletariat auch dort erkennen. Die auffallende Neigung der Cholera, isolierte Ausbrüche in geschlossenen Anstalten unter Pfleglingen von deprimierter physischer oder psychischer Verfassung zu veranlassen, hat neuerdings in der Anstalts-Epidemie zu Nietleben bei Halle, deren ursächliche Beziehungen noch der definitiven Aufklärung harren, wieder ihren bezeichnenden Ausdruck gefunden. Dieselbe erinnert lebhaft an die im Jahre 1872 stattgehabten Ausbrüche in der Landarmenanstalt zu Landsberg und in der Irrenanstalt zu Sorau, wo die Krankheit 24 Pfleglinge ergriff und 13 wegraffte, während das Beamten- und Dienstpersonal gänzlich verschont blieb und in Sorau selbst kein Erkrankungsfall vorkam.

Lassen alle diese nur in einzelnen Beispielen vorgeführten Thatsachen keine Möglichkeit zu, die Verbreitungs-Bedingungen der Cholera mit denjenigen der absolut kontagiösen Krankheiten, der Pocken, des Scharlach, der Diphtherie, des Flecktyphus rc. auf gleiche Stufe zu stellen, so ergiebt sich daraus zugleich eine Richtigstellung mancher falschen Wege, die bei Bekämpfung der Seuchengefahr eingeschlagen wurden. Alle Bemühungen, die geographische Weiterverbreitung des Krankheitskeims durch Absperrmaßregeln gegenüber Personen oder Sachen zu hindern, sind auch bei der diesmaligen Epidemie wieder eklatant gescheitert. Die Maßnahmen, welche von den Behörden gegenüber der schwer heimgesuchten Hansastadt verfügt wurden, trugen nicht bloß im Auslande (mit Ausnahme Englands), sondern auch in Deutschland zum Teil einen wenig rücksichtsvollen, mehr von der Panik des Augenblicks als von maßgebenden Erfahrungs-Grundsätzen beherrschten Anstrich. Unter dem Einfluß der augenblicklich vorherrschenden einfachen Anschauung, daß die Ausdehnung der Seuche lediglich von direkten Ansteckungsvorgängen abhänge, wurden zahlreiche Vorschriften zur Kontrolle und zur Beschränkung des Personen- und Warenverkehrs aus Hamburg, sowie zu desinfektorischen, auch auf gesunde Personen angewandten Maßregeln von verschiedenen deutschen Landes- und Bezirks-Regierungen erlassen, deren Ausführung und willkürliche Ergänzung sich unter dem lokalpatriotischen Eifer der Ortsbehörden stellenweise zu brutalen und grotesken Maßregelungen von

Personen „verdächtiger Provenienz" im Geiste früherer Jahrhunderte steigerte. Manche humorvolle Episoden sind dabei mit untergelaufen. Das alles hinderte aber nicht, daß Tausende von Hamburgern nach allen Richtungen Nord- und Süd-Deutschlands und nach der Schweiz flohen, den Infektionskeim auf weiteste Strecken — bis nach der Insel Capri hin — verschleppend, wie die zahlreichen bei ihnen nachträglich aufgetretenen Erkrankungen bewiesen. In Deutschland erlebten außer Hamburg-Altona nicht weniger als 264 Orte vereinzelte Erkrankungen, aber unter ihnen erlitten nur 6 durch üble hygieinische Verhältnisse dazu disponierte Ortschaften eine wirkliche, sich durch weitere Erkrankungen kundgebende Verseuchung.

Nicht bloß nutzlose Schädigungen der wirtschaftlichen Interessen aber sind es, welche durch die ausschließliche Beachtung der Einschleppungsgefahr bewirkt wurden, sondern auch die viel bedenklichere Folge, daß die Aufmerksamkeit und Thatkraft der Behörden und des Publikums von der Hauptaufgabe, nämlich der ständigen Herstellung genügender örtlicher Gesundheitsbedingungen abgelenkt wird. Auch können wir unmöglich vom Auslande erwarten, daß es bei erneutem Auftreten der Seuche in deutschen Handelsplätzen uns gegenüber Grundsätze walten lasse, welche von uns selbst nicht rückhaltlos bekannt und bethätigt werden. Die leidige Rücksicht auf traditionelle Vorurteile des Publikums und auf dessen Erregtheit in Seuchenzeiten sollte dabei nicht bestimmend sein. Es ist im Gegenteil hohe Zeit, der Bacillenfurcht entgegenzutreten, welche die Gemüter derart beherrscht, daß eine für die Humanität bedenkliche und dabei doch sachlich zwecklose Rücksichtslosigkeit gegenüber den Erkrankten einreißt, die nötige und bei richtigen Vorsichtsmaßregeln durchaus ungefährliche Hilfeleistung erschwert wird und stellenweise eine bis zu den absurdesten Exzessen irreleitende Panik sich der Menge bemächtigt, erinnernd an die Maßregelung der Aussätzigen und Pestkranken im Mittelalter. Die wilden Mob-Ausbrüche gegen das Landen Hamburger Passagierdampfer in New York zeigen, wohin wir auch in hochzivilisierten Ländern treiben, wenn dem einseitigen Übereifer, an welchem manche unsrer Ortsbehörden teilgenommen, nicht entschieden Einhalt geboten wird. Die Erfahrungen in Hamburg haben gezeigt, wie äußerst gering die Erkrankungsgefahr für Ärzte und Pfleger ist, selbst wenn diese unter den gleichen örtlichen Einflüssen leben, und in dem Hospital Necker zu Paris, welches zur Aufnahme der in den Pariser Vororten an Cholera Erkrankten diente, ist nach Professor Peter's Bericht kein einziger Ansteckungsfall beobachtet worden. Bei dieser sichtlich nur bedingungsweisen Übertragbarkeit der Krankheit und bei der nachweislichen Abhängigkeit ihrer epidemischen Verbreitung von örtlichen Mißständen sollte man um so weniger Bedenken tragen, auf die ohnedies zu Lande nirgendwo durchführbaren Sperrmaßregen gegen den Personenverkehr bedingungslos zu verzichten; und ebenso sollten nicht bloße theoretische Möglichkeiten zu Verkehrsbeschränkungen bezüglich solcher Waren Anlaß geben, von denen kein Fall wirklichen Infektionstransports bekannt ist. Die auf Grund von Beratungen einer einberufenen Cholerakommission im September 1892 „vom Deutschen Reiche mit den Bundes-

regierungen vereinbarten" Maßregeln gegen die Cholera sind nicht geeignet, erneutem „Cholera-Unfug" untergeordneter Behörden wirksam vorzubeugen. Es heißt darin (§ 5): „Die Polizeibehörde eines Ortes wird je nach den Umständen auf solche Personen ein besonderes Augenmerk zu richten haben, welche dort sich aufhalten, nachdem sie kurz zuvor in von der Cholera heimgesuchten Orten gewesen waren. Es kann sich empfehlen, die von solchen Orten mitgebrachten Gebrauchsgegenstände (namentlich gebrauchte Wäsche und Kleidungsstücke) zu desinfizieren und die Zugereisten selbst einer, der Inkubationsdauer der Cholera entsprechend bemessenen ärztlichen Beobachtung zu unterstellen; jedoch in schonender Form und so, daß Belästigungen der Personen thunlichst vermieden werden." Diese Bestimmung, welche eifrigen Polizeiorganen leicht Anlaß zur Verhängung lokaler Landquarantänen über gesunde Reisende geben dürfte und thatsächlich bereits gegeben hat, wird hoffentlich keine dauernde Geltung behalten und in dem kommenden Seuchengesetz keine Aufnahme finden. Ebenso darf man hoffen, daß die in der amtlichen Cholera-Denkschrift mitgeteilte Verständigung zwischen der Reichs- und der preußischen Staatsverwaltung, laut welcher „Sperrmaßregeln gegen den Personenverkehr nur in ganz vereinzelten Fällen unter außergewöhnlichen Verhältnissen gerechtfertigt sein sollten," bei den bevorstehenden internationalen Beratungen durch eine volle und bedingungslose Stellungnahme im Sinne der Aufhebung jeglicher Beschränkung des Personenverkehrs für Gesunde ersetzt werde. Es muß offen ausgesprochen und als Grundlage aller Bestimmungen — hoffentlich auch bei dem in Vorberatung begriffenen Seuchengesetze — festgehalten werden, daß eine Choleragefahr überhaupt nur besteht für sanitär verwahrloste Länder, Ortschaften und Häuslichkeiten, und daß ein wirksamer Schutz gegen dieselbe für ganze Länder wie für einzelne Gemeinden nie durch Abschließungsversuche zu erreichen, wohl aber mit Sicherheit durch rechtzeitige, nicht bis zum Seuchenausbruche wartende Fürsorge für tadellose hygieinische Haus- und Gemeinde-Einrichtungen und richtige Isolierpflege der thatsächlich Erkrankten zu erzielen ist.

Gegen das soziale Elend, welches große Gruppen unsres Volkes in Stadt und Land zu widerstandslosen Opfern jeder an sie herantretenden Infektion macht, vermögen wir leider wenig und nur sehr schrittweise anzukämpfen; am ehesten bietet die Wohnungsmisere sowohl für die Gesetzgebung wie für die Fürsorge der Gemeindeverwaltungen ein dankbares Feld, — dies beweist schon das Beispiel der in England seit dreißig Jahren auf diesem Gebiete erreichten Fortschritte. Aber für reines Trink- und Nutzwasser zu sorgen, die Verjauchung des Wohngrundes und der öffentlichen Gewässer zu verhindern, Vorsorge zu treffen zur Sicherung schleuniger Anzeige jedes Erkrankungsfalles, zur Isolierpflege der Erkrankten, eventuell in öffentlichen, besonders dazu vorbereiteten Räumen, und zur Vornahme der erforderlichen Desinfektionen, — das sind Dinge, die überall ausführbar sind bei richtigem Zusammenwirken der staatlichen und kommunalen Behörden.

Eine der ersten gesetzlichen Maßnahmen müßte darin bestehen, daß allem Gemeindeverwaltungen unter staatlicher Kontrolle die Verpflichtung auferlegt würde, für gute und reichliche Wasserbeschaffung und für genügende Bodenreinigung zu sorgen, und daß in allen Städten bei vorhandener Kanalisation und Wasserleitung der Anschluß jedes Hauses an beide Anlagen für obligatorisch erklärt würde. Dadurch würde allen zukünftigen Choleragefahren gegenüber mehr gewonnen werden als durch irgend welche Ausnahmsmaßregeln zu Zeiten herrschender Seuchen. Allerdings können wir der letzteren keineswegs ganz entraten. Welcher Auffassung man auch immer huldigen oder welche Fragen man noch als offene betrachten möge bezüglich der direkten oder indirekten Verbreitungsweise der Cholera durch die Koch'schen Bacillen, in jedem Falle erscheint es geboten, dieses unzweifelhaft wesentliche Glied in der Kette des Verseuchungsvorganges örtlich so energisch wie möglich zu unterdrücken. Dazu dient die strenge Isolierung des die Bacillen entleerenden Kranken und die Entgiftung aller derjenigen Objekte, welche verdächtig sind, als Träger und Verbreiter der entleerten Keime zu dienen. Es ist das große, auch im Auslande unbestrittene Verdienst Rob. Koch's und seiner Schule, die Methoden zur wirksamen Ausführung dieser Entgiftung zuerst und dauernd festgestellt zu haben. Die in der amtlichen Cholera-Denkschrift veröffentlichten Mitteilungen über zahlreiche Erkrankungsfälle, welche von den Reichskommissaren auf Flußschiffen ermittelt wurden und die nach Vornahme sorgfältiger Desinfektionen sämtlich vereinzelt blieben, dürften über den praktischen Wert dieser Maßregel auch dem Skeptiker kaum einen Zweifel lassen. Auch ausländische Erfahrungen während der diesmaligen Epidemie stehen damit in Übereinstimmung. In den Nachbarorten von Havre z. B. hörten die im August namentlich bei Wäscherinnen vorgekommenen häufigen Choleraerkrankungen seit dem Tage auf, wo infolge polizeilichen Verbotes und scharfer Kontrolle keine schmutzige Wäsche mehr, gleichviel von wem sie herrührte, aus der Stadt in die Nachbarorte zur Wäsche transportiert werden durfte, ohne vorher einen Wasserdampfdesinfektor regelrecht passiert zu haben.

In den Maßnahmen zur Überwachung des Reiseverkehrs haben die deutschen Reichsbehörden durch Einführung des englischen sogenannten Inspektionssystems sich den Beifall aller sachverständigen Kreise erworben. Man sichert dadurch, soweit dies überhaupt möglich, eine rechtzeitige Erkennung vorkommender Erkrankungsfälle, ohne den Personenverkehr ungebührlichen Belästigungen zu unterwerfen. Auf die in der ersten Panik angeordnete Desinfektion aller aus verseuchten Ländern oder Städten kommenden Reise-Effekten hat man später verständigerweise verzichtet und wird hoffentlich nicht mehr darauf zurückkommen. Es war eine unnütze Vexation, welche noch mißlichere Übelstände mit sich brachte als den Gemüts-Shok jener Engländerin, die sich in englischen Zeitungen bitter darüber beklagte, daß sie beim Auspacken ihres an der Grenze desinfizierten Kofferinhalts ein Kleidungsstück hervorzog, welches einem andern Geschlechte angehörte!

Auch die Maßnahmen der Eisenbahnverwaltungen entsprachen im ganzen den Anforderungen der Lage, ließen aber eine bedenkliche Lücke wahr-

nehmen, deren Ausfüllung bei erneuter gefahrdrohender Ausbreitung der Seuche aufs dringendste zu empfehlen ist. Wir wissen, daß zu Zeiten herrschender Infektion zahlreiche Menschen an leichter, aber darum nicht minder durch die Ausleerungen direkt oder indirekt infektiös wirkender Cholera-Diarrhoe leiden. Bei den bisherigen inneren Wageneinrichtungen liegt die Gefahr nahe, daß durch solche Personen auf Eisenbahnfahrten — namentlich auf Schnellzügen — der Cholerakeim auf weite Strecken über Ortschaften ausgesäet und dadurch an empfänglichen Punkten örtliche Verseuchung eingeleitet werde. Vielleicht finden manche in auffallender Abgelegenheit vorgekommene Erkrankungsfälle ihre Erklärung in dieser Infektionsquelle, zu deren Beseitigung durch andre Kloseteinrichtungen hierdurch die Anregung gegeben werden möge.

Gleichmäßige Grundsätze zur Ausführungsweise aller vorgenannten Schutz- und Vorbeugungsmittel einschließlich einer gesetzlichen Regelung der Anzeigepflicht bei ansteckenden Erkrankungsfällen wird hoffentlich das erwartete Seuchengesetz für das deutsche Reich bringen. Nur möge es sie in bestimmter Form und Begrenzung bringen ohne die Mitgabe so dehnbarer Freibriefe an die untergeordneten Polizeibehörden zu vexatorischen Lokal-Experimenten, wie sie der Regierungsentwurf enthält. Bei der mangelhaften Stellung und Geltung unsrer ärztlichen Gesundheitsbeamten in Stadt und Land könnte sonst das Seuchengesetz zu einer bedenklichen Waffe in den Händen schneidig inspirierter Polizeibeamten sich gestalten.

Um so dringender wünschenswert ist dagegen eine Vermehrung der Befugnisse unsrer deutschen Zentral-Gesundheitsbehörde. Die vortrefflichen Erfolge der vom Reichsamt des Innern organisierten energischen Überwachung und Assanierung der Flußschiffahrt auf Elbe, Oder, Weichsel und Rhein müssen den lebhaften Wunsch erwecken, daß den Reichsbehörden die bis jetzt mangelnde Kompetenz zu ähnlichem systematischen Vorgehen auch auf festem Lande möge verliehen werden. So lange dies nicht geschehen wird, versehe man sich nicht zu großer Erfolge von einem Seuchengesetze, trotz seines vielversprechenden Namens. Vor allen Dingen aber möge bei unsern städtischen Gemeindeverwaltungen, auf deren Schultern die Hauptaufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege ruhen, nicht durch die Erwartung jenes Gesetzes das Bewußtsein ihrer großen Verantwortlichkeit abgeschwächt werden! Jede Gemeindeverwaltung benutze vielmehr die augenblicklich gewährte Ruhezeit, um durch Verbesserung der hygieinischen Ortszustände wohlgerüstet allen Vorkommnissen im kommenden Frühling mit ruhigem Gewissen entgegensehen zu können!



Aus einer tropischen Kolonie.

Von
Poultney Bigelow.

Kingstown auf St. Vincent (Britisch West-Indien),
29. Januar 1889.

Ich erwachte im Hafen von Kingstown. Am Eingang erhob sich auf einem alleinstehenden Felsen Fort Charlotte hoch in die Lüfte, die deutsche Kriegsflagge wehte von dem Maste des Schulschiffes „Nixe“, und die britische auf dem kleinen Stationsschoner, welcher hier gleichfalls vor Anker lag. Der Blick, den man vom Hafen aus über die Insel hat, ist schöner, als ich beschreiben kann. Ihm kommen in dieser Inselgegend nur die Aussichten auf Santa Lucia, Granada oder Dominica gleich, und er hat mit dem unübertroffenen Prachtstück aller Naturschönheit, dem Inlandsee in Japan, sehr große Ähnlichkeit. Aus dem Wasser steigen felsige Vorgebirge empor, derbe Hügel erheben sich zu majestätischen Kegeln, und hinter ihnen ragen die Berge, deren Gipfel meist von Wolken umhüllt sind; überall ein üppig wucherndes Pflanzenleben, hell leuchtet der Sonnenschein, und sanfte Lüfte wehen — fürwahr ein Paradies auf Erden Die Insel ist, soweit man nach einem flüchtigen Blicke urteilen kann, von friedlichen und genügsamen Negern bewohnt, die an Zuckerrohr-Stengeln saugen und bei jedem geringsten Anlaß ein unmäßiges Gelächter erheben. Die kleine Stadt an der Spitze des Hafens ist von Steinen erbaut. Die Häuser ruhen auf Bogenreihen und gewähren so einen geschützten Gang zu den Seiten der Straße. Die Stadt macht einen reinlichen Eindruck; die Polizeiverwaltung scheint gut zu sein. Ich denke, es muß herrlich sein, hier zu verweilen, wenn man von dem unaufhörlichen, lärmenden Hin und Her in New York müde geworden ist. Hier giebt es keine geräuschvollen Umpflasterungen, keine Pferdebahnklingeln, keine polternden Hochbahnen, keine Ofenheizung, die uns zur Schlaflosigkeit verdammt, keine Telegramme aus der Effektenbörse an den Straßenecken und sehr wenig Postwagen. Alles, was das Leben für einen gebildeten Menschen angenehm machen kann, ist hier vereint, und dabei würde die ganze weiße Bevölkerung kaum ausreichen, um in Kaiser Wilhelms Heer ein einziges Bataillon zu bilden.

In St. Vincent bringt auch ein sehr vornehmer Mann seine Muße zu, der abgesetzte afrikanische König Dscha-Dscha [1]), aber seine Muße ist unverkennbar sehr unfreiwillig. Ein General des englischen Heeres, Sir Charles Pearson, den ich auf Barbados getroffen habe, sagte mir, Dscha-Dscha habe in Bonny an der Goldküste ein den Engländern gegebenes Versprechen gebrochen und die Beförderung von Waren aus dem Innern an die Küste gestört. Deshalb war er vor zwölf Monaten gefangen genommen und nach St. Vincent gebracht worden, wo er einen kleinen königlichen Hofstaat hält, so weit es ihm seine Mittel erlauben.

[1]) Inzwischen gestorben.

Sein Haus hat Aussicht auf den schönen Hafen und liegt dem kleinen „Falcon", einem Schiffe von 15 Tonnen Raumgehalt, welches hier auf den Sand gezogen ist, ungefähr gegenüber.

Da ich nicht wohl nach St. Vincent gehen konnte, ohne dem König meine Aufwartung zu machen, so suchte ich den Palast auf. Ich kam zuerst durch einen Vorhof und gelangte von hier über eine Außentreppe auf einen Hausflur ohne Teppiche, wo ein Negerknabe in weißem Leinen meine Karte entgegen nahm. Seine Hoheit scheint sich bei dem Empfange seiner Gäste nicht lange zu überlegen, denn ich wurde sofort in einen Empfangssaal, mit Ausblick auf das Meer, geführt, wo Dscha-Dscha mit seiner Frau oder vielleicht einer von seinen Frauen saß, einer hübschen, klugaussehenden Negerin, die frisch aus Afrika gekommen war. Der König stand auf, ging mir entgegen, gab mir die Hand und stellte mich seiner Frau vor, die mir ihrerseits die Hand gab. Dann setzten wir uns, und ich redete ihn an. Ich sagte ihm, ich empfände als Amerikaner eine Genugthuung darin, einen Mann begrüßen zu können, dessen zeitiges Mißgeschick die Teilnahme aller gebildeten Völker in so hohem Maße erregt habe.

Die wenigen Worte schienen ihm ein riesiges Vergnügen zu machen, so sehr, daß er mich fragte, was er mir zu trinken anbieten dürfe. Ich antwortete, ich würde mich gern an dem beteiligen, was er selber zu genießen wünschte. Darauf schlug er Whiskey vor. Er schien wohl zu glauben, daß ich und meine Landsleute an einem andern Getränke keinen Geschmack finden könnten, denn er bot es in einer Weise an, als wenn es das einzige wäre, das nach Lage der Umstände am Platze sei. Der schwarze Knabe brachte Whiskey und ein Glas und begann für mich einzugießen. Aber ich ließ ihn anhalten und sagte der schwarzen Majestät, ich möchte nicht trinken, wenn er nicht die Gnade haben würde, mit mir anzustoßen. Darauf gab der König dem Knaben einen Befehl, worauf dieser mit dem Whisky verschwand und ein Theebrett hereinbrachte, auf dem sich ein Fläschchen mit Fruchtsaft, zwei Gläser und ein Krug Wasser befanden. Der König war also selbst kein Alkoholtrinker, sondern ein Verehrer von kühlenden Fruchtsäften. Ich nehme daher an, daß er mir nur deshalb Whiskey angeboten hat, weil er fürchtete, daß Saft und Wasser für den Geschmack eines Weißen zu sanft seien.

Der Knabe bot zuerst mir an, aber ich ließ dem König den Vorrang, was er mir hoch anrechnete. Denn wenn er hier auch von vielen wie eine billige Sehenswürdigkeit behandelt wird, so ist er doch für solche Ehrerbietung, an die er in der Heimat gewöhnt war, noch sehr empfänglich.

Ich trank auf des Königs Gesundheit. Darauf reichte dieser sein Glas der Königin, um einen Schluck zu nehmen, aber sie dankte. Alsdann legte der König ein Bein über das andre und fing an zu plaudern, was ihm nicht leicht fiel, denn er gab sich sichtlich sehr viel Mühe, um sich deutlich auszudrücken. So viel ich ihn verstand, klagte er darüber, daß er sehr schlecht behandelt werde, daß er sich der Handlungen nicht schuldig gemacht habe, die man ihm vorwerfe, daß er sich sehr danach sehne wieder nach Afrika zu kommen, und daß er hier ein

langweilig thatenloses Dasein führe, während er zu Hause über Zwanzigtausend regiert habe. Er sprach ruhig, aber mit Ausdruck, ohne Handbewegungen, ohne Erheben der Stimme, ganz anders, als es Neger gewöhnlich zu machen pflegen. Er hat eine breite Stirn, die Backenknochen treten hervor, und überhaupt ist die obere Hälfte seines Gesichts ähnlich gebaut wie bei den Lappen in der Umgebung von Tromsö. Über die Nutzlosigkeit seines Lebens in St. Vincent sprach er mit vielem Feuer, aber würdevoll. Seine Augen sind nicht groß, aber sein Blick ist gerade aus. Über die Schwarzen auf Jamaika sprach er verächtlich als von einem niederen Volke, einer feigen, unselbständigen Gesellschaft. Alles in allem hat mich seine Erscheinung überrascht. Er ist in seinem Auftreten und Ausdruck edler, als man sich einen Schwarzen in Mississippi oder Louisiana je denken kann. Sein Anzug bestand in einer Hausmütze aus Samt, einem weiten, schwarzen Rocke, weißen Strümpfen, Filzpantoffeln, einer schwarzen Hose und einem weißen Hemde. Im ganzen Zimmer fand sich nichts, was sich nicht mit dem regelmäßigen Aufenthalt eines reinlichen und ordentlichen Europäers vertragen hätte.

Dscha-Dscha erklärte mir, er könne nicht schreiben, aber er werde einen Schreiber annehmen und mir einen ausführlichen Bericht über die Geschichte seiner Beziehungen zu den Engländern zukommen lassen. Ich habe diesen aber niemals erhalten.

Die Fassung, die die Engländer der Sache geben, unterscheidet sich wesentlich von dem, was ich von den dicken Lippen der schwarzen Majestät gehört habe, und läuft im wesentlichen auf folgendes hinaus.

Das englische Gebiet von Sierra Leone war von feindlichen eingeborenen Stämmen verschiedentlich heimgesucht worden, und zu Anfang des Jahres 1887 hatten die Häuptlinge der Gallinastämme das ganze Land nach Apatschen-Art durchstreift, indem sie alle Dörfer in Brand setzten und soviel Unheil anrichteten, wie ihnen möglich war. Auch die englische Niederlassung am Manohflusse und die französische bei Sulymat wurden angegriffen.

Im September desselben Jahres machten Dscha-Dscha und die Seinen einen Angriff auf den englischen Konsul und eine Anzahl von Händlern, weil die Weißen den Versuch machten, in unmittelbare Handelsbeziehungen zu den Eingeborenen des Innern zu treten und sich von der Vermittelung Dscha-Dscha's zu befreien. Diese wichtige Thatsache wurde von Dscha-Dscha selbstverständlich geleugnet.

Hierauf fuhr das britische Kanonenboot, das überall zur Stelle war, den Fluß nach Dscha-Dscha's Niederlassung hinauf und drohte dieselbe niederzureißen, wenn Dscha-Dscha nicht ausgeliefert würde. Natürlich wurde er darauf sofort übergeben und nach Akkra gebracht. Am 21. November wurde die Hauptstadt und Festung des Stammes der Yonnie oder, wie ich auf Barbados hörte, der Bonnie, durch 250 Mann vom ersten westindischen Regiment und einer Abteilung der Polizeimannschaft aus Sierra Leone unter Sir F. de Winton eingenommen, ein Feldzug, bei dem die englischen Truppen sich drei englische Meilen lang unter feindlichem Feuer den Weg bahnen mußten. Die Dörfer der Eingeborenen wurden selbstverständlich in Brand gesetzt und viele Häuptlinge als

Gefangene fortgeführt. Zum Schlusse nahm Königin Viktoria die Bevölkerung der Ölflüsse vom rechten Ufer des Benin bis zum Rio del Rey unter ihre Protektion und verbannte Dscha-Dscha nach St. Vincent, viele hundert Meilen entfernt von dem Schauplatz seiner Hauptthätigkeit, mit einem Jahresgehalt von achthundert Pfund Sterling. Und trotzdem beklagt der thörichte Mann sich noch!

Vor Dscha-Dscha's Palast blieb ich auf dem Ufersande stehen, um mir den kleinen „Falcon" meines Freundes Knight anzusehen, ein Schiff, welches allen Lesern der reizenden Tagebuchschrift „The cruise of the Falcon" vertraut ist. Das kleine Schiff ist von Southhampton nach Südamerika und in den Rio de la Plata hineingesegelt. Als es nach Barbados zurückgekehrt war, wo Knight es verließ, wurde es zuletzt von dem schwarzen Hafenmeister von St. Vincent gekauft, der die Masten abnehmen und den Rumpf auf den Ufersand ziehen ließ. Hier wurde es endlich weiß gestrichen und der Bewunderung aller Freunde von fern und nah preisgegeben. Knight hatte mich wenige Tage vor seinem Fortgange aus New York gebeten, mit ihm eine Fahrt nach dem südatlantischen Ozean zu machen. Er wollte die wüste Insel *** aufsuchen und vergrabene Schätze ans Tageslicht fördern. Er hatte damals keine Ahnung davon, daß sein lieber, alter Falcon noch über Wasser und für alle Zwecke zu gebrauchen war; sonst hätte er mich ohne jeden Zweifel auf meinem Ausfluge begleitet.

Einige Neger waren damit beschäftigt, in der Nähe des Falcon Holz zu bearbeiten. Von ihnen lieh ich mir eine Leiter, mit deren Hilfe ich auf das Deck des Schiffes stieg. Von da kam ich über die steile Kajütentreppe ins Innere. Hinten fand ich eine Kajüte mit zwei Kojen, davor war ein Salon mit zwei weiteren Kojen und dem Speisetisch, an dem so manches Mahl verzehrt und so mancher Trinkspruch gesprochen ist. Im Vorderschiff fanden sich noch zwei Kojen für sechs Personen. Unendlich groß war die Zahl der Schränke und Verschläge, mit denen jedes verfügbare Eckchen ausgenutzt war, und die Deckengläser verbreiteten reichliche Helle im Innern. Trotz des geringen Raumgehalts schien der Aufenthalt in diesem Schiffe selbst auf weiten Reisen recht behaglich zu sein.

Als ich mich heute Morgen in aller Frühe nach dem hölzernen Kaibollwerke begab, hörte ich den regelmäßigen Gleichschritt einer größeren marschierenden Abteilung, was mir um so mehr auffiel, als ich wußte, daß keine englischen Soldaten hier in Garnison lagen. Meine Neugier wurde bald gestillt. Eine Abteilung deutscher Matrosen, fünfzig bis sechzig Mann stark, kam heranmarschiert. Am Kai machten sie Halt, nahmen dröhnend Gewehr ab und stiegen dann alle in einen Kutter, der von sechzehn Ruderern pfeilschnell auf die „Nixe" zugetrieben wurde. Sie waren alle in weißen Kleidern und sahen gesund, schön gebaut und gut ausgebildet aus. Das Einsteigen in das Boot geschah mit einer Lautlosigkeit und einer Schnelligkeit, wie ich sie bei englischen Theerjacken nie gesehen habe. Die Matrosen hatten in dem „Viktoriapark" auf einem kleinen, grünen, öffentlichen Rasenflecken exerziert und kehrten nun in ihr Schiff zurück. Eine andre Abteilung der Matrosen war an einer andern Stelle gelandet, wo sie Feld-

dienst übten, und an Bord zielte eine dritte Abteilung mit den Geschützen nach schwimmenden Scheiben. Einer der angesehensten englischen Kaufleute, der mich für die Dauer meines Aufenthalts zu sich eingeladen hatte, sagte mir später, das Auftreten der deutschen Matrosen an Land biete einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Benehmen seiner Landsleute, welche auf dem Lande nichts Andres zu thun wüßten, als sich voll Rum zu schlagen, lärmend durch die Straßen zu ziehen und dann vollständig berauscht an Bord zurückzukehren.

Die „Nixe" ist eins der beiden deutschen Schulschiffe, sie ist 1885 gebaut, hat eine Tragfähigkeit von ungefähr 1700 Tons und eine größte Breite von 41 Fuß, sie ist für Notfälle mit einer Schraube und einer Dampfmaschine versehen. Im Laufe des Tages ließ ich mich mit meinem Freunde nach der „Nixe" hinüberrudern und dreien der Offiziere in der Messe vorstellen, mit denen ich eine außerordentlich angenehme Unterhaltung hatte. Als ich vom Deck kam, war wieder das Geschützexerzitium im vollen Gange. Ich blieb einen Augenblick stehen, um einen Vergleich zwischen der Thätigkeit der deutschen und der englischen Matrosen ziehen zu können. Die letzteren habe ich auf den englischen Kriegsschiffen sehr oft gesehen. Die Geschütze waren Krupp'sche Hinterlader, die Jungen wurden also von vornherein an der besten Art von Kanonen eingeübt, und nicht an Vorderladern, wie es ja in der englischen Marine noch sehr häufig vorkommt. Die Geschütze wurden jedes von sieben Mann bedient, obgleich eigentlich acht dazu gehörten; und doch geschah alles mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, die gar nicht genug gerühmt werden kann. Die Schiffsjungen waren im zweiten Jahre ihrer Ausbildung. Wenn sie das dritte hinter sich haben, werden sie Matrosen, im ganzen dienen sie zwölf Jahre. Der Eifer, den der Leutnant auf den Dienst verwandte, und mit dem anderseits die Jungen aus „des Deutschen Vaterland" seinen Befehlen nachkamen, hätte gar nicht größer sein können. Einzelne Äußerungen dieses Eifers machten auf mich zuerst einen peinlichen Eindruck, so als ein Offizier einen Jungen so kräftig ins Gesicht schlug, daß man es über das ganze Deck hinweg hörte, „damit er seine Augen besser aufpellen" (öffnen) sollte. Auf einen Unbeteiligten, der mit ruhigem Blicke dabeisteht, haben solche kleinen Denkzettel eine unangenehme Wirkung, und es war mir recht fatal, Zeuge dieses Vorganges zu sein, aber der Erfolg zeigt, daß dies Verfahren zur Genugthuung der Offiziere doch auch seine gewissen Vorteile hat.

Als ich im Jahre 1884 in Kiel war, führte mich mein Freund, der verstorbene Karl von Bunsen, auf den deutschen Panzerschiffen umher. Hier flößte mir die Sorgfalt in der Ausbildung und die vorzüglichen Leistungen eine so hohe Bewunderung ein, daß ich damals an einen Freund schrieb, die Deutschen hätten in der Ausbildung des Personals nur noch wenig von den Engländern zu lernen. Mein jetziger Besuch auf der „Nixe", der Pflanzschule der deutschen Seemannschaft, hat dies Urteil bestärkt.[1])

---

[1]) Meine Bewunderung ist, soweit es möglich war, noch mehr gewachsen, als ich Gelegenheit bekam, im Jahre 1890 die vereinigten See- und Landmanöver in der Umgegend von Düppel und Flensburg aus der Nähe anzusehen.

Ich habe auf dieser Insel einen englischen Freund getroffen, der mir ein Pony verschaffte, mit mir in die Berge ritt und mich sogar auf den Pik geleitete, auf dem das verwahrloste Fort Charlotte steht. Nach dem Spazierritt führte er mich in sein herrlich gelegenes Haus; hier begrüßten mich seine Frau und seine acht Kinder und gaben durch ihr Dasein den Beweis, daß europäische Kinder auch in den Tropen frisch und herzig aussehen können, und europäische Mütter auch.

Der Landrücken, auf dem sein Haus liegt, erstreckt sich in die See hinaus und schließt den Hafen auf der einen Seite ein. An seinem äußersten Ende hat er eine Erhebung, die früher stark befestigt war. Noch heute ist die Stellung so stark, wie nur irgend eine in dieser Gegend zu finden sein mag, und trotz der veränderten Kampfweise würden sie jedem Sturm und jeder Beschießung Widerstand zu bieten vermögen. Aber die Geschütze, mit denen das Fort ausgerüstet war, sind von der englischen Regierung als altes Eisen verkauft worden, und es geschieht fast nichts, um diese prächtige Anlage vor dem Verfall zu bewahren. Dasselbe gilt ja leider auch von den drei Schwesterfestungen Grenada, St. Kitts und St. Lucia, indem nur für den letztgenannten Platz ein wenig gethan wird. Alle diese Inseln haben unter schlechter Verwaltung, unter der beständigen Abwesenheit der Grundbesitzer, unter der Konkurrenz des Rübenzuckers und unter vielen andern Umständen sehr gelitten, aber trotzdem liegt, so viel ich sehe, kein Grund vor, ihre Bedeutung heute geringer zu schätzen als zur Zeit ihrer höchsten Blüte. Der Boden ist so fruchtbar wie immer, und alle vier Elemente wirken zusammen, um hier alle Waren wachsen zu lassen, die der Nordländer braucht und doch in seinem eigenen Lande nicht gewinnen kann. Mit Energie und Kapital könnten die Karibischen Inseln zu recht schönen Besitzungen gemacht werden. Wenn auch die Ungunst der Zeit ihre Einkünfte vorübergehend herabgedrückt hat, so ist das doch kein Grund, sie aufzugeben oder sie zu vernachlässigen. Man sollte sich doch lieber mit allen Kräften ans Werk setzen, um herauszubringen, wo der Schuh drückt, unfähige Beamte entlassen, alle Stellen mit besonders tüchtigen Leuten besetzen, unternehmende und kapitalkräftige Kaufleute für die Ausbeutung der Inseln interessieren und vor allen Dingen den Bewohnern einmal zeigen, daß sie nicht ein bloßes Spielzeug des Mutterlandes sind, unnütze Schau- und Zierstücke, die man nach Gefallen und Laune hervorholen und wieder wegwerfen kann.

Mein englischer Freund ist nicht nur einer der hervorragendsten Kaufleute am Orte, sondern auch ein sehr begüterter Pflanzer und Eigentümer von einer oder zwei benachbarten Inseln. Er bewirtschaftet seine Zucker- und Kakao-Pflanzungen auf eigene Rechnung und spart die Kosten des Zwischenhandels, indem er mit den überseeischen Abnehmern selbst in Verbindung steht. Als praktischer Geschäftsmann chartert er amerikanische Schiffe und befrachtet sie mit Waren, von denen er annehmen kann, daß sie auf der Insel guten Absatz finden, und da er den Rhedern Rückfrachten in Zucker und Kakao zusichern kann, so bekommt er die Schiffe billiger als ein andrer, der sie nur für die Hinfahrt

annimmt. Er klagt nie über schlechte Geschäfte, weil er seine Eier nicht alle in einem Korbe hat, und wenn er sieht, daß es mit einer Art von Geschäften nicht recht geht, so treibt er so lange etwas Andres. In der letzten Zeit hat er sehr viel Geld für Kakaopflanzungen ausgegeben, und obwohl er bis jetzt nur Kosten und keine Einnahmen daraus gehabt hat, bleibt er doch dabei, weil er überzeugt ist, daß die Anlage gut ist.

Aber es giebt noch einen andern Grund, warum gerade er so wohlgemut ins Leben schauen und gute Geschäfte machen kann: er verbringt seine Zeit nicht mit Billardspielen und Trinkgelagen, wie unsre genialen Westindier es so gut verstehen. Solch' blühenden Teint und so klaren Blick, wie er hat, erwirbt man sich nicht durch Müßiggang; seine Gedanken beschäftigen sich nur mit seinem Berufe als Kaufmann von St. Vincent; er fühlt sein Glück darin, Vater einer zahlreichen Familie zu sein, und hat so viel auf und mit der stillen kleinen Insel zu thun, daß er nicht Zeit hat, sich zu langweilen. Er ist hier geboren und hofft, daß seine Kinder sein Geschäft und seinen Namen hier fortpflanzen werden. Er hat seine Schulbildung in England genossen und macht auch gelegentlich eine kurze Besuchsreise nach seinem Mutterlande, aber sein Herz gehört St. Vincent, und wo er auch weilt, fühlt er sich nur hier zu Hause. Die vielen mir bekannten Pflanzer, die ihre Besitzungen bis über den Wert mit Hypotheken belastet haben und nichts andres zu thun wissen als über die niedrigen Zuckerpreise zu klagen und von Jagdpartien in England zu träumen, sollten einige von den Grundsätzen meines vortrefflichen Freundes annehmen, und ich bin sicher, der Erfolg würde großartig sein, sowohl für sie wie für die Kolonien.

Wenig englische Schriftsteller verstehen es, die Nachteile, welche die Kolonien durch die Abwesenheit der Besitzer erleiden, genügend zu würdigen; das ist aber auch ganz natürlich, denn sie sind in einer Gesellschaft aufgewachsen, welche die Verantwortung für die bedauernswerte Lage Irlands nicht gern übernehmen möchte. Ich glaube, es ist ohne weiteres klar, daß die Verpächter, wenn sie auf ihren Besitzungen lebten, doppelt so viele Einnahmen aus ihren Ländereien erzielen würden als jetzt, wo sie die ganze Verwaltung ihres Vermögens in die Hand von Angestellten legen. Dies ist aber nichts Neues, denn Dr. Davy [1]), der St. Vincent im Jahre 1848 als General-Inspektor der Militär-Lazarette besucht hat, berichtet schon, daß von hundert Besitzungen nur zwölf von den Eigentümern an Ort und Stelle verwaltet wurden; und dabei ahnt Davy noch nicht, daß die verderbliche Abwesenheit den Besitzern wenigstens 4—5000 Mark jährlich kostet!

Die Lage von Grenada scheint damals, als Davy es besuchte, fast ebenso traurig gewesen zu sein als die von St. Vincent, und zwar aus demselben Grunde. Damals wohnten die Besitzer von 73 Pflanzungen (unter 120 im ganzen) außerhalb der Insel, und daneben litten sie und die Kolonie noch darunter, daß sie sehr hohe Hypothekenzinsen aufzubringen hatten. Von den Grundbesitzern Antiguas wohnten 75 Prozent anderswo.

---

[1]) **John Davy, the West Indies, London 1854.**

Was das Verhältnis der weißen und schwarzen Bewohner betrifft, so ist mein Freund auf St. Vincent der Ansicht, daß die Zahl der letzteren im Verhältnis mehr zunimmt als die der ersteren; aber er fühlt sich durchaus nicht entmutigt dadurch. Vielmehr glaubt er im Gegenteil, daß die Neger durch allgemeine Erziehung noch sehr gehoben und zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft und zu guten Geschäftsleuten herangebildet werden können. Wenn dies aber der Fall wäre, so würde viel mehr Kapital auf der Insel angelegt werden. Die Führerrolle auf dem Gebiete der Politik und des Handels würden im Laufe der Zeit die Schwarzen an sich ziehen, nicht wegen ihrer größeren Zahl, sondern weil sie unter sonst gleichen Verhältnissen dem Klima besser gewachsen sind als die Weißen.

Aber das sind Dinge, die wir nicht berufen sind zu erleben. Dagegen hält mein Freund mit Entschiedenheit an der Überzeugung fest, daß die Neger schon jetzt an Bildung und Wohlstand wesentliche Fortschritte gemacht haben und daß diese Fortschritte auch den Inseln im ganzen zu gute kommen. Er glaubt ferner, daß hier noch genug Raum für thätige, kapitalkräftige Menschen ist, um hier neue Erwerbsquellen zu finden und zu erschließen. Viele Pflanzungen sind hier ganz verödet, weil der Zucker den Anbau nicht mehr lohnt und weil die Besitzer nicht Energie oder Kapital genug haben, um etwas andres anzufangen. Die heutigen Schwarzen sind entweder selbst Sklaven gewesen oder Kinder von Sklaven, und für ihre Bildung ist bis in die allerletzten Jahre hinein nicht das Geringste geschehen. Aber jetzt ist so viel für sie gethan worden, daß mein Freund die freudigsten Hoffnungen auf die Zukunft setzt. Ebenso wie die andern englischen Kaufleute, die ich hier getroffen habe, malt er sich mit Behagen den Tag aus, wo diese Inseln einmal unter Yankeeherrschaft fallen werden. Die Westindier sehen, wie die englische Regierung von Jahr zu Jahr immer weniger Interesse an der Aufrechterhaltung ihrer Macht in diesen Gegenden zeigt, und sie sind auch selbst im stande zu erkennen, daß England kein finanzielles Interesse mehr an ihnen hat. Jedenfalls müssen sie wenigstens mit der Möglichkeit rechnen, daß sie eines Tages eine andre Flagge über ihrem Haupte wehen sehen, und schon dieser Gedanke muß ihrem englischen Nationalgefühle vielen Einhalt thun.

Nach Feierabend ließen wir uns von zwei Negern in eine geschützte, von Felsenriffen rings umgebene Bay hinausrudern, wo wir in die klaren Fluten tauchen und nach Herzenslust herumplätschern konnten. Das Wasser war von einer wunderbaren Durchsichtigkeit. Felsenspitzen, die nur drei Fuß unter dem Meeresspiegel zu liegen schienen, waren in Wahrheit so tief, daß wir nur mit Mühe zu ihnen hinabtauchen konnten, selbst wenn wir vom Rande des Bootes oder den höchsten Felsenklippen aus in das Wasser hineinsprangen. Es war das dritte Mal, daß ich in diesen Gewässern geschwommen habe. Das erste Mal war es von Barbados aus im Ozean, das zweite Mal im Blauen Becken in Trinidad. Die in den herkömmlichen Reisebeschreibungen regelmäßig wiederkehrenden Warnungen vor Seeungeheuern fingen daher schon an, mich ziemlich

kalt zu lassen. Auf Barbodos hieß es, daß das Wasser von Haifischen wimmelte, das Blaue Becken sollte der Lieblingsaufenthalt von Pythonen sein, und als wir auf St. Vincent unser Bad beendigt hatten, sagte mir mein Freund, hier habe ihn einmal ein riesiger Tintenfisch mit seinen Fangarmen ergriffen und so gestochen, daß er die Spuren noch lange Zeit hindurch sichtbar gehabt hätte. Aber uns passierte kein weiterer Schade, als daß wir von Seeeiern gestochen wurden, die in dieser Gegend in unglaublich großer Zahl herumschwimmen. Die Felsen schienen zu leben, so dicht waren sie mit kleinen, schwarzen Krabben bedeckt, aber mit einem Tuche konnte man sie leicht wegwischen. Von Haifischen sahen wir keine Spur, obgleich mein Freund mir sagte: „O ja, hier sind sehr viele in der Gegend, aber ich glaube nicht, daß sie sich an uns heranmachen, wenn sie nicht sehr hungrig sind.“ Dies sagte er, um mich zu beruhigen, aber ich hatte das Gefühl, als wenn wir uns mit unserm kurzen gemeinsamen Bade in eine sehr große Gefahr begeben hätten. Als wir zurückruderten, sahen wir das Wasser um den Bug der „Nixe“ von schwimmenden Matrosen wimmeln. Ich sah mich sofort danach um, ob für sie etwa besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen wären. Aber ich bemerkte nur, daß sie sich dicht gedrängt unter den Wasserstagen der Schiffe zusammen hielten.

Die heutige Bevölkerung muß einige Spuren von karibischem Blute tragen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist hier ein Sklavenschiff wrack geworden, und seit der Zeit scheinen Neger und Indianer bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts so ziemlich ihren eigenen Weg gegangen zu sein, indem die Neger einige Gewohnheiten von den Indianern annahmen, diese aber sich ihren afrikanischen Nachbarn fast vollständig anpaßten. Hier wie überall auf diesen Inseln sind die Indianer offenbar unfähig ihre Eigenheiten beizubehalten, wenn sie als Nachbarn mit einem andern Volke zusammenleben müssen. Überall sind Neger zu finden, Kariben nirgends, und dieser ganze Wechsel hat sich in ungefähr 100 Jahren vollzogen.

Im Jahre 1700 machte St. Vincent auf den französischen Missionär Labat einen wilden und unangenehmen Eindruck. Die Schaluppe, in der er seine Reise machte, war, sobald die Anker in den wunderschönen Hafen gefallen waren, auf allen Seiten von Negern und Kariben umgeben, welche nichts andres verlangten als Branntwein. Darin unterschieden sie sich wenig von den heutigen Eingeborenen. Beide Völker, Neger wie Kariben, hatten sich rot bemalt, aber die Neger waren an ihrem feinen, krausen Haare zu erkennen, während das der Indianer schwarz, lang, gerade und rauh war. Wenn aber auch beide ihre Köpfe rasiert hätten, so hätten sich die Kariben doch durch ihren Gesichtsausdruck, ihre Augen, ihren Mund und ihre fettere Statur ausgezeichnet, denn in allen diesen Punkten unterschieden sich die beiden Völker von einander.

Labat bezeichnete St. Vincent als das Zentrum der karibischen Republik, denn es übertraf alle andern Inseln, selbst Dominica, in der Zahl der Eingeborenen. Er hätte die Insel aber auch als die Haupt-Neger-Republik bezeichnen können, denn schon zu seiner Zeit waren die Schwarzen sehr zahlreich

geworden und den Indianern bei weitem überlegen. Die Neger waren meist aus Barbados entflohene Sklaven, welche in der Wildnis lebten, um sich vor der Verfolgung zu sichern. Sie waren von den einfachen Kariben freundlich aufgenommen, aber zuletzt kamen sie dazu, ihnen ihre Weiber zu stehlen und alles, was sie fanden, für sich in Anspruch zu nehmen. Noch 1719 spricht Labat von St. Vicent als von einer von Kariben und Negern durchstreiften Wildnis. In jenem Jahre hatten die Franzosen eine Abteilung von 500 Mann ausgesandt, um die entlaufenen Sklaven auszurotten oder an die Spanier zu verkaufen, aber die Verfolgten drehten den Spieß um, indem sie sich am Tage verbargen und des Nachts herauskamen und jeden Weißen töteten, den sie beschleichen konnten. Die Kariben blieben neutral: sie hatten wenig zu gewinnen, wenn die Franzosen siegten, und viel zu verlieren, wenn der Angriff mißlang.

Der einzige weiße Bewohner der Insel, dessen Labat Erwähnung thut, war ein Jesuitenmissionär, der es stündlich erwartete, niedergemacht zu werden, und der während seines ganzen vieljährigen Aufenthaltes nicht einen einzigen Eingeborenen bekehrt hat. Aber wer kann sagen, ob dieser selbstlose Mann nicht doch viel Gutes bewirkt hat? Heute sind 32 Kirchen auf St. Vincent, eine presbyterianische, 11 wesleyanische, 3 römisch-katholische und 17 anglicanische, also 29 protestantische und nur 3 päpstliche, aber wir nehmen an, daß der gute Mann, der zuerst das Evangelium in der Wildnis gepredigt hat, wenn er noch lebte, es immer noch lieber sehen würde, daß sein Volk die Bibel in einer ketzerischen Übersetzung als überhaupt nicht liest. Ich gebe freilich zu, daß diese Vermutung ziemlich gewagt ist.

Der verstorbene Vater Palladius, ein Archimandrit der griechischen Kirche, dessen Bekanntschaft ich in Peking zu machen das Vergnügen hatte, hat mir mit bewunderungswürdiger Freimütigkeit eingestanden, daß ihm während seiner dreißigjährigen Thätigkeit als Missionär in der Hauptstadt von China nicht ein einziger Fall von Bekehrung aus wahrer Überzeugung oder aus edlen Beweggründen vorgekommen sei. Freilich hat mich hierbei die Thatsache an sich selbst nicht so überrascht, wie daß ein Priester des russischen Kaisers mir unter den Umständen, in denen er sich befand, freiwillig ein solches Zugeständnis gemacht hat. Denn andre Missionäre, die ich in den verschiedensten Teilen jener Gegend gesehen habe, vom Jesuiten bis zum Kalvinisten, wußten mir nicht genug Wunder zu erzählen, wie schnell die heidnischen Chinesen ihre Gebetsstecken mit dem Katechismus vertauscht hätten.

Nur der Dominikaner Pater Labat wetteifert mit Palladius an Offenheit, er ist dafür auch der einzige, so viel ich sehe, von dem sich dies rühmen läßt. Er sagt von den Kariben, die er 1694 auf allen diesen Inseln verbreitet fand, daß sein Orden schon dreißig Jahre und länger Missionen unter ihnen erhalte, daß die Priester die Sprache der Eingeborenen beherrschten, unter ihnen lebten und sie im Katechismus und den Gebeten unterrichteten, kurz nichts vernachlässigten, was dazu führen könnte, sie für Gott zu gewinnen, und alles das ohne jeden Erfolg.

Er spricht auch von drei Ordensbrüdern, die schon mehr als fünfundzwanzig Jahre auf Dominica zugebracht und dabei nicht mehr erreicht hätten, als ein paar sterbende Kinder und hoffnungslos erkrankte alte Leute zu taufen. Er erwähnt auch einen vornehmen und sehr reichen Mann, Chateau-Dubois, der sich eigens auf Guadeloupe niedergelassen hatte, um dort die Kariben zu bekehren. Dieser hatte sein Haus beständig voll von ihnen und unterrichtete sie mit großer Sorgfalt und im Geiste der Liebe; und doch hatte er bei seinem Hinscheiden nicht den Trost gehabt, einen einzigen von ihnen zu einem guten Christen zu erziehen. Denn die wenigen, die er dazu gebracht hat sich taufen zu lassen, sind alsbald wieder in ihre früheren Lebensgewohnheiten zurückgefallen, sobald das gastfreie Haus des Missionärs geschlossen wurde. Labat, der dies erzählte, erwähnt dann einen andern Missionär, der sich von der Bekehrungsarbeit auf der Insel Dominica enttäuscht zurückgezogen habe, und benutzt dann diese herrliche Gelegenheit, den Jesuiten einen kleinen Hieb zu geben, eine Versuchung, der, nebenbei bemerkt, ein Dominikaner damals nicht wohl widerstehen konnte.

Die Thatsache, daß die Jesuiten ihre Mission auf St. Vincent noch unterhielten, erklärt er damit, daß nur die fromme Gesinnung König Ludwigs XIV. von Frankreich ihren ferneren Aufenthalt ermöglichte, und fügt dann spöttisch hinzu: „Es wäre doch zu wünschen, daß die Zukunft ihnen mehr Erfolge für ihre vielen Bemühungen brächte, als sie bis jetzt gehabt haben.“ Zur Erläuterung der Pointe seiner Bemerkung fügt er hinzu, daß auch die Jesuiten bis zum Jahre 1694, wo er diese Worte geschrieben hat, ebenso wie die andern Missionäre nicht mehr erreicht hätten als die Taufe von ein paar Säuglingen, die im Sterben lagen.

Die Missionäre jener Zeit haben das schnelle Aussterben der Kariben schon vorausgesehen. Labat sagt, daß nur drei Dinge sie aus ihrem gewöhnlichen Gleichmut aufstören könnten: die Eifersucht auf ihre Weiber; der Rachedurst, wenn sie einen Mann verfolgten, der ihnen Unrecht gethan hätte; und vor allen Dingen ihr leidenschaftliches Verlangen nach Feuerwasser. Außer diesen drei Dingen sei nichts in der Welt im stande, sie aufzuregen.

Die ersten Kariben, mit denen Labat zu thun hatte, kamen nach Martinique herüber, wo er sich damals aufhielt: 47 Mann in zwei Böten, von denen das eine 29 Fuß lang und an der breitesten Stelle $4^1/_2$ Fuß breit, das andre 42 Fuß lang und 7 Fuß breit war. Labat bezeichnete das kleinere als Pirogue, das größere als Bacassas. Beide müssen sehr seetüchtig gewesen sein, denn die Besatzung bot dem Missionär „mit verbindlicher Höflichkeit“ den Arm eines Engländers an, den sie als Siegeszeichen von Barbuda mitgebracht hatten. Dorthin hatten sie nämlich einen Streifzug gemacht, sechs Menschen erschlagen und eine Frau und zwei kleine Kinder von da mitgeschleppt. Auch mir sind kleine schwarze Kinder angeboten worden, und zwar von den Papua auf Neu-Guinea. Aber im Gegensatze zu den alten Kariben verlangten die heutigen Wilden eine Gegenleistung. Der Marktpreis für kleine Kinder besteht in jener Gegend in einer Pistole. Aber ich lehnte es ab, in dieser oder irgend einer andern Weise

auf den Handel einzugehen, und so hoffe ich im Interesse der armen kleinen schwarzen Pikaninis, daß ihr Marktpreis nunmehr etwas gesunken sein wird.

Wenn die Boote, die Labat gesehen hat, wirklich von Barbuda kamen, so haben wir guten Grund zur Annahme, daß die Indianer zu jener Zeit ständig eine Verbindung zwischen Florida und der Orinokomündung unterhalten haben, und zwar nicht nur über das zentralamerikanische Festland, sondern auch über die Inselkette, die zur Schiffahrt geradezu herausfordert. Natürlich hatten sie aber weder Kompaß noch Seekarten. Die einheimischen Bacassas hatten drei Masten, von denen der vorderste oft mit einer Raae versehen war, nach Art unsrer Barkantinen (Schoonerbarken). Karibische Bootsflotten mit den viereckigen Segeln an den vorderen Masten erregten bei ihrer Ankunft in diesen Inseln vielfach Unruhe, da man sie bei unklarem Wetter öfters für feindliche Flotten hielt. Einmal ist es vorgekommen, daß die ganze Bevölkerung einer Insel zu den Waffen gerufen wurde, und zuletzt kam es heraus, daß nur ein harmloses Geschwader von dreißig Eingeborenen-Booten den Gegenstand des Schreckens gebildet hatte. Labat rühmt den Mut und die Geschicklichkeit der Kariben, mit der sie ihre großen Boote durch die Brandung in die See brachten, indem sie mit ihnen durch die Sturzwellen schwammen und dann mit großer Gewandtheit hineinsprangen; und wie schwer dies ist, weiß ich aus vielfachen eigenen Versuchen.

Daß die Kariben von den ersten Kolonisten ausgerottet sind, ist bei den Eigenschaften, die Labat ihnen zuschreibt, eine naheliegende Folge, besonders bei ihrer Leidenschaft für starke Getränke. Auch ihre kindische Unfähigkeit zu Geschäften fiel dem Frater auf, und er giebt den Rat, daß, wer mit ihnen handeln und ihnen Geld anbieten will, die Münzen nicht auf einen Haufen oder in Säulen aufeinander, oder auch einander überdeckend hinlegen darf, weil die Menge dann keinen Eindruck auf sie macht. Man darf die Stücke auch nicht in zwei oder mehr Reihen ordnen, sondern nur in einer langen Reihe, jedes Stück hübsch von dem andern getrennt, wie die Soldaten bei einer Felddienstübung, und dann kann der Wilde nicht widerstehen. Eine zweite weltliche Klugheitsvorschrift des geistlichen Reisenden ist die, daß man das, was man von einem Kariben gekauft hat, so schnell wie möglich verstecken muß, denn die Launen der Eingeborenen wechseln rasch. Es kann leicht vorkommen, daß ihn der Handel gereut, und dann nimmt er es dem Käufer wieder weg, ohne sich wegen der Rückgabe des Geldes viel Sorge zu machen. Das Beispiel zeigt auch, wie wenig entwickelt das Gewissen der unkultivierten Leute ist.

Die romantische Geschichte der Meuterei auf der Bounty habe ich mir bei einer Segelfahrt durch die ostasiatische Inselwelt zwischen Java und Neuguinea erzählen lassen, denn in diesen Gewässern, zu Füßen der wundervollen Felsenspitzen der Insel Timor, verschaffte sich der mutige Kommandant die Mittel zur Rückkehr nach England. Sein Name war Leutnant Bligh, und es war derselbe, der vier Jahre später, 1793, den Brotbaum auf St. Vincent eingeführt hat. Er hatte die Reise um die Welt unter Cook gemacht und war 1789 Kommandant der Bounty, die mit Brotbäumen befrachtet und nach Westindien bestimmt war.

Ehe aber die Reise drei Wochen gedauert hatte, meuterte die Mannschaft und steckte Bligh und die achtzehn, die zu ihm hielten, in den Kutter; sie gaben ihnen 150 Pfund Brot, 28 Gallonen Wasser, etwas Rum und Wein, einen Kompaß und einen Quadranten, ein paar Stücke Schweinefleisch und einige Kokosnüsse mit und ließen sie treiben, 3500 englische Meilen von der holländischen Kolonie Timor. Die Ausgesetzten erreichten diese Insel in 41 Tagen unter vielen Entbehrungen und mancherlei Lebensgefahren, verfolgt von den Tücken des Meeres und noch mehr von den Nachstellungen der Menschenfresser, die in dieser Inselwelt leben, der Vorfahren jener Schurken, die auch unser Schiff umringten, als ich diese schöne, aber wilde Gegend besuchte.

Die ganze Geschichte ist zu lang, um sie hier zu erzählen: zehn der Meuterer wurden später hingerichtet, aber einige andre siedelten sich auf der Insel Pitcairn an und wurden in der Folge begnadigt. Leutnant Bligh bekam ein andres Schiff und, wie ich schon erwähnte, eine andre Ladung von Brotbäumen, die er dann glücklich nach St. Vincent gebracht und dort eingepflanzt hat.

Res sacra miser.

Betrachtungen eines Südostdeutschen.

Von

A. Freiherrn von Dumreicher,

österr. Reichsratsabgeordneter.

(Schluß.)

Die Aussichten der Deutschen gestalten sich unter diesen Umständen um so trüber, als ihr Verteidigungskampf fast nirgends vom ganzen Volke geführt wird. Der großstädtische Radikalismus, unter so verschiedenen, wechselnden Namen er auftreten mag, ist immer national geschlechtslos. In den südlichen Gebieten steht, durch kirchliche Einwirkungen bestimmt, ein großer Teil des Bauernstandes und ein kleinerer Teil der vornehmen Gesellschaft, in den nördlichen der zahlreichere und am meisten begüterte Teil der Grundaristokratie zur Sache der nationalen Feinde. So bleibt der Schutz des Deutschtums wesentlich nur den gebildeten, mittleren Ständen in die Hände gelegt, welche weder durch Aufgebot von Massen noch durch Größe des Landbesitzes Macht entwickeln können und deren Aktionsfähigkeit überdies dadurch an vielen Stellen gelähmt wird, daß die Klassengegensätze der Gegenwart auch in Bürgertum und Intelligenz Spaltung, Verwirrung, Apathie erzeugen und feigen wie feilen Seelen den Abfall erleichtern. Desto mehr sind die feudal-klerikalen Gönner des Slawentums mit allem ausgerüstet, um die verteidigenden Anstrengungen treuer deutscher Minderheiten niederzuhalten. Die Hand dieser Magnaten kann sich schwer auf die kleinen

Leute ihrer Umgebung legen. In dem national meist umstrittenen Böhmen entfallen vom gesamten Eigentum an Grund und Boden über 12·25 Prozent auf den fideikommissarischen und 22 Prozent auf den allodialen Großbesitz. Mehr als ein Neuntel des ganzen Landes gehört bloß 57 Adelsgeschlechtern. Unter diesen Grundherren giebt es nicht wenige fränkischen, schwäbischen, bajuvarischen, niedersächsischen Ursprungs. Mancher von ihnen aber widmet seinen ganzen materiellen und sozialen Einfluß den tschechischen Zielen. So entartet germanisches Blut in der Luft römischen Kirchentums. Der Schluß aus allen diesen Voraussetzungen kann aber nur dahin gehen, daß ein Volk, welches in seinem Ringen um die nationale Fortdauer von seinen Priestern und von seinem Adel verlassen ist, sich schwerlich wird behaupten können. Tiefe Ursachen sind hier wirksam. Seit der Reformation hat das geistige und sittliche Leben der germanischen Welt eine Entwickelung genommen, welche in deren katholisch gebliebenen Minderheit gesunde konservative Richtungen ausschließt. Jede konservative Bestrebung in diesen unglücklichen Bevölkerungen bethätigt sich antinational und deshalb statt mit erhaltendem, mit zerstörendem Erfolg. In den gemischtsprachigen Ländern Österreichs sind aus den Priesterbildungsanstalten die Deutschen teils ganz verschwunden, teils zu winzigen Ziffern herabgesunken. In Kärnten z. B. ist ein Drittel der Bevölkerung slawisch, zwei Drittel sind deutsch; das Kärntner Priesterhaus jedoch zählt zwei Drittel slawischer und kaum ein Drittel deutscher Zöglinge. Schlimmer noch steht es in den Nordprovinzen. Aber auch die rein deutschen Länder, darunter solche, in denen klerikale Gesinnungen überwiegen, vermögen ihren Bedarf an Seelsorgern nicht aus eigenem zu decken; ihre Seminare sind angefüllt mit slawischen Alumnen. Von Jahr zu Jahr wächst daher in ganz Österreich die Zahl deutscher Pfarreien, in denen Priester fremder Zunge wirken. Wahrlich, eine sonderbare deutsch-konservative Entwickelung!

Ein Zusammentreffen so vieler Bedrängnisse von so vielen Seiten muß die Widerstandskraft des österreichischen Deutschtums übersteigen: im Stich gelassen, verleugnet, ja bedrückt von den alten historischen Mächten, liegt es gleichzeitig im Kampfe mit der größeren Menge, die, weil sie die größere Menge ist, einen modern demokratischen Zug ihrer Sache beimischt und damit gewissen Neigungen des Zeitalters schmeichelt. Man mag die Erscheinungen der nationalen Dynamik in Österreich betrachten, wie man will, immer überzeugt man sich, daß der Slawe am längeren Hebelarme sitzt. Aber so verschiedene Gefahren dem österreichischen Deutschtum auch drohen, noch scheint seiner Not die letzte Ausdehnung nicht gegeben, so lange der Staat von Gegnerschaft frei zu bleiben den Willen hat. Damit steht man vor der großen Frage: Kann der Staat auf die Dauer dem Willen der Gesellschaft widerstreben, wie er in so vielen Lebensäußerungen hoher und niederer Stände sich ankündigt? Freilich wird damit die Gegenfrage hervorgerufen, ob diese Lebensäußerungen und ob jener Wille sich so stark hätten entwickeln können, wenn der Staat in einer festen Richtung einhergeschritten wäre. Jedenfalls bestanden und bestehen für den österreichischen Staat gewichtige Interessen, die letztere Frage nicht ohne weiteres zu bejahen, die erstere nicht ohne

weiteres zu verneinen. Jedoch ist nicht zu verkennen, daß auch sehr gewichtige Interessen erloschen sind, die ihn ehemals zur Schonung, ja zur Pflege des deutschen Elements bestimmen mußten.

Als im Jahre 1526 die österreichische Monarchie entstand, war die deutsche Kaiserkrone bereits beim Hause Habsburg, damals allerdings vorübergehend bei der spanischen Linie, drei Jahrzehnte danach aber bei der österreichischen. Die erste Krone der Christenheit, welche schon im 13. Jahrhundert Rudolf I. getragen, von Kaiserwahl zu Kaiserwahl immer wieder zu gewinnen, mußte ein lebhaft verfolgtes Ziel der österreichischen Regenten sein. Damit war aber für sie der Wunsch erregt und wach erhalten, in den Augen der Nation als deutsche Landesherren zu gelten. Denn, wenn auch frühere Jahrhunderte in nationalen Dingen läßlicher dachten und empfanden wie das 19., so wurde doch thatsächlich während des ganzen geschichtlichen Verlaufes die Kaiserkrone nie einer ganzen Reihenfolge von Fürsten übertragen, die einer deutschen Hausmacht entbehrten. Der Besitz einer solchen war also für die Habsburger wertvoll, wenngleich er nicht genügte als Grundlage für ihre so lange behauptete große Stellung in Deutschland. Man darf vielmehr bei dem Kräfteverluste des südöstlichen Deutschtums, der schon im 16. Jahrhundert zur Zeit des Entstehens des österreichischen Staates kaum mehr ersetzbar schien, noch eine andre Basis derselben vermuten. Allgemeine Weltverhältnisse mochten es sein, welche der Beziehung zwischen der Nation und dem Erzhause Stetigkeit gaben. Die Habsburger als Herren an der Donau, als Gebieter über die Alpenherzogtümer, die böhmischen und ungarischen Länder waren die zunächst berufenen, machtbefähigten Beschützer Deutschlands gegen die Türken, und deshalb gewöhnten sich die Deutschen, ihnen durch Jahrhunderte immer wieder die ehrwürdige Krone zuzuwenden. Dieselben Verteidigungszwecke, welche auf die Gründung der österreichischen Monarchie, als einer Vormauer gegen die Osmanen, hingetrieben hatten, hielten auch die Kaiserwürde bei dem österreichischen Hause. Natürlich fehlte für die Dynastie, so lange diese Verhältnisse währten, jeder Anlaß, eine Schwächung der deutschen Bestandteile ihres landesherrlichen Gebietes zu planen. Wohl änderte sie in den ersten hundert Jahren des österreichischen Staatslebens der ständischen Macht gegenüber nur wenig an der für die Deutschen abträglichen Lage, wie sie seit den Hussitenkriegen in den Nordprovinzen sich herausgebildet hatte. Ja, sie bekämpfte bis weit ins 17. Jahrhundert hinein in dem protestantischen Bekenntnisse unbewußt zugleich die beste Kraft ihrer erbländischen Deutschen. Nach hergestellter Glaubenseinheit aber entfiel fast aller Widerstreit der Interessen. Sie war fortan geneigt, die Ausbreitung der deutschen Sprache in ihren Landen zu begünstigen, dem deutschen Unterthan mehr zu vertrauen wie jedem andern. Patriarchalische Herzlichkeit prägt sich jetzt im Verhältnis des Deutschösterreichers zu seinen kaiserlichen Herren aus. Und dieses Verhältnis gewinnt an Gewicht im 18. Jahrhundert. Seit dem Passarowitzer Frieden kündigt sich nämlich der Verfall der osmanischen Macht an, fühlt sich der europäische Westen von der Türkengefahr befreit. Mit diesem rühmlichen Abschluß seiner Sendung verliert das deutsche

Kaisertum der Habsburger eine seiner Wurzeln, diejenige, welche aus allgemeinen Weltverhältnissen sprießt. Nur die kleinere Wurzel bleibt zurück, die deutsche Hausmacht. Diese zu kräftigen, muß jetzt ein ernstes Ziel österreichischer innerer Politik werden. Wie dringend die Aufgabe ist, tritt bald hervor. Kurz nachdem Prinz Eugen, der letzte und größte der Türkenbesieger, die Augen geschlossen, entbrennen die deutschen Hegemonenkriege, in welchen anfangs scheinbar Schlesien den Kampfpreis bildet, in Wahrheit aber um die künftige Führung der Nation gestritten wird. Solche Entwickelung der Dinge erklärt den starken germanisatorischen Zug in den Staatsreformen Maria Theresias und Josephs II. Diese Monarchen empfinden es deutlich, daß der vielgestaltige politische Bau, dessen Hüter ihr Fürstengeschlecht ist, eine breitere deutsche Basis braucht. Daher ihr thatkräftiges Streben nach einheitlicher, das ist deutscher Bildung in Verwaltung, Rechtspflege, Schule und Heer. Ihre Einrichtungen, die Überlieferung ihrer Staatsauffassung dauern noch lange, wiewohl abgeschwächt, fort, auch dann noch, nachdem der deutsche Bund an die Stelle des alten Reiches getreten ist. Durch ein halbes Jahrhundert nimmt Österreich die auszeichnende Stellung der Bundespräsidialmacht ein, der die Erinnerung an die deutsche Kaiserzeit einen wiewohl verblaßten, doch nie ganz verlöschenden Zauber verleiht. Der österreichische Staat hätte jetzt um so mehr Grund, seine deutschen Kraftelemente zu entwickeln, als in Deutschland dieser Stellung immer zahlreichere Gegner erstehen, welche, um der öffentlichen Meinung den preußischen Primat wirksamer anzuempfehlen, den allzu undeutschen Charakter des Donaureiches betonen. Wenn die österreichische Regierung bis zur Mitte unsres Jahrhunderts dennoch eine Thätigkeit in dieser Richtung vermissen läßt, so erklärt sich dies zur Genüge aus der Unfruchtbarkeit, welche in allen Richtungen für die innere Verwaltung der Epoche bezeichnend ist. Keineswegs kann man aber behaupten, daß damals schon ein den Deutschen feindseliger Geist herrschte. Es herrschte eben damals gar kein Geist, und ein schlaffes Regiment dämmerte gedankenlos fort bis 1848. Dann, nach den Erschütterungen durch Aufruhr und Bürgerkrieg, rafft sich in den 50er Jahren der germanisatorische Wille zum letzten Male in Österreich auf und sucht dem Staate festeren Zusammenhang zu geben, zugleich sein Gewicht in der deutschen Welt zu mehren. Aber schon sind die wirtschaftlichen und sozialen Bewegungen im Wachsen, welche dem südöstlichen Deutschtum den ihm bis dahin verbliebenen, schmalen Boden unterhöhlen. In den 60er Jahren ist die nationale Zerrissenheit bereits so tiefgehend, die Verwirrung der Parteien so gestiegen, die Führung des Staates so unsicher und planlos, daß nichts mehr zu widerspruchsvoll erscheint, als daß es sich nicht dennoch ereignen könnte: Österreich führt nach außen um seinen alten Ehrenplatz in Deutschland einen blutigen Krieg, während im Innern das Ministerium des Grafen Belcredi die Deutschen zurückdrängt und den Slawen Einlaß gewährt in neue und sehr mächtige Stellungen. So große Bahnveränderungen der politischen Geschichte vollziehen sich aber selten in ganz gerader Linie; sie pflegen vielmehr wiederholt den alten Richtungen zuzustreben, ehe sie dem neuen Wege dauernd folgen. Auch Österreichs innere Politik vermag nicht

in wenigen Jahren alle deutschen Traditionen von sich abzustreifen. In der ersten Zeit nach dem Prager Frieden bestehen ja sogar noch Hoffnungen, wenigstens in Süddeutschland einen gewissen Einfluß wieder zu erringen. Welfische und andre partikularistische Emigranten pflegen zu Wien in ihrem Sinne den deutschen politischen Ideenkreis. Dies wirkt mittelbar auf die innere Politik und schafft den österreichischen Deutschen wieder eine Frist zum Atemholen. Doch ist die Staatsleitung schon zu sehr ins Schwanken gebracht, als daß der Frist einige Dauer beschieden sein könnte. Nur kurze Zeit hat es den Anschein, daß durch den Ausgleich mit Ungarn eine Führung des östlichen Staates durch die Magyaren, des westlichen durch die Deutschen gesichert sei. Denn nach wenigen Jahren nimmt das Kabinett Hohenwart den Versuch auf, die slawischen Stämme zur Basis des westlichen Staates zu machen. Allerdings nicht mit glücklicher Hand und nicht zu gelegener Zeit. Die Regierung entfesselt zu plötzlich den ungestümen Übermut des tschechischen Volkes, und ihre Unternehmung fällt in einen Augenblick, wo die Welt von dem Erstaunen über die Kraftentfaltung Deutschlands im französischen Kriege sich noch nicht erholt hat und deren Folgewirkungen nicht zu überschauen vermag. Man lenkt in Österreich noch einmal ein. Das Ministerium Auersperg wird berufen. Aber nach allem Vorangegangenen fehlen dieser Regierung die Bedingungen einer durchgreifenden Handlungsweise. Sie vermag nur unzulängliche Schutzmaßregeln gegen erneute slawische Angriffe zu treffen. Seit der Mitte der 70er Jahre wagt sie an wichtige innere Fragen kaum mehr zu rühren. Denn es besteht in Wien eine slawische Unterströmung, deren Kraft, aus den mittägigen Provinzen wie von Böhmen her genährt, in dem Maße anschwillt, als seit dem Ausbruche des Aufstandes in der Herzegowina eine gesteigerte Aufmerksamkeit sich den südslawischen Stämmen zuwendet. Der russisch-türkische Krieg von 1877/78 hinterläßt eine neue Lage. Während die Begrenztheit der Macht des Hohenzollernschen Reiches nach und nach zu allgemeinerem Bewußtsein kommt, eröffnet sich für das Haus Österreich die Aussicht auf Eroberungen in der slawischen Welt. Das Auersperg'sche Ministerium, welches sein Dasein zum großen Teile Erwägungen der äußeren Politik verdankt hatte, büßt unter den neuen europäischen Verhältnissen seine schwache Lebenskraft ein. An der Neige der 70er Jahre bilden die Wiener Bemühungen um die Sympathie der Südslawen, der Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses und die Einsetzung des Kabinetts Taaffe drei bedeutsame Erscheinungen, die nicht nur zeitlich nahe aneinander liegen, sondern auch sachlich eng zusammenhängen.

Das österreichische Slawentum durchlebt von nun an eine Glanzperiode, in der es die Deutschen den ganzen Druck seiner Überzahl fühlen läßt und ihnen jede politische Zukunft abzuschneiden sucht. Es gelingt ihm jetzt um so besser, seine Herrschaft über den Staat zu organisieren, als es nicht mehr besorgen muß, wie in den Tagen Hohenwart's, durch ein Aufwallen verletzten Geblütsstolzes in Deutschland seine Unternehmung gestört zu sehen. Denn schon hat am nationalen Enthusiasmus im deutschen Reiche die abkühlende Kraft der Zeit ihre Wirkungen geübt, nüchtern wird dort ausgerechnet, daß der neue Nationalstaat zu schwach ist;

Volksgenossen in andern Ländern zu schützen. Unbehelligt, aber nicht unvorbereitet, geht jetzt das Slawentum in Österreich an sein Werk. Seit den 60er Jahren ist ihm zweifach vorgearbeitet, bezüglich des älteren wie des jüngeren Geschlechts. Was nämlich das ältere, unter den früheren staatlichen Verhältnissen erzogene Geschlecht betrifft, hat man die Fiktion einzubürgern gewußt, daß österreichische Slawen, welche des Schreibens und Lesens überhaupt kundig sind, die bisher übliche deutsche Staatssprache plötzlich nicht mehr verstehen, und was das jüngere slawische Geschlecht anbelangt, hat man Schulen eingeführt, an welchen in der That die Kenntnis der Staatssprache nicht mehr erworben wird. Je mehr nun wirklich infolge der neuen Einrichtungen die Verbreitung der deutschen Sprache in den national gemischten Gegenden abnimmt, desto leichter läßt sich dort auf den mannigfachsten Lebensgebieten die Forderung begründen, daß auch die Geschäftssprache geändert werde, und je mehr man diese ändert, desto sicherer werden die Arbeitskräfte deutschen Stammes von den Anstellungen fern gehalten, desto ausschließlicher gestaltet sich ein Monopole für slawische Bewerber. Freilich schränkt sich dadurch zum sachlichen Schaden die Auswahl unter den Personen auch derart ein, daß sich nun die Aussicht auf Ämter und Würden einer Gattung von Leuten eröffnet, die sonst im zivilisierten Abendlande gesellschaftlich und geistig niederen Ordnungen zugerechnet wird. Aber große materielle Triebkräfte verbünden sich dadurch den slawischen Bestrebungen. Denn auf je zahlreichere Plätze fortan Männer hintreten, für die nichts spricht als ihre slawische Zunge, um so allgemeiner wird nach und nach auch die slawische Gesinnung zum Beurteilungsmaßstabe erhoben für die Eignung jedes Anzustellenden in der Verwaltung, in der Rechtspflege, im Lehramte. So ist das, was oberflächlichen Betrachtern als sprachliche Pedanterie der slawischen Parteien, als Gleichberechtigungssport aus Eitelkeit erscheint, in Wahrheit ein sehr ernstes Hilfsmittel im nationalen Eroberungskampfe. Denn nicht bloß, wie vorgeschützt wird, um Änderungen in der Amtssprache handelt es sich, sondern um Änderungen in der Beamtenschaft, und die ganze Bewegung läuft schließlich hinaus auf eine Verdrängung der Menschen der einen Volksart durch die Menschen der andern. Auf diese Weise nimmt man den einzelnen Deutschen Brot, Stellung, Einfluß, auf diese Weise entzieht man ganzen deutschen Bevölkerungen den gewohnten Schutz des Beamtentums und auf diese Weise bringt man, über die slawischen Sprachgrenzen hinaus und mitten in deutsche Gegenden und Kulturinseln hinein, an die Spitze des zuströmenden slawischen Proletariats auch eine slawische Intelligenz. Damit ist aber eine der wichtigsten Neuerungen geschaffen. Denn diese slawische Intelligenz besorgt die Führung der eingewanderten niederen Volksmenge und vollendet die Beugung der einheimischen deutschen Bürgerschaften. Wie von jetzt an in der Stadt so mancher slawische Verwaltungsbeamte, Richter, Notar, Schreiber, Lehrer zum Vorteile des Slawentums sich bethätigt, so auf dem Lande der Priester und der feudalklerikale Gutsherr — bis unter diesem Zusammenwirken von Kanzlei, Schule, Pharrhof und Edelsitz ganze Bezirke, ja ganze Provinzen ihren früheren deutschen Anstrich verloren und einen slawischen angenommen haben.

Wie rasch eine solche Entwickelung zur gänzlichen Umdrehung eines überlieferten Zustandes führen kann, zeigt sich unter dem von 1880—1890 in Österreich geführten Regiment. Die Deutschen, welche durch ihre starke Beteiligung am Staatsdienste ehemals der österreichischen Beamtenschaft den einheitlichen Charakter und der deutschen Art ein Übergewicht im öffentlichen Wesen gegeben hatten, so daß sie in den verschiedenen Berufszweigen mit weit höheren Verhältnisziffern, als ihrer Volkszahl entsprach, vertreten waren, verschwinden in dem genannten Jahrzehnt aus vielen Ämtern, ja auf großen Gebieten des Staatslebens beginnt der deutsche Nachwuchs nahezu auszubleiben. Nach der Volkszählung von 1890 betrug in Böhmen die Zahl der tschechischen Einwohner 3 644 000 und die der deutschen 2 159 000. Im selben Jahre 1890 befanden sich aber unter den 257 Gerichtsauskultanten des Landes nur mehr 31 Deutsche, und unter den 46 staatsanwaltschaftlichen Beamten gab es bloß noch 2, die sich als Deutsche bekannten. Das sind aber nicht etwa bloß Zustände der Provinz und der unteren Rangstufen. Auch in den höchsten Kreisen des Beamtentums und im Staatsmittelpunkte hat sich unter dem Ministerium Taaffe der traditionelle Einfluß der Deutschen in sein Gegenteil verkehrt. Im obersten Gerichtshofe in Wien saßen 1890 unter 44 Hofräten 34 Nichtdeutsche und nur 10 Deutsche. Bemerkenswerte Ziffern! Also nicht bloß um die historische Rolle der Deutschen im österreichischen Staatsdienste ist es geschehen, nicht nur ihr eigenartiger Kulturwert kommt hier nicht mehr zur Geltung, sondern der Umfang ihrer Beteiligung an der Amtsmacht bleibt bereits zurück hinter dem Verhältnisse, wie es durch die rohe Volksziffer gegeben wäre. So tief und schnell sinkt ein vornehmes nationales Element, wenn sich zu abträglichen wirtschaftlichen Entwickelungen, zur aufsteigenden Klassenbewegung der Gegner und zur Anfeindung durch die Kirche schließlich auch noch die Abgunst der Staatsgewalt gesellt.

Es bildet sich dann die Tendenz heraus, mittelst einer gekünstelten Auslegung der Volksbedürfnisse der zweisprachigen Länder den Deutschen in seiner eigenen, engsten Heimat von sämtlichen Verwendungen im öffentlichen Dienste bis auf die kleinsten und unscheinbarsten herab auszuschließen, dem deutschen Verwaltungsmann, Juristen, Arzt und Techniker in seiner Vaterstadt die Bekleidung eines Amtes zu versagen, dem altgedienten Unteroffizier, sobald er ein Deutscher ist, seine ihm von der Reichsgesetzgebung zugesicherte bürgerliche Versorgung zu verweigern — und das alles unter dem Vorwande einer Wahrung des gleichen Rechtes der Sprachen. Dadurch schränkt sich für die Beamtenlaufbahnen der Deutschen der Bewegungsraum geographisch derart ein, daß der weitaus größte Teil des Reichsbodens ihnen versperrt und gar kein Teil ihnen vorbehalten ist. Es fehlt an jeder Ausgleichung für sie. Während in den polnischen, in den südslawischen Provinzen, in den großen Sprachgebieten der Tschechen kaum mehr ein Deutscher in öffentlichen Diensten angetroffen wird, schrumpft auch in den national gemischten Gegenden die deutsche Beamtenschaft zusammen; dagegen begegnet aber in den wenigen rein deutschen Kronländern, an der Donau und in den Alpen, der Deutsche überall dem slawischen Mitbewerber. Insbesondere Nieder-

österreich und Wien ist überflutet von slawischen Angestellten aller Stufen und Zweige des Staatsdienstes. Man sieht, wie unter dem Namen der Gleichberechtigung eine Aushungerung des deutschen Elementes gelingt, und, wenn man einmal die Methode kennt, wundert man sich dann nicht mehr über die Ziffern, auf welche die deutsche Beamtenschaft da und dort bereits herabgesunken ist.

Ein Jahrzehnt hindurch hat sich der Staat solchen Bestrebungen der slawischen Parteien völlig und ohne Rückhalt hingegeben. Dann kam ein Augenblick der Bedenklichkeit, nicht der That. Seit ungefähr zwei Jahren gefiel sich die österreichische Staatskunst darin, sich in einem eigentümlichen Zwielicht hin und herzubewegen, wobei man den Eindruck hatte, als sei nicht so sehr die Bewegung geändert, als nur die Beleuchtung unsicherer geworden. Vor kurzem wurde dann plötzlich wieder ganz ins slawische Fahrwasser eingeschwenkt. und gleich darauf abermals gewendet u. s. f. Eine entschlossene Umkehr aber, welche ja die mühselige und langwierige Arbeit einer Wiederaufrichtung des zu Boden gestreckten Deutschtums bedingte, geht ebenso über die Einsicht wie über die Willenskraft und Ausdauer der Österreich beherrschenden Kreise. Sollte sich irgend einmal auf der Oberfläche des Staatslebens für eine Weile das Los der Deutschen freundlicher darstellen, so wird man daraus nicht zu viel folgern dürfen. Der innere Verfall und die äußere Abbröckelung des deutschen Elementes wird bei bloß nachlassendem Drucke statt erneuernder Thaten der Staatsgewalt vielleicht etwas langsamer, aber doch stetig fortschreiten. Daß sich dieses Element durch seine frei organisierte Nationalkraft selbst wieder erhöbe, liegt, wie die Erfahrung mancher Jahre zeigt, jenseits des Möglichen. Die Überfülle von Gegensätzen, welche die alte, vielgestaltige Kultur des Westens umschließt, kann politisch wehrlos machen gegenüber eintönigen, dürftigeren, aber gerade deshalb noch fest zusammengeballten nationalen Massen. Im slawischen Leben hat sich der Zwiespalt, welchen die neuere geistige Bildung von dem kirchlichen Gedankenkreise scheidet, noch nicht aufgethan; die erst in den Tiefen grollenden sozialen Bewegungen haben die Hülle noch nicht durchbrochen. Das erklärt viele Erscheinungen des Parteiwesens in Österreich. Polen, Slowenen und bis vor kurzem auch die Tschechen schufen sich in den öffentlichen Vertretungskörpern weite, alle Volksangehörigen umfassende Verbände, in deren Rahmen Gelehrter und Priester, Städter und Landmann, Aristokrat und Bürger das gemeinsame nationale Ziel verfolgten. Die Slawen traten zu nationalen Parteien zusammen. Die Deutschen zerfielen in politische Parteien. Bei ihnen blieb es stets undenkbar, alle die Verschiedenheiten, welche dem Bildungsgrade, dem Verhältnis zur römischen Kirche, den sozialen Bedürfnissen, der Weltanschauung, den wirtschaftlichen Zuständen, ja dem persönlichen Temperamente entspringen, durch das Prinzip der Nationalität zu neutralisieren. Wohl haben mehrmals politische Vereinigungen angekündigt, sie wollten ihre ganze Kraft auf den einen Punkt der Wahrung des Deutschtums sammeln, sie würden alle öffentlichen Dinge nach ausschließlich nationalen Beweggründen behandeln. Immer aber sah man dann schon nach wenigen Jahren kulturelle, ökonomische, sozialpolitische Fragen in den Vorder-

grund gerückt, so daß die nationalen nur einen Platz neben vielen andern behielten, wo nicht gar in deren Schatten traten und verdunkelt wurden. In einem Ringen gegen solche Übermacht, wie sie auf Österreichs Deutsche drückt, hätte nur eine großartige Einseitigkeit, eine starre Rücksichtslosigkeit des nationalen Willens vielleicht Aussicht auf Erfolge. Daran fehlt es nun ganz und gar. Denn gewisse Kreise, welche die Äußerlichkeiten einer solchen Richtung zur Schau tragen, ohne deren Wesen zu besitzen, kommen hier um so weniger in Betracht, als ihre Verfahrungsweise dem deutschen Volke vielen Schaden und keinen Vorteil bringt. Es ist unter dem Gesichtspunkte der Völkerpsychologie belehrend, ihr Treiben zu vergleichen mit der Haltung radikaler Elemente andrer Nationen. Während z. B. polnische oder italienische Unzufriedene ihre Sache durch geheime Anschläge zu fördern glauben, wissen diese Deutschen in Gestalt öffentlicher Demonstrationen, welche Selbstzweck sind und jeden ernsten Hintergrundes entbehren, manchmal nicht des Lärms genug zu machen mit ihrer Staatsgefährlichkeit. Es gelingt ihnen, zu necken, aber nicht zu schrecken, und sie bereiten durch leere, mutwillige Kundgebungen ihrem Volke die übelste Lage, in welche ein Volk geraten kann: von den Mächtigen gehaßt, aber nicht zugleich gefürchtet zu sein. Denn darüber ist niemand im Zweifel, daß ihren großen Worten die Wirkung auf deutsche Massen versagt ist. Aber eine andre Wirkung tritt ein. Manche Gruppen national gesinnter Deutscher, welche sonst einen kräftigen Verteidigungskampf nicht scheuen würden, bleiben angewidert der Öffentlichkeit fern, oder sehen sich manchmal weiter nach rechts gedrängt, als für die nationale Sache gut sein mag. Das sind Schwierigkeiten, über welche das deutsch-österreichische Parteiwesen bisher nicht hinweggekommen ist, und schwerlich wird es gelingen, eine große, rein nationale Organisation zu schaffen. Es erübrigt daher besonnenen deutschen Männern nur, sich derjenigen unter den vorhandenen Hauptrichtungen mehr oder weniger anzuschließen, welche vergleichsweise den meisten politischen Verstand darzuthun pflegt. Bei allen Deutschen, ob sie in der Habsburgischen Monarchie, im deutschen Reiche, in der Schweiz oder sonstwo leben, pflegt ja der nationale Gesichtspunkt so ziemlich jedem andern untergeordnet, der politische Instinkt schwach entwickelt, der Selbsterhaltungstrieb der Rasse wenig rege zu sein. Darum ist überhaupt in Verdrängungskämpfen, welche Deutsche mit fremdem Volkstum führen, ein für erstere ungünstiger Ausgang allemal der wahrscheinlichere, um so mehr aber unter den verwickelten Umständen in Österreich.

Man darf sich diesen schmerzlichen Sachverhalt nicht, wie viele thun, aus einer Art patriotischer Wehleidigkeit verhehlen, darf sich nicht selbst täuschen, indem man von sogenannten politischen Systemwechseln, die vielleicht hin und wieder einigen rechtschaffenen deutschen Männern etwas vermehrten geschäftlichen Einfluß im Kabinett und im Parlament eröffnen, eine wesentliche Bahnveränderung der österreichischen Dinge erhofft. Denn so begabt und thatkräftig jene auch sein möchten, Geschehenes werden sie nicht mehr ungeschehen machen, eine schon zu weit vorgeschrittene Entwickelung nicht mehr zur Rückströmung bringen; und versuchten sie es dennoch, so würden sie bald erfahren, wie sehr ein Übermaß

des Wollens das Können gefährdet. Darum ist es an der Zeit, sich einzugestehen, daß, wenig gehemmt von den Wechselfällen der Tagespolitik, der tiefere geschichtliche Zug darauf hintreibt, die Deutschen in Österreich überall in Ohnmacht zu versetzen, wo sie mit Völkern andrer Zunge zusammenwohnen. Nun beherrschen sie aber nur im Donauthale und dessen benachbarten Berglandschaften ein ausgedehntes, ununterbrochenes Sprachgebiet, ihr nächstgrößter Besitz zieht sich fern von der Hauptstadt, im Norden an den Reichsgrenzen entlang, und sonst sind sie in Niederlassungen verschiedensten Umfanges fast über die ganze Grundfläche des Staates zerstreut. Weit mehr als ein Drittel ihrer Volkszahl wird gebildet von Minderheiten, die getrennt vom Hauptstocke des österreichischen Deutschtums wohnen. In dieser territorialen Verteilung der Deutschen liegt ihre Stärke und ihre Schwäche gegenüber den andern Völkern, deren jedes, nur in einer einzigen Ländergruppe Österreichs ansässig, auf diesem beschränkteren Boden eine gesammeltere Widerstandskraft, dagegen nie eine so allgemeine Bedeutung im Staatsleben entwickeln kann wie die Deutschen. Diese allgemeine Bedeutung zu vernichten, ist der Zug der Entwickelung, und nach menschlicher Voraussicht möchte sich dadurch etwa folgende Gestaltung ergeben: in den nördlichen Kolonialländern gewinnt das Tschechentum eine dauernde Vorherrschaft; der größere Teil der dortigen Deutschen verliert sich, politisch tot, in der Menge; an wenigen Punkten, etwa im Nordosten Böhmens, erhalten sich zwar deutsche Landstriche; diese sind aber durch so breite Slawenmassen vom deutsch-österreichischen Hauptgebiete getrennt, und es fehlen ihnen so sehr die geographischen Zwischenstellen, welche ehedem den nationalen Zusammenhang vermittelt hatten, daß jedes Eingreifen der sudetenländischen Deutschen in die großen staatlichen Verhältnisse unterbunden wird, — im Süden gewinnen von den windischen Büheln bis an die adriatische Küste die Alpenslawen ein überwältigendes Übergewicht und legen die entkräfteten deutschen Kulturschichten und Einschlußgebiete in allen staatlichen Beziehungen lahm, — zwischen diesen beiden, vom Slawentum eingenommenen Ländermassen verbleibt eingekeilt ein geschlossener, deutscher Sprachbestand, kaum an einer Stelle in nordsüdlicher Ausdehnung breiter als vierzig deutsche geographische Meilen, meist dünn bevölkertes Hochgebirge und Alpenvorland, an wenigen Plätzen, im Donauthal und an der Mur, zum Aufschwung des Städtewesens geeignet und im ganzen keiner solchen volkswirtschaftlichen Zukunft, keiner solchen Volksvermehrung fähig, wie die in slawische Hände geratenen Nordprovinzen.[1]) Dieser

---

[1]) Ich hatte den vorliegenden Essay, dessen Abdruck in der „Deutschen Revue“ sich etwas verzögert hat, bereits abgeschlossen, als Dr. Michael Hainisch's Schrift: Die Zukunft der Deutsch-Österreicher Wien. Franz Deuticke, 1892, erschien. Diese sehr beachtenswerte statistisch-volkswirtschaftliche Studie weist nach, daß die Volksvermehrung der Deutschen in Österreich hauptsächlich deshalb hinter derjenigen andrer Nationalitäten zurückbleibt, weil im deutschen Hauptgebiete, in Innerösterreich, infolge der Agrarverhältnisse und der schwachen industriellen Entwickelung dieser größtenteils alpinen Gegenden, die Ehefrequenz eine geringere ist als in den Sudeten- und Karstländern. Der Verfasser erwartet aber von der jetzt allmählich beginnenden Änderung des wirtschaftlichen Zustandes jener Länder einen steigenden deutschen Volkszuwachs und infolge desselben eine verbesserte

dann übrig bleibende Sprachbereich ist derjenige deutsche Boden der habsburgischen Monarchie, welcher im 10. und 11. Jahrhundert mit dem Schwerte germanisiert worden, ähnlich wie in Norddeutschland die Barbarenländer jenseits der unteren Elbe. Darum erscheint hier auch das nationale Dasein der Deutschen dauernder begründet als in den Gebieten der friedlichen Kolonisation. Aber deswegen doch nicht ungefährdet. Denn von Mitternacht her macht sich das Eindringen tschechischer Ansiedler in die Gemarkungen Niederösterreichs bemerkbar, Wien wird von slawischer Zuwanderung durchsetzt, und von Mittag herauf leckt die windische Flut, die Grenzstädte unterwaschend, in das deutsche Erdreich. Wie die schmale deutsche Mitte dem zweifachen Druck, der von Nord und Süd auf sie preßt, widerstehen wird, ist schwer vorauszuberechnen und hängt wohl nicht bloß von ihr selbst, sondern auch davon ab, bis zu welchem Grade es den Gegnern gelingt, die deutschen Minderheiten zu zerstören, um die gesamte, dann frei gewordene slawische Kraft auf die wenigen rein deutschen Provinzen zu werfen. Jedenfalls aber ist von dem Einfluß, den die Reste des deutschen Besitzstandes seiner Zeit auf den Staat üben können, großes kaum zu erwarten.

So erscheinen dem Denkenden, der die Ereignisse seit der Mitte unsres Jahrhunderts unbefangen betrachtet und welcher mit der älteren Vergangenheit vertraut ist, die wahrscheinlichen Schicksale des österreichischen Deutschtums. Freilich vermag sich niemand vorzustellen, welche neue geschichtliche Umstände auf den Ablauf der Dinge, den wir heute für den naturgemäßen halten, noch verzögernd oder ablenkend wirken werden. Gegenwärtig zeigt sich innerhalb unsres Gesichtsfeldes nur ein mögliches Entwickelungsmoment, das neu hinzutretend unvorhergesehene Einflüsse üben kann, allerdings eines vom ersten Range: die soziale Bewegung. Wenn diese einmal den Slawen die auch bei ihnen längst vorhandenen Klassengegensätze zum Bewußtsein gebracht hat, büßen sie wohl etwas an ihrer Überlegenheit im nationalen Verdrängungsprozesse ein. Es teilen sich ihre Kräfte ähnlich wie bei den Deutschen, die Bedingungen des Kampfes werden dadurch vielleicht gleichmäßigere. Sollte aber dann nicht überhaupt die treibende Macht des Nationalismus eine innere Schwächung erleiden? Ist nicht zu vermuten, daß diejenigen slawischen Kreise selbst, welche bisher als eigentliche Träger der nationalen Eroberungsgedanken sich bethätigten, überwiegend mit sozialen Sorgen befaßt sein werden? Und wäre es allzu kühn, wenn man für möglich hielte, daß manche eigensinnige Vertreter der einseitigen Geblütseitelkeit eines Tages tauben Ohren begegnen könnten, wenn sie der Bevölkerung Ratschläge aufdrängten, welche gegen deren praktische Lebensinteressen verstoßen? Im großen Verkehr Mitteleuropas wird nämlich das Deutsche wohl noch unabsehbare Zeit die gemeinsame Verständigungssprache bleiben, und jeder Mitteleuropäer, der diese Sprache beherrscht, darin eine bedeutende Förderung, jeder,

nationale Lage des deutschen Elementes im Staate. Diese Hoffnung kann ich deshalb nicht teilen, weil die politische Entwickelung, welche den slawischen Völkern ermöglicht, sich in der Herrschaft über den Staat festzusetzen, viel zu schnell fortschreitet, als daß sie von der erwähnten, naturgemäß weit langsameren wirtschaftlichen Entwickelung eingeholt werden könnte.

der ihrer Kenntnis entbehrt, eine sehr fühlbare Hemmung seiner Freizügigkeit, seiner Erwerbsaussichten, seines Emporkommens sehen. Nun geht aber die Bemühung der slawischen Parteiführer seit Jahrzehnten dahin, der ungeheuren Mehrzahl ihrer Stammesgenossen, bis in die höheren Schichten hinauf, jede Möglichkeit, sich in dieser wichtigen Vermittelungssprache auszubilden, aus dem Wege zu räumen. Ein solches Streben erscheint aber in merkwürdigem Licht, wenn man weiß, daß dieselben slawischen Führer für ihre eigenen Kinder die Gelegenheit zur Erziehung in jener völkerverknüpfenden mitteleuropäischen Sprache sorgsam aufzusuchen pflegen. Für ihre Sprößlinge sind ihnen deutsche Bildungsanstalten in Österreich und solche im deutschen Reiche gerade gut genug. Eine so verschiedene Behandlung einer und derselben Lebensfrage, je nachdem von ihr die große Überzahl oder nur eine begünstigte Auslese des nationalen Nachwuchses betroffen ist, möchte einer von sozialen Strömungen ergriffenen Masse vielleicht dereinst nicht einleuchten, und zwar um so weniger, als schon bisher, wenn ausnahmsweise und durch zufällige Umstände irgendwo in slawischem Gebiete der Einwohnerschaft eine deutsche Schule zugänglich geworden, stets ein überaus starker Andrang zu derselben sich gezeigt hat. Diese Erscheinung dient denn auch zur Erklärung des oft rücksichtslosen Terrorismus slawischer Parteihäupter, die sich ihrer Leute nicht durchaus sicher fühlen. Sie bieten darum alles auf, damit den Lauen und Klugen deutsches Unterrichtswesen aus den Augen gerückt bleibe. Sollte die überspannte Kraft solchen Druckes aber einmal versagen, so müßte wohl das naturgemäße Bedürfnis, als welches infolge der geographischen Lage der österreichischen Slawen deutsche Sprachkenntnis erscheint, eine geänderte Haltung dieser Bevölkerungen in einer der bedeutsamsten Kulturfragen bewirken. Die bis dahin überlebenden deutschen Minderheiten könnten dann durch einen Umschwung im Bildungswesen wieder denjenigen nationalen Atmungsraum gewinnen, dessen gewaltsame Entziehung sie jetzt dem Ersticken nahe bringt.

Wer vermöchte aber vorherzusagen, ob sich nicht im Drange sozialer Bewegungen auf einer andern Seite die Gefahren für das deutsche Element mehren werden? Ihm gehört in den gemischtsprachigen Ländern der Grundstock des Bürgertums, insbesondere der Stand der industriellen Intelligenz, der größeren Unternehmer an. Wenn die unteren Lagerungen der slawischen Gesellschaft sich aufbäumen, bekriegen sie in dem verhaßten „Bourgeois“ zugleich den Deutschen, und sie bekriegen ihn dann wohl mit verdoppelter Leidenschaft. Überhaupt kann man kaum erwarten, daß die sozialen Stürme die nationalen für immer begraben werden. Man darf die erneuernde Kraft auch überwältigender Zeitideen nicht überschätzen. Es hat geschichtliche Perioden gegeben, wo die Inbrunst des Bekenntnisses, wo der Glaubenskampf das ganze Seelenleben unsrer Völker ausfüllte; die nationalen Gegensätze deutscher und slawischer Landesgenossen haben aber die religiösen Bewegungen überdauert. Sie werden auch die sozialen überdauern. Und nie ein Ende finden? Vielleicht ja: Nachdem das Deutschtum des Südostens aufgerieben sein wird. Fürwahr, ein trüber Ausblick, nicht für die Deutsch-Österreicher allein. Denn die künftigen Wege der europäischen

Staatenpolitik werden davon mitbestimmt, ob an so wichtiger Stelle des Kontinents, auf so weiten Landstrecken sich ein slawisches Übergewicht endgültig befestigt oder ob hier deutsche Bevölkerungen einen uralten Besitzstand behaupten. So steht es um die deutsche Sache im Südosten. Res sacra miser!

Vielleicht hat sich dem Leser die Frage aufgedrängt, ob es denn bei solcher Widrigkeit fast aller Umstände noch irgend welchen Sinn habe, wenn die Deutschen in Österreich den Kampf fortsetzen. Darauf läßt sich nur mit einer Gegenfrage antworten. Darf der Soldat sagen: Ich kenne die Ungunst des Geländes, in dem wir uns bewegen, ich kenne die Übermacht, welche gegen uns steht, ich verlasse die Fahne? Das sagt kein deutscher Soldat.



Die polnische Revolution vom Jahre 1863.

Aus dem Tagebuche eines verstorbenen Diplomaten.

(Schluß.)

Nicht besser ging es dem Marquis Wielopolski. Unter Eskorte hatte er Polen verlassen und lebte anfangs, von Polizeibeamten seiner Sicherheit wegen bewacht, in Putbus. Später ging er nach Berlin, immer noch in Besorgnis um sein Leben, und wurde auch dort von Russen wie von Polen gleich gemieden. Im Herbst 1864 endlich siedelte er nach Dresden über, wo er in größter Zurückgezogenheit und unter sehr eingeschränkten Verhältnissen lebt. Die russische Regierung giebt ihm natürlich keine Pension, außerdem aber sind in der Revolution seine Besitzungen dermaßen devastiert, und, was noch übrig geblieben, durch die von ihm selbst angebahnte Bauernemanzipation verschlungen worden, daß jetzt vielleicht Mangel an die Thüre dieses einst auf so schwindelnder Höhe stehenden Mannes klopft.

Wielopolski hatte mir in Warschau stets viel Freundschaft bewiesen, und wiewohl ich ihn politisch nach Kräften bekämpft hatte, konnte ich diesem außergewöhnlichen Manne doch eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Nun er gestürzt war, hielt ich es doppelt für meine Pflicht, ihm meine persönliche Hochachtung zu beweisen. In Zeiten, wo man von allen verlassen ist, thut selbst dem unabhängigsten Charakter ein Beweis von Teilnahme wohl. Der Marquis war daher durch meinen Besuch sichtlich erfreut, und wir haben seitdem oft und herzlich miteinander verkehrt. Er leugnete gar nicht, daß er die Absicht gehabt, Polen von Rußland zu emanzipieren, nicht durch Revolution, sondern auf dem Wege der Zivilisation, aber er sprach stets mit Erbitterung von seinen Landsleuten, die unverbesserlich in ihren Fehlern und Irrtümern geblieben seien, durch die schon ihre Voreltern den Untergang des Reiches herbeigeführt hätten. Er müsse mit Schmerz gestehen, daß er sich geirrt habe und Polen nie und in keiner Gestalt wieder herzustellen sei.

Mit diesem Bekenntnis haben schon viele polnische Patrioten ihre Laufbahn beschlossen. Das Unglück der polnischen Nation liegt eben darin, daß sie, wie man es den Bourbonen vorwirft, nichts lernt und nichts vergißt. Weder Unglück noch Überlegung vermögen die tiefen Schatten, die neben manchen Lichtpunkten im polnischen Nationalcharakter liegen, zu beseitigen, und deshalb kann von einer Wiedergeburt Polens schlechterdings keine Rede mehr sein. Und gelänge sie nach außen, im Innern wäre bald alles wieder im alten Wirrwarr. Chassez le natural, il reviendra au galop. Deshalb wird Kosziusko's: „finis Poloniae" immer eine unabänderliche Thatsache sein und bleiben. Auch Wielopolski hat die Unmöglichkeit erkannt, von seinem Volke den Bann dieses traurigen Fatums zu lösen. Ja, wenn es noch einen Zweifel gäbe an dem selbstheraufbeschworenen Verhängnis Polens, so müßte er eben vor dem Schicksal dieses Mannes schwinden. Als Wielopolski es unternahm, seine Nation auf dem Wege der Bildung und Gesittung, wenn vielleicht auch nicht der völligen Freiheit, so doch sicherlich geistiger wie materieller Blüte entgegenzuführen, zuckten Neid und Parteihaß den Mordstahl gegen ihn und ruhten nicht eher, als bis sein kaum begonnenes Werk in Trümmern lag. Und das nur, weil der Pole keinen Polen als „Herrn" über sich zu dulden vermag. Jetzt aber, nachdem unsägliches Elend über das Land gekommen, nachdem Ströme von Blut geflossen, weil man, statt auf Wielopolski's, des Patrioten, Stimme auf die von wahnsinnigen Verschwörern gehört hat, jetzt, wo statt des Bruders des Kaisers und eines hochbegabten polnischen Staatsmannes wieder das russische Säbelregiment herrscht, beeifert sich ganz Polen, die Hand zu küssen, die es aufs neue in Sklavenketten legte. Der Mann aber, der, wenn er auch noch so oft anstieß oder sich irrte, doch immerhin sein Leben, seine Ehre und Habe für die Zukunft seines Vaterlandes daran setzte, muß, von seinen Landsleuten verachtet, sein Leben im Exil beschließen. Aber daß es so gekommen, ist ein Glück, nicht nur für Rußland, sondern auch für Österreich und Preußen, denn die Herstellung Polens wäre sicherlich das Signal zu einem fürchterlichen Blutvergießen gewesen. Wie aber, frage ich, hat eine Nation noch das Recht, sich über ihre Unterdrückung zu beklagen, wenn sie immer und immer wieder so schlagende Beweise ihres politischen Unverstandes, ihrer unheilbaren Parteispaltung und ihrer zügellosen Leidenschaftlichkeit giebt? Man gab Polen 1815 eine völlige Autonomie, die sicherlich geeignet war, dem Lande eine glückliche Zukunft zu sichern und es seine verlorene Selbständigkeit verschmerzen zu lassen. Polen zerriß die Verfassung, die ihm Alexander I. gegeben hatte, um dafür das willkürliche Pascharegiment eines Paskiewitsch einzutauschen. Und trotz dieser Erfahrung von 1831, was that Polen 1863? Dasselbe, was es dreißig Jahre zuvor so unglücklich unternommen und wofür es so schwer hatte büßen müssen. Es darf sich also nicht beklagen, wenn es statt der Freiheit, die ihm Alexander II. durch Adoptierung des Wielopolski'schen Systems bot, jetzt wieder von der russischen Soldateska regiert wird. „Aut Caesar, aut nihil," sagen die Polen. Das ist ein stolzes Wort, würdig einer großen That. Doch

wer alles einsetzt, darf sich auch nicht beklagen, wenn die Würfel anders fallen und er alles verliert.

Unmittelbar nach des Großfürsten Entlassung war Graf Berg als Statthalter in Warschau eingetroffen. Der Graf hatte bereits früher den gleichen Posten in Finnland bekleidet und war bekannt als ein Mann von ebenso großer Gewandtheit der Manieren als Festigkeit des Charakters. Man wird sich erinnern, daß mir General Ramsay bereits bei Beginn der Revolution den Grafen Berg als denjenigen bezeichnet hatte, den die Militärpartei in St. Petersburg dazu ersehen hatte, den Großfürsten Constantin in der Statthalterschaft in Polen zu ersetzen. Baron Ramsay sagte mir damals von Berg: c'est un homme qui, avec toute la politesse d'un marquis, sait donner de formidables coups de pied.

Ich glaube, dies Wort charakterisiert am besten den Mann. Graf Berg begann sein Amt damit, die Polen des unveränderten Wohlwollens des Kaisers für das unglückliche, verblendete Land zu versichern. Das hinderte ihn indes nicht, auf dem Wege der Reformen ebenso entschieden zurückzugehen, als der Großfürst und Wielopolski vorwärts gestürmt waren. Zunächst wurden alle polnischen Beamten, insofern sie nicht unzweideutige Proben ihrer Loyalität gegeben hatten, aus ihren Ämtern entfernt und durch Russen ersetzt. Natürlich fiel damit auch das von Wielopolski in den Munizipien angebahnte selfgovernement. Städte und Dörfer erhielten von der Regierung ernannte Behörden, natürlich Russen oder wenigstens russisch Gesinnte. Außerdem wurde das Land in Militärbezirke eingeteilt und diesen energische Offiziere als Chefs gegeben. Die Operationen gegen die Insurgenten wurden mit allem Nachdruck betrieben und diese, wenn auch langsam, so doch völlig geschlagen. Die Strenge der Kriegsgesetze trat in volle Kraft. Wer mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, verfiel dem Standgericht. Jede Illoyalität in Wort und That wurde auf das schärfste geahndet; über jeden Einzelnen von den Behörden spezielle Aufsicht geführt. Ohne Ausnahme mußte sich ein jeder über sein Verhalten seit dem Ausbruch der Insurrektion ausweisen, wodurch eine große Anzahl von Kompromittierten der Strafe überliefert wurde. Die Abwesenden mußten zurückkehren und sich den Behörden stellen, widrigenfalls ihre Güter oder sonstiges Vermögen konfisziert wurden. Viele, die im Auslande konspirierten, waren dadurch gezwungen, sich dem Arm der Regierung wieder zu stellen. Adel und Bürgerstand mußten ihre bewiesene Illoyalität am härtesten büßen. Der Adel wurde fast ruiniert durch die schonungslos und gewiß oft auch sehr parteiisch durchgeführte Emanzipierung der Bauern. Die ihnen dafür gewährte, äußerst geringe Entschädigung reichte meist kaum aus, um die dem Lande auferlegten Lasten zu entrichten. Betriebskapital zu der durch die Aufhebung der Frohn bedingten, eigenen Wirtschaft war also nicht vorhanden, die Güter blieben unbestellt, die Steuern dagegen mußten bezahlt werden. Es blieb den Grundbesitzern also nichts andres übrig, als von den Juden zu unerhörten Zinsen Hypotheken aufzunehmen, um nur den Staat zu befriedigen. Das zog natürlich eine endlose Reihe von Bankerotten

nach sich, die eine Menge bis dahin wohlhabender Familien an den Bettelstab brachten. Viele verkauften bei Zeiten und gingen mit dem Wenigen, was sie gerettet, ins Ausland. Andre traten gezwungen der Regierung ihre Güter in Polen ab und wurden dafür mit Grundbesitz im Innern Rußlands entschädigt. Die Regierung glaubte damit den rebellischen Adel Polens völlig zu Grunde gerichtet zu haben. Es ist nur die Frage, ob der sich jetzt aus dem Bauernstande entwickelnde freie Grundbesitz mit der Zeit nicht ebenso russenfeindlich sein wird als die jetzt fast vernichtete hohe Aristokratie. Der Bürgerstand seufzte unter den drückendsten Abgaben. Dem Lande wurden nicht allein alle durch die Insurrektion entstandenen Kosten für Militär- und Zivil-Verwaltung aufgebürdet, sondern aus seinen Kassen wurden auch die Hinterbliebenen aller auf Befehl der Nationalregierung ermordeten oder sonst für die russische Sache umgekommenen Personen mit lebenslänglichen Pensionen entschädigt. Durch alle diese Kontributionen ist unendlicher Wohlstand ruiniert, und es ist kaum abzusehen, wie der Bürger durch Handel oder Gewerbe jemals wieder erwerben soll, was er von seinem Vermögen noch auf lange Jahre hinaus dem Staate zu entrichten hat. Die aufrührerische Geistlichkeit wurde von den Maßregeln des Grafen Berg nicht minder streng betroffen. Der Erzbischof und viele seiner Priester waren bereits nach dem Innern des Landes deportiert. Jetzt wurden auch die Klöster zum großen Teil aufgehoben und die Mönche des Landes verwiesen. Alles geistliche Gut wurde säkularisiert und der Klerus auf bestimmte, vom Staate zu zahlende Pensionen angewiesen. Die Regierung hoffte so den Einfluß der Geistlichkeit zu brechen und namentlich durch Aufhebung der Klöster und Abschaffung der Stolgebühren die Wurzeln der katholischen Kirche in Polen zu untergraben. Darüber hat sich Rußland bereits mit dem heiligen Stuhle auf das tödlichste verfeindet, und es erscheint überdies mehr als fraglich, ob auf diese Weise das erstrebte Ziel erreicht werden wird.

In Litauen ging die Regierung noch energischer vor.

Die vielen konfiszierten Besitzungen polnischer Grundbesitzer wurden meist an Russen verschenkt, die von der Konfiskation Betroffenen für immer des Landes verwiesen. Außerdem wurde jedem Polen in Zukunft untersagt, Grundbesitz in Litauen zu erwerben. Die russische Regierung schickt fortwährend russische Kolonisten in das Land, welche die polnische Bevölkerung verdrängen oder doch wenigstens vereinzeln. Was von polnischen Elementen, namentlich auf dem platten Lande, noch übrig ist, wird russifiziert, indem man ihnen die russische Sprache und den russischen Glauben aufnötigt. Auch in den Städten wird durch zahlreiche Beamte und Militärs, sowie von der Regierung begünstigte industrielle Unternehmungen das russische Element möglichst gestärkt. Mit einem Worte, die Regierung setzt alles daran, Litauen völlig zu einer russischen Provinz zu machen und so für die Zukunft dort jede polnische Schilderhebung unmöglich zu machen. Als Litauen 1386 durch die Erhebung der Jagellonen auf den Thron Polens an dieses Land gefallen war (die definitive Vereinigung wurde erst 1569 durch Sigismund August vollzogen), hatten die Polen genau dasselbe gethan,

d. h. Litauen gewaltsam polonisiert, wie dies überhaupt ihre Art in allen eroberten Ländern war. Es ist daher im Grunde nichts als das Recht der Wiedervergeltung, das Rußland jetzt ausübt, indem es aus Litauen die ihm s. Z. gewaltsam aufgedrungenen polnischen Elemente wieder entfernt. —

Alle diese Maßnahmen der russischen Regierung, welche eine baldige, völlige Niederwerfung der Revolution vorhersehen ließen, hatten die Aktions-Partei zu einem letzten verzweifelten Ringen angespornt. Noch einmal hatte sie die ruchlose Hand erhoben, um den Mordstahl gegen den von Rußland geschickten Statthalter Polens zu zücken. Ein Attentat wurde gegen den Grafen Berg in den Straßen Warschaus verübt, zum Glück jedoch ohne zu treffen. Ein strenges Gericht über die Beteiligten war das einzige Resultat dieses schnöden Mordversuchs, denn Graf Berg war eben nicht der Mann, sich durch Furcht vor Meuchelmördern von dem einmal gesteckten Ziele zurückschrecken zu lassen.

Die Emigration hatte ihren letzten Einfluß daran gesetzt, die europäischen Mächte zu einer Intervention zu Gunsten Polens zu bewegen. In Paris und London hatte man sich auch in der That dazu verstanden, in St. Petersburg ernste Vorstellungen im polnischen Interesse zu machen. Fast sämtliche europäische Kabinette, ja selbst das von Wien, ließen sich durch dieses Beispiel hinreißen, in mehr oder weniger energischen Noten für die Sache der Polen zu plaidieren. Nur Preußen blieb sich konsequent und unterstützte durch seine unzweideutige Haltung wesentlich den kurz abweisenden Ton, in welchem Rußland auf alle diese Demonstrationen antwortete.

Der Hof von St. Petersburg fühlte sich jetzt stark, denn er wußte nunmehr das ganze russische Volk hinter sich. Das wußte man aber auch sehr wohl in Paris und in London und dachte daher nicht mehr daran, sich Polen zu Liebe noch einmal in einen blutigen Krieg mit Rußland zu verwickeln. Die Lorbeeren von Sebastopol hatten zu viel Stacheln gezeigt, als daß es England oder Frankreich gelüsten sollte, dort noch weitere zu pflücken.

Das Ganze war daher nichts weiter als ein politisches Feuerwerk, bestimmt, eine mißglückte Unternehmung mit einigem Eklat zu beschließen. Man wußte sehr wohl, daß die polnische Sache vollständig verloren sei, und hatte es daher sehr billig, der unglücklichen Nation noch einige Sympathien zu zeigen. Gewiß waren diese Sympathien auch insofern ehrlich, als man es natürlich lieber gesehen hätte, wenn die Russen unterlägen wären; doch da diese Sieger blieben, so hatte man doppelte Ursache, das Geschick der Besiegten zu beweinen.

Die Revolution suchte, trotzdem sie ohne jede materielle Unterstützung blieb, doch immer noch neue Zeichen ihres Daseins zu geben. Man hielt es für unmöglich, daß die Westmächte ihre Sympathien für Polen so ganz vergessen und, angesichts eines bis zur Vernichtung fortgeführten Kampfes, sich nicht zu einer energischen Aktion gegen Rußland aufraffen sollten. Die National-Regierung that daher alles, um den Kampf immer aufs neue wieder zu entzünden. Doch bald waren auch die letzten Mittel erschöpft, es fehlte an Geld, Waffen und Menschen. Jeden Tag erfochten die Russen neue Siege, so daß die Revolution im Königreich

fast schon als erloschen zu betrachten war. Da machte man noch einen Versuch, von Galizien her der Insurrektion neue Kräfte zuzuführen. Die österreichische Regierung hatte sich ja der polnischen Sache anscheinend günstig gezeigt, indem sie sich in St. Petersburg lebhaft für diese verwandt; wie also sollte sie sich widersetzen, wenn die Galizier dieselbe Begeisterung für die Sache ihres Vaterlandes bewiesen, die man bei den Polen im Königreich so sehr gebilligt hatte?

Die Herren von der Aktionspartei hatten nur vergessen, daß zwischen Wort und That gar häufig noch ein gewaltiger Zwischenraum besteht, den zu überspringen oft weder der gute Wille noch die Möglichkeit vorhanden sind. Polen hatte diese Erfahrung bereits an Frankreich und England gemacht, jetzt sollte es dieselbe auch Österreich machen.

Sobald die ersten Regungen einer direkten Beteiligung am Aufstande sich in Galizien kund gaben, verhängte die Regierung den Belagerungszustand über das Land und verhaftete unnachsichtlich alle Agenten, die Geld und Waffen gesammelt oder Zuzüge nach dem Königreich organisiert hatten. Man machte diesen Personen sogar den Prozeß auf Hochverrat. In ihren Folgen wurde diese Strenge durch eine später erfolgte Amnestie zwar wieder aufgehoben, im Augenblick war sie jedoch der Todesstoß für die bereits in den letzten Zügen liegende Revolution.

Es bleibt indes zu bedauern, daß Österreich nicht die gleiche Haltung wie Preußen von Anfang an beobachtet hat. Die Revolution wäre dann sicherlich rascher und wirksamer niedergeschlagen worden, und das Kabinett von Wien hätte sich, statt es jetzt mit allen zu verderben, an Rußland einen Freund gemacht, der ihm in Zukunft wahrlich nützlicher gewesen wäre als die kurze Popularität, die es sich in Polen errungen hatte.

Man kann es indes in Wien noch immer nicht vergessen, daß einst Paskiewitsch dem Kaiser Nikolaus schrieb: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Majestät.“ Dies unglückliche Wort hat Österreichs Politik im Krimkriege ebenso bedingt wie jetzt leider auch während des polnischen Aufstandes. Es giebt derselben jenen Anstrich von Rankune, die Resultate nie erreicht, dagegen um so heftiger erbittert, bis schließlich eine blutige Abrechnung erfolgt, bei der dann für die Empfindlichkeit der Herrscher die Völker zu bluten haben.

Der Aufstand in Polen hatte bald den letzten vernichtenden Schlag erhalten. Sobald die Verhängung des Belagerungszustandes in Galizien jeden Zuzug von dorther unmöglich gemacht hatte, erlosch der letzte Lebensfunke der Empörung. Die wenigen Aufständischen, die sich noch gehalten hatten, streckten die Waffen oder flohen über die Grenze. Die geheime Regierung, der man jetzt weder den Willen noch die Mittel mehr hatte zu gehorchen, verschwand ebenso mysteriös, wie sie gekommen war. Die Dinge nahmen allmählich wieder ihren gewohnten Gang an. Die Regierung hörte zwar nicht auf, den am Aufstand beteiligt Gewesenen nachzuspüren und sie zur Rechenschaft zu ziehen, doch die Zeit des Blutes und der Schrecken hatte das Gemeingefühl zu sehr abgestumpft, um noch Teilnahme für das Schicksal einzelner hervorzurufen. Der Leichtsinn, der dem Polen eigen ist, trat auch jetzt wieder hervor. So lange es Hoffnung auf die

Wiederherstellung Polens hatte, atmete das ganze Land nur Haß und Kampf gegen Rußland. Und jetzt, wo die Revolution niedergeworfen, jede Hoffnung auf die Unabhängigkeit des Landes vernichtet, ja das, was es an Freiheit bereits besaß, wieder genommen war, waren die Feste in Warschau im letzten Winter (1865—66) rauschender denn je. „L'ordre règne à Varsovie“ und damit war wieder alles beim alten. Aber wird die russische Regierung aus dieser Erfahrung, die sich nun binnen drei Dezennien zum zweiten Male wiederholt, endlich die Lehre schöpfen, wie Polen zu regieren ist? Oder wird es vielleicht noch einen Versuch machen, die Polen durch nationale Institutionen zu beglücken? Unmöglich wäre es nicht. Bereits ist Großfürst Constantin wieder zu vollen Gnaden angenommen und zum Präsidenten des Reichsrates ernannt worden. Der Kaiser giebt ihm Gelegenheit, sich an seinen Gegnern zu rächen, warum sollte er ihm nicht auch Gelegenheit geben, sich und seine politischen Freunde wieder zu Ehren zu bringen? Alexander II. hat ein gütiges Herz und möchte gern das Glück aller seiner Unterthanen begründen. Das ist schön und edel. Es fragt sich nur, ob gerade für Polen das Glück in seinen früheren nationalen Institutionen besteht. Die Geschichte hat im Gegenteil gelehrt, daß gerade in ihnen des Landes Unglück gelegen hat. So lange Polen aber in unveränderlicher Zähigkeit gerade an diesen Institutionen festhält, wäre es Wahnsinn, sie ihnen wiederzugeben. Es sind schon größere Völker als die Polen zu Grunde gegangen, weil es einmal so in den ewigen Gesetzen der Weltordnung liegt, daß dem Tode verfällt, was fortzuschreiten aufhört. Die Griechen sind untergegangen, und das römische Weltreich ist spurlos verschwunden, warum sollte Polen allein unter allen Völkern, die zu den Toten zählen, wieder aus dem Grabe auferstehen? Die fremde Gewalt, die Polen zertrümmert, war nicht die Ursache, sondern nur die Wirkung seines Untergangs. Die eigentliche Ursache desselben war sein innerer Zerfall. Das aber ist eine Krankheit, von der ein Volk, wenn es einmal davon befallen, nicht wieder zu genesen vermag. Wenigstens kennt die Weltgeschichte bis jetzt kein einziges solches Beispiel. Polen ist verloren und wird es bleiben. Seine letzten Todeszuckungen geben ihm nur von Zeit zu Zeit den Schein eines inneren Lebens. Die glühende und die Polen hochehrende Vaterlandsliebe, welche diese Zuckungen erzeugen, hat für die übrige Welt mehr einen poetischen Reiz als praktische Bedeutung.

So klagten auch einst die Juden über die Zerstörung Jerusalems und die Mauren um den Verlust von Granada. Aber ebenso, wie die Hoffnungen beider auf die Wiederherstellung ihrer versunkenen Herrlichkeit nur noch im Liede ausklingt, wird auch das Sehnen der Polen ein Traum bleiben. Als Mensch darf man dies Verhängnis wohl bedauern, als Politiker aber kann man nur auf das lebhafteste wünschen, daß es niemals anders sein möge.

* * *

Lange Jahre sind verflossen, seitdem ich die vorstehenden Aufzeichnungen niederschrieb. Was aber hat sich nicht alles im Laufe dieser Zeit zugetragen! Der Kampf zwischen Österreich und Preußen ist ausgetragen, das Deutsche Reich ist neu erstanden, das französische Kaiserreich dagegen zum zweitenmal zertrümmert. Die Republik aber, welche an seiner Stelle steht, macht Miene, sich mit Rußland zu verbrüdern, das unter dem Zepter Alexander III. autokratischer, intoleranter und anmaßender geworden ist denn je. Wird man sich in Deutschland und Österreich vielleicht dadurch verleiten lassen mit den Polen zu liebäugeln? Nun, ich hoffe nicht, denn man dürfte sowohl in Wien als in Berlin zu genau die Gefahren kennen, die ein derartiges Vorgehen mit sich bringen müßte, um jemals in die Versuchung zu geraten, die Polen gegen Rußland auszuspielen. Das hieße nur, Englands Geschäfte besorgen, das heute vielleicht mehr denn je an der Wiederherstellung Polens interessiert ist und sicherlich nicht wieder zögern würde, wenn es sich noch einmal darum handeln sollte, die polnischen Aspirationen zu unterstützen.

Mein alter Freund White, welcher mit Recht als der feinste Kopf unter den englischen Diplomaten galt, hat mir mit vollster Bestimmtheit gesagt, daß, wenn Preußen im Jahre 1863 gegen die polnische Insurrektion mobil gemacht hätte, England in Verbindung mit Frankreich dieses Vorgehen sofort mit einer gemeinsamen Kriegserklärung beantwortet haben würde.

Daß die Dinge damals bereits soweit gediehen waren, hatte ich nicht gewußt, möchte auch bezweifeln, daß nur Begeisterung für die polnische Sache diese Verabredung zustande gebracht hat. Dagegen liegt es auf der Hand, daß die geplante gemeinsame Aktion der Westmächte gegen Preußen zwei Fliegen mit einem Schlage getroffen hätte. Für Frankreich bot sich eine unter den damaligen Verhältnissen leichte und fast sichere Gelegenheit, sich der so heiß begehrten Rheingrenze zu bemächtigen, während England hoffen durfte, mit französischer Hilfe dem russischen Reiche durch die Losreißung Polens einen tödlichen Schlag zu versetzen.

Warum die Westmächte, als die preußische Mobilmachung unterblieb, nicht einen andern Vorwand suchten, um über Preußen herzufallen, hat mir Sir William White nicht verraten. Doch was damals gegen Preußen unterblieb, kann sich leicht einmal gegen Deutschland wiederholen, denn die Interessen der Westmächte sind in diesem Punkte dieselben geblieben, wenn auch eben nur in diesem.

Für Frankreich handelt es sich lediglich darum, bei einem Angriffskrieg gegen Deutschland im Osten wirkungsvoll unterstützt zu werden und so die deutsche Heeresmacht zu teilen. Ob dies nun aber durch eine russische Armee oder eine von England unterstützte allgemeine polnische Schilderhebung geschieht, kann ihm mit Bezug auf den dadurch erreichten, militärischen Zweck so ziemlich gleich sein. Politisch würde dagegen für das heutige Frankreich die Errichtung einer polnischen Republik ungleich wichtiger sein als das doch immerhin recht unsichere Bündnis mit dem Selbstherrscher aller Reußen. Und daß sich polnische Truppen, wenn gut geführt, auch ausgezeichnet schlagen, wissen wir ja. Für England, das sich am

Bosporus und in Asien immer mehr von Rußland bedroht sieht, muß die Wiederherstellung Polens mit den Grenzen von 1773 aber geradeswegs eine Lebensfrage werden, falls Deutschland und Österreich ihm nicht sehr bald den Liebesdienst erweisen, Rußland unschädlich zu machen. Aber selbst wenn Rußland an seiner Westgrenze geschlagen werden sollte, würde es doch voraussichtlich in nicht zu langer Zeit in der Lage sein, sich mit erneuter Macht auf seinen britischen Nebenbuhler in Asien zu werfen. Dort ist es eben ungleich leichter, Lorbeeren zu pflücken, und schwerlich würde sich je eine Macht finden, um dem russischen Bären bei einem derartigen Kampf in die Pranke zu fallen.

Ganz anders aber würden sich diese Dinge gestalten, wenn es gelingen sollte, das Polen von 1773 wieder herzustellen. Ein solches Reich, aus dem Leibe Rußlands herausgeschnitten, hieße nicht allein, das letztere auf das äußerste schwächen, sondern England würde in Polen, gleichgültig ob Monarchie oder auch Republik, auch jederzeit einen natürlichen Bundesgenossen finden.

Mir sind die stillen Hoffnungen der Polen viel zu genau bekannt, als daß ich nicht wissen sollte, wie die Dinge sich in einem selbständigen Polenreiche entwickeln würden. Man würde in einem solchen nicht allein den Ausweg nach der Ostsee, sondern auch nach dem Schwarzen Meer verlangen, dann die Hand nach Kiew und der Ukraine ausstrecken und so ad infinitum eine Forderung nach der andern erheben.

Dann aber könnte England in Asien ruhig herrschen, denn Rußland, stets in seinem Rücken durch Polen bedroht, wäre unfähig, dem britischen Vordringen dort Einhalt zu thun. Aber auch Deutschland und Österreich würden durch den unruhigen Nachbar im Osten unausgesetzt beschäftigt sein, und das würde die britischen Interessen ebenfalls nur fördern.

Deutschland namentlich ist ja ein sehr gefährlicher Konkurrent auf wirtschaftlichem wie kolonialem Gebiete, während John Bull in dieser Beziehung von Polen niemals etwas zu befürchten hätte.

Für Frankreich aber würde das in vieler Beziehung gleichgestimmte Polen noch weit handlicher sein, um, so oft es ihm gefällt, gegen das von beiden gleich gehaßte Deutschland gemeinsam vorzugehen.

Dies alles erscheint mir so einleuchtend, daß die Politik Deutschlands und Österreichs nach meinem Dafürhalten in dieser Beziehung überhaupt nur einen einzigen gangbaren Weg vor sich hat. Dazu gehört freilich, daß man mit so manchen Traditionen und Illusionen bricht, vor allem mit denen der britischen Freundschaft.

Dieser Freundschaft gegenüber heißt es doch immer nur: timeo Danaos et dona ferentes, denn sonst dürften verhängnisvolle Erfahrungen unausbleiblich sein, gleichgültig, ob Gladstone oder Salisbury in Downing Street regieren.

Im übrigen rechne ich auf die Macht der Verhältnisse oder, richtiger gesagt die des eigenen Interesses, welche Rußland verhindern dürfte, seine thörichten pan-

slawistischen Träumereien in die Wirklichkeit übertragen zu wollen. Oder sollte man in St. Petersburg wirklich einmal verblendet genug sein, derartige Pläne zu hegen, so giebt es ja immer noch Mittel und Wege, denselben den Lebensnerv abzuschneiden, ohne daß man nötig hätte, die Polen zu mobilisieren.

Sind die drei Teilungsmächte einig, so giebt es nicht allein keine polnische Frage, sondern auch kein westmächtliches Intrigenspiel mehr, das irgendwie zu fürchten wäre.

Löst sich dagegen eine der drei Kaisermächte aus dieser Interessengruppe los, so hieße dies nicht nur die polnische Frage wieder aufrollen, sondern damit auch einen Hebel schaffen, mit dem die dann sicherlich rasch wieder vereinigten Westmächte den Frieden Europas zu stören vermöchten, so oft es ihnen beliebt. Rußland aber wäre, falls es aus dieser naturgemäßen Allianz scheiden sollte, unzweifelhaft auch dasjenige Land, welches hierbei die meisten zerbrochenen Töpfe zu bezahlen hätte, schon aus dem einfachen Grunde, weil es dann statt eines Todfeindes, den es jetzt besitzt, — England — dann zum mindesten drei haben würde.

Dies liegt in der Natur der Sache und sollte daher auch jedem verständlich sein. Deshalb müßte man, namentlich in der Presse, den Herren Panslawisten an der Newa dies unausgesetzt und auf das nachhaltigste vorhalten. Statt dessen pocht man immer nur auf Bündnisse, die entweder von Hause aus der Gegenseitigkeit entbehren, wie die angeblich englische Freundschaft, oder auf zufälligen Parlamentsmajoritäten beruhen, wie die italienische.

Die Sainte Alliance der Vergangenheit ist das einzig naturgemäße Bündnis, auch für die Zukunft. Für Deutschland und Österreich aber handelt es sich dabei in der Hauptsache nur darum, ihre Staatsschiffe von dem gefährlichen Ballast fremder Interessen frei zu halten, welche man dort unter allerlei falschen Flaggen einzuschmuggeln sucht.

In der Politik aber ist nichts gefährlicher als ein Schlagwort, das allmählich zu einem Axiom geworden ist; und davon giebt es leider noch viel zu viele in unserm politischen Leben. Das gefährlichste von allen aber ist das einer sogenannten Gemeinsamkeit der Interessen, denn nichts ist leichter, als solche zu konstruieren.

Der Staatsmann muß daher nicht nur fragen, wo fangen diese Interessen an, sondern vor allem, wo hören sie auf? Wird diese Frage richtig beantwortet, so finden sich auch von selbst die richtigen Alliancen.



Entstehung und Bedeutung der Waffen.

Von

Max Jähns.

(Schluß.)

Es lag in der Natur der Dinge, daß man bald darauf kam, die Triebkraft des Pulvers und die Zündkraft andrer Arten des Griechischen Feuers in ein und denselben Körper zu vereinigen; man schuf Rohre, die abwechselnd mit Ausstoßladungen von Pulver und mit Brandkugeln gefüllt waren, die also nach und nach, je nachdem der Pulversatz der festgelegten Rakete abbrannte, sich über den getroffenen Platz verbreiteten. Dergleichen „Schaftraketen" oder „Feuerlanzen" standen offenbar bei den Romäern in starkem Gebrauch; denn sie heißen in der abendländischen Feuerwerkerei bis heut ‚Römerkerzen' (chandelles romaines). Sie erforderten Rohre von ziemlicher Solidität. Biringuccio, der sie noch im Jahre 1540 genau beschreibt,[1]) füttert die Holzröhre mit dünnen schmiedeeisernen Platten. — Nunmehr mußte mit Notwendigkeit der Schritt erfolgen, statt der Brandkugeln feste Geschosse von der Feuerlanze ausstoßen zu lassen, und so schritt man vermutlich zunächst zu der sogenannten ‚Klotzbüchse' vor, wie sie der aus dem 14. Jahrhundert herrührende Kodex 600 der Münchener Bibliothek darstellt. Eine solche Waffe, die mehrere Schüsse abgab, deren jeder seine besondere Ladung hatte, welche nach dem Abgehen des vorherbefindlichen Schusses Feuer fing, wurde von der Mündung her entzündet. Diese Übergangsform hat sich bis in die spätesten Zeiten erhalten; noch Ende des 18. Jahrhunderts tritt sie aufs neue in den sogenannten ‚Espignolen' hervor. — Es lag sehr nahe, einer solchen Vorrichtung statt mehrerer, gelegentlich nur eine Ladung zu geben und damit zugleich die Entzündung von der Mündung nach dem unteren Verschlusse der Rohre zu verlegen. Sobald das geschah, war der Einzellader erfunden. Dieser Schritt scheint um die Mitte des 13. Jahrhunderts ungefähr gleichzeitig im äußersten Osten wie im Abendlande gethan worden zu sein.

Die Geschichte der Dynastie Sung in China berichtet: „Im ersten Jahre der Periode Kai-Khing (1259 n. Chr.) stellte man die ‚Lanze des ungestümen Feuers' (To-lo-tsi-ang) her. Man legte in ein langes Bambusrohr eine handvoll Körner (offenbar Pulver und Schrot) und entzündete. Eine heftige Flamme brach hervor, und mit der Gewalt eines Paos (Schleudermaschine) wurden die Körner bis auf etwa 150 Schritt gestoßen.

Von den Chinesen scheinen die Araber ihre Feuerwerkskünste gelernt zu haben; nennen sie doch den Salpeter ‚Chinesischen Schnee' oder ‚Chinasalz'. Der erste Araber, welcher seiner gedenkt, ist der im Jahre 776 gestorbene Abu Musa Dschabir, gewöhnlich Geber (der jüngere) genannt.[2]) Dann bespricht

[1]) Pirotecnia. Venedig 1540.

[2]) Vergl. Leclerc: Histoire de la médecine arabe. Paris 1876.

diesen Stoff und seine Verwendung in der Kriegsfeuerwerkerei um das Jahr 1290 Nedjn-Eddin-Hassan-Alrammah.[1]) Zu Anfang des 14. Jahrhunderts kennen die Araber aber auch schon wirkliche Feuerwaffen, deren eine, ‚die Lanze, aus der du einen Pfeil hervorgehen lassen kannst, der in des Gegners Brust dringt', offenbar mit dem chinesischen To-lo-tsi-ang, gleichartig ist. Dieselbe Schrift, in welcher diese Waffe beschrieben wird,[2]) und als deren Verfasser Schems-Eddin Mohammed gilt, erläutert dann auch noch einen gestilten Handmörser, den Madfaa,[3]) aus dem eine Kugel (bondoc)[4]) geworfen wird; aber alle diese Dinge haben eigentlich den Charakter von Spielereien, was schon daraus hervorgeht, daß der zur Aufnahme des Pulvers bestimmte Einsatz der Feuerlanze buchstäblich an einem seidenen Faden hing, und daß bei dem Madfaa die Kugel völlig lose auf die Pulverladung oben auf gelegt wurde, also nur ein Minimum von dessen Triebkraft und keinerlei Richtung empfing.

Im Abendlande beschäftigte man sich namentlich in denjenigen Ländern eifrig mit der Feuerwerkerei, die mit Byzanz in reger Verbindung standen; das waren Italien und Niederland; denn im 13. Jahrhundert herrschten die Grafen von Flandern auch über das lateinische Kaiserreich des Ostens. Die reichen und mächtigen Städte Nordwestdeutschlands, Lothringens und Flanderns hatten bereits eine rege Metallindustrie entwickelt, welche allen technischen Bestrebungen entgegenkam, und mit großer Aufmerksamkeit scheint man sich in diesen Gebieten der Vervollkommnung und Benutzung des Pulvers hingegeben zu haben. Während alle andre Sprachen das lateinische Wort pulvis für ‚Treibsatz' annahmen, entwickelte sich dafür in niederdeutscher Mundart ein eigener Ausdruck ‚kruid' (Kraut), ein Wort, das gleich dem griechischen φάρμακον zugleich ‚Heilmittel' und ‚Zaubermittel' bedeutet.[5]) In erster Reihe bezeichnete es wohl den Salpeter[6]), dem man besondere Sorgfalt zuwandte; denn obgleich man dort noch nicht verstand, ihn durch Pottasche zu reinigen, was die Araber damals schon thaten, so hatte doch Roger Bacon den Weg gewiesen, ihn durch Auflösung und Kristallisation zu raffinieren. Sehr lebhaft aber war die Beschäftigung mit dem ‚fliegenden Feuer'. Auf seine kriegerische Anwendung in Köln habe ich bereits hingewiesen. Indem man nun kleine Satzröhrchen am Armbrustbolzen befestigte, zunächst nur um damit zu zünden, erkannte man bald, daß durch eine derartige Verbindung die Geschwindigkeit, Tragweite und Durchschlagskraft der Bolzen gesteigert würden, die Bolzen aber den Schwärmern als Steuerruder dienten. So kam man auf die freifliegende

[1]) Nach einem Pariser Manuskript, abgedruckt bei **Reynaud et Favé: Le feu grégeois et les origines de la poudre à canon. Paris 1845.**

[2]) Handschrift des asiatischen Museums in St. Petersburg.

[3]) Madfaa (medfaa) = propulsorium heißt in späterer Zeit überhaupt ‚Geschütz'.

[4]) Bondoc, ursprünglich Haselnuß, bedeutet seit dem 10. Jahrhundert die mit der Armbrust geschossene oder geworfene Kugel. Heute versteht man darunter eine Handfeuerwaffe schlechtweg.

[5]) Der Ausdruck ging auch ins Hochdeutsche, Dänische und Schwedische über.

[6]) Das älteste gedruckte deutsch-lateinische Wörterbuch (das **Vocabularium quod intitulatur Teutonista, vulgariter dicendo Duytschlender**), welches 1475 zu Köln erschien, übersetzt ‚nitrum' mit ‚Krijt'.

Rakete mit dem Stabe, der ihr die pfeilartige Bewegung sicherte und die seitlichen Schwankungen wie das Überschlagen der Raketen hinderte. Ausgiebige Benutzung solcher Kriegswaffen in Italien, namentlich aber in den Niederlanden zu Anfang des 14. Jahrhunderts wird vielfach bezeugt.[1] — Gleichzeitig, oder vielmehr wahrscheinlich noch früher, erfaßte man dann auch hier den Gedanken, die Rakete zum eigentlichen Feuerrohr, zur Feuerwaffe weiter zu entwickeln. Jede mit Treibsatz vollgeschlagene Röhre erhält durch die Rückwirkung der Gasausströmung auf den der Brandlochöffnung gegenüberliegenden Boden den Antrieb, sich in der der Ausströmung entgegengesetzten Richtung fortzubewegen. Die Rakete ist somit gewissermaßen nichts andres als ein rücklaufendes Geschütz, welches zugleich selbst das Geschoß darstellt. Ihre Triebkraft steht im Verhältnisse zu der entzündeten Oberfläche, d. h. zu der in einem gegebenen Augenblick entwickelten Gasmenge, bei unverändert bleibendem Durchschnitte der Brandlochöffnung. Die Triebkraft wächst also, wenn man den Satz in der Axe der Rakete zum Teil aushöhlt. Das hat man offenbar frühzeitig erkannt und gethan, und diese zylindrische oder konische Anbohrung wurde wohl nicht nur wegen ihrer zentralen Lage, sondern auch wegen ihrer Wichtigkeit von den alten Feuerwerkern als anima, als ‚Sele‘ angesprochen. In der That hängt unter sonst gleichen Umständen von der proportionellen Übereinstimmung der Sele mit ihrer Umgebung die Regelmäßigkeit der Flugbahn ab. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese ‚Sele‘ der Gegenstand mystischer Kombinationen wurde. Die Übertragung des Ausdrucks anima auf die Höhle auch der feststehenden Feuerrohre ist ein mittelbarer Beweis für die Abstammung der Feuerwaffen von der Rakete, wie denn diese selbst gelegentlich ‚Kanone‘ (canoille)[2], Bombarde[3] und Scopetto[4] genannt ward: Bezeichnungen, die später sämtlich auf die eigentlichen Feuerwaffen übertragen wurden.

Der Umstand, daß man eine Stand-Rakete statt mit mehreren Ausstoßladungen für eine nur einmalige schnelle Explosion lud, wodurch ja allerdings der Übergang zur wirklichen Feuerwaffe stattfand, konnte an und für sich begreiflicherweise wenig Eindruck auf die Zeitgenossen machen. Der wesentliche Unterschied, daß die Rakete fast unberechenbar in ihrem Fluge ist, während das Feuerrohr zum sicheren Zielschusse gebraucht werden kann, vermochte wohl längere Zeit nicht zur Geltung zu gelangen, weil auch der Schuß des Rohres mit Einzelladung noch äußerst unregelmäßig, ja in den meisten Fällen überhaupt kein Schuß, sondern

[1]) Lentz: Notice sur l'invention de la poudre à canon et des armes à feu. (Nouvelles archives historiques. T. II. Gent 1840.)

[2]) ‚Kanone‘ stammt wie ‚Kanne‘ vom lateinischen canna, Röhre, scheint jedoch nicht unmittelbar aus dem Altlateinischen entnommen, sondern erst durch das mittellateinische cannonus (ital. cannone) d. h. ‚großes Rohr‘ gegangen zu sein. Für kleine Rohre wendete man dagegen canella an, z. B. in dem niederländ. canoilles.

[3]) Lateinisch bombus heißt bei Lukrez und Sueton so viel wie ‚Summen‘; bomba ist ein summendes Geschoß, bomba ardens (ital. bombarda) = Geschütz, Feuerrohr.

[4]) Das mittellateinische sclopus entspricht dem französischen coup (Schlag, Schuß). Aus sclopus entwickelte sich das ital. scioppo = Knall und sciopetto = Feuerwaffe.

ein Wurf war. Es mußte noch etwas andres hinzukommen, um der Erfindung zu einem durchschlagenden Erfolge zu verhelfen, und das war die Herstellung entsprechender Gefäße oder Büchsen. Diese Erfindung ist offenbar diesseits der Alpen gemacht worden; denn die Aussagen aller europäischen Völker, der Deutschen, der Franzosen, der Italiener stimmen darin überein, Deutschland als die Heimat der Geschützkunst zu bezeichnen. Sogar ein Byzantiner sagt dies aus.[1]) Meist wird berichtet, daß die Erfindung von einem deutschen Mönche gemacht worden sei, dem schwarzen Berthold[2]) aus Freiburg; später wird er auch Konstantin Anklitzen[3]) aus Köln genannt. Vermutlich sind beide ein und dieselbe Person; Anklitzen dürfte sein eigentlicher, Bertholdus sein Klostername gewesen sein.[4]) Am Niederrhein, in Köln, wird er seine alchemistischen Lehrjahre durchgemacht, seine Eindrücke empfangen haben — lebte doch damals dort (bis 1280) der Humboldt jener Zeit, Albertus Magnus; im Pfarrhof von St. Martin zu Freiburg im Breisgau mag Berthold dann seine Erfindung gemacht haben.[5]) Das Pulver brauchte er natürlich nicht mehr zu erfinden; denn dies war ja seit einem Jahrtausend mehr oder minder bekannt, wohl aber die Werkzeuge, um es wirksam zu benutzen. Darum werden die Genter Annalen sachlich das Richtige treffen, wenn sie zum Jahre 1313 bemerken: „In dit jaer was aldere erst ghewonden in Duutschland het ghebruuk der bußen (Büchsen) von einem muenink." Ob auch das Datum zutrifft, steht dahin. Der Zeitpunkt der Erfindung wird von dem ersten deutschen Schriftsteller, der ihrer etwas eingehender gedenkt, von Felix Hemmerlin,[6]) in die Mitte des 13. Jahrhunderts gesetzt — möglicherweise mit Recht; denn eine derartige Neuerung bedurfte in einer verhältnismäßig verkehrsarmen Zeit unzweifelhaft längerer Dauer, um durchzudringen; um die Mitte des 14. Jahrhunderts aber finden wir sie schon allgemein verbreitet.[7]) — Ich gebe zu, daß jene Annahmen urkundlich nicht zu beweisen sind; sie haben jedoch die

[1]) Chalkokondilas, Corp. script. hist. Byz. (45. liv. V., pag. 251).

[2]) In einem ‚Streyd-Buch' von der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts, das in der Ambraser Sammlung aufbewahrt wird, beginnt die Schilderung der Erfindung mit den Worten: „Es war ein maister, hieß niger perchtold, der war der swarczen chunst gar hold." Der Beiname niger bedeutet den Schwarzkünstler.

[3]) So nennt ihn z. B. Gerh. Voß in den Instit. oratorium libri sex. (Frankft. 1597) pag. 721.

[4]) So urteilt auch der Geschichtsschreiber des Franziskanerordens P. Vigil. Greidener. Er sagt: „Bertholdus Schwarz seu Niger, alias Constantinus Anklitzen, natione Germanus, patria Friburgensis." (Germania Franciscana I., 766.) Mit ‚isen' endende Namen, namentlich auch ‚Angelisen', kommen vielfach in Freiburg vor.

[5]) Näheres bei Hansjakob: Der schwarze Berthold. Freiburg i. B. 1891.

[6]) „Über den Adel und die Bauerschaft", geschrieben 1450; zuerst gedruckt vermutlich zu Basel um 1490.

[7]) Näheres bei Max Jähns: Gesch. der Kriegswissenschaften I. (München 1889.) — Hansjakob hat in einer Freiburger Urkunde von 1245 einen Mönch, den Magister Berthold, nachgewiesen. Die Urkunde ist in der Kirche des hl. Martin ausgestellt, die einst zu dem Franziskanerkloster gehörte, in welches die Überlieferung den schwarzen Berthold versetzt. Allerdings war dieser Mönch Berthold zur Zeit der Urkunde Cistercienser zu Thennenbach; aber der Übertritt aus einem Orden in den andern, zumal in einen strengeren, war nichts Seltenes. Vielleicht führt diese Spur zu weiteren Funden.

übereinstimmende Tradition bei den der Erfindung zunächst gefolgten Generationen für sich und thun übrigens den selbständigen Leistungen der Chinesen und Araber keinerlei Eintrag. Die meisten großen Erfindungen tauchen ja in verschiedenen Ländern und verschiedenen Köpfen auf (man gedenke bezl. der Dampfmaschine nur an Lionardo da Vinci, Papin und Watt!); aber fixiert wird die Erfindung da, wo sie die entscheidende Folge hat, und das war, hinsichtlich der Feuerwaffen, nach dem ganz allgemeinen, einstimmigen und damals nie angezweifelten Urteile des 14., 15. und 16. Jahrhunderts der Fall in Deutschland. Dieser alten Überlieferung die höchste Bedeutung zuzuschreiben, nötigt aber noch insbesondere eine sehr wichtige Thatsache, nämlich die, daß es im 14. und 15. Jahrhundert überhaupt nur in Deutschland und zwar ganz ausschließlich hier, eine artilleristische Litteratur giebt, und dann der Umstand, daß damals in allen Landen deutsche Büchsenmeister die erste Rolle spielten.

Auffallenderweise entspricht dieser Lage das Verzeichnis der vorhandenen Daten über das erste Auftreten der Feuerwaffen nicht in dem zu erwartenden Maße. Wenn man die Zeit bis zum Jahre 1380 berücksichtigt, so haben sich (ganz abgesehen von den höchst fragwürdigen Nachrichten über die Artillerie der Mauren in Spanien,[1]) folgende Angaben erhalten.

1324 wird Metz mit Espignolen armiert,[2])
1326 befiehlt die Signoria von Florenz, eiserne Kugeln und Kanonen von Metall (Kupfer) anzufertigen.
1331 wird die Burg von Cividale mit vasi und schioppi beschossen.[3])
1338 erwähnt eine französische Urkunde einen pot de fer à traire garros à feu.[4])
1339 soll Pulver beschafft werden für canons vor Puy Guillem.
„ quittiert Hugo von Cardilhac über 10 canons, 5 von Eisen und 5 von Metall.
„ bezahlt Brügge eine Reparatur an Ribaudequins[5]) (d. i. niewen enginen, die man heet ribaude.)
1340 bezahlt Lille 4 tuiaux de tonnoire[6]) (Donnerbüchsen) nebst Bolzen.
1345 läßt die Stadt Cahors 24 eiserne Kanonen gießen.
1346 macht Peter von Brügge Schießversuche vor Doornik mit canoilles,[7]) welche Bolzen schossen, die mit zweipfündigen Bleistücken beschwert waren.
„ verwenden die Engländer in der Schlacht bei Crecy kleine Kanonen.
„ bezahlt die Stadt Aachen una busa ferrea ad sagittandum tonitrum.[8])

[1]) Es handelt sich da vermutlich nur um Gewerfe, welche Feuerkugeln schleudern.

[2]) Espignolen oder Espringalen (von springare = springen) sind Bezeichnungen, die ebensowohl von Karrenarmbrüsten, als von kleineren Feuerwaffen gebraucht wurden. Bei Metz handelt es sich wahrscheinlich um die letzteren, da eine aus dem 15. Jahrhundert herrührende Redaktion der ursprünglichen Schilderung für espignoles ‚couleuvrines et serpentines' gesetzt hat. Immerhin bleibt die Nachricht zweifelhaft.

[3]) Damit sind große und kleine Feuerwaffen gemeint; schioppi hängt mit sclopus zusammen.

[4]) Der pot de fer entspricht dem italienischen vaso; garros, carreaux sind Bolzen, die diesen Namen wegen ihres vierkantigen Eisens führen.

[5]) Ribalde, Ribolde, Ribaudequins bedeutet, gleich Espignoles, sowohl Karrenarmbrüste wie kleinere Feuergeschütze. Der Name ist eine scherzhafte Übertragung der Bezeichnung wilder Söldner auf die Fernwaffe.

[6]) Tuiau (aus dem nordischen tuda, norddeutsch ‚Tute') bezeichnet eine Röhre oder Pfeife.

[7]) Vergl. Anmerkung 4 zu S. 373.

[8]) Busa ist ‚Büchse', tonitrum ‚Donner'.

1347 verjagt ein Hauptmann der Genter mit Schüssen aus Ribauden eine Schar von Franzosen.
1356 erwähnt eine Rechnung in Mecheln den „meester van de dond'bussen".
„ werden in der Schlacht bei Schent (Brabant) Kanonen verwendet.
„ reden Nürnberger Rechnungen von Ausgaben für Büchsen und Pulver.
1358 beschafft Ravenna 9 Kugeln von je $2^1/_2$ Pfund Schwere für Bombarden.
1362 finden sich die ersten Büchsen in Erfurt.
„ bedienen die Florentiner sich einer Bombarde von 2000 Pfund Gewicht.
1364 hat Herzog Stephan von Bayern Büchsen bei der Belagerung von Mühldorf.
1364 verteidigt Eimbeck sich gegen den Landgrafen von Thüringen mit ‚Blibusin'[1])
1367 ist von zwei Nürnberger Büchsen die Rede, mit denen man Feuer schoß.
1368 bezahlt Frankfurt a. M. zwei Donnerbüchsen.
„ führt das Grundbuch von Braunschweig zwei Riboldе auf.
1370 weisen Rechnungen von Köln Ausgaben für Büchsen nach.
1371 Augsburger Rechnungen beziehen sich auf Pulver und Büchsen.
1372 werden gegen den Herzog von Bayern 20 Büchsen verwendet.
1373 ehrt Augsburg einen Büchsenmeister durch Geschenke.
„ beschießt der Bischof von Würzburg seine Stadt mit Büchsen.
1374 werden die ersten Steinbüchsen in Frankreich erwähnt.
„ hat Speier einen neuen Büchsenmeister.
1375 besetzt Straßburg seine Mauer mit Büchsen gegen die Engländer.
„ wird Köln gegen den Erzbischof mit Büchsen armiert und zugleich läßt die Stadt
1376 Steinbüchsen anfertigen.
„ führt Redusio im Chron. Trevisane unter der Bezeichnung **bombardella parva** als etwas bisher nie Geschehenes die Handfeuerwaffe auf.
„ läßt Florenz zwei eiserne Steinbüchsen anfertigen, die zusammen 676 Pfund wogen.
1377 läßt Frankfurt eine Büchse herstellen, die einen hundertpfündigen Stein schoß.
„ hat St. Gallen elf Büchsen.
„ schießen **canons** vor Odruik ‚**carreaux de 200 pesants**'.
„ läßt der Herzog von Burgund zu Chalons eine Büchse herstellen, welche Steinkugeln von 450 Pfund Gewicht schoß.
„ stellt Magdeburg dem Kaiser eine Büchse.
„ kauft Augsburg eine große Büchse.
1378 liegen Nürnberger Rechnungen über Steine zu Büchsen vor.
„ läßt Augsburg drei große Steinbüchsen gießen.
1379 werden zwei Büchsen für Passau gegossen.

Wenn man diese Liste überschaut, so befremdet es, daß die ersten ganz sicheren Nachrichten über das Vorkommen der Feuerwaffen nicht aus Deutschland, sondern zunächst aus Italien, dann aus Frankreich stammen, und dies hat sogar Veranlassung gegeben, die Ehre der Erfindung auf Italien zu übertragen und zu behaupten, die Feuerwaffen seien uns über Frankreich zugekommen. Gewiß mit Unrecht! Denn erstlich stellen die wenigen überbliebenen Daten doch nur einen Teil, einen unzweifelhaft überaus geringen Teil der wirklichen Thatsachen fest, und zweitens ist es gar wohl möglich, daß die Romanen sich eine deutsche Erfindung früher nutzbar gemacht haben als die Deutschen selbst. Trifft doch nirgends mehr als bei uns das bekannte Wort zu „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!" Hat doch kein andres Volk als das deutsche die lächerliche

[1]) Bleibüchsen oder Lotbüchsen. Vergl. S. 373.

Redensart „Das ist nicht weit her!“ in dem Sinne von „Das taugt nicht viel!“ — Wer weiß, ob von dieser unglücklichen Grille unsres Volkes nicht auch die Bestrebungen derjenigen deutschen Forscher beeinflußt worden sind, welche die uralte Überlieferung, daß die Feuerwaffen eine deutsche Erfindung seien, kurzerhand als unbeweisbar verwerfen, für ihre andersartigen Vermutungen jedoch ebenfalls keinen Beweis beizubringen vermögen.

IV.

Aus der alten Feuerlanze, bezw. aus der Klotzbüchse gingen zunächst wohl lange dünne Holzkanonen hervor, die allerdings weder in Originalen noch in Abbildungen erhalten sind, die aber um 1340 Petrarca als das Instrument erwähnt, aus dem man unter Donner und Blitz metallene Eicheln schoß, und die zweihundert Jahre später noch Biringuccio beschreibt. Das hölzerne Rohr ist mit Blech ausgefüttert, das unten gekegelt und durchlocht ist, um von dort aus zu entzünden. Dergleichen Waffen mußten freilich gar geringe Wirkung haben; denn sie vertrugen nur ungemein schwache Ladungen, und daher sind sie gewiß auch wenig gebraucht worden.[1] — Weit tüchtiger waren die ‚Büchsen‘,[2]) d. h. kurze, aus Eisen oder Kupfer geschmiedete Rohre mit zylindrischer Seele in einer Länge von selten mehr als 6 Seelenweiten.[3] Davon nahmen in Anspruch: drei Durchmesser das Pulver, einen der Klotz (d. h. ein mit Gewalt in die Büchse getriebener weicher Holzpfropf), einen der leere Raum zwischen Pulver und Pfropfen, und der Rest blieb für das Geschoß selbst übrig, das daher nicht selten vor die Mündung vortrat und jedenfalls, damit es nicht herausrolle, ‚verbissen‘, d. h. mit Holzpflöcken festgekeilt werden mußte. — Man schoß Blei (Lot[4]) aus den Büchsen, Kugeln bis zu höchstens 10 Pfd. Gewicht, was einem Maximaldurchmesser der Seele von ungefähr 10 cm entspricht. Als Schaft oder Lafete diente eine einfache Holzplatte, auf der die Büchse mit Eisenbändern befestigt wurde. Die kleinsten Formen bildete man durch Anfügung eines Holzstils zu Handfeuerwaffen fort, für die noch im 15. Jahrhundert der treffende Ausdruck ‚Buchsger‘, d. h. Büchsenspieß vorkommt;[5] es sind die ‚Pipen‘ der Niederländer, die ‚tuiaux‘ der Franzosen. In Italien hießen auch diese kleinen Formen ‚bom-

[1]) In Notfällen kommen sie auch in später Zeit noch in Anwendung, nun aber nach der Form eigentlicher Geschütze gemodelt. So erbaute Georg Weber im Bauernkriege den Aufständischen von Dinkelsbühl hölzerne Feuerbüchsen, zu denen er grüne Waldbäume verwertete, und unter den hundert Geschützen, welche bei Karl V. Einzug in München paradierten, befand sich auch ein 18 Fuß langes hölzernes, mit Eisenringen beschlagenes Geschütz, das fünf Jahre zuvor den empörten salzburgischen Bauern abgenommen worden war.

[2]) Das Wort ‚Büchse‘ stammt von πύξις, welches auf πύξος d. i. Buchsbaum zurückführt; ursprünglich bedeutet Büchse eine aus hartem Buchsbaum gedrehte Kapsel.

[3]) Köhler: Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit. III. Bd. Breslau 1887. Erhaltene Stücke dieser ältesten Büchsen finden sich in Linz, Luxemburg, Bern, Rom und im Germanischen Museum zu Nürnberg.

[4]) ‚Lot‘ bedeutet ein Stück Blei, diene es als Geschoß, als Gewicht, als Senkblei oder zum ‚Löten‘.

[5]) Inventar von Kastellaun. (Schloß der Grafen von Sponheim. Kreis Simmern.)

barde'; Perugia läßt z. B. im Jahre 1364 fünfhundert Bombarden von der Länge einer Spanne anfertigen.[1])

Frühzeitig stellte sich das Bedürfnis nach größeren Geschützen heraus. Für solche konnte man die Kugeln nicht wohl mehr aus dem schweren und kostbaren Blei herstellen, und so traten neben die ‚Blei-' oder ‚Lotbüchsen' als erste wesentliche Neubildung die ‚Steinbüchsen', welche Steinkugeln schossen. Bald gab es deren zwei Arten. Die eine, kleinere, erscheint durchaus den bisherigen Lotbüchsen nachgeahmt; bei der andern dagegen dient die ‚Büchse' lediglich als Kammer zur Aufnahme der Ladung, während für das Steingeschoß eine Verlängerung, ein Vorhaus, angesetzt ward, welches man ‚Bunhart' nannte.[2]) Von beiden Arten dieser Steinbüchsen wie auch von den Lotbüchsen geben die Zeichnungen des Kodex 600 der Münchener Bibliothek ein deutliches Bild, aus dem sich ergiebt, daß auf die größeren der dort dargestellten deutschen Steinbüchsen genau die Beschreibung paßt, welche Redusio 1376 von der italienischen Bombarda entworfen hat und in der er mitteilt, daß die Kammer (cannone) doppelt so lang war als das Vorhaus (tromba).[3]) Man sieht hieraus, daß der Verfasser jenes alten Münchener Büchsenmeisterbuches durchaus auf der Höhe seiner Zeit stand. Übrigens sind auch die von ihm abgebildeten relativ ‚großen Steinbüchsen' noch recht klein: kaum 4 Fuß lang, und schon daraus geht hervor, daß die Handschrift nicht in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts gehört; denn in diesem Zeitraum, namentlich seit 1370, kommen schon sehr große, ja zum Teil kolossale Geschütze vor, von denen Kunde zu geben ein mittelalterlicher Autor sicherlich nicht versäumt hätte. Jedenfalls ist dieser Kodex das älteste bis jetzt bekannte artilleristische Werk nicht nur Deutschlands, sondern Europas, und der in ihm kodifizierte Grundtypus der Feuerwaffen schließt deren Entstehungsgeschichte gewissermaßen ab.

Mit außerordentlicher Schnelligkeit entwickelte sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts das Phänomen der großen Steinbüchsen. Schon 1377 ließ der Herzog von Burgund eine solche herstellen, deren Geschoß 450 Pfd. wog. Elf Jahre später rüstete Nürnberg einen Kriegszug mit mehreren sogenannten Zentnerbüchsen und einer ganz großen Büchse aus, die den Namen ‚Chrimhild' führte und, bei einem Rohrgewicht von etwa 56 Zentnern, Steine von 560 Pfd. Schwere schoß. Vom Jahre 1393 berichtet die Limburger Chronik: „Da zog das riche unde der Bischof von Menze, die stad von Menze und die von Frankfurt vor Hatzstein. Unde hedden die stede große bossen, der schoß eine

[1]) Sie mögen etwa von der Art gewesen sein wie zwei Stücke, die aus der Richard'schen Sammlung in das Germanische Nationalmuseum gekommen sind. Diese sind mit dem dicken Bodenstück 25 cm lang; die Seele hat einen Durchmesser von 2, eine Länge von 19.16 cm. Am Bodenstück ist eine Tülle für den Holzstiel angebracht. (v. Essenwein: Mitteilungen aus dem Germanischen Museum.)

[2]) Dieser Ausdruck wird sonst auch für die Pfeife des Dudelsacks und große Baßpfeifen der Orgel gebraucht. Auffallend ist der Zusammenklang von ‚Bumhart' und ‚Bombarda'.

[3]) **Angelucci: Documenti inediti per la storia delle armi di fuoco italiana. (Turin 1869.)**

siben oder achte centener swere. Unde do gingen die großen bossen an der man numme gesehen enhatte uf ertrich!" Es ist bezeichnend, daß es die Städte waren, die Sitze von Handel und Wandel, in denen und für welche vorzugsweise diese gewaltigen Geschütze hergestellt wurden; das erinnert unmittelbar an das Aufkommen der antiken Werf- und Schußzeuge im Schoße der Handelsstaaten des Altertums; denn nicht nur der Kapitalkraft, sondern auch der Geistesrichtung handeltreibender und gewerbefleißiger Gemeinden entsprechen gerade die technischen Waffen. — Jene gewaltigen Geschütze waren sogenannte ‚Legstücke' die nur in wagerechter Lage auf schweren Bettungen gebraucht werden konnten und mit ungeheueren ‚Anstößen' gegen den Rücklauf versehen wurden. Ihre Hauptaufgabe war der Brechschuß auf nahen Abstand. — Solche Riesenbüchsen mußten den tiefsten Eindruck auf die Zeitgenossen machen. Schon den kleinen Lotbüchsen und den dünnen Holzkanonen der ersten Frühzeit gegenüber hatte man Abneigung und peinliches Mißbehagen nicht zu unterdrücken vermocht. In dem vor 1344 verfaßten Dialoge ‚De remediis utriusque fortunae' äußert sich Petraca in diesem Sinne:

Da ruft der eine aus: „Ich besitze unzählige Maschinen und Ballisten!" Der Dichter aber antwortet: „Es ist ein Wunder, daß du nicht auch jene metallenen Eicheln hast, die ein Flammenstoß unter schrecklichem Donner entsendet. Es war nicht genug, daß der erzürnte unsterbliche Gott vom Himmel blitzte; auch das Menschlein (Grausamkeit mit Stolz gepart!) muß von der Erde donnern. . . . Diese Pest war früher so selten, daß sie wie ein großes Wunder betrachtet wurde; jetzt ist sie — da man bei den schlechtesten Dingen immer am gelehrigsten ist — so gemein wie jede andre Art von Waffen."

Geht Petrarca's Abneigung gegen die Feuerwaffen aus allgemein sittlichen Beweggründen hervor, so regte sich hundertundfünfzig Jahre später angesichts der neuen Riesenbüchsen wieder dieselbe schmerzlich entsagende, ja verzweifelnde Stimmung der Tapferen, welche einst den Archidamos von Sparta erfaßte, als er zum erstenmale eins der furchtbaren Wurfzeuge der Sizilianer erblickte. Die meisten der auf ihre Waffengewandtheit, ihre Rüstung und ihre Burgen stolzen Ritter werden genau so empfunden haben wie Dietrich von Quitzow, als die ‚Faule Grete' Friesacks Mauern in Bresche legte. Ernst von Wildenbruch hat dieser Anschauung ergreifenden dichterischen Ausdruck gegeben. Sein Knappe zeigt ihm vor seinem Schloß die große Donnerbüchse, und er erwidert:

„Ja, ich seh's — ich seh's.
Ha — wie es dasteht auf den plumpen Tatzen,
Bis an den Bauch ins Erdreich eingewühlt,
Das ganze Ding nur Bauch und Schlund und Maul,
Ein Schwein, das Unrat schlingt, um Mord zu spei'n!
Nichts Edles dran. Nein, das ist keine Waffe!
Das ist nicht Kampf mehr! Kampf war Männer-Handwerk,
Und Mut entschied — jetzt wird der Kampf gemein,
Und feige Schlauheit lacht des dummen Mutes.
Tod war ein Held, frei wandelnd im Gefilde;
Jetzt ist's ein Mörder, lauernd im Versteck!
Du also bist das Sinnbild dieser neuen Zeit,
Vor der sich Quitzow beugen soll?

Unflät'ger Stoff, du brüllende Maschine,
Sprachrohr des Hasses, den die dumpfe Masse
Dem ritterlichen Mann ins Antlitz wirft!
Ich hasse dich! Aus aller Seelen-Tiefen
Verachte ich die Zeit, die dich gebar . . ."

Geradeso dachte Bayard, dem doch beschieden war, von der Kugel eines Hakenschützen zu sterben, und nicht anders empfand Ariost. Sieben Strophen seines ‚Rasenden Roland' (XI. Gesang) sind einem Zornausbrauch gegen die Feuerwaffen gewidmet. Eine solche Waffe hat Roland in Holland kennen gelernt, hat sie jedoch, empört, „geworfen in des Meeres tiefste Gründe, daß keine Spur ihr Dasein mehr verkünde." Vergeblich! Der Teufel sorgte, daß sein Werk nicht verloren ging:

„Das höllische Gerät ward aus den Wogen
Nach langen Jahren durch des Zaubers Macht
Auf hundert Klafter tief hervorgezogen
Und dann zuerst den Deutschen zugebracht,
Die mancherlei Versuch damit vollzogen;
Und da, auf unsern Schaden stets bedacht,
Der böse Geist verfeinert ihre Sinne,
So ward man endlich des Gebrauches inne . . .[1])
„Wie hast du Raum in Menschenbrust gefunden,
Erfindung voll des Frevels und der Weh'n?
Durch dich ist Waffendienst der Ehr' entbunden,
Durch dich muß Kriegesruhm zu Grunde gehn!
Durch dich — so weit sind Kraft und Mut geschwunden —
Scheint Wackren oft der Schlechte vorzugeh'n.
Durch dich sind Stärk' und Heldensinn enthoben
Der Möglichkeit, im Feld sich zu erproben . . ."

Ungefähr gleichzeitig urteilt Erasmus von Rotterdam, der erste leidenschaftliche Vertreter des Friedensgedankens, in seiner ‚Quaerimonia pacis':

„Die Viper beißt keine Viper; ein Luchs zerreißt den andern nicht, und wenn sie kämpfen, kämpfen sie mit natürlichen Waffen. Aber, unsterblicher Gott, mit welchen Waffen hat dein Zorn die waffenlos geborenen Menschen ausgerüstet! Mit Werkzeugen der Hölle bekämpfen einander die Christen! Denn wer möchte glauben, daß das Geschütz die Erfindung eines Menschen sei!?"

Luther endlich sagt in einer seiner Tischreden:

„Büchsen und Geschütz ist ein grausam schädlich Instrument, zersprengt Mauern und Felsen und führt die Leute in die Luft. Ich glaube, daß es des Teufels und der Hölle eigen Werk sei, der es erfunden hat, als der nicht streiten kann sonst mit leiblichen Waffen und Fäusten. Gegen Büchsen hilft keine Stärke und Mannheit; er ist tot, ehe man ihn siehet. Wenn Adam das Instrument gesehen hätte, das seine Kinder gemacht: er wäre vor Leid gestorben."

---

[1]) Es ist sehr bemerkenswert, daß Ariost seinen Helden die erste Bekanntschaft mit der Feuerwaffe in Dordrecht machen läßt, welches der Friesenkönig gegen Roland verteidigt. Erst später tritt dann die Waffe in Deutschland, d. h. in Ober-Deutschland, auf. Hier scheint eine uralte Überlieferung vorzuliegen, die meinen oben (S. 376) gegebenen Auseinandersetzungen durchaus entspricht.

Der Haß gegen die Feuerwaffen spricht sich auch in den Sagen vom Tode Berthold Schwarz' aus. Der einen zufolge hat der Mönch sich aus Verzweiflung über das, was er in die Welt gesetzt, selbst in die Luft gesprengt, nach der andern ließ König Wenzel ihn auf dieselbe Weise hinrichten.

Diese Stimmung gegenüber dem Geschützwesen hat sich überaus lange erhalten. Fast ein halbes Jahrtausend hindurch erschien in dem alten Bereiche des Kriegsstaates die Artillerie wie eine Kolonie von Fremden. Und in der That: ihr Mutterland war die vielverschrieene Alchimie. Ausgerüstet mit den besten Ergebnissen dieser halb magischen Wissenschaft, doch auch mit ihren Träumen und Wunderlichkeiten, befremdeten die Büchsenmeister zunächst durch ihre Geheimniskrämerei und ihren Aberglauben, dann aber auch durch ihren Zunftstolz. Dazu kam die tiefe Abneigung der Reiter und Fußknechte gegen alle Maschinenwaffen, die schon dem alten Wurfzeug gegenüber oft schroff hervorgetreten war. Jener barbarische Haß, der es zuweilen verschuldet hatte, daß gefangene Bleidner, statt sie in ehrlichem Gefängnisse zu halten, mit ihrer eigenen Bleide zu Tode geschleudert wurden, der übertrug sich, zumal in Frankreich und Italien, jetzt auf die Feuerschützen und Büchsenmeister. Wohl bildeten die letzteren einen vielbegehrten und benützten Stand, den die Fürsten mit manchem schätzbaren Privilegium bedachten; aber es ist bezeichnend, daß ein Hauptpunkt solcher Sonderrechte darin besteht, daß „wenn der Büchsenmeister in Gefahr komme, wegen eines Vergehens von Fußvolk oder Reisigen gefangen zu werden, nicht der allgemeine Profoß, sondern der Zeugmeister ihn strafen solle." Von den den andern Waffen gemeinsamen Behörden erwartete man also keine Gerechtigkeit für ein Glied des Geschützvolkes. Dies bildete einen kleinen Staat für sich. Höchst ungern bequemten Reiter und Fußmannschaft sich dazu, bei artilleristischen Arbeiten hilfreiche Hand zu leisten, und überhaupt sah die neue Waffe sich stets auf sich selbst zurückgewiesen. So kam es, daß Kenntnis und Beruf oft erblich wurden und eigentliche Artilleriefamilien entstanden. Am stärksten wirkte in dieser Hinsicht der Umstand, daß die Feuerwerkerei, ‚diese Nabelschnur, durch welche die Artillerie an ihre Mutterwissenschaft, die Alchimie, gebunden war,' bis in die jüngste Vergangenheit einen so konservativen Handwerksgeist bewahrte, daß pyrotechnische Schriften noch aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dem Durcheinanderkneten von zuweilen ganz gleichgültigen, unwirksamen Bestandteilen den ältesten noch von Alchimisten geschriebenen Feuerwerksbüchern oft befremdlich ähneln. Dieser Ballast trug nicht wenig dazu bei, das zünftige Konstabeltum dauernd in einer gewissen Abgeschlossenheit zu halten.[1])

Alle Gegnerschaft und alle Hindernisse haben jedoch nicht vermocht, die Entwickelung der Feuerwaffen zu hemmen, ja nicht einmal die Volkspoesie zurück-

[1]) ‚Wo stammt die Artillerie her?' (Ztschft. für Kunst, Wissenschaft u. Geschichte des Krieges. 65. Bd. 1845.) Der kleine Aufsatz trägt ein Motto aus dem Koran: „Behandle deine Frau mit Nachsicht; denn sie ward geboren aus einer krummen Rippe, und die beste trägt noch die Spuren davon."

zuhalten, das Geschützwesen mit ihrem versöhnenden Zauber zu umspinnen. Wie die größten Diamanten ihre Eigennamen führen und wie dergleichen einst berühmten Schwertern zukamen, so wurden nun auch die Geschütze, zunächst die größten, dann auch die kleineren in derselben Weise individualisiert. Drachen, Basilisken, Schlangen, Serpenten sind besonders beliebte Bezeichnungen, bald nicht nur für das einzelne Stück, sondern für ganze Gattungen von Geschützen. Dasselbe gilt zum Teil von Vogelnamen: Falk, Nachtigall, Singerin, Lerche, Sperber, Strauß, Hahn, Greif, Phönix u. s. w. Gewöhnlich ist der Name in einem kurzen Verse auf dem Rohre angebracht. Z. B.:

Der Greif heiß ich;
Meinem genedigen Herrn von Drir (Trier) dien ich
Wo er mich heißt gewalden
Do wil ich door vnd mavrn spalten.

Der Venx (Phönix) heis ich;
Ich lege ein Ei,
Was ich dref, das bricht entzwei.

Auch Personennamen kommen vor. Der ‚Chrinhilde‘ von 1388 geschah bereits Erwähnung. Bekannt sind die ‚dulle Griete‘ von Gent, die ‚Mons Meg‘ von Edinburg, die ‚faule Mette‘ von Braunschweig. Andre derartige Namen sind ‚Els‘ von Nürnberg, ‚schwarze Grete‘ von Bremen, ‚Adam‘ und ‚Eva‘ in München u. s. w.[1]) — Und nicht genug mit den Namen! Poetische, didaktische, nicht selten auch humoristische Inschriften, die auf andern Waffen verhältnismäßig selten vorkommen, zeichnen die Geschütze, namentlich die deutschen des 15. und 16. Jahrhunderts, in überreicher Fülle aus.[2]) — Kaiser Maximilian I., der letzte Ritter, welcher merkwürdigerweise zugleich ein leidenschaftlicher Artillerist war, betrieb es geradezu als einen Sport, möglichst originelle Namen und Inschriften für seine Büchsen zu finden. So bringt sein Gedenkbüchlein aus den Jahren 1505—1508[3]) unter der Überschrift ‚Artillerie‘ u. a. als Namen für ‚Hauptstücke‘: Hurnassin, Purasserin, Humserin, Nar, Narrin, Kerrenin. Eine ‚Notbüchsen‘ will er Vinkhen heißen, die ‚Notschlangen‘ Hyrngrillen u. dergl. m., und zu jeder will er einen Reim schreiben. Noch im Jahre 1516 verlangt Max von dem gelehrten Peutinger, daß er ihm die Namen von hundert merkwürdigen Frauen mitteile, um damit seine ‚Metzen‘ zu taufen.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts begann in Deutschland, zugleich mit dem Aufkommen einer für ganz Europa maßgebenden artilleristischen Litteratur, das wissenschaftliche Durchdenken der Geschützkunst, welches, abgesehen von

---

[1]) Dem gegenüber nimmt es sich seltsam aus, wenn H. Schliep in einem Aufsatz über die ‚Namen der Altdeutschen Artillerie‘ (Milit. Wochenblatt 1887, Nr. 67), der überhaupt reich an Irrtümern ist, bemerkt: „Für jeden Preußen ist die ‚faule Grethe‘ eine wohlbekannte Größe. Aber Grethe hat sie wohl niemals geheißen; Frauennamen führten in dieser frühen Zeit die Geschütze nicht. Die ‚faule Kröte‘ wird sie geheißen haben, weil sie nur so langsam sich fortbewegte im tiefen märkischen Sande.“ Das ist witzig, aber falsch.

[2]) Vergl. Ziegler: Alte Geschütz-Inschriften. Berlin 1886.

[3]) Ambraser Sammlung und Hofbibliothek zu Wien.

den pyrotechnischen Dingen, insbesondere darauf ausging, die Verhältnisse des Rohres nach dem Durchmesser, die der Ladung nach dem Gewichte des Steines zu bestimmen. In diese Zeit fällt auch der erste und einzige Versuch, von der zylindrischen Form der Rohre abzugehen und sie durch die konische zu ersetzen. Ein ‚Streyd-buch von Pixen', welches die Ambraser Sammlung bewahrt, stellt als alte Form der Büchse ein zylindrisches Kammergeschütz dar, dessen Vorhaus ungefähr so lang ist wie die Kammer; als neue Form ist ein konisches Rohr abgebildet, bei dem sich die Kammer ohne Absatz in das Vorhaus fortsetzt, sodaß das Geschütz wie eine Tuba oder ein Sprachrohr aussieht. Der Verfasser legt großen Wert auf diese ‚newe List' und verspottet sogar der Niger Bertoldus, der

„Unter andern Dingen
mocht nit zu wegen bringen
die kunst, die nun ist funden
von meistern, die sich hand underwunden
von angend untz an das ende,
sy damit werdent behende."

Der Vorteil dieser Form bestand darin, daß sie Kugeln verschiedensten Kalibers aufnehmen konnte und daß man den Stein nicht mehr mit einem Klotzen zu ‚verspiezen', vielmehr nur in dicke Asche oder Lehm zu betten brauchte. Dies erleichterte das Laden natürlich sehr, und unter den bildlichen Darstellungen von Geschützen, die sich in den Handschriften aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts finden, überwiegen diejenigen konischer Rohre ganz entschieden. Dennoch hat die neue Form sich kaum bis über die Mitte jenes Jahrhunderts hinaus erhalten, weil sich bald ergab, daß die Wirkung der konischen Rohre ganz ungleichmäßig und somit völlig unberechenbar war. Schon das große Feuerwerksbuch von 1445 behandelt die Kegelform als abgethan. Seitdem ist niemals wieder versucht worden, an der Zylindergestalt des Innern der Feuerrohre zu rütteln; sie stand nun fest. Alles, was die vier Jahrhunderte seither in Bezug auf das Geschützwesen geleistet haben, ist überhaupt schon als Keim und Ansatz im 15. Jahrhunderts vorhanden: Vorderlader und Hinterlader, glatte und gezogene Rohre (letztere wenigstens bei Handrohren), Orgel- und Gatlinggeschütze, Haubitzen und Mörser. Das 16. Jahrhundert leistete dann außerordentliches auf dem Gebiete der Munitionsherstellung. Das Pulver wird gekörnt; zu dem schon früher bekannten ‚Hagel', d. h. dem Kartätschschuß, erfanden die deutschen Büchsenmeister Bomben, Granaten und ‚Hagelgeschröt' d. h. Shrapnels, und auch die Lafetierung, die Richtvorrichtungen, die Schußarten und die Schießkunst blieben in steter Entwickelung. Doch sind es auf ballistischem Gebiete weniger Deutsche als vielmehr italienische Mathematiker, denen es zuerst gelang, die bis dahin ganz irrigen Vorstellungen von der Flugbahn der Geschosse einigermaßen zu berichtigen.

Die Handfeuerwaffen vervollkommneten sich minder schnell als die Geschütze, und noch weniger rasch drangen bei ihnen neue Erfindungen durch. Zu Ende des 16. Jahrhunderts kennt man das Radschloß, das Steinschnappschloß, den Stecher, die gezogene und die Revolverbüchse, die Gewehrpatrone, ja vermutlich

sogar schon das Flintenschloß mit dem Feuerstein; in der Praxis aber herrschte dennoch das Luntengewehr fast allein und behauptete dieses Übergewicht noch bis über den dreißigjährigen Krieg hinaus. Auch der Zahl nach nahmen die Handfeuerwaffen in den Heeren verhältnismäßig langsam zu. Bis zur Einführung des Bajonetts blieben die Spießer neben den Schützen gewissermaßen als deren Leibwache für den Nahkampf bestehen. Immerhin beharrte aber auch die Entwickelung der Handfeuerwaffen in stetigem und ununterbrochenem Fortgange und beruhte wie die der Geschütze durchaus auf den alten Formen und dem alten Pulver.

In diese relativ ruhige Entwickelung hat nun plötzlich in unsern eignen Tagen die Erfindung und Einführung des neuen Pulvers gewaltsam eingegriffen.[1])

Den ersten Anstoß, die Kraft des Treibsatzes zu steigern, gab der Wettkampf zwischen Kanonen und Panzerplatten. Die auf jene Kraftsteigerung gerichteten Versuche verfolgten den Zweck, die Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse bedeutend zu erhöhen, indem man die Ladung wesentlich verstärkte. Dem setzte jedoch die Widerstandsfähigkeit der Rohre eine Grenze; sie sprangen, weil sie einem so ungeheueren Gasdruck nicht gewachsen waren. Es kam also darauf an, die höchste Spannung nicht auf einen Schlag herbeizuführen, sondern die Entwickelung der Gase zu verlangsamen, das Pulver allmählich verbrennen zu lassen. Dies erreichte man, indem man es in größere Körper formte. Das so geschaffene ‚prismatische Pulver‘ besaß übrigens, wie sich bald zeigte, außer der Möglichkeit, es zu sehr starken Ladungen verwenden zu dürfen, auch noch andere namhafte Vorteile: die vollkommene Gleichartigkeit der einzelnen Körner in Bezug auf Pressung, Größe, Gestalt, Gewicht, Härte, Dichtigkeit, Struktur und Trockenheit ermöglichte eine bis dahin unerreichte Genauigkeit der ballistischen Leistungen des Pulvers. Aber so bewunderungswürdig dieser Erfolg erschien, den Anforderungen, welche die Meister der Handfeuerwaffen stellten, genügte er noch nicht. Diese sind nämlich von jeher bestrebt gewesen, den Durchmesser der Gewehrgeschosse herabzusetzen, um den Schützen möglichst reich mit Munition ausstatten zu können und dem Geschoß eine möglichst flache Flugbahn und dadurch gesteigerte Treffwahrscheinlichkeit bei unbekannten Entfernungen zu sichern. Bis in die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts bestand jedoch in den meisten Heeren ein Kaliber, welches nur 18 bis 20 Kugeln auf ein Pfund Blei rechnete, was einem Seelendurchmesser von 17 bis 18 mm entsprach. Da ging man in der Schweiz plötzlich auf 10·5 mm herab und zwar mit großem Erfolge; denn bei der nun relativ starken Ladung wirkten die Gase auf eine sehr verkleinerte Fläche des Geschosses und behielten in der engen Seele große Spannung bei; daraus ergaben sich bedeutende Anfangsgeschwindigkeit und damit große Rasanz, kleine Einfallwinkel, weite bestrichene Räume. Langsam, Schritt für Schritt, folgten die andern Staaten dem von der Eidgenossenschaft gegebenen Beispiele; als aber Napoleon III. den Versuch machte, seine Hundertgarden mit einem noch kleineren Kaliber auszurüsten, mißlang das:

[1]) Vergl. Lepsius: Das alte und das neue Pulver. Leipzig 1891.

die Geschosse hatten ungenügende Durchschlagskraft. Man stand vor einem neuen Problem. Einerseits schien klar, daß in der Gewichtsverminderung des Geschosses nicht zu weit gegangen werden dürfe; anderseits war aber auch gewiß, daß man über eine gewisse Länge desselben nicht hinausgehen könne und auf die Anwendung schwererer Metalle als Blei, der Kosten wegen, vorläufig verzichten mußte.[1]) Da nun die lebendige Kraft, welche dem Geschoß erteilt werden soll, sich zusammensetzt aus dessen Masse und dem Quadrat seiner Geschwindigkeit, so kam alles darauf an, die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses zu steigern und zwar im quadratischen Verhältnisse zur Verminderung des Gewichtes. Mit dem bisherigen Treibsatz ließ sich jedoch eine Steigerung der Anfangsgeschwindigkeit nicht mehr erzielen, und damit waren die Tage des alten Pulvers gezählt. — Und noch eine andre Aufgabe trat, wenn auch in zweiter Reihe, an die Pyrotechniker heran: seit der Zunahme der Feuergeschwindigkeit infolge der Einführung der Magazingewehre und Schnellfeuergeschütze wuchs der Wunsch nach rauchfreiem Pulver; denn die Vorteile des Magazins, das den Schützen gestattet, binnen einer Minute mehr als 20 gezielte Schüsse abzugeben, können nur dann voll ausgenützt werden, wenn man ein möglichst freies, rauchloses Schußfeld vor sich hat. — Es galt also, einen Treibsatz zu finden, der stärker, als das alte Pulver, womöglich ohne Rauch verbrannte. Einen solchen besaß man in der im Jahre 1846 gleichzeitig von Schönlein zu Basel und Böttger in Frankfurt erfundenen Schießbaumwolle, welche an Kraftäußerung dem Schießpulver um das dreifache überlegen ist und ganz rauchlos verbrennt. Ihre Kraft beruht auf der Verwandlung der Cellulose in Nitrocellulose, konnte aber zunächst der Artillerie nicht dienstbar gemacht werden, weil man nicht im stande war, sich gegen unbeabsichtigte Explosion der Schießbaumwolle genügend zu sichern. — Fast gleichzeitig hatten Pelouze in Paris und Sobrero in Italien das Nitroglyzerin erfunden, welches dann Nobel in Schweden zum Dynamit weiter entwickelte. Eine dritte Nitroverbindung, die Pikrinsäure, wurde endlich der Hauptbestandteil des ersten neuen Pulvers, des sogenannten ‚Poudre B‘ der französischen Lebel-Gewehre, als dessen Erfinder der Chemiker Turpin gilt. Inzwischen gelang es auch, die Schießbaumwolle aufbewahrungs- und behandlungsfähig zu machen, und heutzutage sind brisante und rauchlose Pulver in allen Kulturländern eingeführt. Damit stehen wir am Ausgangspunkte einer ganz neuen Entwickelung unsres Waffenwesens. Zwar das Äußere unsrer Feuerwaffen ist kaum verändert; selbst die chemische Bezeichnung des Treibsatzes klingt vertraut: das alte Pulver war eine Salpetermischung, der alte Name für Salpeter lautete nitrum; die neuen Pulver sind sämtlich Nitroverbindungen. Aber schier harmlos erscheinen die in jener Quintessenz des griechischen Feuers verborgenen Kräfte gegenüber der dämonischen Gewalt der neuen Sprengmittel, deren fürchterliche Wirkungen so oft schon das Entsetzen Europas erregten und die nun auch den Feuerwaffen dienstbar gemacht worden sind. Mit ganz ähnlichen Empfindungen peinlicher

[1]) Das Wolframmetall, das so schwer wie Gold, also fast noch einmal so schwer als Blei ist, mußte als zu teuer abgelehnt werden.

Abneigung stehen wir ihnen gegenüber wie einst die Ritter dem Büchsenpulver des 13. Jahrhunderts, und wir fragen uns, ob Kühnheit und Manneszucht der Heere ausreichen werden, sie hinwegschreiten zu lassen über offene, rauchlose Schlachtfelder, die der Sturm der Todesgeschosse wie ein dichtes Hagelwetter fegt; wir fragen uns, ob jetzt, da Erdbeben und Blitz auch in der schmutzigen Faust des brutalen Caliban liegen, das Reich Prosperos, das Reich der Kultur, nicht werde in Trümmer geschlagen werden. — Doch der Blick auf die Geschichte beruhigt uns! — Wie Tapferkeit nicht unterging, als die Phönicier ihre Maschinen, als die Deutschen ihre Büchsen erfunden hatten, so wird auch fernerhin der Mut das Herz der Krieger heben, der Feldherrngenius den Weg zum Siege finden, und wenn auf den phlegräischen Gefilden unsrer vulkanisch unterwühlten Welt sich eine neue Gigantomachie erhöbe — es wird auch an dem Herkules nicht fehlen, der mit den neuen Waffen die alten Götter schützt!



Litterarische Revue

von

Theodor von Sosnosky.

Unter all' den Offizieren, die auf dem Gebiete der deutschen Erzählungslitteratur thätig sind, ist Baron Carl Torresani entschieden der originellste und begabteste.

Sein Name ist erst vor wenigen Jahren aufgetaucht und zwar mit dem Roman „Aus der schönen wilden Leutnantszeit.“ Die Form dieses Romanes ist zwar noch viel wilder als die darin mitgeteilten Ereignisse, aber trotzdem zeugt er von einer ganz ungewöhnlichen Gabe zu erzählen, und was noch mehr ist, zumal heutzutage, wo die Schablone in der Erzählungslitteratur ja geradezu Regel geworden ist: der Roman zeugt auch von Ursprünglichkeit.

Nach diesem vielversprechenden Debüt durfte man dem nächsten Werke Torresani's mit Interesse entgegensehen. Es war ein Band Novellen mit dem gemeinsamen Titel „Schwarzgelbe Reitergeschichten.“ Er enttäuschte auch nicht; im Gegenteil: die knappere Form der Novelle bot dem Autor nicht so leicht Anlaß zu Abschweifungen, auch verstieß er diesmal nicht mehr so arg gegen den Satzbau wie in seinem Erstlingswerke, das wahre Satzungeheuer enthält. Dafür trat die Ursprünglichkeit seines Talentes noch deutlicher hervor, und er brachte das Kunststück zu Wege, heikle — nicht im erotischen Sinne — Dinge so zu erzählen, daß nur zimperliche, altjüngferliche Seelen daran Anstoß nehmen können. So bildet in der Novelle „Die chemische Analyse“ ein entleerter Mageninhalt den Schwerpunkt; das ist doch gewiß ein nichts weniger als appetitliches Thema, und dennoch weiß es der Autor so geschickt und mit so viel Humor zu geben, daß es alles Widerwärtige verliert, wenigstens für Leute, die Sinn für Humor haben.

Dieser köstlichen Novellensammlung ließ Torresani in kurzer Zeit vier Romane folgen: „Mit tausend Masten“, „Auf gerettetem Kahn“ (Fortsetzung des vorigen), „Die Juckerkomtesse“ und „Der beschleunigte Fall“. In allen diesen Geschichten steckt Ursprünglichkeit, Geist, Witz, Lebenskenntnis und glänzende Unterhaltungskunst; aber anderseits sind sie auch unreif, flüchtig, stellenweise dilettantenhaft, effektsüchtig, kurz nichts weniger als vollkommen, ausgenommen „die Juckerkomtesse,“ ein Buch, das in psychologischer Hinsicht ganz ungewöhnliches und vorzügliches bietet.

Die Ursache für diesen Rückschritt liegt wohl in der allzugroßen Fruchtbarkeit des Autors. Es rächt sich immer, wenn ein Schriftsteller zu viel schreibt; Ossip Schubin ist ein ebenso sprechender als trauriger Beweis für diese Wahrheit. Auch das reichste Talent wird durch rastlose Ausnützung erschöpft. Man mußte daher den kommenden Werken Baron Torresani's mit einiger Besorgnis entgegensehen. Das nächste ließ nicht lange auf sich warten, denn es erschien noch in demselben Jahre wie „Der beschleunigte Fall". Es heißt „Oberlicht" und wird als „Wiener Künstlerroman" bezeichnet. (Dresden, Pierson, 1893.)

Daß dieser Roman, ehe er als Buch herauskam, im Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblattes" erschienen ist, das sonst nur wertlose Kolportage-Romane zu bringen pflegt, trug nicht eben dazu bei, die Besorgnis für seinen künstlerischen Wert zu zerstreuen.

Um so angenehmer war die Enttäuschung. Man sagt nämlich kaum zu viel, wenn man behauptet, „Oberlicht" sei der amüsanteste Roman, der seit Jahren auf den deutschen Büchermarkt gekommen ist. Aber auch der, der an eine Erzählung höhere Ansprüche stellt, kann damit zufrieden sein, denn er ist, wenn man vom Schlusse absieht, einer der besten modernen Romane der deutschen Litteratur überhaupt, jedenfalls bisher die beste Leistung Torresani's. Er vereinigt alle seine Vorzüge und ist frei von seinen Fehlern, so namentlich von dem störenden, dilettantenhaften Hereinplatzen mit persönlichen Bemerkungen.

Einige Ausstellungen aber muß sich der Autor schon gefallen lassen. Da ist vor allem das Schlußkapitel. Es ist des trefflichen Buches ganz unwürdig und nimmt sich darin beiläufig aus wie ein Lappen grober Sackleinwand in einem Damastgewebe. Man begreift gar nicht, wie Torresani eine solche Geschmacklosigkeit hat begehen können. Zudem ist dieses Anhängsel ganz überflüssig, der Roman wäre mit dem vorletzten Kapitel thatsächlich zu Ende, in der Feuilletonausgabe ist er es auch, und darum verdient diese den Vorzug vor der Buchausgabe. Etwas dunkel ist ferner die Krankheit der Heldin. Woran ist sie denn gestorben? An Seelenschmerz stirbt man ja nicht. Ferner wäre die Szene zwischen dem Morphiophagen und dem alten geckenhaften Baron leicht zu vermeiden gewesen, ihr Effekt ist zu grob für ein so hochstehendes Buch. Schließlich wäre es auch nicht nötig gewesen, eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten in den Roman zu ziehen, unter veränderten Namen, wie's geschehen ist, so Maltitz (Makart), Hanbitz (Canon), Bauer (Laube), Halberstadt (Dingelstedt), Blanschwerdt (Rothschild). Es sind das durchwegs Episodenfiguren, die auf den Gang der Handlung nicht den geringsten Einfluß haben, also überflüssig sind. Der Verfasser hat sie wohl nur verwendet, um dem Roman einen pikanten Reiz zu verleihen, und den hat er auch damit erreicht. Ein so reiches Talent wie das seine sollte aber solche Mittel vermeiden. Diese Ausstellungen sind keine Nörgeleien; im Gegenteil: sie sollen dem gespendeten großen Lobe zur Folie dienen, sie sollen zeigen, daß das Lob nicht der Ausfluß herkömmlicher Lobhudelsucht oder blinder Verzückung, sondern eines Urteils ist, das peinlich gerecht zu sein bestrebt ist.

Baron Torresani dürfte mit diesem Roman einen Treffer gemacht haben, denn es ist einer der wenigen guten Romane, die auch dem großen Publikum gefallen müssen. Nur jenen zopfigen Herren, die mit Spielhagen, Heyse, Wilbrandt und andern veralteten Koryphäen Götzendienst treiben, dürfte dieser Roman nicht zusagen, und auch den Puristen — pardon! — Sprachreinigern nicht, deren blindwütiger Fremdwörterhaß darin reichlich Nahrung finden kann.

Besonders sympathisch und anheimelnd aber sollte der Roman für alle österreichischen Leser sein, denn kein Autor schreibt so spezifisch österreichisch als Torresani. Er hat nämlich den Mut, sich seines Österreichertums, seiner österreichischen Sprache nicht zu schämen, wie es leider so viele Österreicher thun; im Gegenteil: er ist stolz auf seine Heimat und bedient sich mit Absicht der Wendungen und Ausdrücke ihrer Sprache. So schreibt er in der Vorrede zum Roman „Der beschleunigte Fall": „Man denke sich einen Österreicher, der in den Schrank geht, um sich zum Vesperbrod einen Topf Sahne herauszuholen. Das geht einmal nicht; es ist unsäglich steif und unnatürlich. Er muß um einen Topf Rahm (besser hätte er: „Obers" gesagt) zu seiner Jause in den Kasten gehen: dann stimmt es!"

Bravo! Das heißt einmal mutig gesprochen! Im Hinblick auf die litterarische Zukunft Baron Torresani's möchte man bei diesem Roman frei nach Heine sagen: Daß Gott ihn erhalte, so frisch, so flott, so wahr!

Der Verein der Bücherfreunde hat mit seinen Veröffentlichungen kein Glück, nicht etwa hinsichtlich seines materiellen Erfolges, der ja, wenn man seinen eigenen Anzeigen glauben darf, recht gut ist; kein Glück vielmehr mit Bezug auf den idealen Wert der bisher veröffentlichten Bücher. Gleich das erste Werk, mit dem dieses gewiß sehr löbliche Unternehmen vor das Publikum getreten ist, Heiberg's „Todsünden", ist ein Kolportageroman gewesen, und die folgenden ließen, trotzdem sie aus berühmten oder doch bekannten Federn flossen, manches zu wünschen übrig.

Das gilt auch von den drei neuesten Erscheinungen des Vereines.

Die eine davon ist der Roman „Zwei reiche Frauen" von M. von Eschen, eine Erzählung, die nicht schlecht, aber auch nicht gut und am wenigsten eigenartig ist; im Gegenteil: sie bewegt sich vom Anfang bis zum Ende beharrlich in dem ausgefahrenen Geleise des Alltagsromanes; die Personen, die Handlung, selbst die Sprache kommt einem bekannt vor; alles ist eben Schablone. Der Zufall und Freund Hein müssen wieder einmal tüchtig mithelfen, die Geschichte zu einem „guten" Ende zu bringen. Die beiden sind im Roman ja immer so gefällig, als sie im wirklichen Leben tückisch und boshaft sind. Zum Schlusse sei an die Verfasserin noch eine Frage gestellt: Hat in Deutschland ein Offizier, der von einer Schar betrunkener Strolche überfallen und schwer verwundet wird, wirklich seine militärische Ehre verloren? Kann es ein so unsinniges Gesetz geben? Es ist kaum zu glauben, zur Ehre der deutschen Militärjustiz.

Die zweite neue Veröffentlichung des Vereines der Bücherfreunde heißt „Fliegender Sommer" und hat Ludwig Ganghofer zum Autor. Das ist gewiß ein schöner, poetisch klingender Titel, der geeignet ist, große Erwartungen zu erwecken. Ist er aber auch passend? Hat er überhaupt irgend eine Berechtigung? Nein, er ist ganz unpassend, denn er steht mit dem Inhalte auch nicht in der fernsten Beziehung. Das Buch könnte ebenso gut „Frühlingsblüten", oder „Sonnenstrahlen" heißen oder sonst einen poetischen Titel führen. Ganghofer ist es offenbar nur um einen solchen zu thun gewesen, mochte dieser auch noch so weit hergeholt, noch so unbegründet sein.

Der schöne Titel deckt 28 kleine Geschichten, Skizzen und Märchen, die verschiedenartig in ihrem Charakter, aber ziemlich gleich in einem sind: in ihrer Nichtigkeit. Sie machen den Eindruck, als habe Ganghofer sie schreiben wollen oder schreiben müssen, ohne hierzu inspiriert gewesen zu sein, als habe er seine Phantasie gezwungen, etwas zu schaffen. Seine unleugbare Routine ist ihm in diesem Falle jedenfalls sehr zu statten gekommen und hat es ihm ermöglicht, einigen dieser Sachen einen poetischen, gefälligen Anstrich zu geben, der jedoch auch nicht im stande ist, einen schärfer sehenden Leser über ihre Gedankenarmut hinwegzutäuschen. In den Skizzen „Eine Frühlingsnacht" und „Der Herrgottspfänder" merkt man die sehr aufdringliche Absicht „aktuell" zu sein, und die Verstimmung bleibt nicht aus. In der erstgenannten verarbeitet Ganghofer ein Wiener Lokalereignis, die Defraudation und Flucht eines bekannten Advokaten, zu einem recht mißlungenen Feuilleton; die zweite Skizze ist gegen den bekannten Antisemitenführer Dr. Lueger gerichtet und macht den Eindruck, als habe sie Ganghofer auf Kommando oder doch im Interesse des Herrn Moriz Szeps geschrieben, für dessen Zeitung er ja das Feuilleton redigiert hat. Im Feuilleton dieses Blattes sind auch die meisten — vermutlich alle — dieser kleinen Geschichten erschienen. Eine von ihnen, „Der blinde Passagier", dürfte den Lesern der „Deutschen Revue" bekannt vorkommen, sie ist nämlich nichts andres als der von Camille Flammarion nach Gougenot des Mousseur mitgeteilte Fall von Telepathie,[1]) in novellistische Form gebracht. Man kann mit dieser Vermutung kaum irre gehen, da die mitgeteilten Thatsachen bis auf die Form und kleine, unwesentliche Änderungen genau dieselben

[1]) Siehe „Deutsche Revue". Jahrg. 1890. Januarheft: das Geheimnis der Telepathie und die moderne Naturwissenschaft von Camille Flammarion, VI. Seite 57.

sind, solche Stoffe aber nicht erfunden werden können. Damit soll dem Autor natürlich keineswegs das Recht bestritten werden, solche Stoffe zu verwenden, nur hätte er wohl daran gethan, die Quelle anzugeben. Ebensowenig soll hier behauptet werden, daß diese gerade die „Deutsche Revue" gewesen sei. Der interessante Fall kann ja auch anderswo mitgeteilt worden sein.

Vergleicht man dieses jüngste Buch Ganghofer's mit seinen älteren, so kann man einen erschreckenden Rückschritt feststellen. Wer nur dieses gelesen hätte, der würde sich von Ganghofer's litterarischer Physiognomie eine ganz unrichtige Vorstellung machen, er würde ihn für einen seichten Feuilletonplauderer halten, während er doch ein sympathischer, unterhaltender Erzähler, ja mehr: ein Dichter ist oder es doch war. Seitdem er seine Feder in den Dienst der Tagespresse gestellt hat, scheint es freilich, als ob er es nicht mehr wäre.

Eine etwas bessere Wahl hat derselbe Verlag mit dem Romane „Das Leben auf der Walze" von Wolfgang Kirchbach getroffen, mit dem er den zweiten Jahrgang seiner Publikationen eröffnet.

„Das Leben auf der Walze", das diesem Buche den Titel gegeben hat, ist das Leben der Vagabunden, der Bettler und Landstreicher. Man wird mit diesem auf's gründlichste bekannt gemacht, und die Einblicke in das äußere und innere Leben dieser Parias der Gesellschaft sind sehr interessant. So, durch die reinliche Vermittelung eines schön ausgestatteten Buches, läßt man sich diese Bekanntschaft gern gefallen; dagegen wird die Lektüre dieses Buches wohl jeden, der Lust hat, über das Vagabundenleben persönlich Studien zu machen, von diesem Vorhaben abschrecken, es könnte ihm ja ähnlich ergehen wie dem Helden, einem Privatdozenten der Nationalökonomie, der als reisender Handwerksbursche verkleidet zu Studienzwecken unter die Landstreicher geht und dabei recht üble Erfahrungen macht. Die Abenteuer, die er erlebt, machen aber mit ihren sonderbaren Zufällen und Verwickelungen durchaus nicht den Eindruck des Wahrscheinlichen, im Gegenteil: sie erinnern an den komischen Wirrwarr der Posse und würden sich in dramatischer Form vielleicht auch besser ausnehmen. Auch sonst ist die Geschichte durchaus unwahrscheinlich, ja geradezu unmöglich: so bleibt z. B. ein junges Mädchen aus vornehmer, reicher Familie ganz allein in ihrem Palais im Tiergartenviertel zurück, während ihre Eltern irgendwo herumreisen; damit nicht genug: die junge Dame unternimmt mit einem jungen Manne eine Reise, um ihren Bräutigam, eben den „fechtenden" Privatdozenten, aus den Gefahren des Vagabundenlebens zu befreien. Das sind Dinge, die dem Verfasser kein Mensch glaubt, der weiß, was in guten Häusern Sitte ist. Überhaupt hat die ganze Geschichte, von den Schilderungen des Vagabundenlebens und einigen geistvollen Reflexionen abgesehen, ein recht unbeholfenes, naives Aussehen, das ihren künstlerischen Wert auf Null reduziert. Das einzig Gute, was man der Fabel selbst nachsagen kann, ist, daß sie durchaus nicht nach der Schablone gemodelt ist.

Indessen machen die interessanten Schilderungen des Vagabundenlebens den Roman trotzdem zu einem sehr lesenswerten Buche.

Der Roman ist mit 10 Vollbildern auf Kupferdruckpapier (von Gustav Koch) ausgestattet, die zwar nicht schlecht sind, ihm aber doch auch nicht zur Zierde gereichen. Die Verlagshandlung hätte diese Neuerung sein lassen können, sie ist mutmaßlich nicht billig und jedenfalls nicht geschmackvoll.

Der gräfliche Name Keyserling ist in der Litteratur nicht unbekannt, doch ist er bis jetzt nur durch das weibliche Geschlecht vertreten gewesen. Nun hat sich aber auch ein Mann dieses Namens, Eduard Graf von Keyserling, in der Litteratur eingestellt und zwar mit dem sozialen Romane „Die dritte Stiege" (Leipzig, W. Friedrich.)

Dieser Roman wird vom Autor als „sozial" bezeichnet und mit Recht, denn er ist es im vollsten Maße, ja vielleicht wäre die Bezeichnung „sozialistisch" noch passender; die Hauptpersonen sind nämlich größtenteils Sozialisten, und ihre Bestrebungen bilden den Untergrund für die andern Vorgänge der Erzählung, die sehr mannigfach sind. Der Schauplatz ist Wien und zwar dieselbe Gegend Wiens, in der Carlweis' Roman „Wiener Kinder" spielt, einer der wenigen

Wiener Romane, die ernst zu nehmen sind. Beide Romane geben so zu sagen den Durchschnitt eines Wiener Zinshauses und gewähren so interessante Einblicke in die Familien-Interieurs der verschiedenen Stockwerke, bei Graf Keyserling in das Leben jener Parteien, die an der dritten Stiege wohnen; daher auch der Titel. Durch diesen gemeinsamen Zug der zwei Romane fühlt man sich veranlaßt, sie mit einander zu vergleichen, und dies fällt entschieden zu Gunsten des Grafen Keyserling aus. Freilich weiß er mit den Wiener Lokalausdrücken nicht so gut umzugehen wie der Wiener Carlweis und begeht manche kleine Ungeschicklichkeiten, die dem Österreicher komisch vorkommen, so z. B. wenn er einen Auflauf, eine Speise, die in Österreich auch „Koch" genannt wird, als „der Koch" bezeichnet, während man nur „das Koch" sagt; auch läßt er die Leute im Imperfekt sprechen, was kein Wiener thut, ein Fehler, den übrigens auch Carlweis begeht: aber trotzdem ist das Wiener Lokalkolorit recht gut getroffen, die Augenblicksbilder aus dem Wiener Straßen- und Zinshausleben sind vorzüglich gelungen und zeigen von feiner Beobachtung und poetischer Empfindung; die Personen sind durchwegs konsequent und meist auch lebenswahr geschildert; die Handlung ist frei von Unwahrscheinlichkeiten und von Schablone; Graf Keyserling verdirbt sich nicht wie Carlweis sein Buch mit Zugeständnissen an die Sensationssucht des Lesepublikums und an dessen Verlangen nach einem „guten" Ausgange der Erzählung; kurz, man darf dem Verfasser zu seinem Buche Glück wünschen, namentlich, wenn es, wie zu vermuten ist, sein litterarisches Debut bedeutet. Es ist wirklich ein verständiges und interessantes Buch. Doch möge sich der Verfasser bei seinen nächsten Arbeiten die Mühe nehmen, seinen Stil zu feilen und namentlich von dunkeln und gesuchten Ausdrücken zu säubern, die unangenehm an die greuliche Sprache des „Jüngsten Deutschland" erinnern, wie z. B. das Wort „beeindrucken." Störend sind auch die häufigen Druck- und Orthographie-Fehler.

Bedeutend tiefer, aber immerhin über dem Durchschnitts-Niveau, steht Victor Blüthgen's Roman „Frau Gräfin" (Dresden. Verlag des Universum [A. Hauschild] 1892. 2 Bde.)

Der Roman ist zwar zu weitläufig und dadurch zu schwerfällig; er ist nicht frei vom obligaten romantischen Zufall — das Zusammentreffen der Diakonissin mit Poser; — manches, wie die Abneigung der Gräfin gegen ihren Neffen, die Vergangenheit der Diakonissin, ist zu wenig erläutert; in einigen Szenen versagt dem Autor auch die Kraft, so beim Tode Poser's: aber trotz alledem ist es ein verständiges und teilweise ganz interessantes Buch. Die psychologische Darstellung der Heldin ist bis auf die eben erwähnte rätselhafte Abneigung gegen ihren Neffen, die durch ihre Launenhaftigkeit kaum genügend begründet ist, sehr gut gelungen; auch die ihres Gatten verdient Anerkennung.

Auffällig ist, daß Blüthgen seine Geschichte fast ausschließlich im Präsens erzählt, und zwar ohne sie in Abschnitte oder Kapitel zu gliedern, sondern in einem fortlaufend; die einzige Teilung ist die in zwei Bände.

Die Wechsel-Gespräche der Personen sind meist natürlich und mit Dialekt-Ausdrücken und Wendungen versehen; nur die Selbstgespräche, die natürlich ganz fehlen sollten, bewegen sich in dem herkömmlichen Phrasenschwulst.

Alles in allem ein lesenswertes Buch!

In demselben Verlage sind zwei posthume Bücher von E. M. Vacano erschienen: „Das Herz der Gräfin und andere Novellen" und „Die Seufzerbrücke und andere Novellen." Beide enthalten ganz wertloses, seichtes Zeug. Das interessanteste Buch, das Vacano hätte schreiben können, wären seine wahrheitsgetreuen Memoiren, denn er hat in seiner Jugend offenbar ein höchst abenteuerliches Leben geführt; er ist ja bekanntlich als Zirkusreiter in Banozza aufgetreten und soll als solcher Furore gemacht haben. Seine ersten Bücher sind ja auch ihrer Abenteuerlichkeit und Pikanterie wegen verrufen gewesen; jedenfalls aber haben sie seiner Natur mehr entsprochen als die seichten Novellchen und Genrebilder-Texte, die er später en masse für Familienblätter geschrieben hat, und in denen die mühsam verhaltene Frivolität hier und da aufblitzt. Wer weiß, ob dieser Mann, der offenbar Geist besessen hat, wenn er mit

seiner Phantasie hausgehalten und seine Stoffe ordentlich verarbeitet und geformt hätte, nicht wirklich hübsches, interessantes geschrieben hätte. Schade um ihn!

Zum Schlusse sei eines älteren französischen Buches gedacht, das in der ganzen deutschen Litteratur nicht seinesgleichen hat: es ist Alphonse Daudet's Sittenbild „Jack", das in einer neuen vorzüglichen Übersetzung von Natalie Rümelin erschienen ist. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek, VIII. Jhrg., Bd. 20—22. Stuttgart 1892.)

„Jack" ist vielleicht Daudet's bestes Buch, ein besseres und namentlich ein ergreifenderes hat er wohl nicht geschrieben. Es enthält die Leidensgeschichte eines jungen Menschen, dessen Mutter eine Kokotte ist, die nicht einmal bestimmt weiß, wer der Vater ihres Kindes ist.

Es ist hier nicht der Raum vorhanden, um die ganze reiche Handlung dieses Buches wiederzugeben und auf dessen Einzelheiten oder, was in dem Falle dasselbe sagen will, auf dessen Vorzüge einzugehen: nur die Schilderungen der verbummelten Existenzen, der **Ratés**, wie sie Daudet nennt, namentlich die des Pseudodichters d'Argenton, seien besonders hervorgehoben; sie zeigen Daudet's Seelenbekenntnis im glänzendsten Lichte. Überhaupt, was dieses Buch an Menschen- und Weltkenntnis, an Satire, Humor und Tragik enthält: es reichte für ein paar Dutzend deutscher Romane hin. Dabei ist es eine schlagende Widerlegung der verbreiteten albernen Meinung, Lebenswahrheit und Poesie vertrügen sich nicht; es sei nur an die ergreifende Poesie erinnert, die Daudet beim Tode des kleinen Dahomaiprinzen und bei Jack's nächtlichem Marsche entfaltet. Das eben ist die echte Poesie, die dem festen Boden der Wirklichkeit entsproßt und aus ihm ihre Nahrung saugt, nicht aber das bunte Trugbild, das die **Laterna magica** der Phantasie aufs Papier wirft, und an das doch niemand glaubt.

Das Wort, mit dem die moderne Reklamekritik so argen Mißbrauch treibt, das sie nicht selten an die jämmerlichsten Machtwerke verschwendet: hier, bei Daudet's Buch, ist es auf dem Platze: „Jack" ist wirklich ein Meisterwerk.

Und dieser Schatz ist für einen Preis zu haben, dem auch ein eingefleischter Feind des Bücherkaufens nicht den Vorwurf der Teuerung machen kann, nämlich für 1 Mk. 50 Pfg., also für eine Summe, die bald einer erschwingen kann, und die wohl die meisten Deutschen für einen Frühschoppen unbedenklich zahlen. Geht also hin und kauft das Buch!

Litterarische Berichte.

König Ludwig II. von Bayern. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Karl v. Heigel. Stuttgart 1893. Verlag von Adolf Bonz & Co.

Ein geistvolles Buch, vielleicht sogar zu geistvoll. Wir wissen nicht, ob nicht die Wirkung desselben ungleich intensiver, gemütsbewegender gewesen wäre, wenn es weniger mit den Intarsienstücken aus der großen Belesenheit des Verfassers ausgelegt gewesen wäre. Herr Heigel spricht und erzählt so gut, so klar, so fesselnd, daß er auf die dekorativen Zitate, die doch nicht immer auf den Kopf treffen und lediglich zerstreuend wirken, ganz gut hätte verzichten können. — Gerade viel Neues, Thatsächliches erfährt man eigentlich über den unglücklichen Monarchen nicht. Das war aber auch keineswegs die Tendenz. Vielmehr galt es der Ueberfülle von angeblichen Thatsachen, die von Berufenen und Unberufenen teils aus schiefem Verständnis, teils auch aus Spekulation auf die Lüsternheit der Menge hinauserzählt worden sind, kräftig zu steuern und sie auf ein natürlicheres und schlichteres Maß zurückzuführen. Unter der bei diesem Gegenstand besonders urwüchsigen Sagenbildung hat der Verfasser, der in den letzten Zeiten des Königs persönliche Beziehungen zu ihm und zu seinen krankhaften Launen hatte, selbst gelitten, und indem er sowohl dieses Verhältnis richtig zu stellen sucht und überhaupt die Vernunft des Königs und den Adel seiner Gesinnung vor seiner Erkrankung ins Licht setzt, erhält das Werk die weitere Tendenz einer „Abwehr", ja bei der etwas weit getriebenen Hellmalerei kann man sagen: einer „Rettung". Ob aber die dem Verfasser

so wohl und liebenswürdig anstehende menschenfreundliche Auffassung viele überzeugen wird? Die psychologische Kunst wird ihre Bewunderer finden, aber der Eindruck wird nicht verschwinden, daß die historische darunter Abbruch erfährt. Von der Halbwahrheit, daß man nicht tadeln könne, was man begriffe, wird hier denn doch ein zu umfassender Gebrauch gemacht. Daß übrigens ein so mit ganzem Herzen dem neuen deutschen Reiche hingegebener Schriftsteller noch so viel verhaltenes partikularistisches Wesen hegen kann, ist einigermaßen auffällig; wenn er aber hier und da auf Vergleiche der bayrischen „Könige" mit den Hohenzollern hindrängt und zuweilen sogar, um den Aberwitz seines Helden zu beschönigen, auf Analogien mit Friedrich dem Großen, natürlich mit der gebührlichen Unterscheidung — sich berufen zu können meint, so gestehen wir, daß wir ihn ganz nahe an der Grenze partikularistischer Verblendung befindlich glauben. Bei allem dem und anderm aber wiederholen wir: ein geistvolles, interessantes, auf humanem Fundament gegründetes Buch. C.

Neuland. Menschen und Bücher der modernen Welt von E. Mensch. Stuttgart. Verlag von Levy & Müller.

Dieses Buch enthält Abhandlungen über die Aufgaben der Dichtung, über die Stellung der Frauen in der Litteratur und über andre litterarische Dinge. Der größere Teil des Buches aber besteht aus litterarischen Porträts hervorragender Autoren, wie Ibsen, Tolstoi, Zola, Daudet. Besondere Beachtung schenkt die Verfasserin dem jüngsten Deutschland, den Herren Tovote, Alberti, Bleibtreu und Konsorten; ja selbst der verstorbene Tollhausdichter Hermann Conradi erfährt eine eingehende und zum Teile günstige Besprechung. Das Wohlwollen, das die Verfasserin gerade diesen Schriftstellern entgegenbringt, ist vielleicht das, was man an dem Buche am meisten beanstanden muß. Aber schließlich ist das, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, Geschmackssache. Jedenfalls ist die Verfasserin eine ganz ungewöhnlich belesene Dame; freilich widerfährt es ihr dabei einmal, den bekannten Vers aus Schiller's „Spaziergang": „Und die Sonne Homer's, siehe! sie lächelt auch uns", Hölderlin zuzuschreiben, überdies in ungenauer Form. Allen, die sich für die moderne Litteratur interessieren, wird das Buch etwas bieten. Und schon darum verdient es Anerkennung, weil es sich mit der modernen Litteratur beschäftigt, die ja von den Litteratur-Historikern, Rudolf von Gottschall ausgenommen, fast gar nicht berücksichtigt wird. Th. v. S.

Chiemseelieder von C. Hirundo. Leipzig 1892. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

In dem immer höher, wie es scheint, anschwellenden Strome der neueren deutschen Poesie treiben auch zahlreiche lyrische Dichtungen, von denen so manche unbeachtet vorübergleiten, andre hingegen mit Freude und Nutzen gelesen und der Vergessenheit entrissen werden. Zu solchen, denen das letztere Schicksal gebührt, gehören auch die Chiemseelieder von Hirundo, welcher in dieser Sammlung uns eine Anzahl von Dichtungen darbietet, deren Inhalt sich auf oder an dem lieblichen Chiemsee abspielt. Durch viele Jahrhunderte des deutschen Lebens führt uns der Dichter, von den Tagen der Sonnwendopfer an bis in die Zeit des Dampfrosses, und ebenso schlägt er in bunter Reihenfolge die ganze Tonleiter der menschlichen Gefühle an, um auch in uns gleiche, teilnehmende Gefühle zu erwecken. Daß nicht alle Lieder gleichen Wert haben, daß hier und da auch in der Form noch etwas gefeilt und geglättet werden konnte, soll bei der großen Zahl dieser Dichtungen nicht als Vorwurf gelten, ebenso daß wir gewiß auch manches finden werden, was uns wenig oder gar nicht berührt. Im Gegensatz zu solchen finden wir aber eine so große Anzahl wirklich schöner, nach Inhalt und Form ergreifender Lieder, daß wir nicht anstehen, der vorliegenden Sammlung eine recht vielseitige Anerkennung und Beachtung zu wünschen. C. S.

Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo-Staates von Herbert Ward, deutsch von H. von Wobeser. Mit Abbildungen und Zeichnungen von H. Ward, V. Perard und W. B. Davis, vom Verfasser genehmigte Uebersetzung. Leipzig 1891. Verlag von C. F. Amelang.

Der Verfasser war Mitglied der Stanleyschen Emin-Entsatz-Expedition, spricht aber von den Schicksalen dieses Unternehmens nur in der Einleitung und gelegentlich im ersten Teil, wobei er eine zwischen Stanley und Jameson-Barttelot vermittelnde Stellung einnimmt. Der Zweck des Buches liegt in der Darstellung von Land und Leuten am unteren und am oberen Kongo, und diese Darstellung geschieht teils durch allgemeine Schilderungen, teils durch die Erzählung von Reiseerlebnissen. Die Person des Verfassers tritt mit rühmenswerter Bescheidenheit zurück, aber auch auf den chronologischen Zusammenhang wird wenig Wert gelegt. Der Verfasser ist ein Mann ohne wissenschaftliche Bildung, aber ein geschickter Zeichner und ein interessanter und anschaulicher Erzähler; das Buch liest sich fließend und macht den Eindruck der Wahrheit; die sehr zahlreichen Abbildungen sind gut gewählt und angemessen wiedergegeben; und wenn das Werk auch nur eine sehr geringe ethnologische und naturhistorische Ausbeutung zuläßt, so ist es doch wegen seiner vielen Nachrichten über Tippu Tip und wegen der andern vorerwähnten Vorzüge als ein dankenswerter Beitrag zur Kenntnis Inner-Afrikas zu begrüßen. Die Uebersetzung ist bis auf kleine Versehen gut. K. F.

Geschichte des Orients und Griechenlands im sechsten Jahrhundert v. Chr. von Heinrich Welzhofer. Berlin. Verlag von Oswald Seehagen.

Der auf dem Gebiete der Altertumsforschung schon seit Jahren namhaft gewordene Verfasser liefert hier einen Ausschnitt aus einer Gesamtdarstellung der griechischen Geschichte, dessen Ausgangspunkt und Begrenzung schon seine organische Auffassung der Geschichte kennzeichnet. Es ist der Zeitraum, dessen äußerste Entwickelung in den Perserkriegen ausmündet, die aber hier noch nicht erzählt werden. Insofern aber das weltgeschichtlich Bedeutsamste derselben in dem Zusammenstoß des Orients mit dem Occident zu finden ist, zerlegt sich die Darstellung naturgemäß in zwei Partien, von denen die eine das Emporkommen des persischen Weltreichs mit seinem Zusammenhang mit dem medischen und neubabylonischen Reiche, sowie seine erobernde Ausbreitung bis zu den ersten Zusammenstößen des Dareios mit den griechischen Städten der thrakischen Küste zum Gegenstande hat. Schildert hier der Verfasser die höchste Ausbildung der orientalischen Tyrannis zur vollkommensten und absolutesten Monarchie, so kommt in dem zweiten Teil, in der Darstellung der griechischen und speziell athenischen Verhältnisse, wie sie sich durch Solon's Einfluß gebildet haben, die Tyrannis in absteigender Linie und ihre Auflösung vor den durchbrechenden und sieghaften Demokratien zur Ausführung. Das ganze Buch zerlegt sich so in eine lebendige und rasch einleuchtende Antithese. Ueberall werden ohne gelehrte Ziererei die Ergebnisse des gegenwärtigen Standes der Forschungen vorgetragen. Die Quellenzitate sind auf das allernotwendigste beschränkt, und überhaupt nur gegeben, wo ein hervorstechendes Faktum durch Zeugnis gestützt werden soll. Man würde zu viel von dem Buche rühmen, wenn man von großer Tiefe der Gedanken spräche, aber der flotte, einfache, sachgemäße Ton der Erzählung, die Reinheit des Stils und die klare, durchsichtige Anordnung des Stoffes machen die Lektüre zu einem behaglichen Genuß. Das Schlußkapitel, das geistige Leben Griechenlands im sechsten Jahrhundert behandelnd, ist mit der eben erwähnten Reservation als das interessanteste zu bezeichnen. C.

Die Hygiene des Geschmacks. Von Paul Mantegazza. Königsberg. Verlag von Heinrich Matz.

In vorliegendem Bändchen bespricht der Verfasser alle jene Stoffe, welche nicht Nahrungs-, sondern Genußmittel sind, für sich allein also zur Erhaltung des Lebens nicht ausreichen, wohl aber durch ihre Beimengung die Nahrungsstoffe dem Gaumen angenehmer machen und in verschiedener Weise auf das Nervensystem erregend wirken. Durch diese letztere Eigenschaft beeinflussen sie die Thätigkeit des Geistes, verleihen demselben eine größere Spannkraft, schärfen die Sinne und befähigen den Menschen zu höheren Leistungen, die der bloße Genuß des zur Erhaltung des Lebens nötigen täglichen Brotes ihm nicht verleihen könnte. Daher gewähren diese Genußmittel dem Menschen viele Freuden, und so lange er sie mit Maß zu gebrauchen weiß, werden sie immer seine willigen Diener und Freunde sein; werden sie aber in unverständiger, übermäßiger Weise gebraucht, so macht sich der Mensch zu ihrem Sklaven, zum Sklaven seiner Leidenschaften. Nun giebt es wohl Menschen, die, vielleicht weil sie selbst sich das richtige Maßhalten nicht zutrauen, um der üblen Folgen eines etwaigen unmäßigen Gebrauches willen, die Genußmittel überhaupt verschmähen, damit aber auch auf die durch dieselben gebotenen Annehmlichkeiten verzichten müssen. Solches Thun aber verurteilt der Verfasser als Feigheit und vergleicht es mit dem eines Klausners, der sich, der Versuchung zu entgehen, von der Welt zurückzieht, sich aber dadurch jedes Lebensgenusses begiebt und auf die Mitarbeit am Kulturfortschritt der Menschheit verzichtet. Dagegen stimmt er denjenigen zu, die den Kampf ums Leben mit dem Leben aufnehmen, sich aller Mittel bedienen, die ihre Kräfte stärken und erhöhen, die wohl hier und da einen Irrtum begehen, aber doch sich aufraffen und trotz mancher Enttäuschung ihren Weg verfolgen, dazu beizutragen, den Menschengeist zu bilden und zu veredeln. — Wie der Einzelne je nach Temperament und Gewöhnung von den verschiedenen Genußmitteln beeinflußt wird und wie er sich demgemäß ihnen gegenüber zu verhalten habe, das bespricht der Verfasser sehr ausführlich, und es ist deshalb jedem, der sich darüber zu unterrichten wünscht, das kleine Büchlein angelegentlich zu empfehlen. Fr. H.

Auf dem Kriegspfad gegen die Massai, eine Frühlingsfahrt nach Deutsch-Ostafrika von Friedrich Kallenberg. Mit 1 Titelfarbendruck, 8 Tonbildern und 78 Textabbildungen nach dem Skizzenbuche des Verfassers nebst einer Karte der Pangani-Kilimandscharo-Route. München 1892. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Der Verfasser hat im Frühjahr 1891 eine Reise nach Ostafrika gemacht und sich unter dem Chef Johannes an einem Kriegszug gegen die Massai der Kilima-Ndscharogegend beteiligt. Der vorliegende Band ist ein Bericht über die Erlebnisse des Verfassers. Er beginnt mit der Abfahrt aus München und schließt mit der Landung in Neapel. Die Anlage der Reise und damit die Darstellung der Erlebnisse ist eine lediglich touristische, d. h. der Verfasser hat sich bemüht, möglichst viele Anregungen und Eindrücke zu sammeln, ohne einen bestimmten wissenschaftlichen oder geschäftlichen

Zweck zu verfolgen. So lesen wir denn die einzelnen erzählten Abenteuer mit großem Interesse und lernen den Verfasser als achtunggebietende und sympathische Persönlichkeit schätzen, ohne aber durch eine große Fülle von einzelnen bestimmten Daten überrascht zu werden. Nur am Schlusse sind Betrachtungen über die Bodenbeschaffenheit und Reiseratschläge in zwei Anhängen zusammengefaßt. Die gelegentlichen offenherzigen, kritischen Bemerkungen über das Verfahren verschiedener Personen und Behörden machen den Eindruck der Wohlüberlegtheit, Wißmann wird mit warmer, ungeteilter Verehrung behandelt. Die vielen Abbildungen sind gut gezeichnet und deutlich wiedergegeben, die Ausstattung ist elegant.

K. F.

Das Buch von den brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern. Von Dr. Bernhard Rogge, Königl. Hofprediger in Potsdam. Mit 12 Brustbildern auf Kupferdruckpapier in Holzstich aus der Xylographischen Kunstanstalt von R. Brend'amour u. Komp. Hannover 1892. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior.)

Von den Grundsätzen, die in dem kaiserlichen Erlaß vom 13. Februar 1890 in Bezug auf den Geschichtsunterricht zum Ausdruck gelangten, ausgehend, schrieb Dr. Bernhard Rogge sein „Buch von den preußischen Königen", dem er neuerdings „das Buch von den brandenburgischen Kurfürsten" hat folgen lassen, die beide zusammen unter dem Titel: „Vom Kurhut zur Kaiserkrone" ein einheitliches Ganze bilden. Der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, neues erforscht zu haben, er ist nur bemüht gewesen, auf Grund des vorliegenden, urkundlich ermittelten und festgestellten geschichtlichen Materials „einerseits dem heranwachsenden Geschlecht der Jugend zum Bewußtsein zu bringen, wie der brandenburgisch-preußische Staat dem Protestantismus und seiner Beschützung seine Stellung als Großmacht verdankt, und anderseits die persönlichen Verdienste der Hohenzollern um das Werden und Wachsen ihres Staates ins rechte Licht zu stellen," und diese Bemühungen des rede- und schriftgewandten Hofpredigers werden nicht umsonst sein. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß auch sein „Buch von den brandenburgischen Kurfürsten" ebenso einer freudigen Aufnahme im Preußenland sich erfreuen wird als das von den preußischen Königen. L.

Schiller's Leben. Der reiferen Jugend erzählt von S. Peter. Mit elf Holzschnitten in Vollbildern. Halle a. d. S. 1892. Verlag von Max Niemeyer.

Ein vortreffliches Buch wird uns mit Peter's Biographie Schiller's in die Hände gegeben. Der reiferen Jugend, welche immer ihr leicht erregbares und schwärmerisches Gefühl mit unvergleichlich größerer Macht und Bewunderung für jenen Dichter als zur Erkenntnis Goethe'scher Größe getrieben hat, erzählt der Verfasser in ebenso fesselnder wie das Gemüt ergreifender Darstellung alle die mannigfachen Ereignisse, Schickungen und Wandlungen, welche das Leben Schiller's durchlaufen hat. Es soll in dieser Biographie nicht die litterarische Bedeutung und künstlerische Größe der einzelnen Schiller'schen Dichtungswerke, nicht die Quelle und die Wirkung derselben, nicht ihre Beziehung zu Kant, zu der Antike u. s. w. dargestellt, es sollen vielmehr in einfacher und anschaulicher Schilderung Schiller als Mensch, die Verhältnisse im elterlichen Hause, die Bestrebungen und Schwierigkeiten seines Jünglingsalters, die Freuden und Leiden, die Triumphe und Täuschungen, die Sorgen und das Glück des Familienlebens im Mannesalter so vorgeführt werden, daß wir, wie es im Schlußworte heißt, nicht bloß den klassischen Dichter, sondern vor allem den guten und großen Menschen erkennen und immer mehr würdigen können. Und diese ganze Schilderung verläuft in einer so klaren und anheimelnden Weise, daß wir den ganzen Gegenstand und besonders den Dichter selbst immer mehr lieb gewinnen und seine ganze Persönlichkeit nebst allen denen, die zu ihm in Beziehung treten, uns immer plastischer vor Augen tritt. Unter den vielen Einzelheiten, die sich auf seine persönlichen Verhältnisse und Erfahrungen beziehen, befinden sich übrigens eine Reihe solcher, die, weil sie in den meisten Litteraturgeschichten fehlen, auch gebildeten Lesern neu und interessant sein dürften. Die elf Holzschnitte bilden eine willkommene Ausstattung dieses Buches, welches in jeder Beziehung als gut und empfehlenswert bezeichnet werden kann.

C. S.

Die Dornenkrone. Ein modernes Märchen von Georg Fuchs. Dresden 1893. Verlag von E. Damm.

Dieses schwarzbroschierte, mit goldenen Titellettern versehene Buch schließt mit den Worten: „Wie sie da lachen mußten! Lachen aus Herzensgrund! Ha, ha, ha, ha!" Soll man in dieses Gelächter einstimmen oder nicht? In diesem Dilemma wird sich wohl jeder vernünftige Mensch befinden, wenn er die Lektüre dieses Büchleins beendet hat. Schließlich wird das Staunen wohl über die Komik siegen, denn er kann mit Ollendorf aus dem „Bettelstudent" ausrufen: „Mir ist so manches schon passiert, aber so etwas noch nicht!" Jeder, welcher schon von den Früchten des „Symbolismus" gekostet hat, wird sich nicht weiter wundern; für ihn ist in litterarischen Dingen das nil admirari Grundsatz geworden; auch das wahnwitzigste Gefasel wird ihm nichts Neues mehr sein. Ob Herr Georg Fuchs Symbolist ist, läßt sich nicht sagen, denn worin eigentlich der Symbolismus

besteht, weiß ja niemand, seine Vertreter selbst nicht ausgeschlossen; insofern aber kann man ihn für einen dieser Auserwählten halten, als er es virtuos versteht, Unsinn zu schreiben. Man lese z. B. S. 45: „Erdrauch lachte. Sein Lachen aber kicherte wie die Tropfen eines Eiszapfens, die vor der ungeheuren Felswand niederblitzen, dann durch grünes, zitterndes Lorbeergebüsche gelangen, darunter aber empfängt sie züngelnd eine kranke Schlange.“ Nicht nur die Eiszapfen kichern in diesem Buche, auch die Fische, denn es heißt S. 120: „Zuweilen schnellte mit Gekicher ein glänzender Fisch aus der grauen, eintönigen Flut.“ Aber das ist noch bei weitem nicht das Tollste! Das liegt in der Handlung selbst, in den Gesprächen der Personen. Es ist der Mühe wert, diesen heidenmäßigen Unsinn zu lesen; er giebt ein neues Kapitel ab im Buche dichterischer Narrheit. Th. v. S.

Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Dr. E. Pohlmey, Gymnasialoberlehrer, und Hugo Hoffmann, Gymnasiallehrer. Gütersloh 1892. Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Im 2. und 5. Heft der Gymnasial-Bibliothek stellt Oskar Jaeger, Direktor des K. Friedrich-Wilhelmgymnasiums zu Köln, in lebendiger Darstellung Alexander den Großen, den genialen, jugendlichen König, dem „allem Genialen wie grundsätzlich abholden Manne aus dem Volke“, Marcus Porcius Cato, gegenüber. Eine „kurze Geschichte der altgriechischen Kolonisation“ hat im 12. Heft Dr. Gustav Hertzberg, Prof. a. d. Universität Halle a. S., und im 13. „Geographische Forschungen und Märchen aus griechischer Zeit“ der Propst und Direktor am Kloster U. l. Fr. in Magdeburg, Dr. Karl Urban, beigesteuert. Es wird dieser Hinweis auf die bestens redigierte Gymnasial-Bibliothek genügen, ihr in Lehrer- und Schülerkreisen neue Freunde zu erwerben. L.

Geschichte Alexanders des Großen. Von Joh. Gust. Droysen. Vierte Auflage. Mit fünf Karten von Richard Kiepert. Gotha 1892. Verlag von Friedr. Andreas Perthes.

Es hieße nur Worte machen, wollten wir gelegentlich des Erscheinens der vierten Auflage des vorstehend genannten, unverändert hervortretenden Werkes noch einmal seine großen Vorzüge und seine eigentümlichen Schwächen herzählen. Das Buch gehört längst zu den vorzüglichsten Zierden der deutschen Geschichtslitteratur und hat seinen bestimmten Platz in der Entwickelungsgeschichte der Historiographie. Mit des Verfassers Geschichte des Hellenismus und der Diadochen zusammen bildet es ein universalgeschichtliches Gemälde von unvergleichlich tiefem und anhaltendem Interesse, und wenn auch die niemals stillstehenden Detailforschungen, namentlich die Vertiefung der Kenntnisse über den Orient immer häufiger die Darstellung zu verändern scheinen, die großen Grundzüge der Auffassung sind heute noch nicht erschüttert, und es würde noch vieler Zeit, ungemessener Entdeckungen und Forschungen und eines großen synthetischen Talents bedürfen, ehe das Wagnis unternommen werden dürfte, dieses Werk aus seinem beherrschenden Platze zu verdrängen. Mag der in Droysen in der That erkennbare Nachklang Hegel'scher Einflüsse, vermöge welcher er „mit Nachdruck überall die Notwendigkeit und damit die Vernünftigkeit des Geschehenen nachzuweisen sucht,“ — mag dieser Zug seiner Methode für die neuere Geschichte seine Unzuträglichkeiten gehabt haben, für die alte Geschichte war es eine rühmliche That, „Vernünftigkeit“ in den Haufen von Notizen und Ueberlieferungen zu bringen, und nach Lessing's Ausdruck: „Die Schätze des Gedächtnisses in Nahrung des Geistes zu verwandeln.“ C.

Praktische Winke für Schriftsteller und solche, die es werden wollen. Von Heinrich Keiter. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Regensburg 1892. Selbstverlag des Verfassers.

Diese kleine Broschüre giebt sehr praktische und beherzigenswerte Winke und Maßregeln für das Aeußere, für das Handwerkartige der Schriftstellerei und ist jedermann, der diesen fatalen Beruf wählen will, bestens zu empfehlen, aber auch solchen, die ihm schon angehören. Die Regeln, die einem der Verfasser da anrät, lernt man sonst erst im Laufe der Jahre durch oft sehr unliebsame Erfahrungen kennen; weiß man sie aber schon, ehe man diese Laufbahn betritt, so bleibt einem so mancher Zweifel, so manches Aergernis erspart. Aber nicht nur für Schriftsteller im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes ist das kleine Buch von Wert: überhaupt für alle, die für die Oeffentlichkeit, für den Druck schreiben.

Th. v. S.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aus fremden Zungen, 1893. Heft 1, herausgegeben von Joseph Kürschner. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Bäumler, Ch., Über Krankenpflege. (J. C. B. Mohr, Freiburg.)

Bierbaum, O. J., 25 Jahre Münchener Hoftheatergeschichte. (Dr. E. Albert & Co., München.)

Boguslawski, Generallieutnant von, Die Parteien und die Heeresreform. (R. Eisenschmidt, Berlin.)

Busley, C., Die neueren Schnelldampfer. (Lipsius u. Tischer, Kiel.)

Duncker u. Bell, Englische Gesprächs- und Wiederholungsgrammatik. Lfg. 1. (Herrcke & Lebeling, Stettin.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. Zweite Abteilung, Lieferung 74, enthält: Handwörterbuch der Chemie, 54. Lieferung. — Dritte Abteilung, Lfg. 13, enthält Handbuch der Physik, 13. Lfg. – Band-Ausgabe. Lex. 8. Bd. XXXIV. Inhalt: Handwörterbuch der Physik, III. Bd. 1. Abt. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Winkelmann. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Ernst, Otto, Gedichte. (Conrad Kloß, Hamburg.)

Gizycki, Hugo von, Der Krieg. (Bibl. Bureau, Berlin.)

Griesebach, Eduard, Der neue Tannhäuser. 17. Aufl. (Union, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Handbuch der Physik, herausgegeben von Prof. Dr. A. Winkelmann. Bd. III. 1. Abt. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Hantzsch, A., Prof., Grundriss der Stereochemie. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Janitschek's Gesammelte Gedichte. (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.)

Kempert, H., Das alte und das neue Dogma. (Bibl. Bureau, Berlin.)

Kiepert's Grosser Hand-Atlas, 3. Aufl. 1. Lfg. (Dietrich Reimer, Berlin.)

Limesblatt, 1893. Nr. 1. (Fr. Lintz, Trier.)

Franz Liszt's Briefe. Bd. I. II. Herausgegeben von La Mara. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

Mistral, Frederic, Mirèio (Karl J. Trübner, Straßburg.)

Pecher, K. J., Diätetik und Lebensregeln. (K. F. Pfau, Leipzig.)

Pettenkofer, M. von, Ueber Cholera. (J. F. Lehmann, München.)

Poschinger, Heriberta von, (Heinz Offer), Lieder der Waldfrau. (Dr. E. Albert & Co., München.)

Der Rembrandtdeutsche, von * . * (Druckerei Glöß, Dresden.)

Rudow, W., Lucifer. Ein Dichterleben. (W. Rudow, Wernigerode).

Scharf, L., Lieder eines Menschen. (Dr. E. Albert & Co., München.)

Schipfer, Aug., Wider den Partikularismus. (Walther & Apolant's Verlag, Berlin.)

Schneider, Ida, Vergilbte Blätter. (Rud. Bechtold, Wiesbaden.)

Schröder, E., 95 Bismarck-Thesen. (E. Reutzel, Berlin.)

Sonne und Sänger, Mathematische Repetitionshefte I, II. (O. Ehrhardt, Marburg.)

Tennyson, Enoch Arden. 34. Aufl. (Herm. Grüning, Hamburg.)

The Tauchnitz-Magazine 17. 18. 19. (Bernhard Tauchnitz, Leipzig.)

Thomas, Emil, Die praktische Erlernung moderner Sprachen. (C. F. Müller, Leipzig.)

Tolstoj, Leo, Die erste Stufe. (Eduard Reutzel, Berlin.)

Um die Erde. Eine Auswahl der schönsten Dichtungen der wichtigsten Kultursprachen. Uebersetzt von W. Rudow. (W. Rudow, Wernigerode.)

Weber, H., Die Philosophie von Herbert Spencer. (H. Courths & Sohn, Darmstadt.)

Weissenfels, M., Golgatha. (Verlags-Magazin, Zürich.)

Wolff, Emil, Columbus. (E. Pierson, Dresden.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

